



hgv
→ 1981



HEIDELBERG

Jahrbuch
zur Geschichte
der Stadt

2013



herausgegeben vom
hgv HEIDELBERGER
GESCHICHTSVEREIN E.V.

HEIDELBERG

Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2013

Jahrgang 17

Herausgegeben vom
Heidelberger Geschichtsverein

Redaktion:

Jochen Goetze, Carola Hoécker, Ingrid Moraw,
Petra Nellen, Reinhard Riese, Julia Scialpi, Jürgen Zieher

Für den Vorstand:

Hans-Martin Mumm und Claudia Rink



KURPFÄLZISCHER VERLAG

39

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Heidelberg: Jahrbuch zur Geschichte der Stadt / hg. vom
Heidelberger Geschichtsverein. – Heidelberg: Kurpfälzischer Verl.
Erscheint jährl. – Aufnahme nach Jg. 1.1996
Jg. 1. 1996–

ZA 10572, 17.2013

LS

00 2722

Mit freundlicher Unterstützung der

**Klaus Tschira Stiftung
gemeinnützige GmbH**



2012

© Urheberrechte der Texte bei den Autorinnen und Autoren
Copyright der grafischen Gestaltung beim Herausgeber

Bestellungen über den Herausgeber:
Heidelberger Geschichtsverein e. V.

c/o Hans-Martin Mumm
Kaiserstraße 10
69115 Heidelberg

c/o Hansjoachim Räther
Klingentorstraße 6
69117 Heidelberg



Kurpfälzischer Verlag Dr. Hermann Lehmann – Heidelberg
Gestaltung und Herstellung: Dr. Julia Scialpi, Heidelberg
Druckerei: Neumann Druck, Heidelberg

ISBN 978-3-924566-48-7
ISSN 1432-6116



Inhalt

8 Vorwort

I. Aufsätze zur Stadtgeschichte

11 Jochen Goetze

Die Häuser der 1390 aus Heidelberg vertriebenen Juden

25 Ulrich Wagner

Ludwig V. von der Pfalz im Bauernkrieg 1525. Aspekte und Quellen

61 Sean Ward

„P.S. under dach bringen“. Die Heidelberger Jahre der Prinzessin Sophie von der Pfalz, späterer Kurfürstin von Hannover

87 Gerhard Schwinge

Zwei ungleiche Heidelberger Freunde. Die jahrzehntelangen Beziehungen zwischen Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817) und Johann Friedrich Mieg (1744–1819)

109 Reinhard Riese

„Es mag ... nicht leicht sein, Sieger in einem solchen Lande zu sein, denn der Sieg bringt nicht nur Rechte, sondern auch ... Verantwortung für den Besiegten.“
Liselotte Mugdan und ihr Schreiben vom Juli 1945 an die US-Militärregierung

133 Maike Rotzoll

Die Entstehung der „Sozialpsychiatrischen Klinik Heidelberg“ in den 1960er Jahren. Sozialpsychiatrie in Heidelberg

II. Topografie, Baugeschichte und Denkmalschutz

149 Hans-Martin Mumm

Kam der Architekt des Heiliggeistchors aus der Oberpfalz? Die Baubeziehungen zwischen Heidelberg und Bayern im frühen 15. Jahrhundert

191 Christmut Präger

Das Denkmal für die Neckar-Kanalisation von 1937

III. Miscellen

195 Klaus Winkler

Der Komponist Andreas Grundler. Schweinfurt ca. 1516–1555 Heidelberg

205 Peter Zimmer

Sie sammelte Volkslieder aus dem Odenwald

Das Leben und Wirken der Dichterin Auguste Pattberg (1769–1850)

221 Frank-Uwe Betz

Die rote Fahne auf dem Heidelberger Gewerkschaftshaus. Ein Strafverfahren gegen Nationalsozialisten zur Weimarer Zeit

231 Lorand Dészpa, Norbert Kramer, Christian Meier, Sebastian Schmidt-Hofner, Kai Trampedach, Christian Witschel

Der Schmerz läßt nach, aber die Erinnerung soll bleiben.

In memoriam der zehn Mitglieder des Seminars für Alte Geschichte und Epigraphik, die am 23. September 1961 bei einem Flugzeugabsturz in der Nähe von Ankara ihr Leben verloren

IV. Quellen & Berichte

259 Ingo Runde

625 Jahre Universitätsarchiv Heidelberg (1388–2013). Geschichte, Gegenwart und Perspektiven

267 Volker Schulz, Werner Ebert

Das Deutsche Tuberkulose-Museum im Rohrbacher Schlösschen

271 Enno Krüger

Zur Digitalisierung der Lorscher Handschriften

V. Rezensionen

275 Jürgen Udolph: Heidelberg – ein Heidelbeerberg? in Albrecht Greule (Hg.): Der Südwesten im Spiegel der Namen. (Hans-Martin Mumm)

276 Peter Meusburger, Thomas Schuch (Hgg.): Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg (Reinhard Riese)

279 Helmut Schwier (Hg.): Begegnungen, Vertreibungen, Kriege. Gedenkbuch zur Geschichte der Universität Heidelberg (Reinhard Riese)

280 Heiko P. Wacker: Das Heidelberger Schloss. Burg, Residenz, Denkmal (Hans-Martin Mumm)

282 Regina Baar-Cantoni: Religionspolitik Friedrichs II. von der Pfalz im Spannungsfeld von Reichs- und Landespolitik (Andreas Schmidt)

284 Joseph Görres: Schriftproben von Peter Hammer (Joseph Görres). Faksimile des Erstdrucks (1808) (Karin Buselmeier)

286 Franz A. Bankuti: Tabak in der Kurpfalz. Tabakanbau und Zigarrenindustrie (Carola Hoécker)

287 Maxi Marianne Fricke: 175 Jahre Dr. Heinrich Klose – Freimaurer und Bauherr des alten Englischen Viertels in Heidelberg-Neuenheim – in drei Teilen (Dietrich Bahls)

289 Stefan Mörz: A Short History of the English Church Heidelberg (Hansjoachim Räther)

- 291 Sabine Arndt:** Das Schlosshotel Heidelberg – Eine Laudatio auf ein Hotel.
Hanna Wölki: Heidelberger Hotels im späten 19. Jahrhundert. Schloss-Hotel und Hotel Bellevue (Claudia Rink)
- 293 Marco Birn:** Bildung und Gleichberechtigung. Die Anfänge des Frauenstudiums an der Universität Heidelberg (1869–1918) (Petra Nellen)
- 296 Susan Richter, Armin Schlechter (Hgg.):** Zwischen allen Welten. Die Lebenserinnerungen der ersten Heidelberger Professorin Gerta von Ubisch (Jürgen Zieher)
- 298 Marcus Popplow:** Felix Wankel. Mehr als ein Erfinderleben (Martin Krauß)
- 300 Erlebte Geschichte erzählt 2005–2010.** Michael Buselmeier im Gespräch (Ingrid Moraw)
- 302 Christmut Präger:** Kunst auf dem Campus: Kunst am Bau der Universität Heidelberg nach 1945 (Julia Scialpi)
- 303 Der ehemalige Harmonie-Garten und die Theaterstraße in Heidelberg** (Petra Nellen)
- 305 Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte**
- 317 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren**
- 319 Über den Heidelberger Geschichtsverein**

Vorwort

2013 werden fast alle US-amerikanischen und Nato-Truppen Heidelberg verlassen haben. Dies ist ein tiefer Einschnitt in die Stadtgeschichte, denn damit eröffnen sich nicht nur Chancen für künftige Entwicklungen, sondern die Stadt wird eingeholt von einer bislang verdeckten und verdrängten Geschichte. Die Patton-Baracks am Kirchheimer Weg sind im Kern die Kaserne des Infanterie-Regiments 110, die 1913 rechtzeitig zum Ersten Weltkrieg errichtet wurde. Als Heidelberg nach dem Versailler Vertrag von 1919 in der entmilitarisierten Zone entlang des Rheins lag, wurde der Standort – getarnt als „Polizeikaserne“ – von der Reichswehr weiter genutzt. Mit der Rheinlandbesetzung vom März 1936 brach die Nazi-Regierung offen mit den Auflagen von Versailles, ohne auf wirksame Proteste der Siegermächte zu stoßen. An der Römerstraße begann der Bau der Großdeutschland-Kaserne, wiederum rechtzeitig zum nächsten Weltkrieg.

Wenn die heutigen „Campbell Baracks“ nun geräumt werden, gerät ihre Architektur mit zahllosen Details wieder in den Blick und muss neu gelesen werden. Für die Nachkriegsjahre hat sich dieses Jahrbuch mit den Aufsätzen von Theodor Scharnholtz (Jg. 4, 1999 und Jg. 6, 2001) an der Aufarbeitung beteiligt. Auch der Beitrag von Reinhard Riese im vorliegenden Band geht der Stimmung zu Beginn der Besatzungszeit nach. Eine Garnisons- und Militärgeschichte Heidelbergs fehlt aber völlig, und es gibt auch nicht sehr viele Vorarbeiten dazu. Vielleicht bewirken ja der Abzug der US-Amerikaner und die Erinnerung an den Beginn des Ersten Weltkriegs 2014, dass es zu Forschungen zu diesen Themen kommt.

2013 stehen überdies zwei Jubiläen an: Vor 450 Jahren erschien der Heidelberger Katechismus, und vor 400 Jahren feierte Kurfürst Friedrich V. die spektakuläre Hochzeit mit der englischen Königstochter Elisabeth. Der historische Zusammenhang liegt auf der Hand: Die Pfalzgrafschaft strebte konfessionspolitisch und ehedynastisch eine Vormachtstellung in Deutschland an. Der Dreißigjährige Krieg beendete den politischen Höhenflug, während der Katechismus als Glaubensdokument bis heute den Namen Heidelberg um die Welt trägt.

Unabhängig davon, aber auch nicht quer dazu haben die Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim für 2013/14 ein regionales Wittelsbachjahr ausgerufen. Darunter lassen sich ohne Mühe die beiden genannten Jubiläen fassen. Und auch für das vorliegende Jahrbuch konnotiert das Stichwort Wittelsbach wichtige Beiträge: Jochen Goetze geht dem Hauseigentum der Juden nach, das 1390/91 von Ruprecht II. der Universität übertragen wurde; Hans-Martin Mumm ordnet den Heidelberger Chorbau Ruprechts III. in das Umfeld der bayerischen und pfälzischen Landesteilungen von 1392 und 1410 ein; Ulrich Wagner arbeitet anhand Würzburger Quellen die Rolle Ludwigs V. gegenüber der Aufstandsbewegung von 1525 heraus; Sean Ward rekonstruiert die Heidelberger Jahre der späteren Kurfürstin Sophie von Hannover.

Weitere Themen sind Klaus Winklers Entdeckung, dass Andreas Grundler, der Ehemann von Olympia Fulvia Morata, nicht nur Mediziner, sondern auch Komponist war; Gerhard Schwinge beleuchtet die Freundschaft zwischen dem Aufklärer Johann

Friedrich Mieg und dem Pietisten Heinrich Jung-Stilling; Peter Zimmer würdigt die Dichterin und Wunderhorn-Beiträgerin Auguste Pattberg; Frank-Uwe Betz schildert einen Prozess der Weimarer Jahre gegen rechtsradikale Aktivitäten; Christmut Präger stellt ein kaum beachtetes Denkmal von 1937 zur Neckarkanalisation vor; Maïke Rotzoll arbeitet die sehr zeitnahe Geschichte der Heidelberger Sozialpsychiatrie auf.

Der Flugzeugabsturz, der 1961 zehn Mitarbeiter des Seminars für Alte Geschichte und Epigraphik in den Tod riss, findet einen erinnernden Beitrag aus den Reihen heutiger Althistoriker. Der Abschnitt „Berichte“ bringt aktuelle Beiträge über das Universitätsarchiv, das Rohrbacher Tuberkulose-Museum und die Arbeit an der Digitalisierung des Lorscher Kodex. Rezensionen und aktuelle Literaturhinweise beschließen wie gewohnt den Band.

Zu danken haben wir der Klaus-Tschira-Stiftung für ihre Unterstützung sowie den Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge, der Redaktion, Julia Scialpi als Herstellerin, Hermann Lehmann vom Kurpfälzischen Verlag, der Druckerei Neumann, dem Vertrieb, dem Buchhandel, den Anzeigenkunden, den Vereinsmitgliedern und allen weiteren Leserinnen und Lesern.

Heidelberg, im September 2012

Hans-Martin Mumm

Claudia Rink

**Ihre direkte Verbindung
zu uns – unsere
KundenService-Nummer:**

Bitte mit
Vorwahl
wählen!

06221 5110

**Schnell, einfach und bequem
per Telefon:**

- Termin vereinbaren
- Kontostand erfahren
- Daueraufträge bearbeiten
- Karten sperren lassen
- Wertpapiere kaufen oder verkaufen
- Lastschriften zurückgeben
- das Limit für Ihr Online-Banking ändern
- und vieles mehr

**Montag bis Freitag von
8:00 bis 18:00 Uhr zum Ortstarif!**

 **Sparkasse
Heidelberg**

www.sparkasse-heidelberg.de

Die Häuser der 1390 aus Heidelberg vertriebenen Juden ✓

Mittelalterliche Städte weisen in der Regel eine klar definierte räumliche Differenzierung nach berufs- oder gewerbeorientierten Kriterien auf, häufig schon gibt der Name einer Straße oder Gasse Auskunft darüber.¹ In der Reeperbahn saßen die Reeper, Seilschläger oder Seiler, die wegen des enormen Platzbedarfes ein für ihr Handwerk reserviertes Terrain benötigten; die Gerber oder Loher – in Heidelberg die Leyer – konzentrierten sich wegen ihres großen Bedarfs an Wasser an einer für sie günstigen Stelle einer Stadt.

In Heidelberg sind wegen der besonderen Bedingungen einer sich im 14. Jahrhundert herausbildenden Residenzstadt die Verhältnisse etwas anders. Zwar ist für das Mittelalter auch hier eine grobe funktionale Stadtgliederung festzustellen, doch bereits im 16. Jahrhundert, als die Residenz und ihre Funktionen voll ausgebildet waren, zerfließen sie. Die Schiffer und Fischer wohnen nicht mehr in unmittelbarer Nähe zum Neckar, auch südlich der Hauptstraße sind sie jetzt anzutreffen, die Bierbrauer und Gerber sind trotz ihres großen Wasserverbrauchs bereits über die ganze Stadt verteilt.² Eine genuin soziale Differenzierung der Wohnquartiere ist in der mittelalterlichen Stadt nicht festzustellen, wenngleich die berufliche Betätigung in besonderen Fällen zur Ausbildung bestimmter Quartiere führen konnte; freilich war sie in der Regel an besondere, für die Gewerbe spezifische topographische Besonderheiten gebunden. Anders verhält es sich mit den seit dem Mittelalter in den Städten des Reiches siedelnden Juden. Auch sie versuchten, eigene Quartiere zu bilden. Die Gründe waren jedoch anderer Art: die Errichtung und der Unterhalt einer Synagoge in einem vollkommen christlichen, sozialen und urbanen Umfeld führte notwendigerweise zum Versuch, eine eigene Gemeinde mit jüdischer Autonomie zu bilden. Von wenigen Ausnahmen wie Speyer und Worms abgesehen, kam es allerdings nicht zur Ausbildung eines Ghettos – dies ist eine Erscheinung, deren Anfänge zwar im 15. Jahrhundert liegen, die jedoch erst im 16. Jahrhundert allgemein wirksam wurden und zu den bekannten Erscheinungsbildern führten.³

Nach den Pogromen der Jahre 1348 und 1349 siedelten die Pfalzgrafen bei Rhein in Heidelberg und anderen Gemeinden der Pfalz gezielt Juden an, die im Verlauf der Pogrome aus Speyer, Worms und anderen Städten vertrieben oder geflüchtet waren. Über die genauen Umstände der jüdischen Ansiedlung in der Kurpfalz gibt es keine Quellen. In den 60er Jahren des 14. Jahrhunderts scheint die Zahl der ansässigen Juden so groß gewesen zu sein, dass gemeindliche und übergemeindliche Organisationen notwendig wurden. Bereits 1360 ist eine Übereinkunft zwischen den Juden von Heidelberg und Kurfürst Ruprecht I. überliefert, nämlich ein gemeinschaftliches Schutzgeld von 600 Pfund Heller zu zahlen. Diese Übereinkunft setzt für die Juden zumindest eine gemeinschaftliche Willensbildung, wenn nicht sogar Organisations-

strukturen voraus.⁴ Am 13. November 1365 nahm Ruprecht I. den Juden Lebelang in seinen Schutz und erlaubte ihm, in Heidelberg und anderen Orten der Pfalz ‚Schule zu halten‘, gegen 20 Pfund Heller jährlich. Unter den Juden scheint Lebelang eine prominente Stellung eingenommen zu haben.

Knapp zwei Wochen zuvor hatte Ruprecht dem Juden Lebelang, der als Hochmeister der Juden zu Weinheim bezeichnet wird, zusammen mit den Juden Godelieb, Moysse, Nurnberg und Symelin zu Heidelberg, nach dem Gutachten seiner Amtleute die Juden diesseits des Rheines, wenn sie ‚unbescheidenheit‘ trieben, zu bestrafen.⁵ Dabei handelt es sich wohl um ein Art Gericht innerhalb der jüdischen Gemeinden und Bewohner in der rechtsrheinischen Pfalz; die ‚unbescheidenheit‘ als Delikt orientierte sich hauptsächlich an den ethischen Normen der Christen.

1367 tritt Lebelang als von Kurfürst Ruprecht I. Bevollmächtigter für die sich in der Pfalz ansiedelnden aussätzigen Juden auf. 1375 wird Lebelang in einer Schuldverschreibung Ruprechts I. ‚Meister‘ genannt.⁶ Dieser Ehrentitel bezeichnet im Mittelalter Vorgesetzte, aber auch akademische und geistliche Lehrer. Lebelang muss also innerhalb des jüdischen Gemeindeverbandes eine sehr prominente Stellung innegehabt haben. In diesen Zusammenhang passt es auch, dass es Lebelang 1365 von Ruprecht I. erlaubt wurde, in Heidelberg und anderen Orten ‚Schule zu halten‘. Unter Schule ist nicht nur die Unterrichtsanstalt zu verstehen, sondern auch die Synagoge, die in der mittelalterlichen deutschsprachigen Diktion durchweg als (Juden-)Schule bezeichnet wurde, lateinisch schola Iudaeorum. Die Erlaubnis für Lebelang, in Heidelberg und anderen Orten der Kurpfalz ‚Schule zu halten‘ bedeutet mit großer Sicherheit, daß er damit ‚Judenschulen‘ oder Synagogen einrichten durfte.

Dieses Faktum und das Datum 1365 sind für die Entstehung der Heidelberger Synagoge wichtig. Da Synagogen nicht nur gottesdienstliche Häuser waren, sondern auch Schulen, Akademien, Gemeindezentren, Bibliotheken, Bildungsstätten, ist mit großer Sicherheit anzunehmen, daß die damalige jüdische Gemeinde in Heidelberg diejenigen Gebäude, die später zur Synagoge oder Judenschule in der Unteren Neckarstraße/Ecke Dreikönigstraße zusammengefasst wurden, 1365 oder später erworben und entsprechend umgebaut wurden. Diese Vermutung wird erhärtet durch einen Eintrag in die Amtsbücher der Universität. Nach der Enteignung des jüdischen Besitzes in Heidelberg durch Kurfürst Ruprecht II. im Spätjahr 1390 und der Übereignung desselben an die Universität beauftragt diese im Dezember 1390, den ‚alten‘ Landschreiber Friedrich mit dem Umbau der Judenschule für die Bedürfnisse der Universität zu betrauen, weil dieser seinerzeit die Judenschule errichtet hatte.

Über die Amtszeit des Heidelberger Landschreibers Friedrich ist wenig bekannt. 1384 wird er in amtlicher Tätigkeit erwähnt, 1390 und nochmals 1399 wird er als der ‚Alte Landschreiber‘ bezeichnet, d.h. er befand sich in diesen Jahren im Ruhestand.⁷ Für die Universität scheint er mehrfach tätig gewesen zu sein: neben der Herrichtung der Synagoge verwaltete er gelegentlich auch Gelder der Universität.⁸ Wenn Friedrich also ab 1390 als ‚alter‘ Landschreiber bezeichnet wird, kann das oben vermutete Datum für die Einrichtung der Synagoge sehr wohl in die aktive Dienstzeit Friedrichs fallen, 1365 oder wenig später wäre auch aus dieser Sicht ein wahrscheinliches Datum.

Die Quelle ist in zweierlei Hinsicht außerordentlich interessant: einmal zeigt es die Beteiligung eines hochrangigen kurpfälzischen Beamten am Zustandekommen der Synagoge. Wenn der Text formuliert, daß der alte Landschreiber die Synagoge seinerzeit erbaut hatte (*tunc aedificaverat*), kann das wohl kaum etwas anderes heißen, als daß er im kurfürstlichen Auftrag die Erstellung des jüdischen Gemeindezentrums organisiert hatte. Ruprecht I. hatte 1348/49 aus Speyer und Worms vertriebene Juden in die Pfalz geholt, ihnen in Heidelberg und anderen Orten der Pfalz Aufnahme angeboten, wenn auch aus wenig altruistischen Gründen. Die so zustande gekommenen jüdischen Gemeinden in Heidelberg und in anderen Orten der Pfalz scheinen nicht besonders zahlreich gewesen zu sein, bereits wenige Jahre nach den Pogromen remigrierte eine nicht unerhebliche Zahl der den Verfolgungen entkommenen oder rechtzeitig geflüchteten Juden in ihre Heimatstädte, hauptsächlich nach Speyer. Speyer nahm nach einem förmlichen Ratsbeschluss 1352 wieder Juden auf, Worms folgte ein Jahr später.⁹ Von dieser Rückwanderung kann auch die jüdische Gemeinde in Heidelberg betroffen gewesen sein, d.h. die in den Quellen überlieferte Zahl der Juden in Heidelberg kann vor 1352/53 höher gewesen sein als nach diesen Jahren.

Ruprecht I. hatte die Juden zur Förderung seines Staatsaufbaues in der Pfalz aufgenommen. Gegen eine mögliche Rückwanderung konnte er nichts einwenden. Als Untertanen des römischen Königs unterstanden sie nicht wie die Bewohner der Pfalz der Leihherrschaft des Pfalzgrafen, konnten daher nach eigenem Willen ihren Wohnort wählen, und gewiss boten Metropolen wie Speyer und Worms den Juden größere Entfaltungs- und Verdienstmöglichkeiten als eine kleine Residenzstadt, wie es Heidelberg in diesen Jahren war.

Die Vertreibung der Juden

Kurfürst Ruprecht I. schlug in seinen letzten Regierungsjahren († 16. 2. 1390) eine andere Politik gegenüber den Juden ein. Hatte er zuvor die Juden in Heidelberg noch pauschal über längere Zeiträume hinweg privilegiert, so schloss er jetzt nur noch Verträge mit einer kurzen Laufzeit ab.¹⁰ Möglicherweise ist darin bereits der Einfluss seines Neffen und Nachfolgers Ruprechts II. zu sehen; möglich ist aber auch die Notwendigkeit, die 1386 mit sparsamsten Mitteln gegründete Universität besser auszustatten – nach der Vertreibung der Juden aus Heidelberg erhielt sie deren Häuser zur eigenen Nutzung.

In der zweiten Jahreshälfte 1390 waren alle an die jüdischen Bewohner der Stadt Heidelberg vergebenen Privilegien abgelaufen; Ruprecht II. konnte somit ohne weitere Entwicklungen befürchten zu müssen, die Juden vertreiben.

Ein genaues Datum der Vertreibung läßt sich nicht ermitteln. Auf jeden Fall muss sie vor November 1390 stattgefunden haben, denn am 2. November behandelte die Versammlung der Universität neben anderen Punkten auch die Frage, wie mit den vom Kurfürsten übereigneten Häusern der vertriebenen Juden und der Synagoge weiter zu verfahren sei.¹¹ Es wird beschlossen, dass aus den Häusern ein Universitätskollegium gebildet werden soll. Dafür will man den eben begonnenen Neubau außerhalb der Stadtmauern aufgeben.¹²

Nicht ganz einfach zu deuten ist der Begriff des Kollegiums. Generell gilt für das ausgehende Mittelalter noch die Bedeutung einer Gesamtheit von Berufsgenossen, wie er aus der Antike überliefert ist. Erst allmählich umfasste der Begriff auch die entsprechenden Baulichkeiten.

Ein eigenes Bauprogramm hatten die Universitäten in diesen Jahren noch nicht entwickelt, vielmehr waren sie mangels eigener Gebäude durchweg noch in angemieteten privaten Häusern oder in den städtischen Niederlassungen der Bettelorden zu Gast. Die Übereignung der Häuser der vertriebenen Juden musste der Universität in Heidelberg daher sehr willkommen sein.¹³

Auch die Universitäten neigten dazu, in den Städten eigene Quartiere zu bilden, sofern es ihnen möglich war. In Heidelberg war die Universität in den ersten Jahren gastweise im Augustinerkloster untergekommen, ohne in dessen näherer Umgebung zunächst einen Schwerpunkt in der Stadt bilden zu können. Auch die übereigneten Judenhäuser bildeten in der Stadt kein zusammenhängendes Quartier, konzentrierten sich aber immerhin auf den Bereich der oberen heutigen Dreikönigstraße, sodass sich zusammen mit dem Augustinerkloster, dem Haus des Enschin (Hauptstraße 144) und dem Haus des Simmelin (Hauptstraße 136) ein Schwerpunkt in der westlichen Kernaltstadt bildete. Diesen sollte die Universität in den folgenden Jahren durch Zukäufe, Erblasse und Stiftungen um das Augustinerkloster herum zu einem eigenen Quartier ausbauen können.

Die offizielle Übereignung der Judenhäuser an die Universität erfolgte erst am 21. Mai 1391.¹⁴ Dennoch begann die Universität bereits 1390, die Inbesitznahme der Gebäude zu organisieren. Eine Kommission wurde eingesetzt, die den baulichen Zustand der Häuser prüfen sollte, gleichzeitig wurde die Finanzierung für notwendige Reparaturen geregelt.¹⁵ Zudem wurde beschlossen, den alten Landschreiber Friedrich mit dem Umbau der Synagoge zu betrauen.¹⁶

Der zeitliche Ablauf der Enteignung der Judenhäuser und die Schnelligkeit, mit der die Universität ohne offizielle Besitzweisung noch im Spätjahr 1390 über die Judenhäuser verfügte ist erstaunlich. Die offizielle Übereignung erfolgte erst im Mai 1391, so wie auch in anderen Städten der Kurpfalz die Häuser der vertriebenen Juden erst im Jahre 1391 zugunsten der kurfürstlichen Kasse veräußert wurden.¹⁷

Die im Original erhaltene kurfürstliche Schenkungsurkunde listet die einzelnen Gebäude genau auf.¹⁸ Allerdings lassen sich aus dieser Liste die Häuser nicht zweifelsfrei identifizieren, da die Aufstellung nur zum Verständnis für die Zeitgenossen vorgenommen wurde. Die Universität als neuer Besitzer hielt die meisten der Häuser – von wenigen Verkäufen abgesehen – bis nach der Zerstörung der Stadt 1693 in ihrem Besitz und verwaltete sie sorgfältig. Nach der Zerstörung wurde 1695 eine genaue Aufstellung der Schäden an den Gebäuden und der entstandenen Verluste am Vermögen der Universität vorgenommen.¹⁹ Eine Plandarstellung ergänzte die Aufstellung des Häuserbesitzes.²⁰ (Abb. 1)

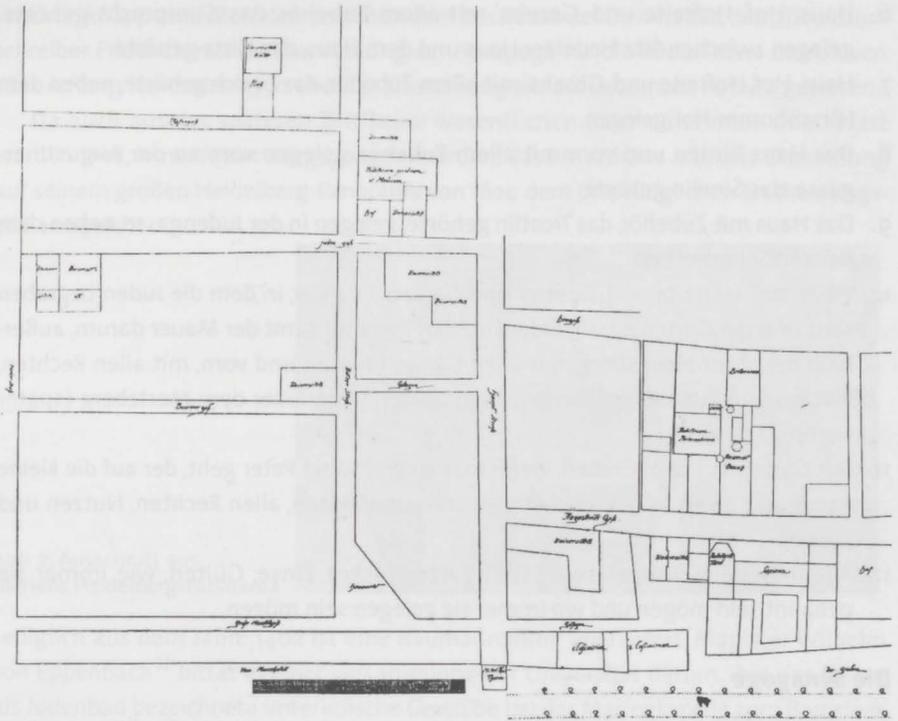


Abb. 1: Der Liegenschaftsbesitz der Universität in Heidelberg 1695

Eine weitere aussagekräftige Hilfe bei der Identifizierung der Häuser ist das Berainbuch der Stadt Heidelberg von 1607.²¹ Das Berainbuch wurde nach dem Verlust des Vorgängers 1607 als Grundstücksverzeichnis der Stadt Heidelberg angelegt. Neben einer genauen Auflistung der einzelnen Grundstücke mit den jeweiligen Angrenzern rechts, links, hinter und vor dem Grundstück werden der aktuelle Besitzer und sein Vorgänger genannt, beide mit Berufsbezeichnung. Weiter verzeichnet das Berainbuch die Höhe des auf den einzelnen Grundstücken liegenden Stegen- oder Arealzinses.²² Allerdings gibt das Berainbuch nur den Besitz der Universität im Jahre 1607 wieder. Bis dahin waren einzelne Häuser aus der Übereignung von 1390 bereits wieder verkauft worden.

Die Aufstellung des Jahres 1391 listet folgende Gebäude und Liegenschaften auf:

1. Die Judenschule, jetzt Marienkapelle, im gesamten Umfang vorn und hinten, das Haus neben der Kapelle und der Garten dahinter mit allem Zubehör.
2. Das Haus hinter der Kapelle, genannt ‚uf der Stegen‘ mit Hof und Schopfen dahinter, das zuvor dem Zitternden Abraham gehörte.
3. Das Häuschen und die Kelter, die Harmeder gehörten, gegenüber der Kapelle und neben Klaus von Nußloch.
4. Die Stein- und Holzhäuser in der Gasse gegenüber der Kapelle, die Moses Nürnberger gehörten, samt allen Rechten und Zubehör.
5. Das Haus, das Hirtz gehörte, gegen die Untere und gegen die Obere Gasse, mit allen Rechten und Zubehör.

6. Haus, Hof, Hofreite und ‚Gesehs‘ mit allem Zubehör, das Gumprecht gehörte, gelegen zwischen Sitz Hederers Haus und dem Haus, das Hirtz gehörte.
7. Haus, Hof, Hofreite und ‚Gesehs‘ mit allem Zubehör, das Ensich gehörte, neben dem Hirschhorner Hof gelegen.
8. Das Haus hinten und vorn mit allem Zubehör, gelegen vorn an der Augustiner-gasse, das Similin gehörte.
9. Das Haus mit Zubehör, das Trostlin gehörte, gelegen in der Judengasse, neben dem Beierlin Schumecher.
10. Haus, Hof, Hofreite und ‚Gesehs‘ und Garten dahinter, in dem die Juden begraben sind, und der Garten daran, Judenkirchhof genannt samt der Mauer darum, außerhalb der Stadt Heidelberg, mit allen Gängen hinten und vorn, mit allen Rechten, Nutzen und Zubehör, neben unserem Garten gegenüber dem Mertzberg (später Herrengarten).
11. Der Garten auf dem Graben, wenn man gegen Sankt Peter geht, der auf die kleine Sandgasse stößt, mit allen Gängen, vorn und hinten, allen Rechten, Nutzen und Zubehör
12. Alle anderen Güter, es seien Weingärten, Äcker, Zinse, Gülten, wie immer sie genannt sein mögen und wo immer sie gelegen sein mögen.

Die Synagoge

Synagogen haben kein eigenes Bauprogramm entwickelt, im Ideal sollten sie dem Tempel in Jerusalem gleichen. Im Einzelfall richteten sich die Bauten nach den örtlichen Gegebenheiten. Hauptraum war ein großer Betsaal mit kleineren Nebenräumen. Die von der Universität für notwendig erachteten Umbauten hielten sich wohl in Grenzen, denn die räumliche Aufteilung der Synagoge scheint weitgehend den Bedürfnissen des akademischen Betriebes entsprochen zu haben. Am 10. Dezember waren die Arbeiten wohl weitgehend abgeschlossen, denn an diesem Tage beschloss die Versammlung der Universität, für die Weihe der zur christlichen Kapelle umgewidmeten Synagoge die Ankunft Kurfürst Ruprechts II. abzuwarten. Ruprecht II. stellte Anfang Dezember in Bacharach und Hemsbach Urkunden aus, ab 21. Dezember urkundete er wieder in Heidelberg.²⁸

Als Tag für die Weihe der ehemaligen Synagoge durch Bischof Eghard von Worms wählte man den 26. Dezember 1390.²⁹ Wie viele umgewidmete Synagogen wurde sie Maria, der Mutter Jesu geweiht.³⁰ In der Kapelle wurden zwei Altäre aufgestellt, einer dem Heiligen Geist, Maria und dem Protomartyr Stephan, der andere dem Heiligen Kreuz und der heiligen Elisabeth von Thüringen gewidmet.³¹ Beide Altäre wurden reich mit Reliquien ausgestattet und allen, die die Kapelle jeweils am 26. Dezember, dem Stephanstag besuchten, ein Ablass von 40 Tagen in Aussicht gestellt.

Die Synagoge bestand in ihrer Gesamtheit aus drei Gebäuden: einem kleineren mit einem umbauten Innenhof an der Ecke der heutigen Unteren Straße/Dreikönigstraße und zwei anschließenden in der Unteren Straße (heutige Hausnummern 24 und 26), die zu einem größeren baulich zusammengezogen waren. Die Grundstruktur der Gebäude scheint von der Universität nicht verändert worden zu sein, dazu wäre die

Frist von knapp zwei Monaten zwischen dem Beschluss der Universität, den alten Land-
schreiber Friedrich mit der Herrichtung der Synagoge für die Bedürfnisse der Univer-
sität Anfang November 1390 und der Einweihung am 26. Dezember zu kurz gewesen.

Da auch aus der späteren Zeit keine wesentlichen Baumaßnahmen überliefert
worden sind, kann davon ausgegangen werden, dass Matthäus Merians Darstellung
auf seinem großen Heidelberg-Panorama von 1620 dem ursprünglichen Erscheinungs-
bild entspricht.



Abb. 2: Ausschnitt aus
Merians Heidelberg-Panorama

Lediglich aus dem Jahre 1402 ist eine Baumaßnahme überliefert: Magister Wilhelm
von Eppenbach³² bittet in einer Versammlung der Universität darum, ihm das früher
als Judenbad bezeichnete unterirdische Gewölbe bei der Marienkapelle zum Bau eines
Kellers zu überlassen. Die Versammlung stimmte seiner Bitte zu.³³ Bei dem Gewölbe
kann es sich nur um den Keller unter dem Eckgebäude Untere Straße / Dreikönigstraße
handeln.³⁴

Ein Blick auf die Kellersituation verdeutlicht den Befund der Baubeobachtung aus
dem Jahre 1981, die hier die Mikwe vermutete, „da eine unten zugemauerte Wendel-
treppe in einen Keller mit Grundwasserbereich führt“.³⁵ Eine neuerliche Baubeobach-
tung (Verf.) und ein Vergleich des Befundes mit dem Keller- und dem Katasterplan
kommt freilich zu einem anderen Ergebnis, ohne die Beobachtung von 1981 grundsätz-
lich in Frage zu stellen. Demnach ergibt sich eine Verschiebung der östlichen Gebäude-
wand des Eckhauses nach der Zerstörung des Hauses 1693 auf das Grundstückinnere.
Die folgende Abbildung, in der der Katasterplan und der Kellerplan der Grundstücke
übereinander gelegt sind, verdeutlicht dieses. Demnach führte die zugemauerte Wendel-
treppe nicht in die Mikwe, vielmehr war sie der ursprüngliche Zugang aus dem Eck-
gebäude in das darunter liegende Gewölbe, in dem sich die Mikwe befunden haben
dürfte. Bei der Wiedererrichtung der östlichen Hauswand des Eckgebäudes und ihrer
Verschiebung grundstückseinwärts musste die Treppe notwendigerweise zugemauert
werden.³⁶

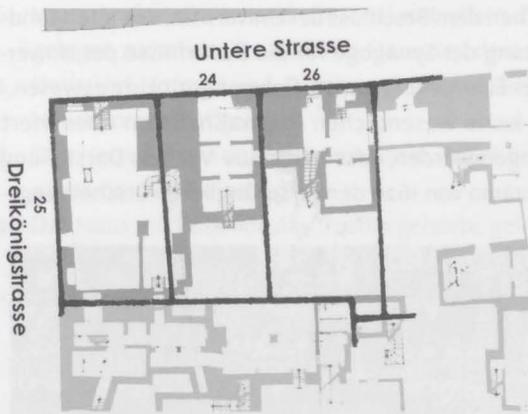


Abb. 3: Katasterplan und Kellerplan der Grundstücke der ehemaligen Synagoge

Beim Wiederaufbau der Stadt nach den Zerstörungen des Jahres 1693 ist es an vielen Stellen der Stadt zu derartigen Verschiebungen der ursprünglichen Grundstücksgrenzen gekommen, sodass eine Neuvermessung der Stadt gegen Ende der Wiederaufbauphase notwendig wurde.³⁷ Dieser Plan ist bis auf geringe Umrechnungsfehler von den damaligen Heidelberger Maßen auf das badische Maßsystem im Jahre 1830 noch heute gültig.

Betrachtet man den Kellerplan genauer, fallen die gewaltigen und sehr unregelmäßig angeordneten Baumassen in den Gebäuden auf. Seit den Umbauten durch Magister Wilhelm von Eppenbach, die sich wahrscheinlich in engen Grenzen gehalten haben dürften, sind hier wohl keine weiteren Baumaßnahmen getroffen worden, sodass der heutige Zustand im wesentlichen dem des 14. Jahrhunderts entspricht.

Auf Merians Darstellung der Marienkapelle ist deutlich ein kleines Türmchen zu erkennen. Dieses dürfte wohl nach der Umwidmung von der Synagoge zur christlichen Kapelle aufgesetzt worden sein. Aus einer Auflistung der Ausgaben des damaligen Rektors der Universität zum Jahr 1396 geht hervor, dass der Rektor Johannes de Noet 16 Denare für das Seil der größeren Glocke der Marienkapelle ausgegeben hatte.³⁸ Demnach muss das Türmchen zwei Glocken enthalten haben.

Über die ursprünglichen Besitzverhältnisse der Grundstücke und Häuser, die vermutlich 1365 oder kurz darauf zur Synagoge zusammengefasst wurden, sind wir nicht unterrichtet. Bemerkenswert ist jedoch, dass die Universität nach der Übereignung des Jahres 1390 einen Zins übernehmen musste, der auf einem der Grundstücke lag. Es handelt sich um die jährliche Abgabe eines Huhnes an die Herren von Handschuhsheim. Derartige Zinse sind reine Anerkennungszinse, die auf die ursprünglichen Besitzverhältnisse schließen lassen. In der Übereignungsurkunde vom 21. Mai 1391 ist davon nicht die Rede, vielmehr wird die Universität von allen herrschaftlichen und städtischen Abgaben befreit. Davon unbenommen sind natürlich die privatrechtlichen Schuldverhältnisse, zu denen der Hühnerzins gehört. 1402 sah die Universität die Möglichkeit, diesen Zins an eine Privatperson abzuwälzen. Als Wilhelm von Eppenbach beantragte, das Gewölbe unter dem Eckhaus Untere Straße/Dreikönigstraße zu einem Keller auszubauen, wurde ihm und den jeweiligen Nutzern des Kellers dieses nur unter der Bedingung genehmigt, die jährliche Leistung des Zinshuhnes an Dietrich von Hand-

schuhsheim und seine Nachfolger zu übernehmen.³⁹ Ausdrücklich wird erwähnt, dass das Huhn bisher von der Kapelle zu entrichten war, und es darf angenommen werden, dass der Zins auch von den Betreibern der Synagoge gezahlt werden musste.

Die Universität nutzte die Marienkapelle nicht nur für gottesdienstliche Zwecke und Versammlungen, sondern auch als Hörsaal für die theologische Fakultät, später wurde sie auch von den Mediziner und Juristen benutzt. Im 30-jährigen Krieg scheint das Hauptgebäude abgerissen und durch zwei Neubauten ersetzt worden zu sein.⁴⁰ Der 1695 nach der Zerstörung der Stadt angefertigte Bestandsplan des Universitätsbesitzes verzeichnet bereits drei Gebäude auf dem gesamten Komplex. Das Eckgebäude bezeichnet der Plan noch als Hof, hier scheint also noch die mittelalterliche Bausituation zu bestehen. Das eigentliche Kapellengebäude, bei Merian noch durch eine gemeinsame Fassade mit queroblonden Fenstern dargestellt, ist in zwei ungleich große Liegenschaften geteilt, von denen das westliche (etwa Untere Straße 24) als Auditorium bezeichnet ist, das östliche (Untere Straße Nr. 26) lediglich als der Universität gehörig bezeichnet wird und damit wohl als Wohnhaus für Universitätsangehörige diente (vgl. Abb. 1).



Abb. 4: Die Häuser der 1390 aus Heidelberg vertriebenen Juden

Die Häuser

Über die einzelnen Häuser der vertriebenen Juden – ausgenommen die Synagoge – ist nicht viel bekannt. Die Universität unterzog sie nach der Übereignung einer genauen Prüfung, die ergab, dass sie teilweise in keinem guten baulichen Zustand waren; es mussten nicht unerhebliche Summen für die Reparaturen aufgewandt werden.⁴¹ Die Finanzierung gestaltete sich ausgesprochen schwierig, teilweise mussten die Magister und Doktoren als Bewohner der Häuser für die Reparaturkosten in Vorlage treten. Dennoch verfügte die Universität jetzt über einen Grundstock an Wohnmöglichkeiten, der die ersten Engpässe lindern konnte.

Nur zu wenigen Häusern der Juden finden sich außer der listenmäßigen Erfassung in der Übereignung an die Universität Quellenhinweise. Einem seltenen Glücksfall ist es zu verdanken, dass eine Urkunde Ruprechts I. für den Juden Simmelin erhalten ist, in der diesem erlaubt wird, ein Haus baulich zu erweitern und zu verändern.⁴² Mit derselben Urkunde wird Simmelin und seinen Erben erlaubt, das Haus zu verkaufen, zu versetzen und zu verpfänden. In gleicher Weise oder zumindest ähnlich werden die Privilegierungen der Juden in Heidelberg zum Hausbesitz abgefasst gewesen sein. Zwar hatte Simmelin in Heidelberg und in der Kurpfalz eine prominente Stellung inne – 1366 wird er als Mitglied des Rates und des Gerichtes der Juden in der rechtsrheinischen Kurpfalz genannt – doch dürften seine Verpflichtungen als Grundbesitzer in Heidelberg denen der anderen Bürger der Stadt entsprochen haben.⁴³

Simmelins Haus lag in der Hauptstraße, Ecke Augustinergasse (Nr. 136). Bei archäologischen Untersuchungen in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden in einem aufgelassenen Brunnen spätmittelalterliche Abfallschichten ohne die sonst üblichen Schweineknochen gefunden, was auf eine zeitweise jüdische Nutzung des Grundstückes hinweist.⁴⁴ Das Haus wurde 1390 ebenfalls enteignet (vgl. Abb. 4 Nr. 9).

In den Kopialbüchern der Kurpfalz sind weitere Privilegien für Juden in Heidelberg überliefert. 1356 wird dem Juden Nürnberger erlaubt, sein Haus für 40 Pfund Heller oder 4 Pfund Heller Zins zu versetzen oder zu verkaufen.⁴⁵ Ob der Jude Nürnberger mit dem 1390 enteigneten Juden Moshe Nürnberg identisch ist, darf bezweifelt werden. Dieser erhält 1375 das Privileg, ein Haus samt Hofstatt baulich zu verbessern, es zu verkaufen und zu verpfänden (vgl. Abb. 4 Nr. 5), inhaltlich ähnlich dem Privileg, das Simmelin erhalten hatte.⁴⁶

Ein ähnliches Privileg erhielt 1384 der Jude Gumprecht. Gumprecht hatte das Haus offensichtlich aus jüdischer Hand erworben, zuvor hatte Ruprecht I. das Haus an seinen Hofschneider Colner gegeben. Es lag wie die meisten Häuser in jüdischem Besitz in prominenter Lage in der Hauptstraße, Nr. 165 (vgl. Abb. 4 Nr. 7).⁴⁷

Nicht ganz eindeutig zu identifizieren ist oder sind die Träger des Namens Hirsch. 1384 wird einem Juden Hirsch erlaubt, ein Haus zu kaufen.⁴⁸ Es kann als das Haus Hauptstraße 167 identifiziert werden (vgl. Abb. 4 Nr. 6). Bereits 1384 hatte Ruprecht I. einem Juden namens Hirsch erlaubt, ein Haus zu kaufen.⁴⁹ Derselbe Hirsch darf 1387 ein Haus verkaufen.⁵⁰ Hirsch muss also mehrere Häuser besessen haben, da er 1390 mit dem Haus Hauptstraße 167 zu den enteigneten Juden gehört (vgl. Abb. 4 Nr. 6). Die übrigen 1390 enteigneten Häuser lassen sich durch ihre Beschreibung in der Übereignungsurkunde von 1391 identifizieren.

Auffällig an der Lage der Judenhäuser ist, dass sie kein Ghetto bildeten, sondern über die heutige Dreikönigstraße, die Untere Straße und die Hauptstraße verteilt lagen, also durchaus prominente Wohnlagen im Heidelberg des ausgehenden Mittelalters einnahmen. Zwar ergibt sich in der oberen Dreikönigstraße, der Unteren Straße und der Hauptstraße eine gewisse nachbarschaftliche Häufung, die aber nicht als Ghetto angesprochen werden kann.

Das Haus auf dem Judenfriedhof war wohl kein Wohnhaus, da es in den Akten der Universität nicht erscheint. Der Friedhof lässt sich mit einiger Sicherheit lokalisieren: Er

lag – außerhalb der Stadt in ihren Grenzen vor 1392 – auf der Nordseite der Plöck zwischen Sandgasse und heutiger Theaterstraße.⁵¹ Zur Lage des Friedhofsgebäudes gibt vielleicht der Holzschnitt von Sebastian Münster von 1550 einen Hinweis, auch wenn historische Stadtansichten im Detail nicht unbedingt zuverlässig sind. Erkennen lässt sich auf dem Gelände des ehemaligen Judenfriedhofs ein Gebäude, das direkt an der Plöck zu stehen scheint.⁵²

In den Quellen erfasst sind nur die Häuser der Juden und die Namen ihrer jeweiligen Besitzer, nicht aber die Namen oder gar die Zahl der Bewohner. Da es sich der Lage nach jeweils um größere Häuser handelte, kann geschlossen werden, dass sie nicht nur von der Familie des Hauseigentümers bewohnt wurden, sondern mehreren Familien als Wohnstätte dienten. Hinzu gerechnet werden müssen das Dienstpersonal, nicht verheiratete Verwandte, Angestellte eines hauseigenen Erwerbsbetriebes, Angehörige einer älteren Verwandtengeneration, die eine eigene Hausgemeinschaft bildeten. Ihre Zahl kann nicht genau benannt werden, doch wird man wohl mit etwa zehn Personen pro Familiengemeinschaft rechnen müssen, sodass die Zahl der vertriebenen Juden auf mindestens 100 geschätzt werden muss.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Eberhard Isenmann: Die deutsche Stadt im Spätmittelalter. 1250–1500. Stuttgart 1988, Kap. 1.5.4.2 Sozialtopographie. Beispielhaft: Helge Steenweg: Göttingen um 1400. Sozialstruktur und Sozialtopographie einer mittelalterlichen Stadt. Bielefeld 1994.
- 2 Eine gute Aufflistung für das ausgehende 16. Jahrhundert gibt das Einwohnerverzeichnis von 1588: Albert Mays und Karl Christ: Einwohnerverzeichnis der Stadt Heidelberg vom Jahr 1588, in Neues Archiv f. d. Gesch. d. Stadt Heidelberg, Bd. I. Heidelberg 1890. Für das beginnende 17. Jahrhundert die Auswertung des Berainbuches von 1607 (GLA Karlsruhe, 66/3495): www.heidelberg-fruehe-neuzeit.uni-hd.de/auswahl.html. Zur Wasserversorgung der Stadt: Jochen Goetze: Geschichte der Wasserversorgung in Heidelberg, in Heidelberger Altstadtbrunnen, Heidelberg 1996, S. 13–23.
- 3 Vgl. Birgit Klein: Art. „Ghetto“ in Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 4, Stuttgart 2006, Sp. 891–894.
- 4 Adolf Koch u. Jakob Wille: Regesten der Pfalzgrafen am Rhein, Innsbruck 1894, im folgenden: RPR. Hier Regest Nr. 3265.
- 5 RPR Nr. 3591.
- 6 RPR Nr. 3675.
- 7 RPR Nr. 3743.
- 8 RPR Nr. 4082.
- 9 Acta Universitatis Bd. I, ed. J. Miethke, Heidelberg 1986–1999, Nr. 126. Vgl. auch unten Anm. 21.
- 10 RPR Nr. 4566, 5940.
- 11 Acta Universitatis Nr. 156. 1392/93.
- 12 Dazu auch Barbara Löslein: Geschichte der Heidelberger Synagogen. Kunsthistorisches Institut der Universität Heidelberg, Veröffentlichungen zur Heidelberger Altstadt, Heft 26, Heidelberg 1992, S. 14f.
- 13 Jochen Goetze: Gemeinsame Sache. Kurpfalz, Hirschhorn und die Schicksale der Juden im 14. Jahrhundert, in HJG, Jg. 9, 2004/05, S. 11ff.
- 14 Stern, Moritz: Die Wiederaufnahme der Juden in Speyer nach dem Schwarzen Tode, in Zs. f. d. Gesch. d. Juden in Deutschland, 3, 1889, S. 245–248, und zuletzt Franz-Josef Ziwes, Studien zur Geschichte der Juden im mittleren Rheingebiet während des hohen und späten Mittelalters, Hannover 1995, S. 42f.
- 15 RPR Nr. 4724. Ziwes wie Anm. 14, S. 252, hier auch die gesamte ältere Literatur.
- 16 Acta Universitatis Nr. 124.

- 17 Am 28. Juni 1390 hatte die Grundsteinlegung des Kollegiums im Beisein Ruprechts III. und zahlreicher Magister und Doktoren der Universität stattgefunden. Eduard Winkelmann: Urkundenbuch der Universität Heidelberg, Heidelberg 1886, Bd. II, Nr. 49. Gustav Toepke: Die Matrikel der Universität Heidelberg 1884, Bd. I, S. 644, Anm. 7. Der Bauplatz lag außerhalb der Stadtmauern vor dem Kettentor. Nach der Übereignung der Judenhäuser wurde der Platz mit dem darauf errichteten ‚Holzhaus‘ für 200 Gulden verkauft.
- 18 Vgl. Konrad Rückbrod: Universität und Kollegium. Baugeschichte und Bautyp. Darmstadt 1977. S. 4ff. und S. 111f mit teilweise unrichtigen Angaben.
- 19 Druck: Acta Universitatis Nr. 57. Dort auch die weiteren Drucke.
- 20 Acta Universitatis Nr. 126.
- 21 Vgl. oben Anm. 6.
- 22 Ladenburg 22. Februar 1391: Ruprecht II. verkauft die Judenschule und Haus eines Juden an einen Ladenburger Bürger, RPR Nr. 5301. Weinheim 20. März 1391: Ruprecht II. verkauft die Judenhäuser an Weinheimer Bürger, RPR Nr. 5306. Alzei 9. April 1391: Ruprecht II. verkauft ein Judenhaus an Jeckel Hennesheim von Albich, RPR Nr. 5314.
- 23 Die Originalurkunde: Lehmann'sche Sammlung Nr. 6 (Universitätsbibliothek Heidelberg: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/lehm45>). Druck in Acta Universitatis Nr. 57 mit Angabe der älteren Druckorte.
- 24 UA HD.
- 25 UA HD.
- 26 Berainbuch 1607. Original im GLA Karlsruhe, Signatur 66/3495.
- 27 Stegen- oder Arealzins = ursprünglich richtete sich der Arealzins nach der Länge der Straßenfront einer Bauparzelle. Da im Idealfall das Areal einer Stadt in gleich große Parzellen aufgeteilt war, wurde ein pauschalierter Zinsbetrag erhoben, in Heidelberg für ein Grundstück, das eine Frontbreite von etwa 8 m hatte, jährlich 1 Heller, bei größeren Grundstücken 1 1/2, 2 Heller oder mehr. Es handelt sich hier um einen Anerkennungs-zins für den Genossenschaftsbesitz eines Grundstückes durch die Gemeinschaft der Bürger. Eine Visualisierung der Einträge in das Berainbuch: <http://www.heidelberg-fruehe-neuzeit.uni-hd.de>
- 28 RPR Nrr. 5278–5283.
- 29 In der älteren Literatur findet sich vielfach noch die falsche Angabe, die Weihe sei am 26. Dezember 1391 vorgenommen worden. Tatsächlich war es aber 1390, da im Römischen Reich in diesen Jahren nach dem ‚Weihnachtsstil‘ datiert wurde, d. h. der Beginn des Neuen Jahres war der 26. Dezember des jeweiligen Vorjahres. – Ein Bericht über die Weihe in Acta Universitatis Nr. 1.
- 30 Umgewidmete und Maria geweihte Synagogen z.B. in Würzburg 1348/49, Bamberg 1348, Rothenburg o.d.T. 1400/1410, München 1442, Wertheim 1447, Magdeburg 1492, Ingolstadt 1519, Regensburg 1519.
- 31 Die heilige Elisabeth von Thüringen (1207–1231, kanonisiert 1235) war eine Urgroßtante von Kurfürst Ruprecht I.
- 32 Dagmar Drüll, Heidelberger Gelehrtenlexikon 1386–1651, Heidelberg 2002, S. 552f.
- 33 Acta Universitatis Nr. 337, S. 342.
- 34 Vgl. Wolfgang Seidenspinner u. Manfred Benner: Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Bd. 32,1, Heidelberg, S. 152.
- 35 Ebd.
- 36 Nach der Zerstörung Heidelbergs verkaufte die Universität die einzelnen Liegenschaften. Das eigentliche Synagogengebäude (Untere Straße 24 und 26) wurde in zwei Tranchen verkauft. Darauf wurden 1703 (Nr. 24) und 1712 (Nr. 26) Neubauten errichtet. Das Eckgrundstück wurde erst 1714 in der heutigen Form bebaut. Es ist daher davon auszugehen, dass der Wiederaufbau des Hauses Untere Straße 24 sein Areal ein wenig zu Lasten des Eckgrundstückes ausdehnte. Die Wiederaufbaudaten: Bericht über die vorbereitenden Untersuchungen für das geplante Sanierungsgebiet Altstadt II. Heidelberg 1979, Plan Gebäudealter.
- 37 Der sogenannte Lagerbuchplan von 1770 (Stadtarchiv Heidelberg) ist das Ergebnis dieser Neuvermessung der einzelnen Grundstücke der Stadt.
- 38 Acta Universitatis Nr. 229, S. 266. – Zu Johannes de Noet: Drüll, Heidelberger Gelehrtenlexikon Bd. I, S. 264f.

- 39 Acta Universitatis Nr. 337, S. 342.
- 40 Hermann Brunn: Wirtschaftsgeschichte der Universität Heidelberg von 1558 bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Diss. phil. Heidelberg 1950, S. 49.
- 41 Acta Universitatis Nr. 124, S. 184ff. Am 2. November 1390 beschließt die Versammlung der Universität, die 200 fl aus dem Verkaufserlös des bereits begonnenen Neubaus eines Kollegiengebäudes für Reparaturen an den Häusern zu verwenden. Auch Acta Universitatis Nr. 141, S. 196f, 23. Juni bis 21. August 1391.
- 42 Ruprecht I. erlaubt Simelin ein bereits bestehendes Haus zu erweitern und zu verbessern, Heidelberg, den 14. April 1363. digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/leh43. – RPR 3430.
- 43 RPR 3675, vgl. oben Anm. 6.
- 44 Wolfgang Seidenspinner, Manfred Benner: Archäologischer Stadtkataster, Bd. 32.1 Stuttgart 2006, Fundstelle 137. Dazu auch Achim Wendt: Spurensicherung zwischen Altbausanierung und Abrissbirne, in HJG, Jg. 2/1997, S. 122ff.
- 45 RPR 2951, 1356, Mai 2.
- 46 RPR 4084, 1375, Januar 2.
- 47 RPR 4555, 1387, März 20.
- 48 RPR 4722, 1387, August 12.
- 49 RPR 4532, 1384, März 20.
- 50 RPR 4722, 1387, August 12.
- 51 Siehe Hans-Martin Mumm: Die jüdischen Friedhöfe, in Norbert Giovannini u.a. (Hgg.): Jüdisches Leben in Heidelberg. Studien zu einer unterbrochenen Geschichte, Heidelberg 1992, S. 297–308, hier S. 297–299.
- 52 Siehe Hans-Martin Mumm: Zur Lage des jüdischen Friedhofs des Mittelalters, in HJG, Jg. 13/2009, S. 145–152, hier S. 147f.



Heidelberger
Dienste gmbH
mittendrin.sozial

Kommunaler Arbeitsmarktservice

Beratung und Vermittlung verschiedener Zielgruppen am Arbeitsmarkt sowie Angebote zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie



AZUBI-FONDS

Zusätzliche Ausbildungsplätze für junge Menschen – auch in Teilzeit



Zusatzjobs

Zusätzliche Arbeitsmöglichkeiten in Heidelberg und im Rhein-Neckar-Kreis



Direktbewerbung

Individuelle Beratung und Vermittlung von Arbeitssuchenden



Bündnis für Familie Heidelberg

Netzwerkkoordination zur Entwicklung von Lösungen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie



Perspektiven für Alleinerziehende

Neue berufliche Perspektiven zum (Wieder-)Einstieg von Ein-Eltern-Familien



Qualifizierung

Ganzheitliche fachliche und arbeitsmarktbezogene Qualifizierung zur Verbesserung der Integrationschancen in den Arbeitsmarkt

Heidelberger Dienste gmbH · Hospitalstraße 5 · 69115 Heidelberg · Telefon 06221 14 10 0 · www.hdddienste.de

Ludwig V. von der Pfalz im Bauernkrieg 1525. Aspekte und Quellen ✓

I. Einführung

Ebenso wie andere Fürstenhöfe wurde auch der Heidelberger Hof im Frühjahr 1525 von der Erhebung des „Gemeinen Mannes“¹ überrascht, auch wenn es erste Anzeichen für Unruhen und eine revolutionäre Stimmung unter der Landbevölkerung bereits Jahrzehnte zuvor, insbesondere in den Bundschuhaufständen 1502 und 1517,² gegeben hatte. Der Anstoß zum bäuerlichen Widerstand kam indes nicht aus der Residenz- und Universitätsstadt selbst, in der 1518 das Ordenskapitel der Augustinereremiten getagt und Martin Luther mit seiner Kritik an der scholastischen Lehre enormes Aufsehen erregt hatte.³ Von Oberschwaben und vom Oberrhein her wurden zuerst die linksrheinischen Gebiete der Kurpfalz von der revolutionären Bewegung erfasst, rechts des Rheins griff sie von den markgräfllich-badischen und bischöflich-speyerischen Landen über.

Vor Beginn der Fastenzeit 1525 hatten Kurfürst Ludwig V. und die Pfalzgrafen Friedrich⁴, Georg⁵, Philipp⁶ und Ottheinrich⁷, die am Hofe weilten, sich mit der bei Jägern und Adel beliebten Sauhatz, mit Mummenschanz und Narrenspiel beschäftigt. Dieses bunte Vergnügen änderte sich sehr plötzlich kurz vor Ostern.⁸ Die in Memmingen gedruckten Zwölf Artikel der Aufständischen entfalteten ihre Wirkung in den Gebieten des Oberrheins und der Kurpfalz.

Südlich von Heidelberg versammelten sich bischöflich-speyerische Untertanen auf dem Letzenberg bei Malsch, zogen nach Bruchsal, das sie am 23. April 1525 einnahmen, und stellten ihre Forderungen an den geistlichen Landesherrn. Der zumeist in Udenheim⁹ residierende Speyerer Bischof Pfalzgraf Georg, ein Bruder des Kurfürsten, wurde von der Dynamik der Bewegung überrascht. Er sah sich gezwungen, mit den Aufständischen zu verhandeln. Diese teilten ihm mit, dass sie gegen seine Person keine Beschwerden hätten, jedoch dem „faulen Haufen“ – damit war das Speyerer Domkapitel gemeint – weder Zehnt, Zins, Renten oder Gülten geben wollten.¹⁰ Hauptangriffsziele waren Klöster und geistlicher Besitz. Da von seinem Schwager, Markgraf Philipp von Baden, der im eigenen Territorium mit Aufständischen Probleme hatte, keine Hilfe zu erwarten war und bekannt wurde, dass die Bauern nach Udenheim zögen, setzte er sich am 23. April zu seinem Bruder auf das Heidelberger Schloss ab.¹¹ Dieser riet zu Verhandlungen.

Am 5. Mai 1525 stimmte Bischof Georg in Udenheim einem Vertrag mit den Aufständischen zu, der zwar die bischöfliche Stellung anerkannte, Domkapitel und Geistlichkeit jedoch entmachtete.¹² Ungehinderte Predigt des Evangeliums und freie Pfarrewahl wurden zugestanden.¹³ Die Bauern hielten sich jedoch nicht an die Vereinbarung, plünderten Burgen und Dörfer und bedrohten zusammen mit Bruhrainer Bauern Kurpfälzer Orte.¹⁴

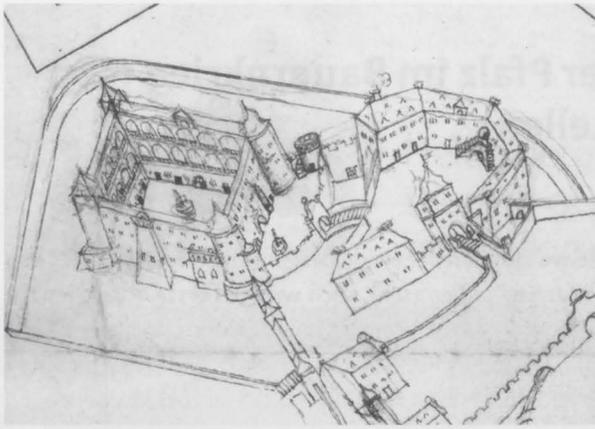


Abb. 1: Schloss Udenheim, Residenz der Speyerer Fürstbischöfe seit 1371; Federzeichnung. Staatsarchiv Marburg, Karte P II 15866

Mit dem Udenheimer Vertrag war indes für die Reichsstadt Speyer die Bedrohung durch die Aufständischen abgewendet worden. Deren vereinte Haufen hatten bereits Einlass in die Stadt gefordert und bei Verweigerung damit gedroht, diese anzuzünden. Rat und Bürgerschaft nutzten die Situation, um ihre alten Forderungen gegen den Klerus durchzusetzen. Es kam zwar zu keiner gemeinsamen Aktion von Bürgern und Bauern, jedoch stadtintern zum Aufstand gegen die Geistlichkeit mit dem Ziel einer Abschaffung oder zumindest Beschneidung ihrer vielfachen Privilegien. Mit den acht Artikeln vom 24. April 1525, in denen die Geistlichen ihre bisherigen Sonderrechte aufgaben, den städtischen Lasten und Pflichten unterworfen wurden, aber auch völlig unter den Schutz der Stadt gestellt wurden, gelang dies. Die Angehörigen des Klerus wurden offiziell zu Bürgern der Reichsstadt.¹⁵

II. Situation in Heidelberg

Die Stadt Heidelberg hingegen war, sofern man einer jüngeren Veröffentlichung folgt, in die Ereignisse wenig involviert. Dies ist für die Pfalz untypisch, denn vielerorts schlossen sich die Städte dem Aufstand an.¹⁶ In seiner Darstellung der Historie von Stadt und Universität Heidelberg erwähnt Cser den Bauernkrieg überhaupt nicht.¹⁷ Indes ist bereits im 18. Jahrhundert Johann Peter Kayser¹⁸ in seiner Geschichte der Stadt und ihrer Kurfürsten¹⁹ immerhin auf die Rahmenbedingungen eingegangen.

Bekannt war ihm, dass „viele Fürsten, Grafen und andere Leute allhier ihre Sicherheit [suchten], damit sie von ihrem Wuth [der Bauern] mögten frey seyn. Dieser Aufstand nahm bey dem Abt von Reichenau seinen Anfang, wieder welchen sie sich auflehnten, weil er ihnen keine Evangelische Prediger geben wollte, und breitete sich bald in Schwaben, Francken, Elsaß, Thüringen, Chur-Pfaltz und anderen Orten aus; viele Clöster wurden angesteckt, Grafen und Edle verjagt und hingerichtet, oder sonst mißhandelt, die Städte, Schlösser und Kirchen zerstöret, wann sie sich nicht freywillig ergaben, oder gnugsamen Widerstand leisten konnten, unser Heydelberg würde auch in nicht geringer Gefahr gewesen seyn, wann es eines Theils nicht so wohl befestiget, andern Theils aber Churf[ürst] Ludwig nebst dem Churfürsten von Mayntz²⁰ solchen so tapffern Widerstand gethan, und bey Pfedersheim bey 4.800 Bauren erlegt

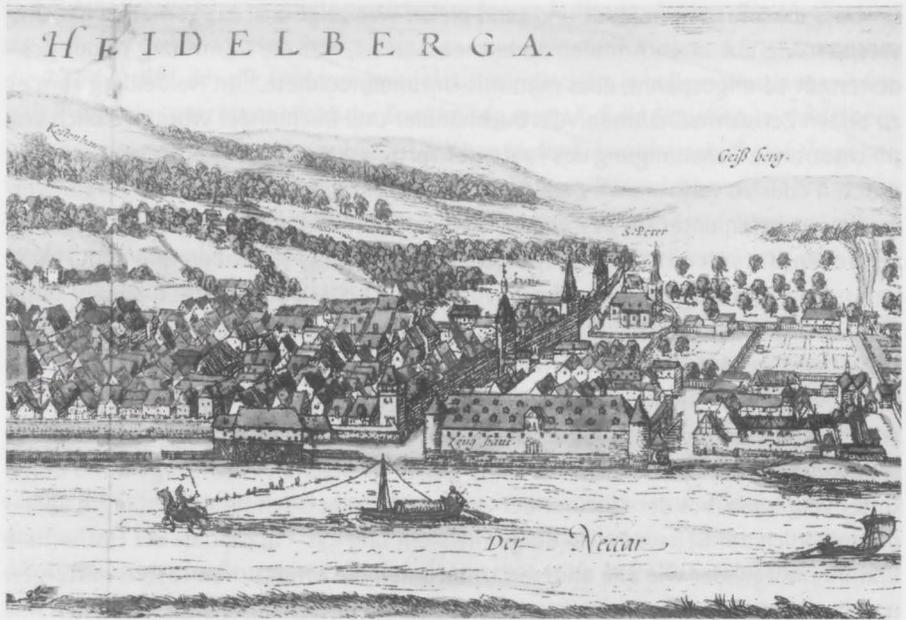


Abb. 2: Ausschnitt der Heidelberger Stadtansicht von 1572 mit dem Westteil der spätmittelalterlichen Ummauerung. Die Kernstadt ist mit vier Türmen gesichert, deren zweiter von oben sich bis heute als Hexenturm erhalten hat. Die alte Pfarrkirche St. Peter und das unter Ludwig V. errichtete Zeughaus am Neckarufer liegen außerhalb des Mauerringes; aus: Civitates Orbis Terrarum, Georg Braun und Franz Hogenberg, 1572–1618; kolorierter Kupferstich. Privatbesitz U. Wagner

hätte.²¹ Kayser hatte umfassend recherchiert, auch wenn er sich in der Person des Kurfürsten von Mainz irrt. Da Albrecht von Brandenburg untätig in Halle verweilte, wurden die Aufstände in den Kurmainzer Gebieten von seinem Stellvertreter, Wilhelm III. von Honstein, Bischof von Straßburg,²² niedergeworfen.

Aufschlussreich erscheint der Hinweis, dass die Residenzstadt Heidelberg aufgrund ihrer starken Befestigungsanlagen von den Aufständischen nicht als geeignetes Ziel angesehen wurde. Nach der Eingliederung der Bewohner des Dorfes Bergheim in die westliche Vorstadt 1392²³ unter Kurfürst Ruprecht II.²⁴ war die Ummauerung der Kernstadt verstärkt worden, sodass seit Beginn des 15. Jahrhunderts die Hauptstadt der Kurpfalz nur schwer einzunehmen war (s. Abb. 2). In gleicher Weise ist dies bei der früheren linksrheinischen pfalzgräflichen Residenz Neustadt festzustellen, die im Chor ihrer Stiftskirche die kurfürstliche Grablege und den Reliquienschatz beherbergte, und seit Beginn des 15. Jahrhunderts mit geschlossener Ringmauer, vorgelagertem Zwinger und neun Toren ausgestattet war.²⁵ Unter Kurfürst Ludwig V., der persönlich den Landshuter Erbfolgekrieg 1504/05 miterlebt hatte, wurden Schloss und Stadt Heidelberg bereits kurz nach Regierungsantritt entsprechend moderner Fortifikationstechnik zusätzlich befestigt. Westwall, Nordwall und Dicker Turm sicherten nunmehr das Geviert der hochaufragenden Burg; das mit einem Kran versehene Zeughaus am Neckarufer, später als Marstall genutzt, diente als Verstärkung der westlichen Stadtbefestigung sowie als Anlande- und Umschlagplatz.²⁶

Dass die Situation in Stadt und Land prekär war, zeigt u. a. das Verhalten der Universität. Wie aus ihren Annalen zu entnehmen ist, war die Stimmung in der Residenzstadt so angespannt, dass man mit Unruhen rechnete.²⁷ In Heidelberg kam es zu ersten Zensurmaßnahmen. Alle Buchhändler und Buchbinder wurden eidlich verpflichtet, ohne Genehmigung des Fauts, des Vertreters des Kurfürsten, keine Bücher zu drucken oder zu verkaufen.²⁸ Zwei Buchhändler, ein Buchbinder und ein Pergamentmacher mussten unter Eid bestätigen, keine aufrührerischen Plakate und Schriften zu verbreiten, die sich mit den Forderungen der Bauern aus Schwaben und dem Hegau befassten.²⁹ Um die Ordnung aufrecht zu erhalten, sollten auf Befehl Ludwigs V. unter der Führung eines rechtschaffenen und verdienten Bürgers, gedacht war an den Barbier Adam, Studenten eine Sicherheitswache bilden, die sich bei einem Ausbruch von Unruhen auf dem Fischmarkt einzufinden hatte. Die Universität sollte ein Verzeichnis aller Studierenden vorlegen.

Da die Aufständischen insbesondere gegen geistliche Einrichtungen und deren Güter vorgingen, bot der Kurfürst der Universität seinen Schutz an, verlangte aber – offensichtlich auf Betreiben von Bürgermeistern und Rat – auch, dass die Hochschule und ihre Mitglieder wie alle anderen Untertanen die öffentlichen Lasten mittragen und die Grundsteuer leisten sollten. Viele Angehörige der Universität handelten mit Wein bzw. betrieben Gasthäuser mit Weinausschank, ohne die an die Stadt fälligen Steuern zu entrichten. Mit Hinweis auf ihre Privilegien lehnte die Universität unter ihrem Rektor Christoph Graf von Henneberg jedoch diese Vorschläge und Forderungen kategorisch ab, obwohl ursprünglich eine Unterstützung der Stadt durch Universität und Heilig-Geist-Stift, die „mit gewaffneter Hand, mit Steuern“ etc. der Einwohnerschaft helfen wollten, geplant war. Man hatte bereits um Waffen und um Einreihung in die Zünfte und die Bürgerschaft gebeten.³⁰ Durch Eingaben beim Kurfürsten gelang es den Beauftragten der Hohen Schule jedoch, auch weiterhin insbesondere von Steuerleistungen und öffentlichen Lasten frei zu bleiben.³¹ Es wurde behauptet, die Bürgerschaft sei ihr, der Universität, „feindlich gesinnt und wolle sich ihrer entschlagen.“³² Vorsichtshalber veranlasste Ludwig V., dass aus der Heilig-Geist-Kirche jene Heiltümer und Kleinodien, die dort – vermutlich in einer Truhe hinter dem Hauptaltar oder in der Sakristei³³ – seit 1411 „auf ewige Zeiten“ verwahrt lagen, wegen „schwebender der Bauerschaft Vffruhr halb“ in sicheren Gewahrsam gebracht wurden. Bürgermeister und Rat, die einen Schlüssel zum Behältnis hatten, stimmten Anfang Mai 1525 der Entnahme zu.³⁴

III. Peter Harer und Lorenz Fries als Chronisten

Eine ausführliche Darstellung des pfälzischen Bauernkriegs liegt aus der Feder des kurfürstlichen Sekretärs Peter Harer vor.³⁵ Sehr detailliert beschreibt dieser, häufig als Augenzeuge, die Vorgänge in der Pfalz und den Nachbargebieten. Da die einschlägigen Akten fehlen, sind seine Ausführungen besonders wertvoll.³⁶ Wie Harer hat auch Lorenz Fries, der Sekretär des Würzburger Fürstbischofs Konrad von Thüngen, eine Geschichte des Bauernkriegs verfasst. Beide standen im Dienst eines siegreichen Fürsten, d.h. als landesherrliche Beamte waren beide Partei, sie schrieben aus der Sicht ihrer Obrig-

keit.³⁷ Möglicherweise handelte es sich jeweils um Auftragsarbeiten. Die Motive und die Ziele der Bauern waren ihnen fremd, ja unverständlich. Während Fries immerhin die Zwölf Artikel, d.h. die Forderungen der Aufständischen, in vollem Wortlaut wiedergibt,³⁸ sind sie Peter Harer nicht der Erwähnung wert. Auf die Situation in Heidelberg, in seiner eigenen Stadt, auf eventuelle Unruhen in der Einwohnerschaft, das Vorgehen von Bürgermeister und Rat geht Harer merkwürdigerweise nicht ein, ebenso wenig erwähnt er das von Fries beschriebene Fürstentreffen auf dem Heidelberger Schloss, ein für den weiteren Verlauf der Gegenmaßnahmen zentrales Ereignis, an dem er ja selbst teilgenommen haben dürfte.

Im Kurpfälzer Territorium erhoben sich nach Harer erstmals am 13. April 1525 die Bauern im Germersheimer Amt, andere formierten sich bei Neustadt zu einem Haufen und nahmen am 6. Mai die stark befestigte, linksrheinische Residenzstadt kampflos ein. Ludwig V. suchte den Kompromiss. Als sich um Neustadt die Bauern auf ca. 8.000 Mann verstärkten, begab sich der Kurfürst zu ihnen, speiste mit den Hauptleuten und sagte zu, in der Kurpfalz einen Landtag auszuschreiben.³⁹ Dieser wurde auf den 8. Juni angesetzt,⁴⁰ auf ihm sollten die Beschwerden verhandelt werden. Gleichzeitig wurden die Rüstungsmaßnahmen intensiviert. Man erbat Hilfe beim Schwäbischen Bund⁴¹ und forderte die pfälzischen Lehensleute zur Unterstützung auf. So wurden zu einem aus landesherrlicher Sicht nicht mehr vermeidbaren Kriegszug in Heidelberg ca. 1.000 Reiter und 3.000 Mann Fußvolk zusammengezogen. Weiter trafen in der Stadt am Neckar Richard von Greiffenklau zu Vollrads, der Erzbischof von Trier⁴² mit 300 Pferden und 1.500 niederländischen Knechten sowie zusätzliche Verstärkung von Landgraf Philipp von Hessen ein.⁴³ Zu Konrad von Thüngen bemerkt Harer nur, dass dieser „vor etlichen Tagen als flüchtig zu sein Gnaden gehen Haydelberg ankommen“ sei und sich im Schloss bereits der Bischof von Speyer, der Bruder des Kurfürsten, und der Deutschmeister Dietrich von Cleen befanden.⁴⁴ Letzterer war, nachdem die Weinsberger Bauern die Deutschordensstadt Neckarsulm erobert und die Reichsstadt Heilbronn besetzt hatten und nun zum Sitz des Deutschmeisters, Schloss Horneck über Gundelsheim, zogen, mit seinem „Hofgesinde und dem besten Geschmeus“⁴⁵ um den 16. April nach Heidelberg geflohen. Offensichtlich war es rechtzeitig gelungen, das wertvollste Inventar in Sicherheit zu bringen.⁴⁶

Von Heidelberg aus forderte von Cleen Hauptleute, Bürgermeister und Gemeinde seiner kleinen Residenzstadt Gundelsheim auf, aus der verlassenen Burg die zurückgelassenen Dinge des Meisters nach Heidelberg zu senden und sich als getreue



Abb. 3: Schloss Horneck über Gundelsheim am Neckar, Sitz der Deutschmeister von ca. 1420 bis zur Zerstörung der Burg 1525; Silberstichzeichnung. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe

Ordensuntertanen zu erweisen, insbesondere die Dokumente verschiedener Edelleute aus dem Gewölbe sowie die Unterlagen aus der Kanzlei zu sichern. Dies wurde von den Bürgern mit Schreiben vom 17. April bestätigt, wobei bemerkt wurde, dass bereits einiges geplündert und sie selbst infolge seines Abzugs schutzlos seien.⁴⁷ Am 5. Mai 1525 erteilten Götz von Berlichingen und Georg Metzler als Hauptleute des Amorbacher Haufens den Befehl, das Schloss Horneck, den Sitz des Deutschmeisters über Gundelsheim, bis auf den Grund zu zerstören und abzubrechen. Die Burg ging noch am selben Tag in Flammen auf und brannte gegen Abend bis auf drei kleine Türme komplett nieder.⁴⁸

IV. Ereignisse in Heidelberg

Laut Fries war Fürstbischof Konrad von Thüngen mit seiner Begleitung am 7. Mai 1525 von Lohrbach bei Mosbach, dem Sitz einer pfälzischen Kellerei, kommend über Neckargemünd in Heidelberg eingeritten und hatte sich zuerst im Gasthof zur Tauben niedergelassen.⁴⁹ Er wurde sogleich zu Hofe gebeten, denn der Kurfürst und seine Räte waren über den pfälzischen Diener Veit von Königshofen von der Ankunft des Fürsten unterrichtet worden. Die Pferde des Bischofs wurden u. a. im Wormser (Dalberger) Hof abgestellt, der Bischof selbst, sein Kämmerer und ein Edelknabe wohnten auf dem Schloss, die anderen bezogen ihr Lager in der Stadt; alle wurden aber am Hof gepflegt.

Dort hielten sich bereits Herzog Ottheinrich, der Neffe des Kurfürsten, Herzog Georg, Bischof zu Speyer (gest. 1529), der Bruder Ludwigs, und Dietrich von Cleen, Deutschmeister von Schloss Horneck über Gundelsheim, auf. Ottheinrich verweilte bereits seit 2. Dezember 1524 am Heidelberger Hof bzw. in seinem Haus am Kornmarkt. 1524 war in Heidelberg jener Hausvertrag geschlossen worden, der Ludwigs Bruder Friedrich die Nachfolge in der Kurpfalz vor seinen Neffen Ottheinrich und Philipp zusichern sollte.⁵⁰ Kurfürst Ludwig V. hatte bereits vier Fähnlein⁵¹ Kriegsknechte in die Hauptstadt legen lassen und seine Ritterschaft zur militärischen Unterstützung aufgefordert. Einige hatten sich schon in Heidelberg eingefunden. Unterstützung war auch erbeten worden vom Erzbischof von Trier, dem Herzog von Lothringen und dem Herzog von Jülich. Kurfürst Ludwig war darüber informiert worden, dass die Bauernhaufen um Würzburg öffentlich verlauten ließen, dass sie nach der Eroberung der Marienburg als nächstes nach Heidelberg ziehen würden. Daher hatte der Pfalzgraf bereits die Schlossbesatzung zusätzlich mit Proviant und Munition versorgen lassen.

Am Montag Vormittag, den 8. Mai, kam Bischof Konrad von Thüngen in die Sitzung des kurpfälzischen Rates und berichtete Ludwig V., aus welchen Gründen er die Marienburg verlassen habe und zu ihm nach Heidelberg gekommen sei. Von ihm verspreche er sich Trost und Hilfe und er bitte darum, ihm Rat und Beistand zu gewähren auch im Hinblick darauf, dass die Bauern, sobald sie sein Schloss erobert hätten, zweifellos in die Pfalz ziehen würden.

Der Pfalzgraf ließ durch seinen Hofmeister Ludwig von Fleckenstein antworten: Man werde sehr wohl helfen, denn seine Vorfahren hätten mit dem Stift Würzburg immer ein gutes Einvernehmen gehabt. Verbergen wolle er aber nicht, dass zahlreiche seiner Untertanen bereits abwegig, d.h. auf falschem Weg seien, sodass er nicht

wüsste, wie lange er noch ihrer mächtig sei. Insbesondere jenseits des Rheins seien viele schon abgefallen und hätten sich zu den Bauern geschlagen. Seine Ritterschaft habe er zur Hilfe aufgefordert, doch sei bis jetzt noch nicht so viel Kriegsvolk zu Pferd und zu Fuß angekommen, dass er viel ausrichten könne. Er halte es für wichtig, an denen, die schwankten, ein Exempel zu statuieren, um sie wieder zu Gehorsam zu bringen. Sobald dies geschehen sei, wolle er ihm, dem Bischof, gegen seine abgefallenen Untertanen zu Hilfe kommen.

Konrad von Thüngen bat um einen raschen Aufbruch nach Würzburg. Das kurpfälzische Ratsgremium war jedoch gegen diesen Vorschlag, man wolle bis zum Zuzug des restlichen aufgebotenen Kriegsvolks abwarten. Als Kompromiss schlugen die Räte vor, dass der Pfalzgraf die aufständischen Bauern schriftlich auffordern sollte, mit dem Bischof zu verhandeln. Dies geschah am 9. Mai 1525 (s. Nr. 14 im Anhang), wurde jedoch von den Hauptleuten und Räten der Bauern mit Schreiben vom 11. Mai 1525 sogleich abgelehnt (s. Nr. 17).

Inzwischen trafen in Heidelberg weitere Truppenkontingente ein. Über die Ankunft des Trierer Erzbischofs Richard von Greiffenklau zu Vollrads berichtet Fries wiederum ausführlicher (s. Nr. 19) als Harer. Letzterer erwähnt nur, dass dieser mit 300 gut gerüsteten Pferden und 1.500 niederländischen Knechten zu Hilfe gekommen sein.⁵² Der Landesherr aus Trier kam am Donnerstag, den 18. Mai 1525, nur in Begleitung seines Marschalls und eines Knaben um ein Uhr nachmittags aufs Schloss geritten. 200 Pferde und vier Fähnlein kampferprobter Knechte hatte er in Ladenburg stehen und lagern lassen. Auf dem Schloss erhielt er ein Zimmer neben jenem des Bischofs Konrad von Thüngen zugewiesen. Beide kamen auf dem Gang sogleich ins Gespräch und Konrad von Thüngen verwies verzweifelt darauf, dass ihm nur noch ein einziges Schloss, eben die Marienburg, mit Fürsten, Grafen, Herren, Rittern und Knechten in der Besatzung, übrig geblieben sei. Die Burg werde von den Bauern außerordentlich bedrängt und er befürchte ihren Fall. Der Erzbischof von Trier versuchte ihn zu beruhigen, die Sache werde sich bald wenden. Der Pfalzgraf verfüge über zahlreiches Gesinde zu Ross und zu Fuß, genügend Truppen, die allerdings nicht eingesetzt würden und hohe Kosten verursachten. Die augenblickliche Situation gefalle ihm auch nicht. Je länger man zögere, umso schlimmer würden sich die Dinge entwickeln.

Zwei Tage später, am Samstagabend, traf am Hof noch Johann Brief, der Würzburger Kanzler, ein, zudem nachts aus der Würzburger Besatzung ein Bote, der mündlich berichtete, wie es in der Burgbesatzung aussehe und dass die Bauern das Schloss gestürmt hätten.⁵³ Dieser Angriff war jedoch erfolglos.

Ludwig V. war nun offensichtlich nicht mehr der Auffassung, weiter vermitteln zu müssen, und entschloss sich – wie Fries schreibt „uf Anhalten beder Bischofe von Trier und Wirtzburg“⁵⁴ – zum Kriegszug. Hinsichtlich der nun folgenden Aktionen gewinnen wir dank der sich ergänzenden Berichte von Harer und Fries ein differenziertes Bild der letzten Rüstungsmaßnahmen und des Aufbruchs der Truppen. Laut Harer zog Ludwig V. nach erfolgreicher Werbung weitere Truppen in Heidelberg zusammen und ließ Geschütze, Geräte und Proviant für den Feldzug bereitstellen. Das Schloss Jettenbühl⁵⁵ und die Stadt Heidelberg wurden gegen eventuelle Angriffe der Bauern verstärkt und für die Abwesenheit des Kurfürsten unter das Kommando des Schenken



Abb. 4: Kurfürst Ludwig V. im Jahre 1533, gemalt von Barthel Beham, Nürnberg; Ölgemälde auf Fichtenholz. Bayerische Staatsgemäldesammlungen München, Inv.-Nr. 2453

Valentin von Erbach, kurfürstlicher Rat, gestellt. Als Hauptmann wurden diesem zur Unterstützung etwa 100 Personen, größtenteils pfälzische Adlige, denen man besonders vertraute, ins Schloss gelegt, dazu ein Fähnlein Knechte, die ihr Lager jedoch außerhalb der Burg aufschlugen. In Heidelberg bleiben sollten der Bischof von Speyer und Deutschmeister Dietrich von Cleen, um Schloss und Stadt „in guter Acht und Versehung“ zu haben.⁵⁶ Ludwig V. wurde beim Aufbruch am 23. Mai 1525 von Erzbischof Richard von Greiffenklau, Bischof Konrad von Thüngen und Pfalzgraf Ottheinrich begleitet.

Heidelberg glich in jenen Tagen einem riesigen Heerlager mit Hunderten von untergestellten Pferden, einfahrenden Wagen und Karren mit Waffen, Munition, Hölzern und Tonnen von Pulver, zahlreichen ein- und ausgehenden Boten, Waffenschmieden, Wagnern, Büttnern, Drechslern, Wein-, Getreide- und Holzhändlern. Benötigt wurden auch Hufschmiede, Kärner, Kessler, Kannengießer, Gerber, Messerschmiede, Münzer, Geldwechsler, Plattner, Tuchhändler, Schneider, Schuhmacher, Sattler, Schreiner und Zeugmacher. Die Masse der Güter wurde auf Schiffen, Kähnen und Flößen über Rhein und Neckar angelandet und im Uferbereich am Zeughaus bzw. auf den Plätzen der Stadt umgeschlagen.

Als der Zug aufbrach, zogen an der Spitze des Heeres unter der Rennfahne, dem Kriegsbanner, in 16 Reihen mit jeweils neun Pferden ca. 150 pfalzgräfliche Reiter; ihr Hauptmann war Marschall Wilhelm von Habern. Die übrigen Reiter folgten frei beweglich außerhalb dieser Ordnung. Unter der Führung des Obersten Feldhauptmannes der pfälzischen Truppen, Eberhard Schenk zu Erbach, schloss sich das größte Kontingent mit 400 Pferden, davon jeweils 15 nebeneinander, an. Die Hauptfahne trug in der siebten Reihe Johann, Wild- und Rheingraf. Weiter folgten das Trierer Aufgebot mit 300 Pferden, das Clevische mit 250 Pferden, beide in Reihen zu jeweils 11 Pferden geordnet. Bis auf die zentrale Reiterei, deren Fahne das Wappen der Pfalz in rotem Feld trug, waren alle anderen Fahnen blau und weiß. 200 kölnische Reiter wurden zur Sicherung ins Amt Alzey gelegt. Dieser Trupp stieß später bei Pfeddersheim wieder zum pfälzischen Heer. Im Kraichgau verstärkten 250 weitere Reiter des Schwäbischen Bundes den Heerzug. Im nächsten Teil des Heeres folgten unter Leonhard von Schwarzenberg als Oberstem 3.000 Fußknechte, gefolgt von weiteren 1.500 Trierer Soldaten; das Ende des Zuges bildeten ca. 1.000 Personen mit Geschützen und sonstigen Gerätschaften. Zeugmeister war hier Georg von Neipperg, unterstützt von einem Wagenmeister.⁵⁷ Bis auf die Reiterei bewegte sich der Tross nur langsam. Bei der Überquerung der Tauber kurz vor der Schlacht von Königshofen erreichte er eine Länge von über 20 Kilometern.

V. Schilderung des Kriegszuges nach Ottheinrich

Dank der tagebuchartigen Aufzeichnungen von Ludwigs Neffen Ottheinrich,⁵⁸ der seinen Onkel von Heidelberg aus auf dem gesamten Feldzug begleitete, sind wir in der erfreulichen Lage, über einen maßgeblichen Teil der folgenden Ereignisse die Quelle eines weiteren Augenzeugen⁵⁹ zur Verfügung zu haben. Seine Angaben weichen nur unwesentlich von jenen der anderen Chronisten ab.

Ottheinrich führte ein Hilfskontingent, war aber offensichtlich nicht als Hauptmann eingesetzt. Erstaunlicherweise gehen weder er noch Peter Harer auf die Ereignisse am Heidelberger Hof bzw. die im kurfürstlichen Rat diskutierten Maßnahmen und Beschlüsse ein. Baumann bewertet die Notizen Ottheinrichs als „Protokoll eines Siegers“⁶⁰, dem es allein um den erfolgreichen Feldzug des Fürstenheeres, die Belagerungen, die Strafgerichte und das Wiedererrichten der alten Ordnung geht. Ein Rückblick auf den wenig ruhmreichen Beginn in den ersten Wochen des Aufstandes passte nicht ins Konzept. Dies könnte in gleicher Weise für die Ausführungen Peter Harers gelten.

Nach den Notizen Ottheinrichs⁶¹ begann der Feldzug zur systematischen Niederwerfung der Aufstände am 23. Mai 1525. Kurfürst Ludwig, der Erzbischof von Trier, Bischof Konrad von Würzburg und Ottheinrich brachen an diesem Tag von der kurpfälzischen Residenzstadt mit 1.000 gerüsteten Pferden, d.h. bewaffneten und teilweise geharnischten Reitern, auf. Die Pfälzer Kontingente waren durch Söldner aus Jülich, Hessen und Westfalen sowie erzbischöflich-trierische Reiter verstärkt worden.⁶² Der Zug führte zuerst in den Bruhrain, um der Erhebung der bischöflich-speyerischen Untertanen im Raum Malsch-Bruchsal Herr zu werden. Der Pfälzer Marschall Wilhelm von Habern zog unter dem Rennfähnlein als Kriegsflagge mit 2 Fähnlein an Knechten⁶³ am 26. Mai vor Bruchsal und forderte die Übergabe auf Gnade und Ungnade. Diese erfolgte, wobei eine enorme Schatzung von insgesamt 40.000 Gulden für Bruchsal und den ganzen Bruhrain auferlegt wurde. Kurz danach stießen die Truppen des Schwäbischen Bundes unter Jörg Truchsess von Waldburg zum pfälzischen Heer. Ab 29. Mai 1525 marschierte man vereint mit insgesamt 2.500 Reitern und 8.000 Kriegsknechten durch den Kraichgau zur aufständischen Deutschordensstadt Neckarsulm, in der 600 Bauern lagen. Um den Widerstand zu brechen, beschoss man, da das schwere Geschütz nicht so rasch herangeführt werden konnte, die Stadt anfangs nur mit Falkonetten, also leichten Feldschlangen. Am dritten Tag ergab sich die Deutschordensstadt, 16 Aufständische wurden hingerichtet, eine Brandschatzung von 700 Gulden eingezogen und eine neue Huldigung an den Deutschmeister veranlasst.

Weiter ging der Zug über Möckmühl, das sich bei einer Brandschatzung von ca. 600 Gulden sogleich ergab, und Ballenberg nach Königshofen an der Tauber. Dort ereignete sich die erste der vernichtenden Schlachten gegen die von Würzburg herangerückten Bürger und Bauern. Beim Weitermarsch kam es zur Meuterei; die Fußknechte des Jörg Truchsess forderten den noch nicht ausbezahlten Sold für die Schlacht von Böblingen und hielten Truppenteile des Pfalzgrafen und des Bischofs von Trier unter massiven Drohungen zurück. In die zwei Tage später erfolgte Schlacht von Ingolstadt, bei welcher den 8.000 Aufständischen nur zwei Rennfähnlein des Pfalzgrafen und des

Schwäbischen Bundes sowie drei Geschwader Reiter gegenüberstanden, folgten aber dennoch einige wohl an der Beute interessierte Fußknechte. Hier beim Dorf Ingolstadt südlich von Würzburg wurden unter der Führung des pfälzischen Marschalls von Habern etwa 4.000 Bauern erstochen sowie 400 Wagen und 25 Geschütze erbeutet. Damit war der Weg frei zur Hauptstadt Mainfrankens.

Dort bezog man das aufgegebene Bauernlager in Heidingsfeld unmittelbar vor Würzburgs Toren. Am 6. Juni 1525 ergab sich, wie gefordert, die Residenzstadt auf Gnade und Ungnade. Am folgenden Tag ritten Konrad von Thüngen, Kurfürst Ludwig, der Erzbischof von Trier, der Bischof von Straßburg, Ottheinrich selbst und Jörg Truchsess von Waldburg als Oberster Feldhauptmann mit allen Reitern in die Stadt und trugen auf der Domstraße Bürgermeister, Rat und Bürgern die Kapitulations-Artikel vor. Fünf Rädelsführer aus der Stadt und 89 Bauern wurden sogleich geköpft, 140 Aufständische, darunter der Würzburger Stadtschreiber Martin Cronthal sowie der berühmte Bildschnitzer und ehemalige Bürgermeister Tilman Riemenschneider, in den Turm, d. h. ins Verließ, gelegt. Nach dem Stragericht ritten die Fürsten auf die Marienburg und verhandelten mit den Abgesandten der aufständischen Stadt Rothenburg. Dort mussten von jedem Haus sieben Gulden Brandschatzung und insgesamt 100 Zentner Pulver abgegeben werden. Der Würzburger Bischof ließ alle seine Untertanen neu huldigen.

Wilhelm Graf von Honstein als Statthalter von Mainz brach in die Kurmainzer Gebiete auf, die bündischen Truppen wurden am 11. Juni 1525 nach Bamberg verlegt, Kurfürst Ludwig und Ottheinrich verließen am 12. Juni Heidingsfeld und zogen über Remlingen, Wertheim, Miltenberg, wo der Bischof von Straßburg wieder zu ihnen stieß, und Obernburg nach Aschaffenburg. Die Aufständischen in Obernburg wurden mit 300 Gulden, jene in Aschaffenburg mit 1.500 Gulden gebrandschatzt. Von hier aus kehrten Ludwig V. und Ottheinrich mit ihren Truppen über Dieburg und Oppenheim, das am 20. Juni 1525 erreicht wurde, in die pfälzischen Territorien zurück.

Dort waren jedoch nicht alle Landesteile befriedet. Das pfälzische Heer überquerte den Rhein und warf am 23./24. Juni bei Pfeddersheim zahlreiche Bauern nieder. Dass auf diese Nachricht hin die mit den Aufständischen sympathisierenden Städte Mainz, Frankfurt, Worms und Speyer – so Baumann⁶⁴ – ihre Unterwerfung angeboten hätten, muss bewweifelt werden; die Reichsstadt Speyer stand nicht im Bund mit den Bauern. Mainz war von Georg Truchsess von Waldburg bereits am 11. Juni aufgefordert worden, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben und verhandelte ab dem 22. Juni über die Bedingungen.⁶⁵ Frankfurt sah sich allerdings gezwungen, die 46 Artikel, die neben eigenen Forderungen auch solche aus den Zwölf Artikeln der Bauern aufgriffen, aufzuheben und das Original des Artikelbriefes nach Heidelberg auszuliefern. Die Frankfurter Geistlichkeit und der Rat mussten wieder in den vorherigen Stand eingesetzt werden.⁶⁶ In Worms hatten sich 1527 auf Drängen des pfälzischen Kurfürsten lutherische Prediger vor dem Stadtrat zu verantworten.

Kurfürst Ludwig zog weiter gegen die Reichsstadt Weißenburg im Elsass, die mit Pfälzer Aufständischen sympathisiert hatte, und ließ diese am 9. Juli 1525 beschießen. Sie ergab sich nach vier Tagen, womit der Feldzug zur Niederwerfung der Empörung ein aus Sicht der Fürsten erfolgreiches Ende gefunden hatte.



Abb. 5: Medaille mit dem Porträt des Kurfürsten Ludwig V. auf der Vorder-, den Wappen für Pfalz und Bayern auf der Rückseite; geschaffen von dem Nürnberger Medailleur Matthes Gebel 1535, Bronze-guss, Durchmesser 22 mm. Staatliche Münzsammlung München

VI. Bewertung

Inwieweit in Kurpfalz die reformatorische Bewegung den Aufruhr der Untertanen veranlasst oder befördert hat, ist schwer zu fassen. Nach Peter Harer wurde der zündende Funken von außen in die pfälzischen Gebiete hineingetragen. Eine wesentliche Ursache für die Erhebung der Untertanen sah Ludwig V. offensichtlich in der „Zweigung des Glaubens“. Diese habe zu Aufruhr und Empörung im Reich geführt.⁶⁷ Das Programm der pfälzer Aufständischen, auch hier die Zwölf Artikel, war ihm persönlich zugegangen und somit bekannt. Bei Johannes Brenz, dem Reformator von Schwäbisch Hall, und Philipp Melancthon, einem Pfälzer, gab er ein theologisches Gutachten in Auftrag.⁶⁸ Auf die Forderungen der Bauern und Bürger unmittelbar einzugehen, erschien ihm nicht angemessen. Auf dem Reichstag zu Speyer 1526 verlangten die Kurfürsten indes in einem Gutachten vom 25. Juni, die Beschwerden der Untertanen stärker in den Blick zu nehmen und kirchliche Missbräuche abzustellen.⁶⁹

Bei der Niederwerfung des ersten Aufruhrs im Hochstift Speyer und in der Pfalz erwies sich Ludwig V. als konsequent, in der Bestrafung der Rädelsführer meist maßvoll.⁷⁰ Peter Harer weist darauf hin, dass der Kurfürst alle möglichen Maßnahmen ergriff, um dem Aufstand „in Güte“ beizukommen und er „aus angeborener Tugend“ Schaden für die Untertanen zu verhüten suchte.⁷¹ Nach Beginn des Feldzugs ließ Ludwig V. indes die ergriffenen bzw. ihm ausgelieferten Rädelsführer, wie Anton Eisenhut, sogleich hinrichten. Vor dem Bruchsaler Schloss wurden unter anderen auch die Hauptleute Friedrich Wurm und Hans von Hall enthauptet.⁷² Am Abend des 22. Juli wurden auf dem Heidelberger Marktplatz sieben Aufrührer geköpft.⁷³

Zu berücksichtigen ist, dass weite pfälzische Gebiete im Landshuter Erbfolgekrieg von 1504/05, den Kurfürst Ludwig persönlich miterlebt hatte, verwüstet worden waren. Der Wiederaufbau des Landes und die Herstellung verlorenen kurpfälzischen Prestiges im Reich prägten daher sein Regierungshandeln.⁷⁴ Eine kontinuierliche Friedenspolitik war für ihn primäres Ziel, denn friedliche Verhältnisse sah er als Voraussetzung zur Stärkung des Territoriums. Weiter ist zu sehen, dass mehrere Brüder Ludwigs innerhalb der Reichskirche herausgehobene geistliche Ämter, so die Bischofssitze in Worms und Speyer, innehatten.⁷⁵ Eine frühe eindeutige Entscheidung hin zur reformatorischen Bewegung versuchte der Fürst daher zu vermeiden. Bis zu seinem Tod hing er dem altkirchlichen Lager an, auch wenn er in seiner Religionspolitik eine neutrale Position zu behaupten suchte.

VII. Edition

In seiner Geschichte des Bauernkrieges geht Lorenz Fries, Sekretär dreier Würzburger Fürstbischöfe und Vertrauter Konrads von Thüngen, detailliert auf die Ereignisse in Franken, die politischen und militärischen Gegenmaßnahmen seines Fürsten, dessen Flucht nach Heidelberg zum Hofe des Kurfürsten Ludwig V. sowie den anschließenden Feldzug zur Niederwerfung der Aufstände ein. Seine Aufzeichnungen wurden 1883 von Schäffler und Henner kommentarlos gedruckt.⁷⁶

1520 war Fries in fürstbischöfliche Dienste getreten, wurde zum Rat ernannt, war für Kanzlei und Archiv zuständig und vertrat mehrfach als Diplomat u. a. auf Reichstagen die Interessen des Hochstiftes. Am Bauernkrieg war er nach eigener Aussage „in der Handlung zum merer Tail mit und bey gewest.“⁷⁷ Seine in drei Teile gegliederte Bauernkriegschronik, „Das Buch von dem Bauernkrieg oder Entbörung der Unterthanen in dem Stift Wirtzburg und Herzogthumb zu Francken“, umfasst 339 Seiten. Im Wesentlichen handelt es sich dabei um eine reichhaltige Sammlung von Urkunden, Akten und Protokollauszügen, die in chronologischer Ordnung aneinandergereiht und inhaltlich sinnvoll verbunden wurden.

Aus diesen Fries'schen Aufzeichnungen stammt die im Folgenden abgedruckte Korrespondenz zwischen Ludwig V. und benachbarten Reichsfürsten, insbesondere mit Konrad von Thüngen, mit der niederbayerischen Verwandtschaft und dem Schwäbischen Bund. Von Interesse ist hier nicht allein die gegenseitige Argumentation, die mit ihren zahlreichen Details aufschlussreiche Einblicke in das taktische und strategische Denken frühneuzeitlicher Reichsfürsten vermittelt, sondern auch einen authentischen Einblick in die akute Bedrohungslage infolge einer in ihrem Ausmaß bislang unbekannteren Rebellion ermöglicht.

Es folgt am Ende als Nr. 20 eine kurze Beschreibung des pfälzischen Feldzugs aus unbekannter Feder, entnommen einer wohl um 1800 verfassten Handschrift aus der Manuskriptensammlung des Stadtarchivs Würzburg. Diese trägt den Titel „Geschichte des Bauernkrieges in Franken“.⁷⁸ Vom Duktus der Darstellung her handelt es sich hier um die Abschrift einer früheren, zeitlich nicht eindeutig festzulegenden Vorlage, die sich durch Sachkenntnis auszeichnet.⁷⁹

1525 April [8], Neustadt an der Aisch

Schreiben der fürstlichen Räte des fränkischen Kreises an die benachbarten Territorialherren über die Empörung der Untertanen und Einladung zu einem weiteren Treffen am 23. April 1525.

Wie die Chur- und Fursten gein der Neuenstat⁸⁰ beschriben worden und derselben Antwort daruf. So volgt hernach die Schrift, so in der frenckischen Fursten Namen an die Fursten von Maintz, Pfaltz, Sachsen, Bayren, Hessen und Henneberg geschriben worden, und derselben Antwort daruf:

Besonder und freuntlicher lieber Herr, Freund und Vetter. Nachdem sich das gemain Volk nit allain von der Baurtschaft uf dem Lande, sonder auch in etlichen Steten dieser und ander Landart⁸¹ allenthalben entpören, rotiren⁸² und an vil Orten in ain sondere Puntnus⁸³ und treffenlich Versamlung begeben hat und noch täglichs thut, kaines anderen Furnemens, dan iren Herschaften und Obrickaiten ytz anfenklich Zehent, Steuer, Dienst und anders, so von alter Herkomen ist, auch onzweyvenlich mit der Zeit, so nit on Verzug mit tapferem Ernste dagegen gehandelt wurt, Zins, Gult und andere Gehorsame geweltiglich vorzuhalten⁸⁴, und zu besorgen stet, entlich alle Obrickait zu vertilgen und auszureuten⁸⁵, wie sich dan mer dan ane ainem Ende gnugsamlich ereuget⁸⁶, haben wir uf Montag nach Judica nechstverschinen [April 3] unsere Räthe gein der Neuenstat an der Aisch zusammengeschickt und darzu Gefurste, Graven und Herren des frenckischen Gezirks⁸⁷ beschriben, von den Sachen zu ratschlagen und zu handeln, wie solche der Unterthanen beschwerlich Furnemen, Entpörung und Ungehorsame abzustellen und zuverkomen sey, auch derhalben mit einander beschlossen, in der Eyl etliche Hundert Pferde an gelegen Ort gegen den Entborungen dieser Landart in unser iedes Flecken zu legen und daneben in pester Rustung zu sein, wa die Notturft ervordert, das wir ainander Rettung, Hilf und Beistand thun mochten, uns auch dabey mit ainander verainigt, unser statlich und volmechtig Räthe uf ain andern Tag widerumb zusammen zu schicken, nemlich uf Sontag Quasimodogeniti schirst zu Abend [April 23] alle zu der Neuenstat an der Aisch widerumb einzukomen und des Orts obgemelter Masen entlich von den Sachen weiter zu handeln und zu beschliesen etc. laut desselbigen unserer Räthe und der anderen Stende des frenckischen Kraiss mit ainander gemachten Abschieds⁸⁸, davon wir euer Liebden ain Abschrift hiemit zuschicken. Und dieweil aber solcher Handel nit allain uns, die Fursten und andere Graven und Herren des frenckischen Gezirks, sonder auch zuvorderst kayserliche Majestät, alle Churfursten und Fursten und gemainiglich alle Stende und Obrickait des hailigen Reichs belangt, angesehen, was heut diser Landart ist, das es morgen oder balt bey euer Liebden und anderen Stenden auch sein und also von Tag zu Tag weiter komen möge, so wollten wir euer Liebden gemelt unser erbar, zimblich und notturtig Vorhaben nit verhalten, freuntlich bittend, die wolle ir statlich Räthe mit euer Liebden Volmacht zu unsern und anderer anstosenden Churfursten und Fursten Räthe, die wir gleicher Weis auch beschriben, uf bestimpten Tag gein der Neuenstadt an der Aisch [schicken], da mit ainander ferner zu ratschlagen, zu handeln und zu beschliesen, wie man angezaigt der Unterthanen Entporung, Ufrur und Ungehorsame, auch was allenthalben Unrath, Nachtail und Schadens daraus volgen, wenden und verhutzen konne, und das wir von allen Tailen wissen, wes wir uns in berurten Hendlen entlich zu ainander versehen und getrosten sollen und mogen. Als uns dan nit zweivelt, euer Liebden sollen ir selbst und aller Obrickait zu gut, nit weniger dan ander Churfursten, Fursten und dergleichen Obrickaiten darzu genaigt seyn. Das wollen wir gegen derselben euer Liebden freuntlich verdienen, und wiewol wir uns kains andern zu euer Liebden versehen, bitten wir doch hiemit euer Liebden schriftlich Antwort bey disem Botten. Datum.

Fries, 1883, Kap. 26, S. 94–96.

Nr. 2

1525 April 11, Heidelberg

Ludwig V. rät dem Würzburger Bischof Konrad von Thüngen, Kurmainz und dem Deutschmeister⁸⁹ hinsichtlich der sich ausweitenden Bauernerhebung nicht nur zu rüsten, sondern bei der Versammlung des Schwäbischen Bundes in Ulm einen dritten Teil der Eilenden Hilfe anzufordern.

Am Sambstag den Osterabend obgemelt [April 15] kam ain Schrift von Pfaltzgrave Ludwigen, Churfursten, also lautend:

Besonder lieber Freund, dieweil sich die Baurensachen nit allain umb Mergetheim⁹⁰ mit Einnemung desselbigen, sonder auch sunst umb Oringeu⁹¹, auch herniden in der Marggraveschaft Baden mit Einnemen Durlachs⁹² und ufvorderen Pruchsal⁹³ und andere zu inen zutringen unterstehn, so schwerlich zutragen, dagegen wir uns auch, sovil wir ymer mögen, rusten, schicken, und das euer Liebden dergleichen thun, in Betrachtung, wahin das raichen mag, in kain Zweifel setzen, so haben wir doch bedacht, euer Liebden, uns und andern Bundsfursten⁹⁴, dise Ding antreffend und angelegen, herniden gesessen, vast erschieslich, not und gut sein solle, das neben unser aller selbst Rustung von ainem ieden in sonder umb Furderung willen, den Hauptleuten, Botschaften und Räthen des Bunds, ytzund zu Ulm versamlet sein, eylends geschriben werde, dieweil der Trittail Hilf von inen itzt in Neu-lickait ufgesetzt und erfordert ist, und wir Bundsfursten herniden Lands von den Bauren so hart betrangt wurden, das sie uns denselben Trittail Hilf zuerkent und gelasen hetten; dan damit und unserm daneben Ufsein wurt an vil Enden bey Zeit die Sachen zu Gutem bracht werden mogen, das hernachmals nit mehr helfen mogt. Das zaigen wir euer Liebden ganz guter Mainung darumb an, wa das euer Liebden gleich uns zugefallen, das sie darauf den Bundsstenden furderlich solche Mainung also schreyben, wie wir dan algerait auch gethan, Maintz und Teutschenmaister solchs gleichermas eroffet haben. Datum Dinstag nach Palmarum [April 11, 1525].

Fries, 1883, Kap. 27, S. 100f.

Nr. 3

1525 April 12

Friedrich II., Pfalzgraf bei Rhein, sagt zu, seine Räte zum nächsten Treffen nach Neustadt a. d. Aisch zu senden.

Herzog Fridrichs von Bayren, des Pfaltzgraven Bruder⁹⁵, Antwort:

Wir haben euer Liebden Schreyben etc. alles Inhalts vernomen. Nun tragen wir mit euer Liebden und anderen euer Liebden mitverwanten Fursten, wa denselben ichts widerwertigs und nachtailigs begeben sollte, sonder freuntlichs Mitleiden, sonder vil lieber derselben Wolfart vermerken wollten. Und als uns euer Liebden sampt anderen Fursten ain Tag uf Sonntag Quasimodogeniti schirst zu Abend [April 23] gein der Neuenstat an der Aisch unsere Räte zu euer Liebden und anderer Fursten und Graven Räthen und Gesanten diser bemelter der Bauschaft Entporung halb zu senden ersuchen thun, sind wir nit wider, sonder, was unsernhalb zu Stillung solchs Unraths dinstlich und furtreglich sein mag, genaigt, mit allem Vleys helfen zu beratschlagen. Wollen also unsere treffenliche Räte dahin gein der Neuenstat verordnen etc. haben wir euer Liebden, der wir zu freuntlichem Willen genaigt, nit bergen wollen. Datum Mitwoch nach Palmarum [April 12] a[nn]o 15]25.

Herzog Philips zu Bayren schrib in Abwesen seines Bruder Herzogen Othainrichs⁹⁶ den zu besuchen zu. So volgt hernach, was Herzog Wilhelm von Bairen fur Antwort geben:

Fries, 1883, Kap. 26, S. 97.

Nr. 4

1525 April 12, München

Herzog Wilhelm von Bayern⁹⁷ sagt eine Entsendung seiner Räte ab, da diese wegen des gewaltigen Aufruhrs in seinem Fürstentum, insbesondere in den Städten Landshut und Schongau, benötigt werden.

Liebe Freund, Swager, Oheim und Bruder. Euer Liebden und Freuntschaft schriftlich anzaigen, Entporung und Buntnus halben etlicher Stette⁹⁸ und Gebaurschaften irer und anderer Landart⁹⁹ zu Abfal und Verachtung, Vertilgung und Ausreuttung¹⁰⁰ irer Obrickait, auch Nitraichung der Gulten, Zinsen und Entwerung¹⁰¹ geburlicher Gehorsame, derhalben euer Liebden und Freuntschaft ire Rethe uf Montag nach Judica nechst verschinen [April 3] zu der Neuenstat an der Aisch geschickt, die Gefursten und andere Graven und Herren frenckischen Gezirks darzu beschriben, berurter ungehorsamen und widerwertigen Furnemen abzustellen und zu verkomen, sich etlicher Artickel und ferner irer Liebden Räte Zusammenschickung laut derselbigen Schreyben und zugeschickter Copien, haben wir vernomen und alles Inhalts verlesen und solcher Zusammenfugung, statlicher Beratschlagung und gemainnutziger Entschliesung, der Stet und Bauren mutwillig und frevenlich Aufruren, Entpörung und Ungehorsame, auch pflichtbruchiger Handlung und Furnemen abzuwenden und trefentlichen Widerstand zu thun, ain sonder Freude entpfangen, auch die merklichen Notturft erfordert, solchem Unerhörlichen der Unterthanen widerstehn, Stands, trutzlichem Furnemen, das mit Hilf des Almechtigen wol geschehen kann, zu begegen. Sagen euer Liebden und Freuntschaft der Verkundung und Anzaigung irer vorhabender notturftigen gegenwerlichen Furnemens, zu Straf der ungehorsamen mutwilligen Unterthanen, freuntlichen Dank; doch können wir euer Liebden und Freuntschaft mit Zuschickung unser Rethe diser Zeit nit wilfaren, dan wir ytz zumal mit der Bauren geweltigen Ufruren in unserm Furstenthumb mit der Gegenwehr so vil zu schaffen, das wir kains Rathes entperen können, sonder dieselbigen an vil Orte tailen und schicken müssen, den hochgeboren Fursten, unsern freuntlichen lieben Bruder Herzog Ludwigen¹⁰², vor kurzverschinen Tagen sambt dem Kriegsvolk, so vil wir zu Ross und Fues ufpringen mogen, in unser Stat Landsberg¹⁰³ verordnet, auch sein Lieb von Stund zu Stund zum Pesten¹⁰⁴, als wir mogen, sterken, zuversichtlich, den Bauren iren Stolz und gewaltig Furnemen wider unser Furstenthumb mit statlicher Gegenwehr zu wenden; dan sich dieselbigen in treyen Hauffen versamlet und zwischen unsern Stetten Landsberg und Schongau¹⁰⁵ gelagert, derhalben wir täglichs Angriffs gewarten müssen, die uns auch unsere arme Leute aus etlichen Dörferen umb deswillen, das sie sich in ir Verbundnus nit einlasen wollen, in unser Stette vertriben. Wir sein auch heut dato gewislich bericht, das dieselbigen Bauren unsern Burgern alhie, so mit dem Salz handeln, etlich Salzwegen¹⁰⁶ und denen von Augspurg¹⁰⁷ ire Kaufmansguttere mit Gewalt angenommen und hinweg gefurt haben, sich also gegen den Unsern in tatlich Handlung eingelassen. Was uns dawider geburt, haben euer Liebden und Freuntschaft zu bedenken. Wollten wir derselbigen, den wir freuntlich zu wilfaren alzeit genaigt, vertreulicher Maynung nit verhalten. Datum Munchen, Mitwochen in der hayligen Charwochen etc. [April 12, 1525].

Fries, 1883, Kap. 26, S. 97f.

Nr. 5

1525 April 13, Miltenberg

Wilhelm Graf von Honstein, Statthalter des Erzbischofs von Mainz,¹⁰⁸ wird nach Rücksprache mit dem Mainzer Domkapitel seine Räte zum nächsten Treffen senden.

Her Wilhelm, Bischove zu Strasburg und diser Zeit Stathalter zu Maintz, hat dise Antwort geben:

Liebe Herren und Freunde, euer Liebden Schreyben, unserm Herren und Freunde, dem Cardinal und Erzbischove zu Maintz¹⁰⁹ etc., in seiner Lieb Abwesen an uns gethan, haben wir

nach der Lenge vernomen; wes eur allerseysts Rätthe Mitwochen nach dem Sontag Judica [April 5] zu der Neuenstat an der Aisch der ufrurigen Bauren halb gehandelt sampt ufgerichtetem Abschied und Benennung aines andern Tags uf Quasimodogeniti schirst [April 23] und angehengter Bithe, uf denselben Tag unsere statliche Rethe mit unserm und des Thumbcapitels¹¹⁰ Volmacht auch zu haben, sampt ander Churfursten, Fursten und Graven Rethen zu ratschlagen und zu beschliesen etc. haben wir alles vernomen, und wollen euch darauf nit verhalten, das wir uns der Sachen zu gut heruf gein Miltenberg¹¹¹ gefugt, gemuts, ob wir konten oder mogten Mittel und Weg finden, damit solchs gestilt werden mogte. Haben aber uber vilgehabte Muhe nichts erheben mogen, sonder bestehen die Bauren auf irem Furnemen, ligen, wie euer Liebden on Zweyvel wissen, in treinen Haufen¹¹² und, als man sagt, etwas stark, on wes inen täglichs zulaufte. Und thett uns euer Liebden Mainung und Furnemen vast wol gefallen, wa es vor lengst beschehen were, besorgen aber, es sey nuhmer zu spat. Aber wie dem, so wollen wir solch euer Liebden Schreyben ufs eylendst dem Thumbcapitel¹¹³ gein Maintz zusenden und alsdan uf obbemeltem Tag Quasimodogeniti [April 23] den versamleten Rätthen zur Neuenstat unser und des Thumbcapitels Gemutt¹¹⁴ in solchem berichten lassen. Das wolten wir euer Liebden, der wir alzait freuntlich Dienst zu thun begirig und genaigt, uf ir Schreyben freuntlich Maynung nit verhalten. Geben zu Miltenberg uf Donerstag nach Palmarum [April 13, 1525].

Fries, 1883, Kap. 26, S. 96.

Nr. 6

1525 April 14, Heidelberg

Ludwig V. sagt zu, seine Räte zum nächsten Treffen zu senden.

Pfaltzgrave Ludwigen Churfursten Antwort:

Lieben besondere Freunde, Swager und Bruder. Eur Liebden Schreyben der ufrurigen Baurtschaft und wes euer Liebden jungst sampt andern des frenckischen Crays¹¹⁵ uf dem Tag zur Neuenstat an der Aisch derselbigen widerwertigen Bauren halb gehandelt und fur Abschaid¹¹⁶ in Sachen gemacht, uns itzo behadet, haben wir nach der Lenge sampt angehafter Begere, auch inverleybts Abschieds alles Inhalts hören lesen. Wiewol nun dergleichen der ufrurigen Baurtschaft Entpörung sich auch etwas ernstlich allenthalben umb uns ereugen¹¹⁷, dazu uns dan gleich wol gross Hilf von Nötten, wie wir denselbigen begegen und die Ding stillen mogten, noch dan so wollen wir uf euer Liebden wider angesetzten Tag, als nemlich sontags Quasimodogeniti gegen dem Abend [April 23], yemants von unsern wegen bey euer Liebden und andern Gesanten, sovil ymer moglich, auch zur Neuenstat an der Aisch haben, mit Bevelhe, furter mit denselben von Sachen weiter handlen zu helfen und zu ratschlagen, wie den Entbörungen und Ufruren zu begegen sein wolle. Das haben wir euer Liebden uf ir Schreiben hinwieder in Eil freuntlicher Mainung unangezaicht nit wollen lassen. Datum Haidelberg uf den Charfreytag [April 14, 1525].

Fries, 1883, Kap. 26, S. 96f.

Nr. 7

1525 April 17, Würzburg

Konrad von Thüngen teilt mit, dass er die vom Schwäbischen Bund angeforderten 300 Reiter nicht stellen kann, da der Hauptteil seiner Reiter bereits in Schwaben steht; zudem hätten die aufständischen Bauern bereits Stadt und Schloss Luda¹¹⁸ eingenommen; sie beabsichtigten, nach Würzburg zu ziehen, weshalb er dringend um den dritten Teil der Bundeshilfe bittet.

Eur Lieb Schreyben, uns ytzund gethan, haben wir sampt euer Liebden Furschlag und Gutbedunken etc. seines Inhalts vernomen und wollen euer Liebden darauf freuntlicher Mai-

nung nit bergen. Als vergangen Tagen die ufrurigen Bauren, so sich bey und umb Rotemburg an der Thauber¹¹⁹ versamlet, aufgebrochen, die Thauber herabgezogen, in Willen, als uns dazumal angelangt, iren Kopf den nechsten uf und in unsern Stift¹²⁰ zu wenden, zu den dan nit ain geringe Zale der unseren mit Haufen zugelauffen, das wir aus unvermeidlicher Not verursacht der Bundsversammlung zu Ulm, vermoge der Bundsainigung, auch jungsten der eylenden Hilf halben beschlossen Abschieds¹²¹, uns ain Viertail der eylenden Hilf on Verzug zum schirsten zuzuschicken, zu schreyben, der trostlichen Zuversicht, wa die zeitlich ankomen, die gemelten Bauren nuhmer zertrent, solch Entpörung gestilt und zu Ruhe bracht, auch andern Bauren, so sich hiezzwischen dergleichen auch rotirt¹²² und entpört haben, ain groser Schreck und Forcht daraus entspringen solte. Daruf uns wider Antwort gefallen, das sie uns aus beweglichen Ursachen den gepetten¹²³ Viertail diser Zeit nit zuschicken konten; wir solten uns aber umbthun, in der Eyl 300 Pferde uf gemainer Bundstende Besoldung ainen Monat lang ufzubringen und die wider die Baurtschaft geprauchen, welche Pferde wir bishere noch nit ufbringen, auch den gedachten Bauren, nachdem wir den Merertail unserer Geraisigen¹²⁴ daoben in Swaben haben und dan mit dem Landvolk diser Sachen halb vertruulichs nichts auszurichten wissen, statlich nichts abrechen mogen. Daraus geflossen, das sie sie ie lenger ie mer gesterkt und gehauft, auch disen Tagen uns unser Stat und Sloss Lauden¹²⁵ eingenomen und sich gesterigen Tags [April 16] erhaben, gein Marckelsheim¹²⁶, ob Mergetheim gelegen, geruckt und, wie uns glaublich anlangt, fur unser Stat und Sloss Röttingen¹²⁷, von dan fur unser Stat und Sloss Awe¹²⁸ und Raigelberg¹²⁹ und furter hieher gein Wirtzburg zu ziehen, vorhaben sollen. Wiewol nu euer Liebden, als der hochverstendig, aus dem allem abzunemen, was grossen beschwerlichen Lasts uf uns ligt und was fur Unrath, Nachtail und verderblicher Schade uns und unserm Stifte, auch allen andern anstosenden Fursten und Obrickaiten, wa lenger verzogen, daraus erwachsen mogt, dennoch wollen wir euer Liebden zu freuntlichem Gefallen neben und mit derselbigen euer Liebden auch unsern besondern lieben Herren und Freunden den andern Bundsfursten bey der Versamlung umb den ervorderten Trittail euer Liebden Furschlag und Gutbedunken nach schriftlich in Eyl auch ansuchen lassen, wiewol wir uns nit versehen, das uns der diser Zeit erkent und gelasen werde. Wir achten aber, der Sachen nutz und gut sein, das euer Liebden, die andern anstosenden¹³⁰ Bundsfursten und wir, sovil ain ieder in der Eyl ufbringen, die Unsern zu Ross und Fues zusammen geordnet und erstlich diese Bauren an der Thauber angegriffen hetten, setzen wir in kainen Zweyvel, die also leichtlich zu zertrenen und alsdan den andern Haufen glucklich und mit wenig Muhe zu begegen sein solte. Daran wir unsers Vermögens bey uns nichts erwinden lasen wolten. Haben wir euer Liebden, der wir zu freuntlichen Diensten ganz gewilt und genaigt, uf ir Schreiben freuntlicher Mainung nit wollen verhalten. Datum am andern Ostertag [April 17, 1525].

Fries, 1883, Kap. 27, S. 100f.

Nr. 8

1525 April 15, Würzburg

Konrad von Thüngen bittet Ludwig V. auf seine Kosten um drei Büchsenmeister und 100 zuverlässige Soldaten als Burgbesatzung sowie um Erlaubnis, 100 bis 150 seiner Reiter über Nacht im pfälzischen Boxberg quartieren zu lassen.

Wiewol nun der Bischof von Wirtzburg aus Grave Wilhelmen von Hennebergs¹³¹ Schreyben und Zuentbieten, davon hernach auch Meldung beschehen wurt, etwas Trost empfangen und sich auch gewislich daruf verliese, er, Grave Wilhelme, wurt ime ain geraisigen Zeug¹³² pringen, bedacht doch der Bischove, das die Reytere statlicher und fuglicher auserhalb dan in der Besatzung zu geprauuchen weren, und derwegen von Nöten sein wurde, sich umb ain Anzal gutter Leute und sonderlich Buchsenmaister umbzuthun, liess er volgende Schrift an den Pfaltzgraven Churfursten ausgehn:

Lieber Herr und Freund. Wir geben euer Liebden freuntlicher Mainung zu erkennen, das vill unser Stette, Flecken und Dorfere den ufrurigen Bauren anhengig, (den auch unser Stat Lauden¹³³ geoffet) und andere mer ir Ehr, Glubd und Ayd¹³⁴ vergessen, von uns abge-

fallen und in unserm Furstenthumb schwere, böse und thatliche Handlung geübt haben. So tragen wir unser Hauptstat Wirzburg und der andern umbligenden Stette und Flecken grossen Zweifel, dieweyl die unsere Geraysigen¹³⁵ nit mehr einlassen und unsere Slösser aus unsern aigen Chästen¹³⁶, so wir bey inen haben, nit speysen lassen wollen¹³⁷, also das wir nit wissen, uf wen wir auserhalb unser Ritterschaft getrauen und glauben setzen mogen. Bitten demnach euer Liebden freuntlichen, die wollen uns zum furderlichsten trey gut Buchsenmaister¹³⁸ und Hundert vertrauter Persone, in Besetzungen zu geprauchten, welche, so die zu Bocksberg¹³⁹ einkomen und uns angezaigt, wir wol sicher hieher bringen wollen, uf unser Besoldung schicken, damit wir unsere Slosse desto bas bewaren und besetzen mogen, und den Usnern gar nichts vertrauen dorfen, und sich hierin freuntlich erweisen. Das wollen wir umb euer Liebden freuntlich widerumb geren verdienen. Auch bitten wir euer Liebden freuntlich, derselbigen Amptman zu Bocksberg bey disem unserm Botten¹⁴⁰ zu bevelhen, ob unsere Reytere, ongeverlich uf ain oder 150 stark, zu Zeiten ain Nacht oder zwa zu Bocksberg zu pleiben, ansuchen, das sie alsdan eingelassen und inen ir Pfening daselbst zu zeren gestattet werde. Das wollen wir freuntlich verdienen. Datum Osterabend [April 15, 1525].

Fries, 1883, Kap. 24, S. 90f.

Nr. 9

1525 April 18, Heidelberg

Ludwig V. teilt Konrad von Thüngen mit, dass er selbst aufgrund der aktuellen Bedrohung durch die Weinsberger Bauern keine Kriegsknechte und Büchsenmeister entbehren kann, er ihm später zu Hilfe kommen wird und die Öffnung von Boxberg für die Würzburger Reiter gestattet.

Lieber besonder Freund. Wir haben euer Liebden uns itz gethan Schreiben empfangen und aus desselben Inhalt, wie die Sachen mit dem gemainen Man euer Liebden begeben, sampt angehanger Beger¹⁴¹, derselben 100 zu Fues¹⁴² und trey Buchsenmaister zuzuschicken, auch zu Bocksberg¹⁴³ ire Raysigen¹⁴⁴ iren Pfening zeren zu lasen zu gestaten, vernomen und nit geren gehört. Weren auch euer Liebden mit den begerten Kriegsknechten und Buchsenmaistern zu wilfaren genaigt. Uns zweivelt aber nit, euer Liebden haben numer vernomen die erschrockliche grausam Handlung, so die Bauen vergangen Ostertags [April 16] mit Eroberung Sloss und Stat Weinsperg¹⁴⁵ an Grave Ludwigen von Helfenstain, Dithern von Weiler und andern Treffenlichen vom Adel bis in sechzig mit Jagen durch die Spies, Herauswerfen zu den Thurnen und Erstechen begangen,¹⁴⁶ welchs zu vernemen ie nit clain erschrocklich und den Bauen grosen Trost und Sterkung bringt, und ir Furnemen, den nechsten fur Horneck¹⁴⁷ und Gundelshaim¹⁴⁸, das, als uns anlangt, auch nit halten, und darnach den nechsten an uns fur Mosbach¹⁴⁹, volgends dem Kraichgeu¹⁵⁰, Haidelberg und Rein zuzuziehen und iren Mutwillen ired Gefallens zu herschen. Deshalb wir mit aller Macht sampt unsern Herrn und Freunden, von den uns trostliche Hilf und Zuzug zugeschriben, ufzusein und gegen inen zu ziehen willens, zu welchem unserem Zug und Besetzung unser nechsten daranstosenden Flecken wir an Fuesknechten und Buchsenmaistern nit clain Mangel und vast notturtig sein werden. Deshalb wir euer Liebden über unsern Willen, wie gern wir das thetten, in dem so eylends, wie euer Liebden ermessen mogen, aus der Not nit wilfaren können. Wan wir aber, wie gemelt, gegen den bösen Volk herniden mit unsern Nachbahren, Herren und Freunden geschafft, wollen wir euer Liebden nit allain in dem, sonder vil mehr zu Hilf komen und nit verlasen. So geben wir auch euer Liebden zu erkennen, das uns durch etliche glaublich angelangt, auch noch ain bey uns, von inen ausgeschickt, haben, das etwas umb 5[.000] oder 6.000 niederlendisch Kriegsknecht nit ferr¹⁵¹ vom Stift Coln¹⁵² bey ainander ligen, die gern Dienst hetten, wir sie auch anzunemen und uns zuzuziehen zu lasen wol des Willens. Es ist aber der Besoldung halben nit in unserm Vermogen, noch ain solch Gelt nit ufzubringen wissen. Dem wolle euer Liebden dannoch auch nachdenken, ob euer Liebden mit andern Fursten umb sie und wir auch ain Tail annemen und sie uf Wegen zu Hilf und Steuer haben mogten. Und wie euer Liebden sunst begert, also schreyben wir

hieneben unserm Amptman gein Bocksberg¹⁵³, euer Liebden Raysigen einzulassen. Wolten wir euer Liebden widerumb freuntlicher Mainung nit bergen. Datum dinstag nach Ostern [April 18, 1525].

Ja solte der Bischof gewist haben, das der Bund so langsam komen und Grave Wilhelm von Henneberg¹⁵⁴ gar ausbleyben, er hette eigentlich nach disen niederlendischen Knechten geschickt, unangesehen, das sie so ferr¹⁵⁵ von Wirtzburg an frembden Orten gelegen.

Fries, 1883, Kap. 24, S. 91f.

Nr. 10

1525 April 18, Würzburg

Konrad von Thüngen bittet den Schwäbischen Bund um den dritten Teil der Eilenden Hilfe, was jedoch abgelehnt wird.

So volgt hernach, wie darauf an die Versamlung des Bunds geschriben worden:

Liebe Freunde und Besondere. Vergangen Tagen haben wir euch zu verstehn geben, wie es mit den Bauren, so sich erstlich bey und umb Rotenburg¹⁵⁶ versamlet und volgend die Thauber herab in unsern Stift gezogen, gestalt sey. Nun langt uns ytzund an, das sich dergleichen Entpörung und Ufrur in etlichen unserer besonderen lieben Herren und Freunde der Bundsfursten herniden Lands sitzende Furstenthumb als Maintz, Pfaltz, Baden und Teutschmaisters, beschwerlich auch zutragen sollen, also das zu besorgen, wa nit furderlich und statlich dargegen getrachtet und die Bauren zusamen komen, es uns allen zu unwiderbringlichem Schaden und Nachtail komen werde. Dieweil wir aber bedenken, das ytzund mit ainer zimlichen eylenden Hilf vil und mehr ausgericht werden mag, dan hernach, so das Feur uberhand nimbt und zusamen brint¹⁵⁷ mit ainer gröseren, ist an euch unser freuntlich und gutlich Bithe, ir wollet den obgemelten unsern Herrn und Freunden und uns zu gefallen den Trittail der eylenden Hilf, so ir in Neulickait ufgesetzt und ervordert, uns allen zuerkennen und volgen lassen, damit ire Liebden und wir uns der Bauren obligenden Betrangung entlestigen mogen. Daran thut ir iren Liebden on Zweifel zu danknemigem Gefallen. So wollen wir es umb euch freuntlich und gnediglich widerumb beschulden und erkennen. Datum Dinstag nach Ostern [April 18, 1525].

Aber solchs ist von der Versamlung gewagert¹⁵⁸ und abgeschlagen worden.

Fries, 1883, Kap. 27, S. 102.

Nr. 11

1525 April 19, Würzburg

Konrad von Thüngen bittet Ludwig V. gemäß ihrer Einung um Rat, Hilfe und Beistand, insbesondere um 200 gerüstete Pferde nach Lauda bzw. Boxberg und um 400 bis 500 Fußsoldaten.

Nun hette der Bischove die Mitwochen darvor [April 19] volgende Mainung an den Pfaltzgraven Churfursten schreyben lasen:

Lieber Herr und Freund. Als wir euer Liebden hievor zu zwaien Malen angezaigt, welcher masen sich die Bauren bey und umb Rotenburg uf der Thauber wider ire Obrickait ufgeworfen und entpöret, derhalben wir euer Liebden geschriben und gebetten, ob von denselbigen Bauren wider uns und unseren Stifte ichts beswerlichs furgenomen werden oder sich von den unsern dergleichen Entbörung auch ereugen¹⁵⁹, uns alsdan uf unser ferner Ersuchen vermog unser bederseits Ainigung mit Rat, Hilf und Beystand nit zu verlasen, hetten wir uns doch versehen, dieselbig Entpörung nidergetruckt und gestilt worden sein solte. Aber wir können und wollen euer Liebden mit besondern Beswerden unsers Gemuts anzu-

zaigen nit unterlasen, nachdem dieselben Bauren, wie euer Liebden wissen, die Thauber herab gezogen und sich gein Mergetheim¹⁶⁰ gelegert, zu den auch unsere und unsers Stifts Unterthane nit in geriner Anzal gelaufen und noch täglich ie lenger ie mehr zulaufen, usernhalb on Ursach und unersucht, und das sie disen vergangen Tagen fur unser Stat Lauden¹⁶¹ geruckt, das eingenomen und unser Sloss dabey verprent und zerrissen haben, auch am nechsten hayligen Osterfeyertag daselbst wider ufgebrochen, ir Läger gein Marckelshaim¹⁶² geschlagen und, wie uns glaublich anlangt, vorhaben, fur unser Stat und Sloss Rotingen¹⁶³, von dann fur unser Sloss und Stat Raigelberg¹⁶⁴ und Awe¹⁶⁵ etc. zu ziehen und uns also ain Flecken nach dem andern abzutringen; und wiewol wir noch bishere bey unsern Burgermaistern, Rathe und den Furnemesten in unser Hauptstat Wirtzburg nit vernomen, das inen solch der Bauren Furnemen gefalle, danoch haben sie sich unterstanden, uns kainen unser Reyttere, so wir gegen dieser Ufrur zu geprauchten gedenken, mehr einzulassen,¹⁶⁶ also das wir in Zweyvel stehn, was Trauens und Glaubens wir in diesen Leufften uf sie stellen sollen. Dieweyl wir aber bedenken, wa mit Ernst statlich und zum furderlichsten dargegen nit gehandelt, wie sie dan bishere kain Widerstand gehabt, und wir solchs zu thun allain zu schwag¹⁶⁷ sein, das nichts gewisers sein werd, dan das sie kurzlich uns selbst in unserm Sloss Unserfrauenberg¹⁶⁸, ob Wirtzburg gelegen, zu belägern unterstehn werden, welchs nit allain uns und unserm Stifte zu unuberwintlichem Nachtail und Verderben raichen, sonder aller ander Obrickait Schaden daraus entstehn wurt; dan was heut an uns, unzweyvenlich (wie man ofentlich vor Augen sihet) morgen an ainem andern sein wurt. Demnach an euer Liebden unser freuntlich Bithe, vemög unser freuntlichen habenden Ainigung dieselbig zum vleisigsten ersuchend, die wollen uns zwaihundert geruster Pferde eylends zuschicken und als nach Ausweysung gedachter unser freuntlichen Ainigung gemelte Reyttere gein Lauden¹⁶⁹ in unser Futer komen solten. Dieweil uns dan solchs gewent und wir nit wissen in den geschwinden Leufften, welchen Flecken wir uber Nacht behalten, ist unser freuntlich Bithe, euer Liebden wollen verorden, das die unverzogenlich und zum allerfurderlichsten gein Bocksberg¹⁷⁰ einkomen, mit Bevelhe, sich gein uns oder unsern Bevelhabern gehorsamlich zu halten, und uns bey disem unserm Botten verstendigen, wan sie daselbst einkomen, sollen sie bey euer Liebden Keller, wahin sie furter reyten, fernern Beschaid finden. Dan wir ie verhoffen, wa die furderlich ankommen, den Bauren abzuprechen und ir Furnemen¹⁷¹ zu hindern. Euer Liebden wollen sich hierinen unserm hohen Vertrauen nach freuntlich erweysen und uns in diesen unsern Obligen und Nötten als der Freund nit lassen. Wa wir dan die Sachen zu End bringen, wie wir zu dem Almechtigen verhofen in Kurze beschehen solle, und euer Liebden der unsern Reyttere, das Got verhutten wolle, auch bedorfen, wollen wir euer Liebden damit freuntlich auch zu Hilf komen und solchs um dieselbig euer Liebden, der wir zu freuntlichen Diensten gewilt und genaigt sind, in ainem andern freuntlich widerumb verdienen und vergleichen. Auch, besonder lieber Herr und Freund, konte uns euer Liebden 4[00] oder 500 Fuesvolks alsbalt zu Rettung auch schicken, keme uns und unserm Stifte zu grosem Staten; dan wir unser Landschaft gar nit brauchen können. Das wölten wir alles unsers Vermögens wider vergleichen und verdienen. Datum Mitwochen nach Ostern [April 19, 1525].

Fries, 1883, Kap. 32, S. 111f.

Nr. 12

1525 April 21, Heidelberg

Ludwig V. teilt Konrad von Thüngen mit, dass er die begehrten Pferde und Knechte nicht stellen kann, da er befürchtet, dass die 5.000 aufständischen Bauern vom Heuchelberg und von Weinsberg in den Kraichgau und nach Heidelberg ziehen werden. Da er das angeforderte Kriegsvolk, mit dem er ihm später zu Hilfe kommen will, nicht bezahlen kann, bittet er um ein Darlehen von 10.000 Gulden.

Daruf hat der pfaltzgrave geantwortet.

Lieber besonder Freund. Euer Liebden Schreyben haben wir entpfangen und Inhalts nach Lenges vernomen. Und weren euer Liebden nit allain mit den begerten 200 Pferden und 600 Knechten zuzuziehen genaigt, sonder auch wol gewilt, in mehrm zu wilfaren. Wir geben aber euer Liebden zu erkennen, das sich noch ain Hauf Bauren, deren bey 5.000 und alstund ergrösen¹⁷², am Heuchelberg¹⁷³ erhaben und ganz des Willens und Mainung sein sollen, sampt dem Haufen, der so jemerlich zu Weinsperg¹⁷⁴ gehandelt, zeither den Teutschmaister¹⁷⁵ ganz vertriben, den nechsten gegen uns uf das Craichgau¹⁷⁶ und fur Haidelberg zu ziehen, also das, wa wir schon ain solche Suma begerter Raysigen und Fuesvolks hetten, zu Gegenwer merklich und hoch notturftig sind. Aber wir warten alle Tag Zuzugs zu Ross und Fues. Wan wir dan die zwen Haufen Bauren von uns brengen mogen und derselbigen halb Sicherung entpfahen, so wollen wir euer Liebden nit allain mit solcher Anzal, sonder ganzer Macht zuziehen und unsers Vermogens helfen rethen und als der Freund erzaigen und gleichermas zu euer Liebden, wa sie ehe gerecht, versehen. Wir konnen aber dennoch dabey euer Liebden in Vertrauen nit bergen, das wir zu dem Kriegsvolk, so uns zuziehen wurt, ain Gelt nit wenig, sonder schir ganz entplöst und, wa wir es bey Zeit gehaben mogen, wol vil Leut ufzubringen wissen. Und darumb ain euer Liebden unser freuntlich Bite, die wollen bedenken, wahn solch schwer Furnemen aller Obrickait zuwider raichen mag, und euer Liebden uns und aller furstlichen Obrickait zu Gut und zu Erhaltung solcher Kriegslaut, so uns eylends zuziehen werden, als vill als 10.000 fl. furderlichen leihen und furstrecken. Das wollen wir euer Liebden furstlich wider bezalen und freuntlichs Vleys verdienen. Datum Haidelberg Freytag nach Ostern [April 21, 1525].

Fries 1883, Kap. 32, S. 112f.

Nr. 13

1525 Mai 8, Heidelberg

Bericht des Lorenz Fries über die Flucht Konrads von Thüngen nach Heidelberg, dessen Empfang durch Ludwig V., die Besprechung und die Beschlüsse im kurfürstlichen Rat.

Wie der Bischof von Wirtzburg gein Haidelberg komen und wie er daselbst umb Hilf angesucht hat.

Am Freitag nach Misericordia Domini, den funften Tag Maii, zwischen vier und funf Horen Nachmittag ritte der edel Furst, Herr Conrad, Bischof zu Wirtzburg und Herzog zu Francken, aus Unserfrauemberg¹⁷⁷ uf Haidelberg und mit ime Haintz Truchsess von Wetzhausen, Marschalk,¹⁷⁸ Niclaus Geys, Doctor,¹⁷⁹ Lorentz Fries von Mergetheim¹⁸⁰ und andere mehr, wie die hie oben mit Namen benant sind. Die kamen umb Mitlenacht fur Bocksberg¹⁸¹, da sie eingelassen und ain wenig ruheten. Am Sambstag [Mai 6] frue vor Tags ritten sie gein Larbach¹⁸², das pfalzgrävisch ist, da lagen sie in der Kellerey. Volgenden Sontag [Mai 7] zogen sie gein Haidelberg in ein Herberg, zur Tauben genant. Aber der Bischof wart bald gein Hofe ervordert; dann ain Knecht, Veit von Konigshoven genant, welcher der Pfaltz Diener und mit inen von Bocksberg geritten, war zu Neckergemund¹⁸³ von inen voran geruckt und des Bischoves von Wirtzburg Zukunft¹⁸⁴ den pfalzgravischen Rätthen gein Hove angezaigt. Uf Montag darnach [Mai 8] lies der Pfaltzgrave des Bischoves Pferde in seinen Hove in der Stat (darin etwan Bischof Johan von Worms des Geschlechts von Dalburg gewonet)¹⁸⁵ ziehen, der andern Pferde wartet man auch in ainer sondern Herberig. Der Bischof, sein Camerer und ain Edelknab bliben uf dem Sloss, die anderen hetten ir Läger in der Stat, aber man gabe inen Futer und Male zu Hof. Und waren zu Haidelberg: Herzog Othainrich von Bayren¹⁸⁶, Herzog Georg, Bischof zu Speir¹⁸⁷ – dem waren seine Unterthane im Bru-rain abgefallen – und Herr Ditrich von Cleen, Maister Teutschordens,¹⁸⁸ der auch von den Bauren verjagt was. So hette der Pfalzgrave bey vir Vendlin¹⁸⁹ Knechte in der Stat ligen und sein Ritterschaft auch beschriben, dero ain gutte Zal ankomen, dergleichen sich bey dem Erzbischove zu Trier¹⁹⁰, dem Herzogen von Lotharingen¹⁹¹, dem Herzogen von Julig¹⁹² und andern Orten mehr umb Volk zu Ross und Fues umbgethan, in Mainung, wa seine Bauren, wie dan die ain vil Orten und sonderlich jenseyt Reins wegig waren, umbfallen wurden, sie

damit wider zu Gehorsame zu pringen. Er hette auch nit ain geringes Entsetzen empfangen von der That, zu Weinsperg¹⁹³ geubt, und dan ytzund, das die trey Fursten Wirtzburg, Speier und Theutschmaister zu ime komen, zu dem, das sich die Bauren umb Wirtzburg offentlich vernemen liessen, wa sie Unserfrauemberg eroberten, wölten sie den nechsten fur Haidelberg rucken. Darumb sich auch der Pfalzgrave mit Proviand und anderm, in die Besatzung dienlich, zu versehen nit minder in Arbeit stund, dan zu Wirtzburg uf Unserfrauenberg beschehen was.

Des gemelten Montags [Mai 8] vormittags, als der Pfalzgrave im Rathe sass, kame der Bischof von Wirtzburg mit seinen Rätthen und erzelet dem Pfalzgraven, welcher Gestalt sich die Empörung im Stift Wirtzburg zugetragen und begeben, wie und warumb er auch mit Rathe derjenigen, so in der Besatzung, hinweg geritten und gein Haidelberg zu ime, dem Pfalzgraven, komen, als zu dem er sich nach Got in disen seinen hochsten Obligen und Nötten am maysten Trosts und Hilf versehe, dergleichen wie ime ain Schrift und etliche Artickel, von den Bauren an ine ausgangen, hernachgeschickt weren, mit freundlicher und vleysiger Bite, ine mit Rathe, Hilf und Beystand nit zu verlasen, in Betrachtung, wa die Bauren Unserfrauemberg erobern, das sie damit nit ufhoren, sonder weiter und uber die Pfaltz unzweyvenlich auch ziehen wurden.

Dargegen der Pfalzgrave durch seinen Hofmaister Ludwigen von Fleckenstain¹⁹⁴ antworten lies: Er trug der Beschwerden, so ime, dem Bischove zu Wirtzburg, zugestanden und noch, ain getreulichs freuntlichs Mitleiden. Wa er auch zu Abwendung derselben behilflich sein mogt, solt bey ime kain Vleys gespart werden, dan seinen Eltern und der Pfaltz hievor von dem Stift Wirtzburg nit wenig guts beschehen. Er wolte ime aber hinwider nit bergen, das seine Unterthanen vast allenthalben auch wegig, also, das er nit wist, ob und wie lang er mechtig, sonderlich weren jenseit Reins, wie er glaublich bericht, etliche schon umbgefallen und zu den Bauren geschlagen. Und wiewol er sein Ritterschaft beschriben, sich auch sunst bey etlichen seinen Herren und Freunden nach Hilf umbgethan, so weren doch auch zur Zeit so vil nit ankomen, damit er ichts fruchtbarlichs anzufangen und zu handeln sich vertragen dorft; verhöfte aber, das ime in Kurze ain zimlich Kriegsvolk zu Röss und Fues zukomen solte. Mit den gedächte er seine abgefallene Unterthane den anderen, so auch wegig, aber noch nit gefallen, zu ainem Exempel zu strafen und widerumb zu Gehorsame zu pringen. Sobald das geschehen, wolt er ime, dem Bischove, wider seine abgefallene Unterthanen auch beholfen sein.

Nun hette der Bischof vor seinem Abreiten zu Wirtzburg den Fursten, Graven, Herrn, Ritttern und Knechten, so in der Besatzung uf Unserfrauemberg begriffen, zugesagt, er wolte in kainen Weg feyren, bis er von seinen Herren und Freunden Hilf erlangte, damit er sie gewislich retten mogte. Derhalben er solcher Antwort nit wenig entsass, dann er daraus vermerkt, das der Pfalzgrave mit dem Kriegsvolk, so er bereit bey ainander hette, allain nit gedacht, sich in Widerstand gegen den Bauren einzulassen, sonder were noch mer Kriegsvolks gewarten. Bis dieselben ankomen, wurt ain gutte Zeit verlaufen. Zu dem, ob sie gleich balt ankomen, wolte er die ain Zeit lang in der Pfaltz geprauchten. Darumb die in der Besatzung mitler Zeit in Nötten hilflos pleyben musten. Derwegen er durch sich selbst und dan seinen Marschalk Haintz Truchsessen¹⁹⁵ bey dem Pfalzgraven und seinen Rätthen anzuhalten nit nachliess, ob in andere Weg Hilf und Rettung gefunden und gefurdert werden mogten.

Aber es blibe bey voriger Antwort, allain das in Rath bedacht wart, der Pfalzgrave solte den Bauren vor Wirtzburg schreyben und begeren, das sie ime gegen irem Herren, dem Bischove, gutlicher Unterhandlung zu Vertrag der Sachen vervolgen wolten, welchs der Pfalzgrave thette,¹⁹⁶ aber die Bauren, inen selbst zu kunftigem grossem Unrat und Nachtail, solche begerte Verhore und Handlung abschlugen¹⁹⁷ – wie dann solchs alles hie oben clarlich geschriben stet, derhalben ich es umb kurz willen ytzund umbgangen hab.

Fries, 1883, Kap. 6, S. 261–263.

Nr. 14

1525 Mai 9, Heidelberg

Ludwig V. teilt dem Bauernrat in Heidingsfeld mit, dass Pfalz und Hochstift Würzburg im Bündnis stehen und bietet, um für die Untertanen Schaden zu verhüten, Verhandlungen an.

Es unterstund sich auch derselbigen Zeyt Pfalzgrave Ludwig, Churfurst, zwischen dem Bischove zu Wirtzburg, so bey ime zu Haidelberg was, und den Bauren vor Wirtzburg Verhöre und Handlung furzunemen, damit die Entbörung gestilt und zu Friden bracht werden mogt, und liess derwegen an sie schreyben:

Unsern gunstigen Grues zuvor, Ersame, Weise, liebe Besondere. Uns hat disen vergangen Tagen glaublich angelangt, wie sich zwischen dem erwirdigen in Got Vater, unserm lieben besondern Freund, Herrn Conraden, Bischoven zu Wirtzburg, eurem Herren, und seiner Lieb Stifte an ainem und euch, seiner Lieb Unterthanen, andern Tails Irrung zugetragen, derhalben sich etliche aus euch erhaben und in Entporung begeben haben sollen. Dweyl aber der gedacht Stift Wirtzburg mit der Pfaltz lang Zeit in freuntlicher Aynigung¹⁹⁸ herkomen, derhalben wir desselbigen, auch euren, als desselben Unterthanen, Schaden zu verhutten, genaigt, und aber aus solchem Furnemen, wa das nit furkomen, nicht anders dan Unrath und Verderben, das wir unsers Tails gemelten unserm Freunde von Wirtzburg, auch euch allen zu Guttem lieber verpliben sehen, komen mag, wir auch genzlich darfur halten, sein Lieb bey ir an allem, das christlich, gleich recht und billich, nichts erwinden lassen solle, ist an euch unser gnedigs Gesinen, ir wollet in Betrachtung oberzelten Ursachen und was Beschwerlickait daraus volgen mogt, uns gein ytzgedachtem unserm Freund gutlicher Verhöre und Handlung zu vervolgen bewilligen. Wollen wir alsdan an gelegene Malstat¹⁹⁹ furderlich Tag ansetzen, auch bederseys nach Notturft²⁰⁰ verhören und allen möglichen Vleis furwenden, zu vertragen und widerumb zu Ainikait zu pringen. Haben wir euch gnediger Mainung im Pesten unangezaigt nit lasen wollen, des eur beschribene Antwort hiemter beregend, uns darnach haben zu richten. Datum Dinstag nach Jubilate.

Daneben schrib ir Herre, der Bischof, auch an sie also:

Fries, 1883, Kap. 58, S. 228f.

Nr. 15

1525 Mai 9, Heidelberg

Konrad von Thüngen fordert den Bauernrat in Heidingsfeld auf, von der Belagerung der Marienburg abzusehen, die Kriegshandlungen einzustellen und bietet Verhandlungen an.

Uns hat ytzund glaublich angelangt, wie ir unse Sloss Unserfrauenberg²⁰¹ belägert und zu benottigen vorhaben solte. Das uns von euch nit wenig befremdet; dan wir in Ungut mit euch nichts zu thun wissen, euch weder zu geben, noch zu gelten schuldig sein, auch uns gegen euch, den unsern, erboten, wa ir von uns beschwert, uns dermasen gegen euch zu halten und zu erzaigen, das sich der Billickait nach nymant von uns zu beclagen haben solte, wie wir dan, wa uns ainige Beschwerden angezaigt worden, geren gethan haben wolten und zu thun noch erbutig sind. Dergleichen euch vom Neckartal und Otenwald²⁰² uf jungst eur Schreyben und zugeschickte Artikel²⁰³ Antwort geben, daraus ir unser christlich erbar Gemut on Zweyvel wol vernomen und billich daran gesettigt blibt. Dieweil wir aber zu solchem eurem Furnemen ie nit Ursach geben, auch noch ungeren geben wolten, und aber den Nechsten zu beschedigen, sonderlich on alle gegebene Ursachen und Verschuldung, nit christlich, sonder wider Got und sein Evangelium, welchs uns auch unsere Veinde zu lieben und den, die uns vervolgen, wolzuthun, vil weniger unsere mitchristliche Brudere zu beschedigen clarlich austruckt, also das wir, so uns Christen zu sein und dem

hailigen Evangelio anzuhangen beromen, auch schuldig sein, demselbigen zu geleben und mit den Werken zu volziehen, demnach unser gutlich Begere an euch, ir wollet noch ain Stilstand dulden und annemen und mit der That gein uns oder den unsern ferner nichts furnemen, so wollen wir uf eur gnugsame Versicherung (die wir uns alsbalden mit disem Boten zu überschicken begeren) zu euch in der Handlung und wider von euch aus unser oder derselbigen, so wir zu euch verordnen werden, Gewarsame²⁰⁴, bis wider an unsere und ir Gewarsame. Uf welche Versicherung wir unsere Rethe zu euch schicken oder in aigner Person zu euch komen, welchs euch am Basten gefellig, mit euch Handlung zu pflegen und dermasen zu erweisen, das an allem dem, so zimlich, billich und zuvor an gotlich und christlich, bey uns nichts erwinden solle, und uns hinwider zu euch allen versehen, ir werdet euch demselbigen auch gemess halten und erzaigen und uns nit weiter mussigen²⁰⁵, wie ir dan als christlich Brudere zu thun schuldig und mit Fugen nit zu wägeren habt. Und wiewol wir uns kains Abschlags²⁰⁶ versehen, so begeren wir doch des eur schriftlich Antwort mit disem Botten. Datum Dinstag nach Jubilate. [Mai 9, 1525].

Fries, 1883, Kap. 58, S. 229f.

Nr. 16

1525 Mai 10, Höchberg

Der Bauernrat teilt Konrad von Thüngen mit, dass die Kriegshandlungen nicht eingestellt werden, er jedoch bei Eintritt in ihre Vereinigung Frieden erhalten kann.

Dem Bischove haben die Bauren im Lager zu Hugberg²⁰⁷ auch ain Antwort verfertigt und mit irem grossen Insigil versigeln lasen. Aber die ist mit dem gedachten Schreyben, an Pfalzgrave gethan, nit gein Heidelberg komen, sonder bey den Bauren, so uf Freytag nach Exaudi [Juni 2] bey Konigshoven²⁰⁸ geschlagen sind, mit andern Briefen gefunden und am folgenden Pfingstabend [Juni 3] dem Bischove durch des Bunds Hauptman²⁰⁹ erst uberantwort²¹⁰ worden. Aus was Ursachen die verhalten pliben, kan ich nit wissen. Und laut dieselbig Antwort also:

Hochwirdiger Furst und Herr. Eur hochwirdigen Schrift, uns uf heut [Mai 10] in unser Veldleger zu Hugberg²¹¹ zukomen, haben wir alles Inhalts hören lesen²¹², und zu vorderst vernemen wir geren, das Got unser Erlöser eur Herz dermasen erleuchtet hat, das euch das Wort Gots gelieben will, wan das allain von dem rechten Gaist und nit von getrungener Forcht ausging. Doch wie dem, verhofen wir zu Got, die Sachen mit Merung Gottes Ehre und Lob werde in alweg besser. Derhalben und auch in Ansehung gemainer Landen und aller Armen, Enthaltung grosser, untreglicher, unchristlicher Burden und Beschwerden on Zweyvel der Gewalt Gots uber Fursten, Herren und Vergewaltiger des Wort Gots und der Armen sein Hand ausgestreckt, dise und andere Versamlungen unzalbar uferweckt hat, seinen Willen darbey zu erkennen zu geben, den mogt ir (an den itzo der Ernst ruret) zu Herzen fassen. Aber davon zu handeln, ist nit in unserm Verstand; hat auch ditsmals weder Zeit noch Stat, sonder wurt gestelt zu besser Erkantnus dero, die mer Vernunft haben, aber kains wegs und gar nit von euch oder eurs gleichen. So ist dits Furnemen so ferr komen und wir stehn in thatlicher Handlung gegen eurem Stift Wirtzburg, da wir sampt andern Hauffen²¹³, dero noch zwen entgegen gar vill in grosserer Magt²¹⁴ liegen, dan wir die alle und wir mit inen kains wegs stil stehn, sonder auch eur Person mit Ernst, wa wir mogen, suchen wollen mit Hilf Gots. Und ist on Not, das an unser Nebenhauffen in diser Eyl gelangen zu lasen, dan wir ir Gemut zuvor wissen, sie auch hiemit eingezogen haben wollen. Aber eur Hochwirten persönlichen oder durch Hauptleut oder Rethe der thatlichen Handlung halben (damit wir doch kains wegs beruhen wollen) mit uns handeln, ainen Friden und Annemung unser Verainiung untersthen zu machen und in Abtrag des Uberzugs richten, so wollen wir das hören, mogt komen oder schicken, so erst euch geliebet, in unser Läger, wa ir uns dazumal finden mögt. Da sollen ir, die Euren und eur Geschickten²¹⁵ zu uns, bey uns, von uns, wider an eur aller Gewarsame, Befridung, Sicherheit und Glait²¹⁶ haben fur uns und den frenckischen Hauffen ytzo zu Haidinsveld²¹⁷, auch fur den Hauffen jenhalf Mains und fur alle der treyer Versamlungen Verwandten²¹⁸, des wir uns hiemit auch mechtigen on

alle Geverde. Und uf was Zeit das geschehen sollte, habt ir bey euch aus obgemelter unser Bericht zu ermessen, dan die That nit ruhen wurt. Doch were gut, das wir solchs zuvor Wissens hetten, ob Handlung geschehen solte, den unseren und andern ain Stillung zu machen, oder ob euch Geliebte yemants von merer Sicherheit wegen entgegen zu senden. Darnach haben eur Hochwirden sich zu richten. Geben und mit unserm gemainen Betschaft versigelt im Veldlager zu Hugberg²¹⁹ uf Mitwochen nach Jubilate [Mai 10, 1525].

Fries, 1883, Kap. 58, S. 230f.

Nr. 17

1525 Mai 11, Heidingsfeld

Der Bauernrat teilt Ludwig V. mit, dass er eine Einstellung der Kriegshandlungen ablehnt.

Durchleuchtigster, hochgeborener Furst und Herr, unser unterthenig, willig Dienst mit Vleys zuvor. Gnedigster Herr, wir haben eur furstlich Gnaden Schreyben Inhalts hören lesen ain Stiltand gutlicher Handlung belangend etc. Daruf geben wir eur furstlich Gnaden zu erkennen, das wir zu disem Mal kain Stiltand bewilligen oder leiden mogen, und das nit on, sonder aus ansehnlichen Ursachen, aber gutlicher Handlung wa, die auf ain nemlichen Tag²²⁰ zu eur furstlich Gnaden und zu unser Gelegenhait furgenomen wurt, solle an uns, wes sich der Billichait vergleichen will, mangels nit gespurt werden. Das haben wir eur furstlich Gnaden in Unterthenickait fur Antwort widerumb zu erkennen geben. Donnerstag nach Jubilate.

Hauptleut und Rethen der versamleten Bauschaft im Land zu Francken, ytzo zu Haidingsveld.

Fries, 1883, Kap. 58, S. 230.

Nr. 18

1525 Mai 14, Heidelberg

Nachricht vom Aufbruch des Bundesheeres nach Württemberg, in die Pfalz und in das Stift Würzburg sowie von der Niederlage der Bauern bei Böblingen. Mitteilung Ludwigs V. an den Herzog von Lothringen, dass dessen Truppen nicht mehr benötigt werden.

Gleich dits Freytags nach Jubilate [Mai 12] kame dem Pfalzgraven ain Brief von der Bundsversammlung, anzaigend, das die Bauren im Algeu, am Bodensehe²²¹ und umb Baltringen²²² vertragen und zufriden bracht weren, darum das bundisch Kriegsvolk²²³ Bevelhe hette, den nexten in Wirtemberg, volgens in die Pfaltz und dan in den Stift Wirtzburg zu ziehen, die Entbörung darin zu stillen etc. Des der Bischof von Wirtzburg nit wenig Freud empfinde [...].

Uf Freitag nach Jubilate, den 12. Maii, sind die wirtembergische Bauren zwischen Beblingen²²⁴ und Sindelfingen²²⁵ von dem bundischen Kriegsvolk angegriffen und bey 4.000 oder mehr erschlagen worden.²²⁶ Aber das Geschrey²²⁷ darvon kame erst uf den Sonntag Cantate, den 14. Mai, gein Haidelberg durch ain pfaltzischen Knecht, Hans Colbrener genant, der in der Schlacht mit und bey gewest.

Darneben kamen dem Pfalzgraven Schriften, wie der Herzog zu Lotharingen²²⁸ mit ainem gutten Kriegsvolk auch herzunähet. Kan man woll gedenken, ob es den Fursten und anderen zu Haidelberg Freud geben hab oder nit, dan bisher waren die Strassen gein Swaben von den Bauren versperrt, aber nach diser Schlacht warden sie wider geoffet. Und sagt der Pfalzgrave dem Bischove von Wirtzburg abermals zu, obgleich das bundisch Kriegsvolk mit seinem Raysen etwas verziehen, so wolte er doch furdern, das der Herzog von Lotharingen mit seinem Höre²²⁹ in Stift Wirtzburg ziehen solte, das aber nit beschähe. Dan, als man inen wart, wie sich das bundisch Kriegsvolk nähete, dergleichen, wie der Erzbischove von Trier²³⁰ auch mit ainem Haufen keme, achtet der Pfalzgrave ferner Hilf on Not sein. Schrib darumb

dem Herzogen von Lotharingen²³¹, da er weiter nit furtrucken dorft, sagte ime des gutten Willens grossen Dank. Also nahm der Herzog seinen Weg wider anheim. Doch hat er zuvor bey Elsasszabern²³² etlich Tausent Bauren erschlagen.

Fries, 1883, Kap. 66, S. 273–275.

Nr. 19

1525 Mai 18, Heidelberg

Ankunft des Erzbischofs von Trier auf dem Heidelberger Schloss und seine Unterredung mit Konrad von Thüngen.

Donerstag nach Cantate, den 18. Maii, kame zu Haidelberg in das Sloss geritten Herr Reichart, Erzbischove zu Trier, Churfurst,²³³ umb ain Hore²³⁴ nach Mittag und hett nyemant bey ime, dan seinen Marschalk und ainen Knaben. Er bracht dem Pfalzgraven 200 Pferde und 4 Vendlin gutter Knechte; die liess er hinter ime zu Ladenburg²³⁵ ligen. Wiewol man nu wist, das das bundisch Kriegsvolk den Bauren an vill Orten obgelegen und numer in der Nähe was, also das Rettung vorhanden, so liess sich doch der Bischove von Wirtzburg beduncken, die Sach wolt sich zu lang verziehen, besorgt auch, ehe man in sein Furstenthumb keme, mogt sich darzwischen vill Dings begeben, das sunst zu rechter Zeit zu verkomen were; dan der Bauren, so vor Unserfrauemberg lagen, ware ain merkliche grosse Suma, die dennoch mit Geschutz und anderm versehen. So kant man kain Botschaft noch Brief vor inen hinein oder heraus bringen, darumb die Sachen etwas verlangenlich zuginen.

Aber sobald der Erzbischove von Trier gein Haidelberg kam, gewan es gar ain andere Maining, gleich als der ungestim rauch Wind nach langwirigem, grossen Ungewitter und Regen anfangt still zu werden und doch der Himel noch allenthalben mit Wolken ubezogen, also das man nit wissen mag, wie sich das Weter schicken will, bis so lang die schone Sun herfurpricht, alle Wolken verjagt und den Himel jagt lauter macht.

Dem Bischove von Trier wart uf dem Sloss zu Haidelberg ain Gemach eingegeben, neben dem darin der Bischove von Wirtzburg lag. Vor demselben Gemach kamen bede Fursten zusamen und als sie ainander gegrust hetten, fing an der von Trier und fragt den von Wirtzburg, wie die Sachen stunden. Da antwortet ime der von Wirtzburg, wie er von Land und Leuten komen und von allem dem Seinen nit mehr ubrig hette, dan ain ainigs Sloss,²³⁶ darinen Fursten, Graven, Herren, Ritters und Knechte in der Besatzung lagen, aber von den Bauren, so sich in grosser Anzal darfur gelägert, zum Hochsten betrangt und genottigt wurden. Nun were er mit irem Rathe hinweg und hieher gein Haidelberg geritten, von dem Pfalzgraven und sunst, wa er mogt, umb Hilf und Rettung anzusuchen. Wa ime die lang verzogen²³⁷, must er besorgen, das es denjenigen, so zu Wirtzburg in der Besatzung weren, zu Nachtail raichen mogt. Daruf troste ine der Bischove von Trier und sagt, er solte sich wol gehaben; es wurt sich der Unfall in Kurze wenden. Darneben redet er ferner: Wie er gehöret, der Pfalzgrave hette vil Gesinds zu Ross und Fues bey ainander; die richten nichts aus, wurden nit gebraucht, und ging doch nicht desto minder ain grosser Chosten²³⁸ uf, sie zu unterhalten. Es must vill anders zugehn. Ie lenger man verzohe, ie erger die Sachen wurden. Mit andern dergleichen Worten, daraus wol zu vernemen, das ime die Handlung dermassen nit gefiele.

Fries, 1883, Kap. 67, S. 281f.

Nr. 20

Geschichte des Bauernkrieges in Franken (Auszug)

Die zu Heidelberg versammelten Fürsten waren zu einem wüsthén Feldzuge ganz gerüstet, u[nd] der Kurf[ürst] v[on] d[er] Pfalz beschloß zuerst seinem Bruder, dem Herzoge Georg, Bischofe von Speyer,²³⁹ zu Hülfe zu ziehen, u[nd] wenn dessen aufruhren Unterthanen

wieder zum Gehorsam gebracht wäre, sich mit den schwäb[ischen] Bundesheer zu vereinigen. Dienstags 23. May brachen also der Kurf[ürst], Erzb[ischof] v[on] Trier²⁴⁰ u[nd] F[ürst]bischof Conrad v[on] Würzb[urg] u[nd] der Herzog Otto Heinr[ich] v[on] Baiern²⁴¹ mit den Trierer und Jülichen Truppen auf, u[nd] nahm ihr erstes Feldlager bey dem Dorfe Malsch²⁴². Hier sollten die Bauern dem Kriegsvolke das weitere Vorrücken wehren: aber sie wurden niedergestochen u[nd] in die Flucht geschlagen; das eroberte Dorf ward geplündert u[nd] in Brand gesteckt. Die benachbarten Bauern eilten ihren flüchtigen Brüdern zu Hülfe. Da sie aber auf das Schlachtfeld kamen, benahm ihnen der Anblick der noch rauchenden Dorfüberreste allen Muth; sie flohen u[nd] unterwarfen sich dem Kurf[ürsten] v[on] d[er] Pfalz, welcher mit seinen Truppen ebenfalls am 25^{ten} May bey dem Kriegerstee angekommen, u[nd] noch an demselben Tage in Bruchsal²⁴³ eingezogen war. 60 v[on] den Aufrührern lagen gefesselt in einem Thurme so enge beysammen, daß sich fast keiner bewegen konnte. 5 derselben wurden daher gleich am andern Tage enthauptet, die übrigen frey gelassen, u[nd] da während ihrer Hinrichtung noch 4 Gefangene eben ankamen, so ließ man diesen auch sogleich die Köpfe abschlagen.

Hier erhielt nur F[ürst]B[ischof] Conrad von dem Graf Wilh[elm] von Henneberg²⁴⁴ die Botschaft, daß der Herz[og] Heinrich v[on] Braunschweig²⁴⁵ u[nd] der Landgr[af] Phil[ilip] v[on] Hessen²⁴⁶ ihm zu Hülfe ziehen wollten, jedoch unter den Bedingungen, 1. daß der Kurf[ürst] v[on] d[er] Pfalz darin willige, 2. daß der F[ürst]B[ischof] Conr[ad] die Hülfsvölker schon zu Eisenach²⁴⁷ in Sold übernehme, u.s.w.

Der F[ürst]B[ischof] Conrad [...] entließ den Gesandten mit einer Danksagung für die guten Gesinnungen u[nd] mit der Versicherung, daß er jetzt bey Annäherung des Bundesheeres keiner weiteren Hülfe benöthigt sey. Der kurpfälzische Grav zog gleich am folge[nden] Sonntag, 28. May, gegen Neckarsulm²⁴⁸, um sich da mit dem schwäb[ischen] Bundesheere zu vereinigen. Dasselb war eben Kirchweihfest u[nd] die zahlreich versammelten u[nd] begeisterten Bauern wollten sich zur Gegenwehr setzen: aber am andern Morgen fanden sie es bey nüchterner Überlegung besser, sich mit anbrechendem Tage sogleich zu unterwerfen. Etwa 20 Bürger u[nd] Bauern wurden als die Hauptempörer hingerichtet u[nd] die übrigen mussten aufs Neue dem deutschen Orden huldigen. Ungehindert rückte hierauf das vereinigte Kriegerstee nach Öhringen²⁴⁹, Meckmühlen²⁵⁰, Ballenberg²⁵¹, bis Königshofen an der Tauber²⁵², wo am Freytag 2. Juni ein Haufen von 7.000 Bauern dem weiteren Vorrücken Einhalt thun wollte.

In den Bauernlagern bey Würzb[urg] hatte man zwar durch einige dahin gekommene feldflüchtige Bauern u[nd] selbst durch die aufgefangenen Briefe des F[ürst]b[ischofs] Conrad die zuverlässigste Nachricht von der Niederlage, welche die Bauern in Schwaben am 12. May erlitten hatten, so wie von der Annäherung der verbündeten Kriegsherrn: aber in blinder Tollkühnheit wollte man dennoch die Wahrheit bezweifeln u[nd] in dieser Nachricht eine listige Erdichtung oder Übertreibung finden. In dem stolzen Wahne, daß das Bundesheer zu unmächtig gegen die große Anzahl der christ[lichen] Brüder [sei], waren die Würzb[urger] ganz entschlossen, denselben entgegen zu ziehen, es muthig anzugreifen u[nd] zu zerstreuen. Sie erließen daher am 25. May durch das ganze Würzb[urger] Land ein Aufgebot, dem zu Folge jedes Dorf schleunigst die Hälfte seiner Mannschaft, mit Büchsen u[nd] Spießzen wolgerüstet, nach Krautheim schicken sollte. Um zugleich die vereinigten Fürsten wieder von dem Bundesheer zu trennen, verfertigten die Würzb[urger] ein allgemeines Ausschreiben an alle Fürsten u[nd] Herrschaften im heil[igen] Röm[ischen] Reiche, worin sie ihre gerechte Sache beweisen wollten, u[nd] bathen, daß man in ihrem christl[ichen] Vorhaben doch nicht hindern solle.

Aber es fanden sich keine Boten, welche sich dieses Ausschreiben den Fürsten u[nd] andern Herrschaften zu überbringen getrauten. Indessen bewirkte das allgemeine Landaufgebot, daß sich wirk[l]ich viele Bauern auf dem ganzen Taubergrund und Ottenwald in der Gegend von Krautheim²⁵³, Öhringen²⁵⁴ u[nd] Meck[en]mühl²⁵⁵ versammelten: aber die waren so klug, sich immer bey Annäherung des Bundesheeres einen Tag vorher zurück zu ziehen, welches sie auch bey Öhringen thaten, da dasselbe am 30. May dahin kam.

Um diese Zeit war auch der Ritter Götz von Berl[ichingen]²⁵⁶ mit seinem Ottenwälder Haufen aus dem Lager zu Höchberg von Würzb[urg] bey nächtl[icher] Weile abgezogen

unter dem Vorwand, daß er seinen Brüdern zu Hülfe eilen müssen, wahrschein[ich] aber, um sich durch eilige Vermittlung des gütlichen Gr[afen] Georg v[on] Wertheim²⁵⁷ einen Vertrag mit dem schwäb[ischen] Bunde bewirken zu lassen. Der plötzl[iche] u[nd] heiml[iche] Abzug der Ottenwälder Bauern verursachte unter den Bürgern der Stadt Würzb[urg] eine allgemeine Bestürzung u[nd] Niedergeschlagenheit. Sie verzweifelten nun an einer baldigen Eroberung des Schlosses Marienberg, auf welches jetzt kein neuer Sturm gewagt werden konnte. [...]

Am 13. Juni²⁵⁸ zogen auch die übrigen Fürsten, Kurfürst Ludwig von der Pfalz, Herz[og] Ottheinrich v[on] Baiern u[nd] der Kurerzbischof v[on] Trier mit ihren Völkern ebenfalls aus Würzb[urg] in ihre Länder zurück.

StadtAW, MS 63, fol. 30r–31v.

Anmerkungen

- 1 Gemein im Sinne von allgemein, d. h. der Bewohner sowohl des flachen Landes als auch vieler Städte. Zur Begrifflichkeit vgl. Peter Blickle: *Die Revolution von 1525*. 4. Aufl., München 2004, S. 191–195.
- 2 Armin Kohnle: *Kleine Geschichte der Kurpfalz*, Leinfelden-Echterdingen 2005, S. 57.
- 3 Meinrad Schaab: *Geschichte der Kurpfalz*, Band 2: Neuzeit, Stuttgart-Berlin-Köln 1992, S. 16.
- 4 Herzog Friedrich II., der Bruder Ludwigs V., regierte als Kurfürst in Heidelberg 1544–1556.
- 5 Pfalzgraf Georg, geb. 1486, Bischof von Speyer 1513–1529.
- 6 Zu Pfalzgraf Philipp, dem Bruder Ottheinrichs, s. Hans-Wolfgang Bergerhausen: Pfalzgraf Philipp der Streitbare (1503–1548), in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte*, Bd. 66 Heft 1, München 2003, S. 33–60.
- 7 Herzog Ottheinrich, Pfalzgraf bei Rhein, 1502–1559, regierte als Pfalzgraf von Pfalz-Neuburg 1505–1559, als Kurfürst in Heidelberg 1556–1559.
- 8 Karl Wolff: Das Heidelberger Fürstenschießen von 1524, in: *Historische Vierteljahresschrift* 1939, S. 651–684. Vereinzelt fehlerhaft Reinhard Baumann: Ottheinrich und die Revolution von 1525. Pfalz-Neuburg im Frühjahr 1525 - eine Momentaufnahme, in: *Pfalzgraf Ottheinrich. Politik, Kunst und Wissenschaft im 16. Jahrhundert*, hg. von der Stadt Neuburg a. d. Donau, Regensburg 2002, S. 55–70, hier S. 56.
- 9 Heute Philippsburg, LK Karlsruhe.
- 10 Trotz zahlreicher neuer Literatur grundlegend Günther Franz: *Der deutsche Bauernkrieg*, 10. Aufl. Darmstadt 1975. Zu den Ereignissen in der Pfalz s. S. 222–227, hier S. 223. Weiterführende Aspekte bei Horst Buszello, Peter Blickle, Rudolf Endres (Hgg.): *Der deutsche Bauernkrieg*, Paderborn u. a. 1995. Zur Neubewertung der Bauernaufstände und ihrer Ableitung aus der Reformation s. Peter Blickle: „Freiheitsbegeisterung“. Wilhelm Zimmermann verankert den Bauernkrieg in der deutschen Geschichte, in: *Bauernkrieg und Revolution*. Wilhelm Zimmermann. Ein Radikaler aus Stuttgart, hg. von Roland Müller und Anton Schindling (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Bd. 100), Hohenheim 2008, S. 37–55.
- 11 Hieronymus Nopp: *Geschichte der Stadt und ehemaligen Reichsfestung Philippsburg von ihrem Entstehen aus der Burg und dem Dorfe Udenheim bis zum Anfall derselben an Baden*, Speyer 1881, S. 48. Gut illustriert, allerdings ohne Belegstellen zu den regionalen Besonderheiten Bernd Röcker: *Der Bauernkrieg in Kraichgau und Hardt* (Heimatverein Kraichgau, Sonderveröffentlichung Nr. 22), Ubstadt-Weiher 2000.
- 12 Baumann (wie Anm. 8) S. 55–70, hier S. 56f.
- 13 Franz: *Bauernkrieg* (wie Anm. 10) S. 223.
- 14 Nopp (wie Anm. 11) S. 52.
- 15 Willi Alter: Von der Konradinischen Rachtung bis zum letzten Reichstag in Speyer (1420/22–1570), in: *Geschichte der Stadt Speyer*, Band I, Stuttgart 1983, S. 369–570, hier S. 488–492 mit Abdruck der acht Artikel.
- 16 Franz: *Bauernkrieg* (wie Anm. 10) S. 223.
- 17 Andreas Cser: *Kleine Geschichte der Stadt und Universität Heidelberg*, Leinfelden-Echterdingen 2007. Ausführliche Rezension hierzu in: *Würzburger Diözesangeschichtsblätter*, Bd. 70, Würzburg 2008, S. 340f.
- 18 Kayser, gest. 1767, war Pfarrer in Handschuhsheim.

- 19 Johann Peter Kayser: Historischer Schau-Platz Der Alten berühmten Stadt Heydelberg, vorstellend Derselben Situation, Ursprung, Wachstum und Verstörungen ..., Frankfurt 1733.
- 20 Albrecht, Markgraf von Brandenburg, geb. 1490, Kurfürst und Erzbischof von Mainz 1514–1545.
- 21 Kayser (wie Anm. 19) S. 274f.
- 22 Wilhelm Graf von Honstein, geb. 1475, Bischof von Straßburg 1506–1541.
- 23 Heidelberg, 1392 März 8: Pfalzgraf Ruprecht II. erweitert Heidelberg und vereinigt es mit Bergheim. Abgedruckt bei Carl Koehne (Bearb.): Oberrheinische Stadtrechte, 1. Abt. Fränkische Rechte, hg. von der Badischen Historischen Kommission, Heidelberg 1900, S. 478–481. Eine erste Ummauerung war zu Beginn des 13. Jahrhunderts erfolgt, 1225 sind „munitiones“, 1235 die „murus civitatis“ erwähnt. Erich Keyser (Hg.): Badisches Städtebuch, Stuttgart 1959, S. 72.
- 24 Friedrich Peter Wundt: Geschichte und Beschreibung der Stadt Heidelberg, 1. Band, Mannheim 1805, S. 73.
- 25 Paul Habermehl: Tore, Türme und Kanonen. Neustadt und seine Befestigungsanlagen. Eine Stadtgeschichte (Schriftenreihe der Bezirksgruppe Neustadt im Historischen Verein der Pfalz, Band 15), Neustadt an der Weinstraße 2010, S. 12, 47, mit Plan der Stadt um 1400, S. 28, Karte 1.
- 26 Heiko P. Wacker: Das Heidelberger Schloss. Burg – Residenz – Denkmal, Ubstadt-Weiher, Heidelberg, Basel 2012, S. 74f., 96f.
- 27 Universitätsarchiv Heidelberg, Annalen Bd. V, fol. 26a.
- 28 Johann Friedrich Hautz: Geschichte der Universität Heidelberg, Bd. I, Mannheim 1862, Nachdruck 1980, S. 400f.
- 29 Hautz (wie Anm. 28) S. 401.
- 30 Eduard Winkelmann (Hg.): Urkundenbuch der Universität Heidelberg zur 500jährigen Stiftungsfeier der Universität, 2. Band, Heidelberg 1886, S. 81, Nr. 741, 742.
- 31 Hautz (wie Anm. 28) S. 404–406.
- 32 Winkelmann (wie Anm. 30) S. 81, Nr. 742.
- 33 So bspw. im Dom und in der Neumünsterkirche zu Würzburg. Offensichtlich versprach man sich von der Nähe zum Allerheiligsten besonderen Schutz.
- 34 Revers des Kurfürsten Ludwig V. an Bürgermeister und Rat zu Heidelberg vom 9. Mai 1525, in: Alfred Stern, Regesten zur Geschichte des Bauernkrieges, vornämlich in der Pfalz, nach den Pfälzer, im General-Landesarchiv zu Karlsruhe befindlichen Kopialbüchern, in: ZGO, 23. Bd, Karlsruhe 1871, S. 184.
- 35 Günther Franz (Hg.): Peter Harers wahrhafte und gründliche Beschreibung des Bauernkriegs, Kaiserslautern 1936.
- 36 Emil Heuser: Der Bauernkrieg 1525 in der Pfalz rechts und links des Rheins. Mit Federzeichnungen von Friedrich Jossé, Neustadt an der Haardt 1925. Heuser referiert auf 47 Seiten verkürzt, mit moralisierenden Einschüben und ohne Verständnis für die Anliegen der Aufständischen Peter Harers Bauernkrieg.
- 37 Franz: Harer (wie Anm. 35) S. 9.
- 38 Abgedruckt bei Ulrich Wagner: „Nun das Rad gieng und lief alleweil, kunntens nit halten.“ (Martin Cronthal). Quellen zur Erhebung der Bauern in Mainfranken 1525, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter, 74. Band, Würzburg 2012, S. 741–781, hier S. 768–772.
- 39 Franz: Harer (wie Anm. 35) S. 48, 50, 53.
- 40 Horst Buszello: Oberrheinlande, in: Buszello, Blickle, Endres, (wie Anm. 10) S. 92.
- 41 Horst Carl: Der Schwäbische Bund 1488–1534. Landfrieden und Genossenschaft im Übergang vom Spätmittelalter zur Reformation (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 24), Leinfelden-Echterdingen 2000, S. 482–497.
- 42 Richard von Greiffenklau zu Vollrads, geb. 1467, Erzbischof und Kurfürst von Trier von 1511/12 bis 1531.
- 43 Franz: Harer (wie Anm. 35) S. 59.
- 44 Franz: Harer (wie Anm. 35) S. 67.
- 45 Wohl Schmuck, Silber, Metallgegenstände.
- 46 Franz: Harer (wie Anm. 35) S. 33.
- 47 Bernhard Demel: Der Deutsche Orden und die Stadt Gundelsheim, in: Der Deutsche Orden einst und jetzt, hg. von Friedrich Vogel (Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 848), Frankfurt, Berlin u.a. 1999, S. 116–211, hier S. 151f.

- 48 Demel (wie Anm. 47) S. 153f.
- 49 August Schäffler, Theodor Henner (Hgg.): Die Geschichte des Bauern-Krieges in Ostfranken von Lorenz Fries, Wirzburg 1883, Kap. 65, S. 261. Herberge zur Tauben (Dauben), 1515/16 erwähnt, heute Gasthof „Goldener Reichsapfel in der Unteren Straße 35, zwischen Pfaffen-gasse und Haspelgasse gelegen. Stadtarchiv Heidelberg, Huffschmid-Kartei.
- 50 Baumann (wie Anm. 8) S. 55–70, insbesondere S. 56 irrig. Friedrich war der vierte Sohn des Kurfürsten Philipp des Aufrichtigen gewesen, Ottheinrichs Vater Ruprecht dagegen der dritte. Nach den Primogeniturregeln der Goldenen Bulle wäre Ottheinrich somit reichs-rechtlich vor Friedrich zur Kur berechtigt gewesen. Infolge des Hausvertrages kam Otthein- rich erst später zum Zuge.
- 51 Ein Fähnlein umfasste damals mehrere Hundert, vereinzelt bis 500 Fußsoldaten.
- 52 Franz: Harer (wie Anm. 35) S. 59.
- 53 Schäffler, Henner (wie Anm. 49) S. 284.
- 54 Schäffler, Henner (wie Anm. 49) S. 284.
- 55 Das kurfürstliche Schloss auf dem Jetten- oder Gettenbühl, der Hangstufe des Königstuhls oberhalb der Stadt. Herbert Derwein: Die Flurnamen von Heidelberg. Straßen, Plätze, Feld, Wald. Eine Stadtgeschichte, mit 17 Abbildungen und 5 Karten, Heidelberg 1940, S. 166. Die obere Burg auf der heutigen Molkenkur flog, als Pulvermagazin genutzt, 1537 nach einem Blitzeinschlag in die Luft. Nach den jüngsten baugeschichtlichen Befunden war die obere Burg die ältere; „Lesefunde“ datieren ihren Ursprung in die Zeit vor 1200. Die ältesten Bau- teile der unteren Burg, dem späteren Schloss, reichen „in die erste Hälfte bzw. ins frühe 13. Jahrhundert zurück“; s. Wolfgang Seidenspinner, Manfred Benner: Heidelberg (Archäolo- gisches Stadtkataster Baden-Württemberg 32), Stuttgart 2006, Bd. 1, S. 41.
- 56 Das vorstehende Kapitel nach Franz: Harer (wie Anm. 35) S. 66f.
- 57 Die Ordnung des Zuges nach Franz: Harer (wie Anm. 35) S. 67f.
- 58 Eine kritische Bewertung Ottheinrichs bei Hans-Wolfgang Bergerhausen: “So ist uns ... große Ehre und Willfährigkeit erzeigt worden“. Zur Geschichte Ottheinrichs von Pfalz-Neu- burg (1502–1559), in: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen, Bd. 22, Würzburg 2003, S. 135–147.
- 59 Weitere zeitgenössische Berichte liegen vor vom Sekretär des Erzbischofs von Trier, Peter Mayer, und tagebuchartige Aufzeichnungen vom Schreiber des Jörg Truchsess von Wald- burg, Hans Lutz. Freundlicher Hinweis von Herrn Hans-Peter Mumm vom 18. Juli 2012.
- 60 Baumann (wie Anm. 8) S. 58.
- 61 Die folgende Darstellung basiert auf den tagebuchartigen Notizen Ottheinrichs, die veröf- fentlicht wurden von Hans Rott (Bearb.): Die Schriften des Pfalzgrafen Ottheinrich. Mit 6 Tafeln und 4 Abbildungen im Text, Heidelberg 1912, S. 134–139.
- 62 Baumann (wie Anm. 8) S. 56.
- 63 Wie Anm. 51.
- 64 Baumann (wie Anm. 8) S. 60.
- 65 Buszello (wie Anm. 10) S. 186f.
- 66 Sigrid Jahns: Frankfurt am Main im Zeitalter der Reformation (um 1500–1555), in: Frankfurt am Main. Die Geschichte der Stadt in neun Beiträgen, hg. von der Frankfurter Historischen Kommission, Veröffentlichungen Bd. 17, Sigmaringen 1991, S. 151–204, hier S. 170.
- 67 Rosemarie Aulinger (Bearb.): Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V. Der Reichstag zu Augsburg 1525. Der Reichstag zu Speyer 1526. Der Fürstentag zu Esslingen 1526 (Deutsche Reichstagsakten, Jüngere Reihe 5./6. Bd., hg. durch Eike Wolgast), München 2011, Nr. 158b, S. 603.
- 68 Buszello (wie Anm. 10) S. 93. Laut Volkert lehnte Melanchthon die Ziele der Aufständischen ab und forderte ein gewaltsames Vorgehen. Wilhelm Volkert: Oberpfalz. die politische Ent- wicklung vom 12. bis zum 18. Jahrhundert, in: Handbuch der Bayerischen Geschichte, 3. Band, 2. Teilband, München 1971, S. 1301.
- 69 Aulinger (wie Anm. 67), S. 93.
- 70 Eike Wolgast: Die reformatorische Bewegung in der Kurpfalz bis 1556, in: Udo Wennemuth (Hg.): 450 Jahre Reformation in Baden und Kurpfalz (Veröffentlichungen zur badischen Kir- chen- und Religionsgeschichte, Band 1), Stuttgart 2009, S. 25–44, hier S. 34.
- 71 Kayser (wie Anm. 19) S. 48, Kap. 36.
- 72 Nopp (wie Anm. 11) S. 53.
- 73 Rott (wie Anm. 61) S. 41, Anm. 3.

- 74 Wolgast (wie Anm. 70) S. 27f.
- 75 Wolgast (wie Anm. 70) S. 27. Zur Einstellung des Kurfürsten in Glaubensfragen und im Verhältnis zum Haus Habsburg s. Volkert (wie Anm. 68) S. 1031f.
- 76 Schäffler, Henner (wie Anm. 49).
- 77 Schäffler, Henner (wie Anm. 49) S. 1.
- 78 StadtAW, Manuskripte 63.
- 79 Folgende Editionsrichtlinien wurden beachtet: Groß- und Kleinschreibung, Zeichensetzung sowie Zusammen- und Getrenntschreibung wurden dem heutigen Sprachgebrauch angepasst. Ergänzungen des Bearbeiters stehen in eckigen, jene der Verfasser in runden Klammern. Die Datierungen wurden im Text aufgelöst. Landkreis wurde mit LK, Stadtar-
 chiv Würzburg mit StadtAW, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins mit ZGO abgekürzt. Für die kritische Durchsicht des Manuskriptes und weiterführende Hinweise danke ich Herrn Prof. Dr. Hans-Wolfgang Bergerhausen, Frau Dr. Renate Schindler, Frau Anette Wolf M.A. und Frau Sybille Grübel M.A.
- 80 Neustadt an der Aisch, Mittelfranken.
- 81 Gegend, Landschaft.
- 82 Sich sammeln, sich zusammenrotten.
- 83 Bündnis.
- 84 Zurückhalten.
- 85 Vernichten.
- 86 Eignet.
- 87 Bezirks, Kreises.
- 88 Urkunde mit Sammlung von Beschlüssen.
- 89 Deutschmeister Dietrich von Cleen, regierte 1515–1526, bis 1525 auf Burg Horneck über Gundelsheim.
- 90 Bad Mergentheim, Große Kreisstadt, Main-Tauber-Kreis, Nordwürttemberg, ehemals Amts-, ab 1525 Residenzstadt des Deutschen Ordens.
- 91 Öhringen, Hohenlohekreis, Nordwürttemberg; ehemals hohenlohische Residenzstadt.
- 92 Durlach, Stadtteil von Karlsruhe.
- 93 Bruchsal, LK Karlsruhe.
- 94 Mitglieder des Schwäbischen Bundes, einer 1488 auf Initiative Kaiser Friedrichs III. gegründeten Landfriedensorganisation, die unter Führung des Georg Truchsess von Waldburg 1525 rigoros die Bauernaufstände niederschlug. Eine Auflistung der Bundesstände 1523–1534 mit Karte in: Carl (wie Anm. 41) S. 66, Karte 2.
- 95 Herzog Friedrich II., regierte als Kurfürst in Heidelberg 1544–1556.
- 96 Wie Anm. 7.
- 97 Wilhelm IV. der Standhafte, Herzog von Bayern 1493–1550, entschiedener Gegner der Reformation.
- 98 Städte.
- 99 Gegend, Landschaft.
- 100 Vernichtung.
- 101 Unterlassung.
- 102 Herzog Ludwig X., der Bruder Herzog Wilhelms IV., geb. 1495–1545; er regierte gemeinsam mit seinem Bruder 1516–1545.
- 103 Landsberg am Lech, Große Kreisstadt, Oberbayern.
- 104 Zum Besten.
- 105 Schongau, LK Weilheim-Schongau, Oberbayern.
- 106 Mit Salz beladene Wagen.
- 107 Reichsstadt Augsburg am Lech.
- 108 Wilhelm von Honstein, Bischof von Straßburg 1506–1541, seit 1524 Statthalter im Erzbistum Mainz für den abwesenden Erzbischof Kardinal Albrecht von Brandenburg.
- 109 Wie Anm. 20.
- 110 Domkapitel.
- 111 Kreisstadt Miltenberg, Unterfranken; kurmainzische Amtsstadt am Main.
- 112 Die Aufständischen organisierten sich militärisch in sogenannten Haufen, in Franken im „Odenwälder Haufen“ unter Führung des Ritters Götz von Berlichingen und des Georg Metzler, eines Wirtes aus Ballenberg, im „Schwarzen Haufen“ unter Führung des Ritters Flo-

- rian Geyer und im „Bildhäuser Haufen“ unter Führung des Schreiners Hans Schnabel und des Bauern Hans Scharr.
- 113 Domkapitel.
- 114 Meinung des Domkapitels.
- 115 Fränkischer Kreis.
- 116 Urkunde mit den gesammelten Beschlüssen.
- 117 Ereignen.
- 118 Stadt und Schloss Lauda, Lauda-Königshofen, Main-Tauber-Kreis, Nordbaden; ehemals Amtsort des Hochstifts Würzburg.
- 119 Rothenburg ob der Tauber, Lk Ansbach, Mittelfranken, ehemals Reichsstadt.
- 120 In das Hochstift Würzburg.
- 121 Wie Anm. 116.
- 122 Wie Anm. 82.
- 123 Erbetenen.
- 124 Bewaffnete Reiter.
- 125 Wie Anm. 118.
- 126 Markelsheim, eingemeindet zur Großen Kreisstadt Bad Mergentheim; ehemals Dorf des Deutschen Ordens.
- 127 Stadt Röttingen, LK Würzburg.
- 128 Burgruine und Stadt Aub, LK Würzburg. Würzburger Amtssitz mit Besitzanteilen der Truchsess von Baldersheim.
- 129 Reichelsberg, LK Würzburg; Burgruine bei der Stadt Aub.
- 130 Angrenzenden.
- 131 Graf Wilhelm IV. von Henneberg, 1480–1559, Erbmarschall des Stifts Würzburg. Am 3.6.1525 vermochte er mit Unterstützung benachbarter Fürsten den Bildhäuser Haufen bei Meiningen und Dreißigacker zu schlagen. Günther Wölfling: Geschichte des Henneberger Landes zwischen Grabfeld, Rennsteig und Rhön. Ein Überblick, Hildburghausen 1992, S. 51.
- 132 Trupp bewaffneter Reiter.
- 133 Wie Anm. 118.
- 134 Ehre, Gelübde und Eid.
- 135 Bewaffnete Reiter.
- 136 Getreidespeicher.
- 137 Keinen Proviant mehr geben.
- 138 Der Büchsenmeister stellte schwere Belagerungsgeschütze, d. h. Rohre und Geschosse her, er beherrschte das Richten und Laden sowie die Instandhaltung und Reparatur der Geschütze. In Kriegszeiten war er ein gesuchter Handwerker und Spezialist.
- 139 Schloss und Stadt Boxberg, Main-Tauber-Kreis, Nordbaden; ehemals kurpfälzischer Amtsort.
- 140 Bote.
- 141 Verlangen, Wunsch.
- 142 100 Fußsoldaten.
- 143 Wie Anm. 139.
- 144 Bewaffnete Reiter.
- 145 Burg(ruine) und Stadt Weinsberg, LK Heilbronn, Nordwürttemberg.
- 146 In Weinsberg hatten die Bauern nach der Erstürmung der Burg den Amtmann, Graf Ludwig Helferich von Helfenstein, und die adlige Burgbesatzung durch die Spieße gejagt.
- 147 Schloss Horneck über dem Neckar, Sitz des Deutschmeisters bis 1525.
- 148 Stadt Gundelsheim am Neckar, LK Heilbronn, Nordwürttemberg; ehemals Deutschordensstadt unter Schloss Horneck.
- 149 Stadt Mosbach, Große Kreisstadt, Neckar-Odenwald-Kreis, Nordbaden; ehemals kurpfälzische Amtsstadt.
- 150 Kraichgau, Region in Nordwürttemberg/Nordbaden zwischen Heilbronn, Bruchsal und Wiesloch.
- 151 Fern.
- 152 Erzstift Köln.
- 153 Wie Anm. 139.
- 154 Graf Wilhelm IV. von Henneberg, 1480–1559, Erbmarschall des Stifts Würzburg.
- 155 Fern.
- 156 Wie Anm. 119.

- 157 Brennt.
- 158 Verweigert.
- 159 Ereignen.
- 160 Wie Anm. 90.
- 161 Wie Anm. 118.
- 162 Markelsheim, Stadt Bad Mergentheim, Main-Tauber-Kreis, ehemals Ort des Deutschen Ordens.
- 163 Wie Anm. 127.
- 164 Burg(ruine) Reichelsberg bei der Stadt Aub, LK Würzburg.
- 165 Wie Anm. 128.
- 166 Die Würzburger Bürger hatten sich geweigert, bischöfliche Reiter im Hof Katzenwicker stationieren zu lassen.
- 167 Schwach.
- 168 Die Marienburg über Würzburg.
- 169 Wie Anm. 118.
- 170 Wie Anm. 139.
- 171 Vorhaben.
- 172 Sich vergrößern.
- 173 Höhenzug an der Nordgrenze Württembergs, LK Heilbronn.
- 174 Wie Anm. 145 und 146.
- 175 Wie Anm. 89.
- 176 Hügellandschaft im Nordwesten Baden-Württembergs zwischen Heilbronn, Bruchsal und Wiesloch.
- 177 Wie Anm. 168.
- 178 Heinrich Truchsess von Wetzhausen, Würzburger Marschall und Hofmeister, gest. 1548.
- 179 Dr. Nikolaus Geys, Würzburger Rat und Gesandter.
- 180 Lorenz Fries, Würzburger Rat und Sekretär, wurde 1489 oder 1491 in Mergentheim als Sohn eines Gastwirtes geboren.
- 181 Wie Anm. 139.
- 182 Burg und Dorf Lohrbach, Stadt Mosbach, Neckar-Odenwald-Kreis, ehemals pfälzischer Kellereiort.
- 183 Stadt Neckargemünd, Rhein-Neckar-Kreis, ehemals Freie Reichsstadt, seit 1330 kurpfälzisch.
- 184 Ankunft.
- 185 Wormser Hof, das Stadthaus der Wormser Bischöfe, 1409 erstmals urkundlich erwähnt, Eckgebäude an der Hauptstraße 110, gegenüber der Schiffgasse. Stadtarchiv Heidelberg, Huffschmid-Kartei.
- 186 Wie Anm. 7.
- 187 Pfalzgraf Georg, geb. 1486, Bischof von Speyer 1513–1529.
- 188 Wie Anm. 89.
- 189 Vier Fähnlein.
- 190 Wie Anm. 42.
- 191 Anton II., Herzog von Lothringen 1508–1544.
- 192 Johann III., der Friedfertige, Herzog von Jülich-Berg 1511–1539.
- 193 Wie Anm. 174.
- 194 Ludwig von Fleckenstein, kurpfälzischer Hofmeister 1514–1541.
- 195 Wie Anm. 178.
- 196 S. folgende Nr. 14.
- 197 S. Nr. 17.
- 198 Einigung, Bündnis.
- 199 Versammlungsstätte.
- 200 Notwendigkeit.
- 201 Wie Anm. 177.
- 202 Wohl vom Neckartaler und Odenwälder Haufen.
- 203 Offensichtlich waren Konrad von Thüngen die Zwölf Artikel zur Annahme zugesandt worden.
- 204 Wahrer Gehalt, Wahrhaftigkeit.
- 205 Untätig hinhalten.
- 206 Verringerung der Forderung.

- 207 Höchberg, LK Würzburg.
- 208 Die vernichtende Niederlage der Bauern in der Schlacht von Königshofen am 2. Juni 1525. Königshofen, Stadt Lauda-Königshofen, Main-Tauber-Kreis; ehemals kurmainzische Stadt im mittleren Taubertal.
- 209 Georg III. Truchsess von Waldburg 1488–1531, Oberbefehlshaber der Truppen des schwäbischen Bundes.
- 210 Übergeben.
- 211 Wie Anm. 207.
- 212 Die Briefe wurden vorgelesen.
- 213 Die Bauern organisierten sich militärisch in sogenannten Haufen, die jeweils von einem Hauptmann angeführt wurden. Um Würzburg lagen im Mai 1525 drei Haufen, nämlich der Odenwälder unter Führung des Götz von Berlichingen, der Schwarze unter Florian Geyer und der Bildhäuser Haufen unter Hans Schnabel und Hans Scharr.
- 214 Macht.
- 215 Gesandten.
- 216 Sicheres Geleit.
- 217 Die Bauern hatten ihr Lager in Heidingsfeld vor den Toren Würzburgs aufgeschlagen. Heidingsfeld, ehemals königlich-böhmische Stadt, seit 1508 an das Hochstift Würzburg verpfändet, 1930 in die Stadt Würzburg eingemeindet.
- 218 Angehörige.
- 219 Wie Anm. 207.
- 220 Offizielle Versammlung, Tagung.
- 221 Der Allgäuer und der Bodensee-Haufen.
- 222 Baltringen heute Mietingen, LK Biberach. Am 12. April 1525 stellte die Streitmacht des Schwäbischen Bundes den von Ulrich Schmid und Sebastian Lotzer angeführten Baltringer Haufen und besiegte ihn nach kurzem Kampf.
- 223 Truppen des schwäbischen Bundes.
- 224 Böblingen, Kreisstadt, 20 km südwestlich von Stuttgart.
- 225 Sindelfingen, LK Böblingen, 15 km südwestlich von Stuttgart.
- 226 Zwischen Böblingen und Sindelfingen wurden die Bauern am 12. Mai 1525 von den Truppen des Jörg Truchsess vernichtend geschlagen. Die heutige Forschung geht von ca. 3.000 toten Aufständischen aus.
- 227 Kunde, Nachricht.
- 228 Wie Anm. 191.
- 229 Heer.
- 230 Wie Anm. 42.
- 231 Wie Anm. 191.
- 232 Zabern, Region Elsass, Frankreich. 15.–17. Mai 1525 Schlacht bei Zabern, der Residenz des Straßburger Bischofs.
- 233 Wie Anm. 42.
- 234 Ein Uhr.
- 235 Ladenburg, Rhein-Neckar-Kreis; ehemals im Kondominat bischöflich-wormsische und kurpfälzische Stadt 11 km nordwestlich von Heidelberg.
- 236 Wie Anm. 177.
- 237 Verzögert.
- 238 Kosten.
- 239 Wie Anm. 5.
- 240 Wie Anm. 42.
- 241 Wie Anm. 7.
- 242 Gemeinde Malsch, Rhein-Neckar-Kreis, südlich von Heidelberg.
- 243 Stadt Bruchsal, LK Karlsruhe; ehemals bischöflich-speyerische Stadt.
- 244 Wie Anm. 154.
- 245 Herzog Heinrich von Braunschweig-Lüneburg, 1468–1532.
- 246 Landgraf Philipp I. von Hessen, genannt der Großmütige, 1504–1567.
- 247 Kreisfreie Stadt im Westen Thüringens; ehemals landgräflich-thüringische Residenz.
- 248 Neckarsulm, LK Heilbronn; bis 1484 kurmainzische, dann Deutschordensstadt südlich der Reichsstadt Heilbronn.
- 249 Wie Anm. 91.

- 250 Möckmühl, LK Heilbronn; seit 1445 kurpfälzisch, seit 1504 württembergisch.
- 251 Ballenberg, heute Stadtteil von Ravenstein, Neckar-Odenwald-Kreis; ehemals kurmainzische Stadt.
- 252 Königshofen, heute Stadt Lauda-Königshofen, Main-Tauber-Kreis; ehemals kurmainzische Stadt im mittleren Taubertal.
- 253 Krautheim an der Jagst, Hohenlohekreis; ehemals kurmainzische Stadt.
- 254 Wie Anm. 91.
- 255 Wie Anm. 250.
- 256 Götz von Berlichingen, Ritter, 1480–1562, Hauptmann des Odenwälder Haufens, setzte sich vor der Schlacht von Königshofen ab.
- 257 Graf Georg II. von Wertheim, gest. 1530, trat früh auf die Seite der Reformation, dementierte jedoch, sich freiwillig dem Bauernaufstand angeschlossen zu haben.
- 258 Nach den Aufzeichnungen Ottheinrichs am 12. Juni 1525.



Pierre Mignard, Entführung der Europa –
Madame de Montespan mit ihren Kindern,
um 1675



Lust Lust auf Museum?

**Wir bieten nicht nur
„Kurpfälzisches“,
sondern auch ...**

**Kurpfälzisches Museum
der Stadt Heidelberg**
Hauptstraße 97
69117 Heidelberg
Tel.: 0 62 21-58 34 000/020
Fax: 0 62 21-58 34 900
kurpfaelzischesmuseum@
heidelberg.de

Kassenöffnungszeiten:
Di - So 10 - 18 Uhr
Mo geschlossen

- Von Spitzweg bis Slevogt – Malerei des 19. und 20. Jh.
- Gemälde und Skulpturen 15.–18. Jh., darunter den „Zwölfbotenaltar“ von Tilman Riemenschneider
- Mehr als 20.000 Aquarelle und Zeichnungen der Graphischen Sammlung
- Archäologische Funde von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Römerzeit
- Kostbare Exponate aus den Bereichen Stadtgeschichte und Kurpfalz
- Kostümsammlung, historische Möbel und Frankenthaler Porzellan im barocken Ambiente des Palais Morass

 **Stadt
Heidelberg**

„P.S. under dach bringen“ ✓

Die Heidelberger Jahre der Prinzessin Sophie von der Pfalz, späterer Kurfürstin von Hannover

1. Die Reise nach Heidelberg

Beim Stuhltanz, vielerorts als „Die Reise nach Jerusalem“ bekannt, scheidet nach jeder Runde ein Spieler aus. Am Ende schafft es nur einer, sinnbildlich in Jerusalem anzukommen. Bei den Kindern von Friedrich V. von der Pfalz und Elisabeth Stuart war dieses Gesellschaftsspiel beliebt, hatte aber einen anderen symbolischen Zielort. In der aus Prag und der Pfalz ins niederländische Exil vertriebenen Familie des Winterkönigs hieß das Spiel „Die Reise nach Heidelberg“.¹ Eigentlich war nur eines der zahlreichen Winterkinder alt genug, um vor dem böhmischen Abenteuer seines Vaters die Stadt gekannt zu haben. Den anderen war Heidelberg nur aus Büchern, Bildern und mündlichen Berichten bekannt und wohl dadurch besonders geeignet als symbolische Verdichtung von Wünschen und Hoffnungen: In Heidelberg finden wir Erlösung – von der Schmach und dem Spott, von der Enge und der Armut des Exils im Haag. Wie im Spiel kamen im wirklichen Leben einige der Kinder nie in Heidelberg an. Von den neun bei der Restaurierung der Unterpfalz im Jahr 1649 noch lebenden Winterkindern sollten es drei (Moritz, Louise Hollandine und Henriette Marie) nie sehen. Der Zielort des Spiels wurde zum längerfristigen Wohnort nur für drei: Karl Ludwig (1617–1680), Elisabeth (1618–1680) und Sophie (1630–1714).

Karl Ludwig, seit dem Tod des Vaters im Jahr 1632 pfälzischer Kurfürst und Pfalzgraf bei Rhein (vorerst jedoch ohne Kur oder Pfalz), stimmte am 22. Dezember 1648 von London aus den Beschlüssen des Westfälischen Friedens zu. Er reiste dann über Den Haag, wo er seiner Mutter die Nachricht von der Exekution ihres Bruders, des englischen Königs Karls I. (1600–1649), überbrachte, zunächst nach Cleve, um die Exekution der Friedensbeschlüsse abzuwarten. Im Frühling 1649 begab er sich nach Windsheim in der Nähe von Nürnberg, um besser auf die dort stattfindenden Verhandlungen zur Friedensexekution einwirken zu können. Auf dem Weg dorthin verlobte er sich mit der Landgräfin Charlotte aus dem verbündeten reformierten Haus Hessen-Kassel. Die Ehe wurde am 12. Februar 1650 geschlossen. Das Pfälzer Territorium erreichte Karl



Abb. 1: Sophie von der Pfalz, Kupferstich von Gerard van Honthorst (Privatbesitz)

Ludwig am 6. Oktober 1649 in Mosbach. Am Abend des folgenden Tages kam er in Heidelberg in Begleitung seines Bruders Philipp an.²

Zu diesem Zeitpunkt hatten die meisten Winterkinder schon andere Höfe als den eigenen und den ihrer oranischen Gastgeber erlebt: Alle fünf Prinzen waren bereits am französischen Hof gewesen, Karl Ludwig und Ruprecht dazu noch am englischen, Ruprecht für kurze Zeit am kaiserlichen und die Prinzessinnen Elisabeth und Henriette am brandenburgischen. Nur Louise Hollandine und Sophie waren stets bei ihrer Mutter im Haag geblieben. Abgesehen von gelegentlichen Tagesausflügen, etwa nach Delft, kannte Sophie bisher sogar nur drei Orte: Leiden (die neben Genf und Heidelberg dritte maßgebliche reformierte Ausbildungsstätte, wo ihre Eltern ein Internat für die Erziehung der Kinder eingerichtet hatten), Den Haag (wo der Exilhof war) und Rhenen (wo sie ein Jagdschlösschen als Sommerresidenz unterhielten).

Ab Mitte 1650 schien der jüngsten Tochter, Sophie, ein weiterer Aufenthalt in diesem Umkreis nicht mehr ratsam. Denn sie war in ein höfisches Ränkespiel geraten. Das Haus Oranien wollte den englischen Thronfolger Karl (1630–1685), der in den Generalstaaten Zuflucht vor den aufständischen Parlamentariern gefunden hatte, als Bräutigam für eine oranische Prinzessin gewinnen. Man sah in Sophie, um die Karl auch warb, eine unerwünschte Rivalin. So wurden Pläne geschmiedet, sie von einem oranischen Prinzen verführen zu lassen, um ihren Ruf zu ruinieren und sie damit als potentielle Partie auszuschalten. Sophie erfuhr von dem Komplott und ging den Oranieren geflissentlich aus dem Weg. Und der Prince of Wales – seit der Hinrichtung seines Vaters Ende Januar 1649 von den Royalisten als König Karl II. anerkannt – war ein zunehmend unbeständiger Brautwerber. Sophie sah ein, dass es zu einer intrastuartschen Hochzeit (Karl war ihr Vetter ersten Grades) nicht kommen würde und dass sie besser Den Haag verließ, bevor sie aus ihrer „geachteten Stellung“ herabsänke.³ Sie wollte zu ihrem Bruder, dem Kurfürsten, nach Heidelberg. Im Weg stand ihr nur – und auch nur vorübergehend – ihre Mutter Elisabeth, die Königin von Böhmen, die die Heirat zwischen Tochter und Neffen sehnlichst wünschte. Diese ließ sich jedoch mit dem nicht ganz aufrichtig vorgebrachten Argument überzeugen, dass man die Heiratsverhandlungen mit dem englischen Exilhof auch von Heidelberg aus fortführen könne. Im Spätsommer 1650 lenkte sie ein, und Sophie legte wenige Zeit später ab: An Bord eines von den holländischen Ständen geliehenen Postschiffchens begab sich Sophie endlich auf eine wirkliche Reise nach Heidelberg.

Es ist nicht schwer sich vorzustellen, dass in der kurpfälzischen Variante des Reisespiels die Stühle, auf die sich die Kinder beim Aufhören der Musik warfen, feste Namen hatten, die den Stationen der imaginären Flussfahrt von den Niederlanden in die Heimat entsprachen, etwa Nimwegen, Emmerich, Wesel, Düsseldorf, Köln, Koblenz, Bacharach, Oppenheim, Mannheim und schließlich Heidelberg. Den Rhein nunmehr tatsächlich hinaufsegelnd wollte Sophie am liebsten nirgendwo Station machen (28). Sie hatte es wohl eilig, vom Haag weg- und in der Heimat anzukommen. Zudem ist es wahrscheinlich, dass sie entsprechende Anweisungen von ihrem Bruder, dem Kurfürsten, erhalten hatte, um Rang- und Etikette-Streitigkeiten an fremden Höfen oder gar Ärger in reichspolitisch der Pfalz nicht wohlgesonnenen Territorien zu vermeiden. Förmlich angehalten anzuhalten wurde Sophie erst in Düsseldorf, und zwar von einem

betagten Verwandten, Herzog Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, der sie persönlich begrüßen wollte.⁴ Der zum Katholizismus konvertierte Herzog zeigte ihr eingehend sein religiös thematisiertes Bilderkabinett im Düsseldorfer Schloss und brachte sie anschließend zu zwei Klöstern. Die reformierte Sophie betrachtete dieses Tagesprogramm als ziemlich platten Bekehrungsversuch, zumal der Herzog – entgegen der Etikette – ihr das Geleit aus dem zweiten Kloster verweigerte, woraufhin sie allein zur Kutsche zurückgehen musste. Ohne weitere solcher Unannehmlichkeiten machte sie nach Düsseldorf noch mehrmals Halt: In Köln schenkte man ihr Wein, in St. Goar führte man sie zum Schloss Rheinfels hinauf und in Oppenheim servierte man ihr ein schmackhaftes Essen.

Der Umzug nach Heidelberg war unter anderem eine Sparmaßnahme. Denn Karl Ludwig war inzwischen zwar rechtmäßiger Kurfürst, aber recht eigentlich ein Pleitier. Im dreißigjährigen Krieg hatten seine Territorien massive Verwüstung und Entvölkerung und folglich massiven Steuerbasisschwund erlitten. Es war entschieden kostengünstiger, Sophie und ihren kleinen Tross an Gesellschaftsdamen, Pagen und Bediensteten an seinem eigenen Hof unterzubringen, als Geld für ihren Unterhalt nach Den Haag zu schicken. In ihren Memoiren und Briefen erwähnt Sophie von ihren „Leuten“ nur zwei der Gesellschaftsdamen mehrfach. Es waren zwei Schwestern, die entfernt verwandt mit Königin Elisabeth I. von England waren: Mary und Anne Carey. Mary, die ältere, hieß inzwischen Withypoll nach ihrer Heirat mit einem englischen Hauptmann dieses Namens.⁵ Marys Übersiedlung war mit Sophies Mutter abgestimmt gewesen, Annes jedoch nicht. Anne hatte nur die Erlaubnis erhalten, Sophie in die Pfalz zu begleiten, nicht aber dort mit ihr zu bleiben. Noch Jahre nach dem Umzug weigerte sich die Königin, die geschaffenen Tatsachen zu akzeptieren, Anne aus ihrem Dienst zu entlassen und einen ordnungsgemäßen Transfer zum Heidelberger Hofstaat zu ermöglichen.⁶

Wer war nun diese Sophie, die da im September 1650 nach Heidelberg fuhr? Sie stand kurz vor ihrem zwanzigsten Geburtstag. In den Memoiren, die sie im Alter von fünfzig Jahren schrieb, fällt ihr Selbstbild als Spät-Teenager so aus: „Ich hatte hellbraune, natürlich gewellte Haare, ein munteres, ungezwungenes Ansehen, eine wohlgeformte aber nicht sehr große Figur und die Haltung einer Prinzessin ... [Die Carey-Schwestern] trugen so viel Sorge für mein Benehmen und meine Manieren, dass mir meine Lebensart ... mehr Lob eintrug als meine Schönheit“ (21). Was Sophies äußere Erscheinung betrifft, wird ihr Selbstbild durch Fremdbilder – oder vielmehr Gemälde – durchaus bekräftigt, wobei natürlich möglich ist, dass der Pinsel nachgeholfen hat.⁷ Die Hervorhebung beider Eigenschaften, Lieblichkeit wie Lebensart, findet man in einer anderen zeitgenössischen Quelle, die, obwohl in Textform, sprachbildlich gleichsam im Atelier bleibt. Von René Descartes, der mit Sophies Schwester Elisabeth korrespondierte, sind aus der Mitte der 1640er Jahre drei artige Begleitschreiben an Sophie überliefert. Darin bedankt er sich für die Vermittlung seiner Briefe, während Elisabeth am brandenburgischen Hof weilte, und preist Sophies schönes Gesicht, das Malern für die Darstellung von Engeln Modell stehen könne, und die Grazien ihres Geistes, die, den göttlichen Genien gleich, nur des Guten fähig seien.⁸

Ob der Philosoph mit der Feder nachgeholfen hat, lassen wir beiseite, stellen aber fest, dass die Grazien von Sophies Geist auch und vorzüglich zu anderem fähig waren. Sie war eine Meisterin der Unterhaltung, der Komik, des sanften und bisweilen beißenden Spotts, ja der Schalkhaftigkeit. Diese Fähigkeiten, von denen ihre Memoiren und Briefe ein so beredtes Zeugnis ablegen, bildeten sich früh aus, wohl zum Teil, weil am Exilhof im Haag ihre Schwestern durch Schönheit und Bildung bereits alle Aufmerksamkeit auf sich zogen. Über ihr Debüt am Hof als Zehnjährige schreibt Sophie: „Es machte mir nichts aus, daß ich drei Schwestern dort fand, die viel schöner und gebildeter als ich waren ...; ich war zufrieden, daß meine Lustigkeit und meine Witze ihnen Spaß machten“ (16). Dieses Talent bildete ihre Mutter durch gezieltes Training weiter: „Sogar die Königin fand Vergnügen daran und freute sich, wenn man mich quälte, um meinen Witz zu schärfen, damit ich mich verteidige“ (16).⁹ Dieser Witz, mit dem Sophie in einem halben Dutzend Sprachen (Deutsch, Französisch, Holländisch, Englisch, Italienisch und Spanisch) glänzte, wurde später europaweit gefeiert. Gilbert Burnet, der Bischof von Salisbury, bezeichnete Sophie als „the most entertaining woman“ ihrer Zeit; Urbain Chevreau, französischer Schriftsteller und Privatsekretär von Königin Christine von Schweden, meinte, dass es keinen größeren „bel esprit“ als Sophie gäbe.¹⁰

In Heidelberg hoffte Sophie einen verwandten Geist in ihrer neuen Verwandten, der Kurfürstin Charlotte, kennenzulernen. Ihr Bruder Karl Ludwig sei ja ein „sehr geistreicher Fürst“; im Vorfeld ihrer Reise hatte es Sophie für ausgeschlossen gehalten, dass „sein Verstand seiner Leidenschaft bei einer so wichtigen Angelegenheit wie der der Brautwahl würde nachgegeben haben“ (27). Dies sollte sie schon in Mannheim, wohin das Kurfürstenpaar mit Gefolge zu ihrem Empfang gereist war, überprüfen können. Denn die letzte Etappe ihrer Reise nach Heidelberg legte Sophie mit Bruder und Schwägerin per Kutsche zurück. Das Äußere ihrer Schwägerin beschreibt Sophie in den Memoiren eingehend und ganz ohne Prüderie anerkennend. Charlotte habe beispielsweise „den welt schönsten Busen“.¹¹ Aber bereits am Abend des ersten Tages hatte Sophie genug Hinweise gesammelt (unter anderem eine übellaulige Schweigsamkeit), um festzustellen, dass ihre Schwägerin zwar reich an körperlichen Reizen, aber arm an Geist sei (32). Des Kurfürsten Verstand hatte also doch seiner Leidenschaft nachgegeben. Er hatte sich eine Beistellfrau gegönnt.

2. Sophies Heidelberger Jahre in den Memoiren und ihrer historischen Bedeutung

Die Reise nach Heidelberg war für Sophie glücklich beendet. Die jüngste der vier im Exil aufgewachsenen Töchter des Winterkönigs ist als erste in der pfälzischen Heimat angekommen. Es ist hier an der Zeit, für einen Moment innezuhalten und die bisherigen und weiteren Begebenheiten einzuordnen. Quelle dafür sind vor allem Sophies schon mehrfach angeführte Memoiren. Sophie schrieb sie von Oktober 1680 bis Februar 1681, dreißig Jahre nach den hier beschriebenen Ereignissen. Als geistreiches Werk einer der bedeutendsten Frauengestalten der frühen Neuzeit und sozial- und geistesgeschichtliche Quelle von unschätzbarem Wert sind die Memoiren trotzdem selektiv. Sophie schrieb sie, um sich selbst zu unterhalten. Somit finden wichtige politische Ereignisse

wie der Wildfangstreit oder die Auseinandersetzung um Erzsamt und Rangfolge der Wittelsbacher Kurwürden genauso wenig Niederschlag wie einschneidende familiäre Begebenheiten: der Tod der Brüder Philipp und Moritz, der Dauerclinch zwischen Karl Ludwig und seiner Mutter wegen Geldes und der von ihr erhofften Übersiedlung in die Pfalz sowie der heftige Apanagestreit 1656/1657 zwischen Karl Ludwig und Ruprecht.¹² Sophies Aufmerksamkeit liegt weitgehend auf dem Scheitern der Ehe Karl Ludwigs und eben ihrer eigenen Eheschließung.

Die von Sophie zur Schilderung ausgewählten Begebenheiten haben es aber in sich: eine Abfolge von Rankünen, Intrigen und plötzlichen Wendungen, wie sie in keinem Jane-Austen-Roman verwickelter sein könnten. Ihre Schilderung ist dadurch ein bedeutendes Zeugnis des sozialen Lebens am Heidelberger Hof (in der schwierigen und oft gerühmten Wiederaufbauphase nach dem Dreißigjährigen Krieg) und ganz allgemein des europäischen Hochadels dieser Zeit. Sophies in Heidelberg geschlossene Ehe ist aber auch ein Ereignis von welthistorischem Range, auch wenn das zu dieser Zeit noch niemand ahnte. Hier wurde die Grundlage für die Übernahme des englischen Thrones durch das Haus Hannover gelegt mit all den Folgen, die dies für Großbritannien, Europa und die Welt haben sollte.

3. Wechselnde Allianzen

Das kriegsbeschädigte Heidelberger Schloss war im September 1650 noch nicht bewohnbar. So residierten Karl Ludwig und Charlotte vorübergehend im Kommissariat, dem Haus der kurpfälzischen Steuer- und Finanzbehörde, in der unteren Kettengasse.¹³ Hier wurde auch Sophie untergebracht. In dieser verhältnismäßig engen Wohngelegenheit wurde sie Augenzeuge des täglichen Streits des Kurfürstenpaares und Ohrenzeuge dessen nächtlicher Wiedergutmachungen. Der Kurfürst störte sich an dem affektierten und vor allem koketten Benehmen der Kurfürstin; ihre ständigen Bemühungen, männliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, signalisierten für ihn ihr Interesse an Liebeleien. Dass sie dagegen in ihrem Mann „einen eifersüchtigen Alten“ sah (sie war Anfang Zwanzig, er Anfang Dreißig), wird kaum überraschen (32). Beide klagten Sophie ihr Leid. Obwohl Sophie in diesem Streit eindeutig auf der Seite Karl Ludwigs stand, ließ sie Charlotte trotzdem Gerechtigkeit widerfahren. Für Sophie war ihres Bruders Misstrauen „in Wahrheit sehr schlecht begründet“, und im Benehmen seiner Frau „mehr Torheit als Schlechtigkeit“ (33).¹⁴

Für Sophie, die in Heidelberg Zuflucht vor den Ränken des Hofes im Haag und in der fast gleichaltrigen Kurfürstin eine Gefährtin hatte finden wollen, war die Lage doppelt misslich. Abseits konnte sie nicht stehen; im sich entwickelnden Ehedrama ihres Bruders sollten ihr mit der Zeit mehrere Rollen (Beziehungstherapeutin, Spionin, ja Rivalin) zugeteilt und zugeschrieben werden. Über das unüberseh- und hörbare Ehezerwürfnis hinaus wollte sich zwischen Sophie und ihrer Schwägerin kein inniges Verhältnis entwickeln. Charlotte liebte die Jagd und das Spiel, Sophie keines von beiden. Um die Situation angemessen zu verstehen, muss uns bewusst bleiben, dass dies mehr als eine private, familiäre Beziehung war. Charlotte war nicht nur Sophies Schwägerin, sondern auch und vor allem Kurfürstin von der Pfalz, nach Rang und Etikette im Wort-

sinne die First Lady des Landes, die überdies in der Hierarchie des Reiches eine Spitzenstelle einnahm. Sie hatte vor jeder Gräfin und Herzogin den Vortritt und musste diesen nur der Kaiserin und (nach Herabstufung der pfälzischen Kur) den Kurfürstinnen von Bayern, Brandenburg und Sachsen lassen. Die Kurfürstin einfach meiden durfte Sophie aber auch nicht. Als Pfalzgräfin musste sie ihr vielmehr aufwarten, Gesellschaft leisten, Geleit geben (zum Gottesdienst, zur Tafel), und wenn nicht in allem, so doch in vielem, etwa der Tagesgestaltung, nachgeben.¹⁵ Es nervte. Nicht das Hofzeremoniell an sich. Seine strenge Choreographie war Sophie selbstverständlich und brachte zudem ihren eigenen hohen Rang als Pfalzgräfin zum Ausdruck. Aber sie war gezwungen, den täglichen Tanz der Etikette mit einer unpassenden Partnerin auszuführen.

Sophie vermisste eine ihr gemäße Gesellschaft. So kam sie auf die Idee, ihre Schwester Elisabeth, die noch am brandenburgischen Hof lebte, nach Heidelberg einzuladen. Der Kurfürst, der Elisabeth „immer in sehr hoher Achtung gehalten hatte“, war einverstanden (34). Bis Elisabeth im Sommer 1651 in Heidelberg ankam, war diese Achtung jedoch beinahe in Verachtung umgeschlagen.¹⁶ Denn in der Zwischenzeit hatte sie eine maßgebliche Rolle gespielt bei der Verheiratung einer weiteren Schwester, der Pfalzgräfin Henriette Marie (1626–1651), an einen reformierten ungarischen Prinzen, Sigmund Rákóczi von Felső-Vadác (1622–1652). Sigmund war der jüngere Bruder des regierenden Fürsten von Siebenbürgen, Georg II. Rákóczi (1621–1660), und damit für Karl Ludwig unstandesgemäß. In zahlreichen Briefen hatte Elisabeth versucht, die Vorzüge des exotischen Bewerbers ins rechte Licht zu rücken: Prinz Sigmund habe 200 Leibgardisten und 50 Edelmänner; sein ganzer Hof esse immer auf Silbergeschirr; er besitze riesige Ländereien und mehrere gute Festungen; er sei auf dem Heiratsmarkt die reichste und bedeutendste reformierte Partie.¹⁷ Karl Ludwig blieb aber von diesen sachlichen Argumenten und Elisabeths emotionalen Beschwichtigungsversuchen (mitunter nennt sie sich und ihn mit den Kosenamen ihrer Kindheit: „B.B.“ und „k.k.“) unbeeindruckt.¹⁸ Er war weiterhin wütend und machte ihr Vorwürfe. In Sophies Worten fand er es hart, „eine Schwester nach Ungarn zu schicken, um eine so wenig ahnsehnliche Heirat zu machen“ (34). Es sollte bald noch härter kommen: Am 28. September 1651, nur drei Monate nach ihrer Ankunft in Siebenbürgen, starb Henriette, ihr Bräutigam vier Monate später, am 4. Februar 1652.

Dem Kurfürsten war Elisabeth also nicht wirklich willkommen. Sophie fand Elisabeth „an Geist und Körper“ zu ihren Ungunsten sehr verändert (35). Dazu kam, dass sich Elisabeth gegenüber Sophie auf irritierende Weise als die ältere Schwester aufspielte. Zwar wirft sich Sophie vor, sich nicht „einer Schwester unterzuordnen, die augenscheinlich so sehr viel mehr Verstand besaß“ als sie, aber Elisabeths herrische Art führte zu einer unerwarteten Allianz, nämlich einer zumindest vorübergehenden Freundschaft zwischen Sophie und der Kurfürstin.

Überhaupt beginnt jetzt eine Zeit der wechselnden Allianzen in der kurpfälzischen Familie: Sophie und die Kurfürstin (gegen Elisabeth), Elisabeth und die Kurfürstin (gegen Sophie), der Kurfürst und Sophie (gegen die Kurfürstin), Sophie und Elisabeth (gegen die Kurfürstin). Natürlich darf man sich die jeweiligen Lager weder als hermetisch noch als übertrieben feindlich vorstellen, zumal sie nicht nur aufeinander folgten, sondern teilweise zeitgleich nebeneinander existierten. Bei Abwesenheit des

Kurfürsten fungierten beispielsweise Sophie und Elisabeth, abgesehen vom momentanen Status ihrer eigenen Beziehung, zusammen als Hausdetektive mit dem Auftrag, die Kurfürstin zu überwachen und dem Kurfürsten über ihr Benehmen – insbesondere gegenüber Männern – brieflich zu berichten.¹⁹ Diese Spannungen eskalierten schließlich auf dem Regensburger Reichstag 1653 dermaßen, dass sie Sophies Leben in neue Bahnen lenkten.

Das Kurfürstenpaar sowie die Pfalzgräfinnen Sophie und Elisabeth trafen am 8. Januar 1653 feierlich in Regensburg ein, „gefolgt von einer Menge Leibwachen zu Fuß und zu Pferd beim Klang der Trompeten und Trommeln“ (38). Die Damen blieben bis Mitte, der Kurfürst bis Ende des Jahres. Im Vorfeld des Reichstags wurde eine Reihe wichtiger Ziele erreicht, die für die Kurpfalz von symbolischer wie praktischer Bedeutung waren. Anfang Mai 1652 hatten die spanischen Besatzungstruppen Frankenthal geräumt; kurz darauf hatte Karl Ludwig auf das Erztruchsessamt verzichtet (welches an Bayern ging); und am 2. August 1652 war Karl Ludwig das neugeschaffene Amt des Erzschatzmeisters verliehen worden. Dazu war es im Oktober 1652 am Weißen Berg vor Prag zwischen Karl Ludwig und Kaiser Ferdinand III. (1608–1657) zu einem inszenierten Medienereignis (einer Art frühneuzeitlicher Photo Op) gekommen: Sie reichten sich friedlich die Hand an dem Ort, wo drei Jahrzehnte zuvor die Armeen ihrer Väter gewaltsam aufeinander getroffen waren. Dieser Reichstag stand für den Kurfürsten also ganz im Zeichen der Versöhnung sowie der Reintegration der Pfalz ins politische System des Reichs.²⁰

Für die Kurfürstin dagegen war der Reichstag nur gesellschaftliche Bühne: Sie wollte laut Sophie mit ihrer Schönheit inmitten der versammelten Reichsstände den größtmöglichen, durchaus auch erotischen Eindruck machen. Angesichts der Eifersucht des Kurfürsten und der Affektiertheit der Kurfürstin hatte Sophie bereits im Vorfeld ihrem Bruder von der Mitnahme seiner Gemahlin abgeraten. Zu einem Eklat wie angeblich auf dem Regensburger Reichstag 1657 ist es nicht gekommen (hier soll Karl Ludwig vor den Augen des Kaisers Charlottes Busen demonstrativ begripscht haben als Zurechtweisung für ihr in seinen Augen überdimensioniertes Dekolleté).²¹ Wohl deshalb, weil Charlotte 1653 sichtbar schwanger war und die erhoffte Wirkung nicht erzielte.²² Sie verübelte Karl Ludwig die Schwangerschaft, und er suchte, um seiner Gattin Groll zu entgehen, deswegen bei Sophie häufig Zuflucht und Zuspruch. Das wiederum nutzte Elisabeth zur Intrige und behauptete gegenüber der Kurfürstin, dass Karl Ludwig soviel Zeit bei Sophie verbringe, weil er sich in ihre Gesellschaftsdame Anne Carey verliebt habe. Die Kurfürstin ging noch weiter und steigerte sich in die schier unglaubliche Idee hinein, ihr Mann suche eigentlich eine inzestuöse Liebschaft mit Sophie. Dies verbreitete sie in Briefen an mehrere Höfe. Sophie fürchtete sich um die „üble Wirkung“ dieses Gerüchts: „Das machte mir Lust, mich zu verheiraten, um mich aus dieser unangenehmen Lage zu reißen“ (40). Der Wechsel zum kurfürstlichen Hof hatte den Imageschaden abwenden sollen, der Sophie durch die Hofintrigen im Haag zu erwachsen drohte; nun wollte sie möglichst schnell eine Ehe schließen, um die üble, ja infame Nachrede der Kurfürstin zu entkräften.²³

4. „P.S. ihre sach“

Es ging überhaupt nicht schnell. Noch fünf Jahre sollten verfließen, bis Sophie im Oktober 1658 endlich heiratete. Ihr Weg dahin war stürmisch und wechselhaft, insbesondere was die Person des Bräutigams betraf. Der Weg war auch, zumindest für den externen Betrachter und in der Rückschau für Sophie selbst, in höchstem Maße unterhaltsam.

Wie wir schon gesehen haben, hatte Sophie bereits im Haag einen halbherzigen Freier gehabt: ihren Vetter, den König von England. Und 1651 hatte eine portugiesische Freundin versucht, eine Hochzeit mit Raimundo de Alencastro, Herzog von Aveiro (1627–1655) in die Wege zu leiten. Sophie hatte die Partie ohne Hadern (und trotz jüngst erfahrener Blatternarben) als ihrem Rang unwürdig ausgeschlagen: „obwohl [die Pocken] meiner Schönheit großen Schaden angetan hatten, so gestattete es mir mein Ehrgeiz doch nicht, mich zu einem Untertan herabzulassen, nachdem ich daran gedacht hatte, einen König zu heiraten“ (37). Aber damals hatte es noch kein Inzest-Gerede gegeben.

Karl Ludwig bezeichnete das Unternehmen Ehe als der „P.S. ihre sach“, wobei „P.S.“ die familieninterne schriftliche Abkürzung für „Prinzessin Sophie“ war.²⁴ Der erste ernsthafte Bewerber in dieser Sache war Pfalzgraf Adolf Johann (1629–1689) aus dem verwandten Haus Pfalz-Kleeburg. Er war weder eine besonders glänzende Partie, noch sprach er Sophie libidinös im Geringsten an; er hatte „ein sehr häßliches Gesicht und ein Kinn wie einen Schuhanzieher“ (40). Für ihn sprach aber, dass sein älterer Bruder, Pfalzgraf Karl Gustav (1622–1660), seit 1654 als Karl X. König von Schweden war. Karl Gustav hatte die Belange seines simmerschen Vetters immer energisch unterstützt, und Karl Ludwig glaubte in erster Linie ihm die Restitution der Rheinpfalz zu verdanken.²⁵

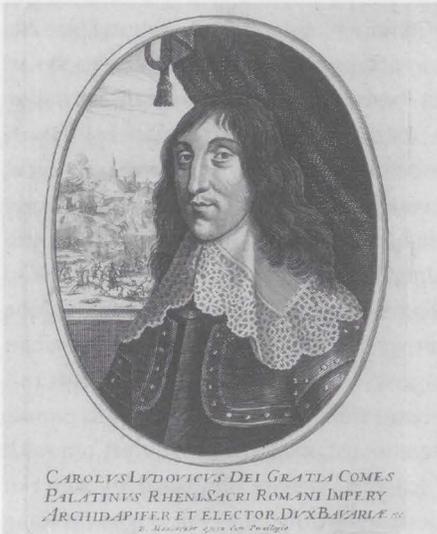


Abb. 2: Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, Kupferstich von Baltazar Moncornet (Privatbesitz)

Die zwei pfälzischen Karls verband auch eine herzliche Männerfreundschaft. Aus diesen Gründen stand Karl Ludwig der Bewerbung wohlwollend gegenüber (41). Außerdem war Sophie – obwohl Tochter eines Kurfürsten und Enkelin eines englischen Königs – in finanzieller Hinsicht selbst keine glänzende Partie. Die Kurpfalz hatte arge Schulden und Liquiditätsprobleme, das wusste jeder potentielle Bewerber.²⁶ Sophies Mitgift dürfte kaum mehr als die 10.000 Reichstaler betragen haben, die ihr bei einer Verehelichung gemäß Artikel IV,15 des Westfälischen Friedens zustanden, trotz der hinzugefügten Wendung, dass „Im übrigen aber solle Er Herr Carl Ludewig selbst sie zu versorgen schuldig seyn.“²⁷ Die stolze, aber hoch verschuldete Königin von Böhmen, der die

schwache finanzielle und politische Lage der Kurpfalz schmerzlich bewusst war, nahm das Werben Adolf Johanns eher resigniert zur Kenntnis.²⁸ Aktivere Fürsprache fand der Bewerber bei der Kurfürstin; ihr warf Sophie vor, diese Allianz nur deswegen zu unterstützen, um sie loszuwerden. Darüber hinaus habe die Kurfürstin ihr bewusst verheimlicht, dass Adolf Johann gewalttätig gegen seine erste Gemahlin, Else Beate (1629–1653), eine geborene Gräfin von Brahe, gewesen war (41).

Karl Ludwigs verstiegener Verhandlungsstil, der schon die Eheschließung zwischen Henriette und Fürst Sigmund Rákóczi geprägt hatte, kam jetzt Sophie zugute.²⁹ Denn er handelte für sie äußerst vorteilhafte Bedingungen aus. Neben einer großzügigen finanziellen Ausstattung verlangte er, dass Sophie auch nach ihrer Verhehlung die reformierte Religion am schwedischen Hof würde frei ausüben können. Adolf Johann willigte in alles ein. Aber die Hauptbedingung war, dass des Bewerbers Bruder, der König von Schweden, sämtlichen anderen Bedingungen zustimmte. So schickte im Frühsommer 1654 Adolf Johann einen seiner Hofmänner, den Obersten Moore, nach Schweden, um die Genehmigung des Königs einzuholen.³⁰ Er selber ging mit Sophies Porträt im Gepäck nach Venedig, um Moores Rückkehr abzuwarten und vermutlich um sich in der freizügigen Republik auszuleben. Zum venezianischen Sextourismus des frühneuzeitlichen Adels schreibt in einem Brief aus dem Jahr 1654 die Pfalzgräfin Elisabeth gönnerhaft: „Dort seint wohl die [Damen] gut genug zu maitressen, aber keine zum heurath, [man] bleib[t] dort nur umb der carnevalla, welche von christag biss an die vasten wehrtet, da man allerly lust anfanget, welches jüngen herren gemäss ist.“³¹

Nun betrat ein anderer, an Status, Reichtum, Aussehen und Charisma attraktiverer Bewerber die Bühne: Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg (1624–1705), regierender Herzog von Hannover.³² Sein jüngerer Bruder Johann Friedrich (1625–1679), der ihm beim derzeitigen Stand der Dinge als Herzog von Hannover nachfolgen würde, war 1651 zum katholischen Glauben übergetreten.³³ Die Stände des lutherischen Herzogtums drängten daraufhin Georg Wilhelm, dies zu verhindern und durch Heirat eine lutherische Erbfolge sicherzustellen. Eine Ehe war jedoch dem dezierten Junggesellen und Lebemann eine völlig fremde Vorstellung. Dazu stellte er die Bedingung, dass die Stände ihm ein höheres Einkommen gewährten, so dass er seine zukünftige Gemahlin gebührend unterhalten könne. Nicht ohne Stolz berichtet daher Sophie, dass Georg Wilhelm in ihr die einzige Prinzessin sah, mit der er sich vorstellen könnte, diesen seinem Wesen widerstrebenden Schritt zu machen (41). Georg Wilhelm wusste zwar von Adolf Johanns Werben, schickte aber einen seiner Räte, Georg Christoph von Hammerstein (1625–1687), nach Heidelberg, um den Stand dieser Verhandlungen zu erfahren. Der war für Adolf Johann nicht allzu gut: Der König von Schweden hatte in Sachen Religionsausübung und Höhe der Apanage die Zustimmung verweigert. Es lag somit bei Karl Ludwig, wegen der Nichterfüllung dieser Bedingungen die Partie abzuschlagen oder sie nichtsdestotrotz weiterzuverfolgen. Dies alles teilte Hammerstein seinem Herrn mit.

Ermuntert durch diese Information kam Georg Wilhelm kurze Zeit später in Heidelberg an. Dort lief er nicht auf Freiersfüßen; er sprintete vielmehr. Schon bald fragte er, ob er beim Kurfürsten um Sophie anhalten dürfe. Dazu schreibt Sophie: „Ich antwortete nicht wie eine Romanheldin; denn ich zögerte nicht, ja zu sagen. Denn er gefiel

mir viel besser als der Prinz Adolf, gegen den ich eine Abneigung hatte, die ich nur kraft der Tugend hätte überwinden können.... [D]er Verstand [stand] auch auf meiner Seite, denn diese Partie war weit ansehnlicher als die andere“ (42). Auch Karl Ludwig sah es so. Im beiderseitigen Interesse vereinbarte man jedoch, die Verlobung geheim zu halten. So hatte Georg Wilhelm gegenüber seinen Ständen bei der Einkommensfrage eine bessere Verhandlungsposition, und Karl Ludwig konnte auf diplomatischere Weise Adolf Johann einen Korb geben. Wie der Kleeburger Prinz vor ihm reiste jetzt der Welfenherzog nach Venedig ab, um den weiteren Verlauf abzuwarten.

Wie in einer Operette (oder eben in einem Roman von Jane Austen) trafen dort die zwei Bewerber aufeinander. Ahnungslos zeigte der erste dem zweiten das Porträt Sophies als das seiner zukünftigen Braut. Für Georg Wilhelm dürfte es wohl nicht leicht gewesen sein, sich des Lachens zu enthalten. In ihren Memoiren betont Sophie zwar zu recht, dass ihre Verlobung mit Adolf Johann „nur an gewisse Bedingungen geknüpft gewesen war“, denen letztendlich nicht entsprochen wurde (41). Aber wahr ist auch, dass konkrete Vorbereitungen für die Hochzeit bereits getroffen worden waren. Ende April 1655 schreibt aus Paris ein Bekannter des Pfalzgrafen Ruprecht (1619–1682), der französische Arzt Anthony de Choqueux, dass er noch nicht nach Heidelberg aufbrechen könne, weil die Hochzeitskleider „de Madame la Princesse Sophie & de son Altesse le Prince Adolphe“ erst in einigen Tagen fertig sein würden.³⁴ Trotz dieser Vorbereitungen versuchte man über einen Vermittler Adolf Johann klar zu machen, dass die Dinge jetzt anders standen, und ihn von einem Besuch Heidelbergs abzuhalten. Mitte Juni 1655 kam er trotzdem. Abwechselnd weinend und fluchend (wozu er angesichts der pfälzischen Hinhaltenaktik einigen Grund hatte) entschied er sich, selbst nach Schweden zu reisen. Er glaubte, der Oberst Moore habe seine Interessen nur schlecht vertreten. Nun wollte er persönlich seinen Bruder überzeugen, bei den strittigen Bedingungen doch noch einzulenken. Er sollte keinen Erfolg haben.³⁵

Des unliebsamen ersten Bewerbers hatte man sich endlich entledigt. Dabei war der zweite alles andere als sicher. Denn Georg Wilhelm hatte sich in Venedig mit einer Geschlechtskrankheit angesteckt und auch sonst kalte Füße bekommen. Außerdem hatten ihm seine Stände die Einkommenserhöhung noch nicht bewilligt. Die Unentschlossenheit Georg Wilhelms beunruhigte den Kurfürsten, wiewohl offenkundig nicht genug, um sich gegenüber Adolf Johann verhandlungsbereiter zu zeigen; von sich selbst behauptet Sophie, dass sie „zu stolz“ war, „um dadurch gekränkt zu sein“ (45).

5. Gattenzwist

So steuerte Sophie langsam und auf Umwegen der Ehe entgegen, ihr Bruder dagegen langsam und stetig der Ehescheidung. Sophie und ihre Mutter bezeichneten den kurpfälzischen Gattenzwist als „rumor in casa“, als Unruhe im Haus, die an den Höfen Europas leider weithin bekannt war.³⁶ Wie bei Sophies Ankunft im Jahr 1650 war die Ehe des Kurfürstenpaares noch Mitte des Jahrzehnts ein fortwährender Wechsel von Streit und Versöhnung, wobei letztere zunehmend seltener und von kürzerer Dauer wurde. Im Frühjahr 1654 berichtet Karl Ludwig seiner Mutter von einem neuen Friedensschluss: Alles Vergangene sollte wieder einmal vergessen werden, und seine Gemahlin

habe wieder einmal Besserung (was zweifellos hieß: weniger Koketterie und Affektiertheit) versprochen. Auf Einhaltung dieses Versprechens habe er allerdings wenig Hoffnung.³⁷ Im Mai 1655 schreibt die Königin an Ruprecht, dass Karl Ludwig seiner Gemahlin den weiteren Aufenthalt in Heidelberg verbieten wolle und verlange, dass sie ein förmliches Koketterie-Geständnis unterschreibe. Trotzdem erteilte die Königin noch im Herbst 1655 ihrem Sohn Ratschläge, wie er die Beziehung mit der Kurfürstin retten könne.³⁸ Wie immer lautete das Rezept: Neuanfang.³⁹

Stattdessen aber fing der Kurfürst eine neue Beziehung an, und zwar mit einer Gesellschaftsdame seiner Gemahlin, Marie Louise Freiin von Degenfeld (1634–1677). In einem Brief an Karl Ludwig vom 24. September 1652 beschreibt Sophie den ersten Eindruck, den die damals erst siebzehnjährige schwäbische Freiin auf sie gemacht hat: „Jungffer Degenfeld ist nun hir; sie ist noch ser blöd [hier wohl: schüchtern, weltfremd], welches mir dünckt ihr wol ansthet, dan sie noch gar jung ist, aber ser gross undt hatt hüpsche Augen; man sagt, sie redt gutt italienisch, aber ich habe sie noch nicht categorisiren dürffen.“⁴⁰ Zehn Tage später vermittelt auch die Pfalzgräfin Elisabeth ihren ersten Eindruck an den Kurfürsten: Sie finde die Freiin auch auffallend groß, mag aber ihre schüchterne Art nicht und zweifele an ihren Italienischkenntnissen.⁴¹ Doch hier hatte sich Elisabeth offenkundig getäuscht, denn Italienisch war die Sprache des Briefwechsels zwischen Kurfürst und Freiin, während ihre Beziehung noch eine heimliche war.⁴²

Bekannt wurde diese im Jahr 1655 und zwar durch zwei Vorfälle, welche die Bereitschaft zum Seitensprung sowohl des Kurfürsten als auch der Kurfürstin ans Tageslicht brachte. Der erste trug sich zu, als Ruprecht am Heidelberger Hof zu Gast war.⁴³ Nichts vom Verhältnis seines Bruders wissend, machte Ruprecht selber der Freiin den Hof und schrieb ihr ein Billet, in dem er fragte, warum sie seine Passion nicht erwidere. Da es ohne Adressatin war, wusste die Freiin nicht, dass es für sie bestimmt war. Sie übergab es daher der Kurfürstin als der wahrscheinlichsten Empfängerin. Die Kurfürstin hätte dies nur zu gern geglaubt und fragte Ruprecht, warum er an ihrer Zuneigung zweifle. An seiner Verlegenheit merkte sie, dass der Liebesbrief doch nicht für sie war (48).⁴⁴ Der zweite Vorfall geriet zum Eklat und ereignete sich laut Sophie kurze Zeit später, als eines Nachts die Kurfürstin aufwachte und sah, dass im Bett der Freiin, die als Gesellschaftsdame im Zimmer ihrer Herrin schlief, auch der Kurfürst lag. Es kam zu Handgreiflichkeiten, bei denen die Kurfürstin einen Finger der Freiin arg gebissen haben soll. Der Kurfürst beteuerte kaum glaubhaft, dass er ohne die Einwilligung der Freiin gehandelt habe und dass „nichts Unehrenhaftes vorgefallen“ sei (49). Anfang März 1657 kam es zu einem noch größeren Tumult, als die Kurfürstin die Juwelen entdeckte, die der Kurfürst seiner Geliebten geschenkt hatte (50).⁴⁵ In diese Zeit fiel auch die Publikation des offenen Briefs, in dem Karl Ludwig die Trennung von Charlotte (die sich „sonderlich in diesen letztern jahren ... ganz wiederwärtig, ungehorsam, halsstarrig, verdrießlich und widerspenstig“ aufgeführt habe) und das eheähnliche Verhältnis mit der Freiin von Degenfeld verkünden ließ.⁴⁶ Kurz darauf brachte Karl Ludwig die Freiin in die Festung Frankenthal, teils als Sicherheitsvorkehrung (er wollte nicht ausschließen, dass ein „officieuser cavalier“ aus Hessen-Kassel die verstoßene

Kurfürstin zu rächen versuchen würde) und teils, „um sich dort seiner Geliebten in Ruhe zu erfreuen,“ wie Sophie es ausdrückt (50).⁴⁷ Im Sommer 1657 ordnete Karl Ludwig an, im Schwetzingen Schloss Räumlichkeiten für die Freiin einzurichten, in die sie Ende 1657 oder Anfang 1658 einzog.⁴⁸ Dort gebar sie ihm im Herbst 1658 das erste von insgesamt dreizehn Kindern. Die Kurfürstin dagegen sollte im Heidelberger Schloss noch bis 1662 ausharren, bis sie sich zu ihren Verwandten nach Kassel zurückzog. In eine rechtmäßige Scheidung von Karl Ludwig willigte sie nie ein.⁴⁹

6. „P.S. under dach“

Zwischen der Abweisung Adolf Johanns im Sommer 1655 und der Verkündung der Trennung des Kurfürstenpaars im Frühjahr 1657 war Sophie, inzwischen 26 Jahre alt, dem Traualtar keinen Schritt näher gekommen.⁵⁰ Die Unentschlossenheit Georg Wilhelms schuf eine Lücke, in die ein dritter Bewerber eintrat. Mitte Mai 1657 schreibt Karl Ludwig an die Freiin von Degenfeld: „Sonsten haben wir noch einen newen Vorschlag, P.S. under dach zu bringen, im fall die alte nicht baldt vor sich gehen.“⁵¹ Der Vorgeschlagene war Ranuccio II. Farnese, Herzog von Parma und Piacenza (1630–1694). Vertreten wurde er von einem Abt namens Pater Manari. Um sich am wankelmütigen Herzog von Hannover zu rächen, hörte Sophie diesen neuen Heiratsvorschlag „mit Vergnügen“ (45). Karl Ludwig hielt ihn womöglich für gefälscht und den Pater für einen Hochstapler.⁵² Im Herbst 1657 ging es mit dem alten Vorschlag endlich doch wieder voran. Georg Wilhelm erklärte seinen Ständen, „er woll P.S. fordern zur ehe.“⁵³ Aber mehr, als sie zu fordern, konnte er immer noch nicht über sich bringen. Es verstrich weitere Zeit. Und dann hatte Georg Wilhelm eine Glanzidee. An seiner Stelle könnte doch sein jüngster Bruder und engster Freund, Herzog Ernst August (1629–1698), Sophie heiraten.

Den Ersatzbewerber kannte Sophie schon seit ihrer Jugend im Haag. Bevor eine pfälzisch-welfische Allianz ein Thema war, hatten Georg Wilhelm und Ernst August auf ihren nahezu jährlichen Reisen nach Italien in Heidelberg mehrmals Station gemacht.⁵⁴ In ihren Memoiren (also mit einem Abstand von 28 Jahren) beschreibt Sophie Ernst August bei seinem Aufenthalt in Heidelberg im Jahr 1652 folgendermaßen:

[S]ein schönes Aussehen hatte noch zugenommen, er gefiel jedermann. Aber da er der jüngste von vier Brüdern war, so sah man ihn nicht als einen zum Heiraten geeigneten Prinzen an. Wir spielten Gitarre zusammen, wobei er die schönsten Hände von der Welt zeigte, und auch beim Tanz tat er Wunderdinge. Er bot mir an, mir Stücke für die Gitarre von Corbetti zu schicken und begann darüber einen Briefwechsel mit mir, den ich jedoch zuerst abbrach. Ich hatte Angst, die Welt möchte sagen, meine Freundschaft für ihn wäre zu stark (37).⁵⁵

Der Passus hat Seltenheitswert als einer der wenigen narrativen Kunstgriffe in den Memoiren. Denn Sophie führt Ernst August als Figur ein (und widmet ihm eine verhältnismäßig ausführliche Beschreibung), lange bevor er für ihre Lebensgeschichte relevant wird. Sie deutet hierdurch früh an, wie „ihre sach“ letztendlich ausgehen würde.⁵⁶

Der große Gegner des Brudertausches war der mittlere Bruder, Herzog Johann Friedrich. Er wollte wissen, warum man bei diesem Plan ihn zugunsten des jüngeren

Ernst August übersprungen habe; er selber könne doch Sophie heiraten. Diese Klagen von einem eher gering geschätzten Bruder verbat sich Georg Wilhelm und verbat auch dem Klagenden, weiter im Leineschloss zu wohnen. Er setzte Johann Friedrich auf unsanfte Art vor die Tür.

Hier muss eine kurze Darstellung der etwas kuriosen Nachfolgeregelung der herzoglichen Territorien eingerückt werden. Der Vater der vier Brüder, Herzog Christoph von Braunschweig-Lüneburg (1582–1641), hatte in seinem Testament eine territoriale Zweiteilung (in Hannover und Celle) und einen Wahlmechanismus festgelegt: Der älteste Erbe hatte die Wahl zwischen Hannover und Celle, und der zweitälteste bekam das andere; weitere Erben mussten sich mit Apanagen zufrieden geben, bis sie an die Reihe kamen. Die Wahl war übrigens leicht, da Celle das größere Einkommen mit sich brachte. Somit war im Jahr 1658 der älteste Bruder Christian Ludwig regierender Herzog von Celle, der nächstälteste Georg Wilhelm regierender Herzog von Hannover. Johann Friedrich und Ernst August mussten sich anstellen.

Im Mai 1658 schickte Georg Wilhelm seinen treuen Rat Hammerstein in geheimer Mission in die Pfalz, um Karl Ludwig mit allen Aspekten des etwas komplizierten Bräutigamtausches vertraut zu machen.⁵⁷ Die sah wie folgt aus:

- Das Einkommen von Ernst August würde aufgestockt werden, so dass er Sophie gebührend unterhalten konnte. Sophie würde dasselbe Wittum bekommen, als ob sie Georg Wilhelm geheiratet hätte.
- Artikel XIII des Westfälischen Friedens hatte für das Bistum Osnabrück eine abwechselnd katholisch-protestantische Nachfolge eingeführt, wobei die protestantische Nachfolge dem Haus Braunschweig-Lüneburg zustand.⁵⁸ Da der damalige katholische Fürstbischof von Osnabrück, Franz Wilhelm Reichsgraf von Wartenberg, bereits 65 Jahre alt war, hatte Ernst August gute Aussichten auf ein eigenes Territorium und eigene Einkünfte, auch wenn er nie regierender Herzog von Hannover oder Celle werden sollte.⁵⁹
- Georg Wilhelm hatte sich bereits im Vorfeld der Verhandlungen vertraglich verpflichtet, nie zu heiraten und folglich keinen legitimen Erben zu zeugen.
- Christian Ludwig war seit 1653 verheiratet, aber immer noch kinderlos; hier waren keine Erben zu erwarten.
- Auch bei Johann Friedrich waren keine Erben zu erwarten, denn man hielt ihn für zu dick, welche zu zeugen (die Königin von Böhmen bezeichnete ihn schlicht als „the fatt Duke of Lunebourg“, wobei man fast versucht ist, trotz noch nicht standardisierter Rechtschreibung die Doppelung des „t“ in „fatt“ als Versuch zu deuten, der herzoglichen Adipositas auch graphischen Ausdruck zu verleihen).⁶⁰

Die letzten drei Punkte waren die wichtigsten. Denn mit der Kinderlosigkeit der drei älteren Brüder stellte man Sophie und Ernst August in Aussicht, dass ihre männlichen Nachkommen die Thronerben für Hannover und Celle sein würden. Karl Ludwig war skeptisch. Was konnte den unbeständigen Georg Wilhelm davon abhalten, sich später die Sache anders zu überlegen und doch zu heiraten? Hammerstein hatte eine Antwort parat: auch wenn sein Herr unerwartet heiraten sollte, hatte ihn die Geschlechtskrankheit zeugungsunfähig gemacht.⁶¹ Die Entscheidung überließ Karl Ludwig seiner

Schwester, fügte aber hinzu, dass ihm die Persönlichkeit Ernst Augusts besser gefalle.⁶² Trotz des früheren Gitarrenspiels (und wohl zumindest ansatzweise: Flirtens) mit Ernst August gibt sich Sophie eher praktisch:

Ich antwortete ihm [Karl Ludwig], daß ich niemals eine andere Neigung empfunden hätte als die für eine gute Versorgung, und wenn ich diese bei dem jüngeren finden könne, so würde ich keine Trauer darüber empfinden, den einen um den andern willen zu verlassen; daß ich mit Vergnügen alles tun würde, was er [Karl Ludwig] für gut für meinen Vorteil hielte, und daß ich mich ganz und gar ihm anvertraute, den ich wie meinen Vater achtete (51).

Darauf schloss am 6. Juni 1658 Karl Ludwig mit Hammerstein, der von den Herzögen Vollmacht erhalten hatte, die „heyrahtspacten“ zwischen Sophie und Ernst August.⁶³

7. Eine Hochzeit, eine Geburt und ein Todesfall

Mit dem insgesamt sechsten Bewerber ist Sophie jetzt endlich „under dach“. Ihr offizielles Verlöbniß mit Ernst August teilte Karl Ludwig seiner Mutter mit der resignierten Bemerkung mit, dass „in the presente condition of our Familie we must be satisfied to take hold of what we can“; seiner Geliebten teilte er es mit der artigen Hoffnung mit, dass dieses Versprechen „gehalten wirdt, so wohl, alß ich biß in todt daß meinige gegen mein engel halten werde!“⁶⁴

Es wurde gehalten. Anfang Oktober kam der Bräutigam auf eigenen Wunsch ohne jeden Pomp – per Postkutsche, mit kleinem Tross – in Heidelberg an. Sophies Bruder Eduard war schon seit Mitte August dort. Im Vorfeld sorgte die Kurfürstin für etwas Unruhe, indem sie angab, ihr Bruder, der Landgraf, wünsche sie für die Dauer der Hochzeitsfeierlichkeiten an seinem Hof zu haben. Der immer auf Sicherheit bedachte Kurfürst deutete dies als möglichen Auftakt für ein „schelmstück“ seitens Hessen-Kassel, welches leichter auszuführen wäre, wenn die Kurfürstin bei ihren Verwandten wäre.⁶⁵ Schließlich blieb sie aber in Heidelberg und ist während der Trauung, wie der Kurfürst schadenfroh berichtet, „in einem dunklen entre-deux gestanden ... und hat die procession mitt weinenden augen sehen vorbey gehen.“⁶⁶

Zwei ausführliche Beschreibungen der Hochzeit liegen vor. Die eine stammt von Sophie. Die andere, die einen durchaus ironischen Blick hinter die Kulissen gewährt, findet sich in den Briefen Karl Ludwigs an die Freiin von Degenfeld. Lassen wir zunächst die Braut den Tag beschreiben, der so lange auf sich warten ließ:

Am Tage der Feier kleidete man mich nach deutscher Mode in ganz weißen Silberbrokat, die aufgelösten Haare geschmückt mit einer großen Diamantenkrone des Hauses. Meine vier Hofdamen trugen meine Schleppe, die von einer fürchterlichen Länge war; dies geschieht bei großen Hochzeiten gewöhnlich durch Töchter von Reichsgrafen. Der Kurfürst und mein Bruder der Prinz Eduard führten mich, und der kleine Kurprinz und der Herzog von Zweibrücken führten den Herzog Ernst August. Mit Fackeln in der Hand gingen vor uns her vierundzwanzig Edelleute, die mit Taffet [Seidenstoff] in den Farben unserer Wappen geschmückt waren, die meinigen blau und weiß und die des Herzogs rot und gelb. In dem Augenblick, als der Geistliche uns miteinander verband, wurden zahlreiche Kanonen abgefeuert, und man setzte uns unter Thronhimmel einander gegenüber (der Kurfürst hatte den seinigen etwas zur Seite), während man das Tedeum sang... [Das Souper aß man] an einer ovalen Tafel, an der nur wir beide in der Mitte saßen, zur Rechten der Kurfürst, zur Linken der Kurprinz, dann die Prinzessin Elisabeth Charlotte und die Herzogin von Zweibrücken. Nach dem Souper wurde nach deutscher Weise getanzt, die Prinzen tanzten mit Fackeln in der Hand vor und hinter uns, wie gewöhnlich (55f.).⁶⁷

Im Vergleich zu Sophies Memoiren, die aus einem Abstand von 22 Jahren geschrieben wurden, kommen die Briefe Karl Ludwigs an die Freiin fast einer Live-Berichterstattung gleich, denn er schrieb sie unmittelbar nach den jeweiligen Veranstaltungen. Darin verrät er zwar nicht, ob Sophies Brautkleid aus Brokat dasjenige war, das man für ihre Hochzeit mit Adolf Johann bereits 1655 in Paris hat anfertigen lassen. Aber dafür lesen wir von anderen Details im für diese Korrespondenz typischen amüsant-unpräzisen Stil.⁶⁸ Mit spürbarer Erleichterung hebt er an: „Gestern abent ist entlich daß lang erwartete beylager, Gott lob, glücklich volbracht worden.“ Die „copulation“ (wie bei „beylager“ meint hier Karl Ludwig die Hochzeitsfeier, nicht die Brautnacht) war für sechs Uhr abends geplant, fand aber erst um neun Uhr statt, weil „jungfraw Cary“, Sophies Hofdame und Freundin, „zimblich langsam“ mit der Bekleidung der Braut war. Um elf Uhr abends ging man „zu disch“ fürs Souper, also hatte die Zeremonie an sich gut anderthalb Stunden gedauert. Um drei Uhr morgens zog man sich in die Wohnräume des Schlosses zurück. Da wurde aber noch munter geplaudert, denn Braut und Bräutigam gingen „nicht vor 6 uhr morgens zu beth.“ Karl Ludwig fügt trocken hinzu: „waß sie da gethan, wißen sie beyde ahm besten.“⁶⁹ Nach Karl Ludwigs Bericht hat der Tanz, von dem Sophie erzählt, wohl erst am zweiten Abend stattgefunden, um „dem statt-frawenzimmer zu gefallen“, also den in der Stadt wohnenden adeligen Damen zuliebe, die wohl zur Trauung selbst nicht eingeladen waren.

Am Tag vor den Feierlichkeiten hatte Karl Ludwig geschrieben: „Wan die sach fürüber, werde ich im gemüht sehr, im beutel aber bey die dreißig tausent thaler erleichtert.“⁷⁰ Überhaupt ist er in seiner Berichterstattung um geistreiche Formulierungen und Unterhaltung bemüht. Erstens weil die Briefempfängerin, auch wenn ihr Domizil nicht das Schwetzingen, sondern das Heidelberger Schloss gewesen wäre, nie an der Hochzeit hätte teilnehmen dürfen.⁷¹ Zweitens weil den Briefschreiber ein schlechtes Gewissen plagt. Denn nur drei Tage vor der Hochzeit hatte es eine Geburt gegeben: Die Freiin hat ihm ihr beider erstes Kind, einen Sohn, geschenkt, und der Vater wurde durch die vielen Feierlichkeiten abgehalten, nach Schwetzingen zu fahren, um nach dem Wohlergehen der Mutter und des neugeborenen „menchen“ zu schauen. Die Briefe sollten hier Ersatz schaffen. Auch im Wortsinne, denn er bitte die Freiin, mit dem Brief „ahn mein stat daßjenige zu rühren, so unser menchen gern ahm mundt hatt; verhoffe, Sie wird es nicht versagen, biß der principal selbst kompt“.

Eine Hochzeit, eine Geburt und – leider – ein Todesfall. Das Opfer war Pater Manari, der am pfälzischen Hof nicht sehr ernst genommene Emissär aus Parma. Manari, der lange auf Instruktionen seines Herzogs gewartet hatte, las im Frühjahr 1658 in einer Zeitung die irrtümliche Nachricht, dass sein Herr nunmehr eine Prinzessin aus dem Haus Savoyen zu heiraten trachtete. In großer Betrübnis ging er im Neckar baden und ertrank dabei, „ob aus Zufall oder mit Absicht“ konnte Sophie nicht sagen (53). Im Mai, als die Verhandlungen mit Hammerstein vor dem Abschluss standen, tauchte unversehens ein Graf Rosa-Scalco auf, der sowohl Instruktionen als auch ein unbestreitbar authentisches Akkreditiv hatte, mit Karl Ludwig über eine Ehe zwischen Sophie und dem Herzog von Parma zu verhandeln.⁷² Man hatte ein schlechtes Gewissen. Aber aus diplomatischer Perspektive hatte man auch Glück, dass es für den Grafen keine

Anhaltspunkte dafür gab, dass man den ersten Emissär seines Herrn schlecht behandelt hatte. Denn der einzige Zeuge mit belastenden Informationen – also Manari selbst – war tot.

Schon wenige Tage nach der Eheschließung trat Ernst August – wieder per Postkutsche, ohne Pomp – die Rückreise nach Hannover an. Sophies Abreise am 26. Oktober 1658 war weitaus feierlicher: Der Kurfürst und sein ganzer Hofstaat gaben ihr bis nach Weinheim Geleit.⁷³ Beim Abschied von ihrem Bruder nach gut acht Jahren in Heidelberg obsiegte eher das lachende Auge der jungen Ehefrau über das weinende der scheidenden Schwester – ganz im Wortsinne: „Als ich ihn verließ, vergoß ich einige Tränen; sie wären aber viel reichlicher gewesen, wenn mein Herz nicht anderswo gewesen wäre“ (56). Außerdem war es nicht Adieu, das sie Bruder und Heimatstadt sagte, sondern, wie sie hoffte, auf Wiedersehen. Ihre Hoffnung ging in Erfüllung. Noch dreimal hielt sich Sophie kurz in Heidelberg auf: 1664 (auf dem Weg nach Italien), 1665 (auf der Rückreise aus Italien) und 1671 (für die maßgeblich von ihr vermittelte Hochzeit ihres Neffen, des Kurprinzen Karl von der Pfalz, mit der Nichte ihres Ehemannes, der dänischen Prinzessin Wilhelmine Ernestine).

8. Herzogin, Bischöfin, Kurfürstin. Königin

Sophies verbleibende gut 55 Lebensjahre sollen hier nur kurz gestreift werden. Die frisch vermählte Herzogin von Braunschweig-Lüneburg und ihr Gemahl fanden zunächst bei Georg Wilhelm im Leineschloss eine Unterkunft. Schon bald hatten sie Besuch aus Heidelberg. Im Juni 1659 schickte Karl Ludwig seine Tochter Elisabeth Charlotte (1652–1722), die später so berühmte Liselotte, zu seiner Schwester nach Hannover, um das siebenjährige Kind dem (in seinen Augen) schädlichen Einfluss der Mutter zu entziehen. Sie blieb dort bis April 1663. Aus dieser Zeit rührte eine enge Verbundenheit zwischen Tante und Nichte her. Die meisten Briefe, die Liselotte seit ihrer Heirat mit Herzog Philipp von Orleans (1671) vom Hof Ludwigs XIV. schrieb, richteten sich an Sophie. Als der katholische Fürstbischof von Osnabrück in der Tat zeitig verstarb und Ernst August die Nachfolge antrat, bekam die wachsende Familie – neben der Ziehtochter Liselotte gab es inzwischen zwei eigene Kinder – im Jahr 1662 ihre eigene Residenz, zunächst in Iburg, später in Osnabrück.⁷⁴ Sophie bezeichnet sich in diesen Jahren scherzhaft bisweilen als „Evesquine“, als „Bischöfin.“⁷⁵ Nach dem Tod Johann Friedrichs im Spätjahr 1679 (der älteste Bruder Christian Ludwig war bereits 1665 gestorben) wurde ihr Gemahl Ernst August regierender Herzog von Hannover, und Sophie kehrte ins Leineschloss zurück, diesmal als dessen Herrin.

In der weitläufigen Korrespondenz mit Karl Ludwig bezeichnet Sophie Heidelberg als einen von der wärmenden Sonne Apolls beleuchteten „Parnass“, als Musenberg, zu dem ihre Gedanken gern hineilen.⁷⁶ Im Vergleich damit kommt ihre norddeutsche Umgebung – Wetter, Kost und vor allem Konversationskunst – oft schlecht weg. In Hannover heize man noch im Juli, bildeten Schmalz und Pumpernickel den kulinarischen Gipfel, bestehe das karge Gesprächsrepertoire aus „ja“, „nein“, und „ich weiß nicht.“⁷⁷ Gewiss sind das Übertreibungen, um den Bruder bauchpinselnd zu amüsieren. Aber Karl Ludwigs funkelnde, themenreiche Konversationsgabe fehlte ihr

schmerzlich, beziehungsweise wurde ihr jetzt nur wöchentlich in Briefen statt täglich in Gesprächen zuteil.⁷⁸ Mit dem Tod des Kurfürsten am 28. August 1680 wurde dieses Ferngespräch jäh abgebrochen. In den Memoiren schreibt sie darüber: „[Sein Tod] betrübe mich in einem Maße, daß ich es nicht sagen kann. Er hatte mich immer wie seine Tochter geliebt und mir die Ehre erwiesen, so großes Vertrauen zu mir zu haben, daß er mir mit jedem Posttage schrieb, und das so warm und unterhaltend, daß dieser Briefwechsel eine der größten Freuden meines Lebens war“ (176). Es ging für sie eine Lebensperiode zu Ende (ihre Schwester Elisabeth war am 8. Februar 1680 gestorben). Des brieflichen Dialogs mit ihrem Bruder verlustig, wandte sie sich einem schriftlichen Monolog zu: Ihre Memoiren verfasste sie in den sieben Monaten nach Karl Ludwigs Tod.

Sophie hatte zweifelsfrei den umtriebigensten und ambitioniertesten Welfenherzog geheiratet. Der zunehmenden Bedeutsamkeit des Hauses Braunschweig-Lüneburg, die sich der Politik Ernst Augusts verdankte und die schließlich 1692 in der Erlangung der Kurwürde gipfelte, stand sie jedoch mit gemischten Gefühlen gegenüber. Stolz Anerkenung für die Errungenschaft ihres Gemahls wurde aufgewogen durch bittere Sorge ob der Zukunft ihrer Söhne. Denn der Kur gingen voraus eine Abmachung zur Vereinigung der zwei Herzogtümer nach dem Tod Georg Wilhelms und die (zunächst geheime) Einführung der Primogenitur im Jahr 1683. Somit hatten die jüngeren Söhne keine Aussicht mehr, jemals regierender Herzog zu werden, zumal die Gemahlin des ältesten, Georg Ludwig, 1683 einen Sohn geboren hatte. Sophie war untröstlich.⁷⁹ Ähnlich hart traf sie im nächsten Jahrzehnt die Zerstörung Heidelbergs im Jahr 1693: „Von das arme Heydelberg mag ich nichts hören noch tharan gedencken, dan das herz thut mir gar zu wehe, wan ich tharvon höre ... es ist auch besser, daß I.L. [Karl Ludwig] das unglück nicht erlebt haben.“⁸⁰ Es ging sogar ein Gerücht um, dass Sophie aus Schmerz für ihre Heimatstadt gestorben sei. Als Zeichen des Beileids mit Sophie legten Hofleute in Hannover Trauerkleidung an.⁸¹

Durch das Fehlen von männlichem Nachwuchs bei ihren Schwägern und die zielstrebige Politik ihres Gemahls wurde Sophie Kurfürstin, erlangte also den gleichen hohen Rang wie ihre Eltern und ihr Bruder. Im frühen 18. Jahrhundert ließ der Tod des einzigen männlichen Nachwuchses einer entfernten Verwandten, Anne Stuart, sie fast zum Rang ihrer Großmutter hinaufsteigen, nämlich Königin von Großbritannien. Der am 12. Juli 1701 beschlossene Act of Settlement bestimmte „the most excellent Princess Sophia, electress and duchess of Hanover“ als „the next in succession in the Protestant line.“⁸² Königin Anne starb im Schloss Kensington in London am 1. August 1714. Ihre Nachfolge trat Sophie aber nicht an. Denn sie selber war sieben Wochen zuvor, am 8. Juni 1714, bei einem Spaziergang in den Gärten ihres Wittums Herrenhausen im Alter von 83 Jahren gestorben. So wurden nicht ihr, sondern ihrem ältesten Sohn Georg Ludwig (1660–1727), um mit den Worten des Acts zu sprechen, „all the honours, styles, titles, regalities, prerogatives, powers, jurisdictions, and authorities belonging and appertaining to the monarch of Great Britain and Ireland“ verliehen.⁸³ Die Reise nach Heidelberg hat Sophie erlebt; eine nach London sollte es nie geben.

Anmerkungen

- 1 Carola Oman: *Elizabeth of Bohemia*, London ²1964, S. 333; Josephine N. Duggan: *Sophia of Hanover: From Winter Princess to Heiress of Great Britain, 1630–1714*, London 2010, S. 45. Vgl. den Katalogband Sigrun Paas (Hg.): *Liselotte von der Pfalz. Madame am Hofe des Sonnenkönigs*. Ausstellung der Stadt Heidelberg zur 800-Jahr-Feier 21. September 1996 bis 26. Januar 1997, Heidelberg 1996, u.a. mit den Beiträgen von Jochen Goetze: *Exil im Haag: Die Kinder des Winterkönigs*, S. 15–24 und Gerda Utermöhlen: *Sophie, Kurfürstin von Braunschweig-Lüneburg*, S. 53–59.
- 2 Zur Restitution und Rückkehr Karl Ludwigs siehe Karl Hauck: *Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz (1617–1680)*, Leipzig 1903, S. 89–92.
- 3 Robert Geerds (Hg.): *Sophie, Kurfürstin von Hannover. Die Mutter der Könige von Preußen und England. Memoiren und Briefe der Kurfürstin Sophie von Hannover*, München 1913, S. 25. Sophies in französischer Sprache verfasste Memoiren werden in der vielfach holprigen deutschen Übersetzung von Geerds zitiert. Um die Anzahl der Anmerkungen zu verringern, sind weitere Verweise auf diese Übersetzung im Text am Satzende in runden Klammern gesetzt. In der Originalsprache liegen die Memoiren in zwei Ausgaben vor: Adolf Köcher (Hg.): *Memoiren der Herzogin Sophie nachmals Kurfürstin von Hannover*, Leipzig 1879; Dirk Van der Cruyse (Hg.): *Mémoires et lettres de voyage*, Paris 1990.
- 4 Für Kurpfalz-Kenner kann man hinzufügen: genau der Wolfgang Wilhelm, dessen Sohn Philipp Wilhelm im Jahr 1685 nach Erlöschen der simmerschen Linie Kurfürst von der Pfalz wurde.
- 5 Die Carey-Schwestern sind von Sophie-Forschern bisher nicht oder nur irrtümlich identifiziert worden. Auch mir blieb der detektivische Erfolg aus, bis ich anfang, nach Withypolls zu fahnden. George Charles Moore Smith: *The Family of Withypoll: With Special Reference to their Manor of Christchurch, Ipswich and Some Notes on the Allied Families of Thorne, Harper, Lucar, and Devereux, Letchworth 1936*, S. 78f. Der Urgroßvater der Carey-Schwestern war Lord Hunsdon, ein Vetter von Königin Elisabeth I.
- 6 In einem Brief an Karl Ludwig v. 8.6.1654 schreibt die Königin: „As for Cary, I haue no reason to alter my resolution, I gaue leaue for 3 months, and two yeares were taken without excuss.“ L. M. Baker (Hg.): *Elisabeth Stuart, The Letters of Elizabeth of Bohemia*, London 1953, S. 208. Die Unnachgiebigkeit der Königin war wohl Ausdruck ihres anhaltenden Missmuts wegen des Umzugs ihrer Tochter: „to tell you the truth, I was not verie well satisfied uith Sophies going.“ Baker: *Elisabeth*, S. 205, Brief v. 18.5.1654.
- 7 Darunter sind zwei Gemälde hervorzuheben, die im Museum Wasserburg Anholt in Isselburg bzw. im Ashdown House in der Grafschaft Berkshire in Großbritannien hängen.
- 8 „ce n'est pas seulement le visage de Votre Altesse, qui mérite d'être comparé à celui des Anges, et sur lequel les peintres peuvent prendre patron pour les bien représenter; mais aussi que les grâces de votre esprit sont telles, que les philosophes ont sujet de les admirer, et de les estimer semblables à celles de ces divins génies, qui ne sont portés qu'à faire du bien.“ Charles Adam, Paul Tannery (Hgg.): *René Descartes. Oeuvres de Descartes*, Paris 1983, Bd. 4, S. 592, Brief vom Dezember 1646. Die anderen zwei Begleitschreiben an Sophie finden sich ebd., S. 496 und S. 533. Die von Sophie an Descartes sind leider nicht erhalten. Dem Schema „nicht nur schön, sondern auch geistreich“ begegnet man ebenso in einer zeitgenössischen Geschichte des Hauses Braunschweig-Lüneburg: „heroina non tantum pulchritudine corporis dotata, sed etiam praestantissima vivacitate spiritus cumulata, quibus admirandum concurrens ingenium ipsam constituit et exterarum linguarum expertem et omnium sublimium scientiarum complexum.“ Zit. nach Johann Georg Heinrich Feder: *Sophie Churfürstin von Hannover im Umriß*, Hannover 1810, S. 10.
- 9 „Schärfen“ ist meine Übersetzung; Geerds hat „aiguiser“ mit „reizen“ übersetzt.
- 10 Gilbert Burnet: *History of his own time*, Oxford 1823, Bd. 5, S. 433. Chevreau wird zitiert nach Feder: *Churfürstin* (wie Anm. 8), S. 8.
- 11 Geerds übersetzt „la plus belle gorge du monde“ zeittypisch prüde als „den schönsten Hals von der Welt“ (31).
- 12 Zum Bruderstreit im Hause Pfalz-Simmern (der 1657 im Schwur Ruprechts gipfelte, die Pfalz nie wieder zu betreten) siehe Karl Hauck: *Rupprecht der Kavalier, Pfalzgraf bei Rhein (1619–1682)*, Heidelberg 1906, S. 62–65, 68–80. Im Jahr 1677 bat Karl Ludwig seinen seit 1660 in England weilenden Bruder doch in die Pfalz zurückzukehren und sich standesgemäß zu ver-

- ehelichen, um einen simmerschen Erben zu zeugen. Ruprecht lehnte ab. Hierzu Hauck: Karl Ludwig (wie Anm. 2), S. 259–261.
- 13 Zum Kommissariat im Allgemeinen vgl. Meinrad Schaab: Geschichte der Kurpfalz, Stuttgart 1992, Bd. 2, S. 90; zum Haus an sich Elda Gantner: Das ehemalige Jesuitenkolleg und das ehemalige Landgericht in Heidelberg. Das Quartier Kettengasse/Merianstraße/Schulgasse/Seminarstraße, Heidelberg 1988, S. 10f.
- 14 Jahrzehnte später war Sophie noch bemüht, ihren Bruder zu überzeugen, dass Charlotte zwar unbotmäßig gewesen, aber nie fremdgegangen sei. „[L]es filles jadis de C[harlotte] ne pourroient rien tesmoigner contre elle que sa desobeissance (sa coquetterie n'estant pas allée au criminel).“ Eduard Bodemann (Hg.): Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, und des Letzteren mit seiner Schwägerin, der Pfalzgräfin Anna, Leipzig 1885, S. 342, Brief v. 5.1.1679.
- 15 Neben den in den Memoiren genannten Tagesbeschäftigungen der Damen (Jagd, Spiel, Theatervorstellungen) erwähnt Sophie in ihren Briefen weitere: „Inmittels verdreibt die Courfürstin die zeit, ein perück zu machgen, meine schwester [Elisabeth] mit perfümseeck zu machgen und ich mit arbeiten [Stickerarbeit] undt auf die gitarr spillen.“ Bodemann: Briefwechsel (wie Anm. 14), S. 3, Brief an den Kurfürsten v. 24.9.1652. Dazu kam auch Wandern in den Anhöhen um Heidelberg: In einem Brief aus dem Jahr 1669 schreibt Sophie, dass eine fortgeschrittene Schwangerschaft sie davon abhalte, „de grimper si bien les montagnes, comme je faisois autre fois à Heydelberg.“ Bodemann: Briefwechsel (wie Anm. 14), S. 137.
- 16 Elisabeth wurde Ende Dezember 1618 in Heidelberg geboren. Somit muss ihre Ankunft eigentlich als Rückkehr bezeichnet werden. Bewusste Erinnerungen an die Stadt hatte sie jedoch keine. Zwar blieben sie und der um ein Jahr ältere Karl Ludwig unter der Obhut ihrer Großmutter Louise Julianne in Heidelberg zurück, als die Eltern und das älteste Kind (Friedrich Heinrich) im Herbst 1619 nach Prag zogen. Aber bereits im Spätsommer 1620 musste Louise Julianne mit den zwei Kindern vor den in die Rheinpfalz einfallenden Truppen Spinolas nach Berlin fliehen.
- 17 Elisabeths und Henriettes Briefe an Karl Ludwig zum Thema der siebenbürgischen Hochzeit und Ehe finden sich in Karl Hauck (Hg.): Die Briefe der Kinder des Winterkönigs, Heidelberg 1908, S. 43–65, insbes. S. 48f. Siehe auch Anna Wendland: Die Heirat der Prinzessin Henriette Marie von der Pfalz mit dem Fürsten Sigmund Rákóczy von Siebenbürgen: Ein Beitrag zur Geschichte des Kurhauses Pfalz-Simmern, in Neue Heidelberger Jahrbücher Bd.14, 1905, S. 241–278.
- 18 In einem Brief v. 28.1.1651 bedauert Elisabeth die Wut „de k.k. contre l'inocente B.B.“ Hauck: Briefe der Kinder (wie Anm. 17), S. 59.
- 19 Vgl. Hauck: Briefe der Kinder (wie Anm. 17), S. 66, 69–71.
- 20 Zu den Ereignissen im Vorfeld und zu den Verhandlungen auf dem Reichstag siehe Hauck: Karl Ludwig (wie Anm. 2), S. 101–110.
- 21 Zum Dekolleté-Vorfall: La vie et les amours de Charles-Louis, électeur palatin, Köln 1692, S. 165f. und S. 173.
- 22 Das Kind, ein Sohn, kam Ende Mai 1653 in Augsburg, wohin man sich zur Wahl des Römischen Königs begeben hatte, zur Welt, starb aber nach wenigen Stunden. Hauck: Briefe der Kinder (wie Anm. 17), S. 83.
- 23 In dieser zwangsläufig gerafften Darstellung könnte man den Eindruck gewinnen, es herrschte in der kurpfälzischen Familie in Regensburg nur Zwie- und Niedertracht. Natürlich war dem nicht so. Der Reichstag war für den Adel das gesellige Ereignis des Jahres, und Sophie berichtet auch von den Ehren, welche die Kaiserin der Kurfürstin und den Pfalzgräfinnen erwies, von den Opern und anderen Festlichkeiten sowie von den angenehmen Abenden in ihrem Zimmer, als der Kurfürst und sein Hof ihr beim Gesangsunterricht durch den italienischen Kastraten Domenico del Pano zuhörten (38f.). In einem Brief aus Regensburg von Ende Februar 1653 erzählt Elisabeth beispielsweise von der wöchentlichen Vorstellung einer „comodig auff die italienische manir“ und von ihren recht sportlichen Tanzleistungen auf einem Karnevalsball: „Habe mir schon die fuss in stucken gedantzet, dass dergleichen gerenne habe ich mein lebtag nicht gesehen. Ich kam auch die ganze zeit nicht von dem dantzplatz, sonderen auss einer handt in die andere, biss wir schiden.“ Hauck: Briefe der Kinder (wie Anm. 17), S. 78. Vielleicht deutet das Wort „Gerenne“ auf das Urteil Sophies, dass man auf den Bällen kleidungstechnisch zwar „sehr geputzt“ war, aber „wie die deutschen Bauern“ tanzte (39).

- 24 In seinem Briefwechsel mit der Prinzessin Elisabeth bezeichnet auch Descartes Sophie als „P.S.“. Adam, Tannery: Descartes (wie Anm. 8), Bd. 4, S. 627, Brief vom März 1647.
- 25 Über diese Unterstützung siehe Hauck: Karl Ludwig, S. 90f. Am 14.8.1661 schreibt Sophie an ihre Mutter, dass Karl Ludwig „n’a jamais avoué d’avoir seulement obligation de son rétablissement qu’au Roi de Suede.“ Sir George Bromley (Hg.): A Collection of Original Royal Letters, London 1787, S. 264.
- 26 Zur finanziellen Situation der Pfalz vgl. Volker Sellin: Die Finanzpolitik Karl Ludwigs von der Pfalz: Staatswirtschaft im Wiederaufbau nach dem Dreißigjährigen Krieg, Stuttgart 1978. Dass Karl Ludwig insbesondere am Anfang seiner Regierungszeit von der Hand in den Mund lebte, unterstreicht folgender Brief an seine Mutter aus dem Jahr 1650: „If the Reichs Pfenningmeister at Franckfort do not make good his second and third month, as he has not yet done, I shall make good the sum out of the monies I am to receive at the present Franckfort-fair for the Bergstrasse, since the contributions for Heilbron are so far behind-hand, that I am not like to get any of it suddenly for my own use, and what is had at present goes to the garrison. But if the Elector of Mayence fail me, then I am banquerout, both with your Majesty, the merchants at Franckfort, and my own servants.“ Bromley: Collection (wie Anm. 25), S. 152f.
- 27 In der Originalsprache des Friedensinstruments: „De reliquo vero ipsis idem princeps Carolus Ludovicus satisfacere teneatur.“ Zitiert nach www.pax-westphalica.de/ipmipo (04.06.2012). „Karl Ludwig hatte bei den Friedensverhandlungen auf diese Entschädigungen gedrungen, mit Hinweis darauf, ... daß er [nicht] in der Lage sei, seinen Schwestern Heiratsgelder zu geben; eine Fräuleinsteuer wolle er bei dem Zustand der Pfalz nicht ausschreiben.“ Hauck: Karl Ludwig (wie Anm. 2), S. 109.
- 28 Am 6.10.1654 schreibt sie an Karl Ludwig: „Monsr. Curtius has obeyed your commands concerning Pce. Adolphes business, which I cannot be against, considering the condition wee are all in.“ Baker: Elisabeth (wie Anm. 6), S. 218.
- 29 Eine dieser Forderungen war, dass bereits vor der Unterzeichnung des Ehekontrakts Fürst Sigmund den Wittumsbetrag von 150.000 Reichstaler in bar vorlegt und auf deutschem (nicht transsylvanischem) Gebiet verwahrt, was einem Herrn, dessen Reichtum aus Ländereien und dessen ökonomische Aktivität im Tauschhandel bestand, völlig unmöglich war. Siehe die Briefe v. 30.12.1650 und 3.2.1651 von Pfalzgräfin Elisabeth an Karl Ludwig. Hauck: Briefe der Kinder (wie Anm. 17), S. 52 und S. 54.
- 30 Der ungefähre Zeitraum geht aus einem Brief von Karl Ludwig an Ruprecht v. 24.9.1654 hervor: „Le Colonel Moore, quie doit aller en Suede pour la ratification de ce que le Prince Adolfe & moi sommes tombés d’accord, & ce en douze ou seize semaines, n’est passé par ici, mais attendu à toute heure de Du[r]lach où ledit Prince est encore avec sa soeur.“ Bromley: Collection (wie Anm. 25), S. 172f.
- 31 Hauck: Briefe der Kinder (wie Anm. 17), S. 91.
- 32 Bei den regierenden Welfenherzögen war es schon damals üblich, sie nach ihrer jeweiligen Residenzstadt zu benennen (etwa: „Herzog von Hannover“ statt „Herzog von Calenberg-Göttingen-Grubenhagen“). In ihren Memoiren tut Sophie dies auch.
- 33 Siehe hierzu das Kapitel „Der Übertritt Johann Friedrich’s zur katholischen Kirche“ in Adolf Köcher: Geschichte von Hannover und Braunschweig, 1648 bis 1714. Erster Theil (1648–1668), Osnabrück 1966, S. 351–372.
- 34 Bromley: Collection (wie Anm. 25), S. 185. Eine Woche früher hatte de Choqueux sogar von Sophies Kleidern und „meubles“ geschrieben (Bromley: Collection, S. 181). Anscheinend war also schon an die Ausstattung ihrer zukünftigen Räumlichkeiten bei Adolph Johann gedacht.
- 35 In einem Brief v. 23.6.1655 beschreibt Pfalzgräfin Elisabeth den Besuch wie folgt: „Vergangene woch habe ich E.L. auch nicht konnen antworten, weihl so viel geselschafft hier war, nemlich hertzog [sie meint: Pfalzgraf] Adolph, seine schwester, die Margravin, ihr herr und elste dochter und freulein Ernestine von Baden. Die herren seint zum konig [von Schweden] vereiset und dass frauenzimmer wieder nach hauss. Der hertzog [Pfalzgraf Adolph] hette gern hochzeit gehalten, aber auff der andren seiten hatt man etwass scrupuliret, nuhn mag gott wissen, wan es geschen möchte.“ Hauck: Briefe der Kinder (wie Anm. 17), S. 111f. Ich halte es für ausgeschlossen, dass Elisabeth von Sophies geheimer Verlobung mit Georg Wilhelm nichts wusste. Somit bezeugt dieser Brief, dass sie dorthalten konnte.

- 36 Sophie spricht in den Memoiren von einem „fort grand rumor in casa à Heidelberg.“ Köcher: Memoiren (wie Anm. 3), S. 57. Die Königin schreibt am 6.4.1654 an Karl Ludwig: „I ame verie sorie to heere of your romor in casa, which is no secret heere, your ennemies laugh at it and your friends are sorie for it, and being the first of them I onlie pray, it may fall out well at the end.“ Baker: Elisabeth (wie Anm. 6), S. 205.
- 37 „We have patched up another peace, upon satisfaction for what is past, and promise of amendment for the future, of which I have but little hopes.“ Bromley: Collection (wie Anm. 25), S. 178. Datum des Briefes ist der 3.2.1654.
- 38 Als ein Verwandter die Kurfürstin in Schutz nahm, schreibt die Königin, dass Karl Ludwig, „would not hear it, desiring to have El. P. go from H. and sign a writing where she confesseth herself a coquette. I do not tell you this for truth, for it is written from the court of Cassel, where I confess they are very good at telling stories and enlarging them.“ Baker: Elisabeth (wie Anm. 6), S. 234, Brief v. 13.5.1655. So obsessiv wie Karl Ludwig die Koketterie seiner Frau verurteilte und da er im August 1655 ein französisches Buch zu diesem Thema an Charlottes Bruder, Landgrafen Wilhelm VI. von Hessen-Kassel, schickte (Hauck: Briefe der Kinder, wie Anm. 17, S. 114), halte ich die Geschichte aus Kassel für keine Mär.
- 39 Der Brief v. 4.10.1655 bedient sich, wie häufig in der Korrespondenz der Winterfamilie, Decknamen: Tiribaze ist Karl Ludwig, Euridice die Kurfürstin Charlotte, Vngande die Pfalzgräfin Elisabeth: „Tiribaze should not trouble himself uith Vngands ill disposition and seek to close uith Euridice in being kinde to her and pass ouer all little faults as not seeing them, beginning a new frendship uith her... I beleeeue, that in a short time Euridice woulde be gained, and Vngande out of play uith her, for all that know Euridice, say that she is of a good nature and not at all coquette.“ Baker: Elisabeth (wie Anm. 6), S. 248.
- 40 Bodemann: Briefwechsel (wie Anm. 14), S. 3.
- 41 „Mademoiselle Degenfelt est de deux doits plus grande qu'elle [als die ihrerseits sehr hochgewachsene Kurfürstin], ne porte point de liege [„lièges“ = Patten bzw Chopines: Schuhe mit einer hohen Plateausohle], et se dit d'age de pouvoir croistre, son visage n'est pas desagreceable mais sa mine est fort mausive, je ne crois pas quelle sache assé d'Itallien pour le nous aprendre.“ Hauck: Briefe der Kinder (wie Anm. 17), S. 69, Brief v. 4.10.1652.
- 42 Acht Briefe und ein Gedicht in italienischer Sprache befinden sich in Wilhelm Ludwig Holland (Hg.): Schreiben des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und der seinen, Tübingen 1884, S. 3–8. In dieser Korrespondenz, die wohl 1654 beginnt, ist Karl Ludwigs Deckname „Montecelso“ („Himmelsberg“) und Marie Louises „Rosalinda“ („schöne Rose“). In späteren Briefen verwendet er (ähnlich schmeichhafte) Decknamen aus dem Alten Testament: Ahasverus (Karl Ludwig), Vashti (Charlotte), Esther (Marie Louise). Charlotte ist oft schlicht mit „X“ bezeichnet.
- 43 Ruprecht war im Sommer 1654 auf der Durchreise nach Wien kurze Zeit in Heidelberg (Hauck: Briefe der Kinder, wie Anm. 17, S. 98). Nach meiner Rechnung kam er am 18.10.1654 in Heidelberg wieder an (Hauck: Briefe der Kinder, S. 108) und blieb, abgesehen von kurzen Abwesenheiten, bis Mitte 1656. Sein letzter Brief aus Heidelberg mag vom 31.5.1656 datieren und somit das ungefähre Ende seines Aufenthalts darstellen (Hauck: Briefe der Kinder, S. 118).
- 44 Es ist möglich, dass die Empfänglichkeit der Kurfürstin für Ruprechts vermeintliches Werben der Anlass dafür war, dass Karl Ludwig von ihr ein schriftliches Koketterie-Geständnis forderte. Der Zeitraum stimmt jedenfalls.
- 45 In einem Brief v. 11.3.1657 an ihren Bruder, den Landgrafen Wilhelm VI., beschreibt die Kurfürstin den Vorfall, jedoch ohne Erwähnung der Tätlichkeiten (Holland: Schreiben, wie Anm. 42, S. 16f.). Adolf Köcher, der Herausgeber der ersten Ausgabe von Sophies Memoiren, behauptet, dass Sophies Darstellung dieser Szenen zum Teil auf Hofklatsch basiert und somit von Übertreibungen und Erdichtungen geprägt ist (Köcher: Memoiren, wie Anm. 3, S. 19f.). Gegen diese These spricht, dass Sophie selber Zeugin des Juwelen-Vorfalles war und dass ihre Informationsquellen für die Billet- und Bett-Vorfälle vermutlich Ruprecht und Karl Ludwig waren.
- 46 Datiert ist der offene Brief vom 6.3.1657. Holland: Schreiben (wie Anm. 42), S. 14–16.
- 47 Im Mai 1657 schreibt der Kurfürst der Freiin, dass er den „hitzigen drawungen“ aus Kassel zwar wenig Glauben schenke, rät ihr aber gleichzeitig davon ab, sich bei ihren Spazierfahrten außerhalb der Festung soweit wie etwa bis nach Gerolsheim – also nur sieben Kilometer – zu entfernen (Holland: Schreiben, wie Anm. 42, S. 21). Auch gegen seine eigene

- Person gab es Drohungen: „Man hatt mich gewarnet, ich soll mich vorsehen, man würde sehen, mich gefangen zu bekommen. Ich habe gesagt, daß würde ihnen schwehr fallen. Es könnte mich wohl ein schelm unversehens todt schießen, aber verhoffte, es würde sich noch leute finden, die mich rechen würden, und könnte dem landgraven [d.h.: von Hessen-Kassel] eben so leicht geschehen.“ Holland: Schreiben (wie Anm. 42), S. 52.
- 48 Am 11. August schreibt der Kurfürst der Freiin: „Schwetzungen wirdt ein artig corps de logis sein, wan es außgemach ... Es seindt ohne den keller und soller drey stockwerck, unden ein saahl und ein retirade, in der mitten ein stube, ein kammer und cabinet, oben vier lustige gemächer.“ Holland: Schreiben (wie Anm. 42), S. 48. Aus anderen Briefen geht hervor, dass der Umzug zwischen Anfang November 1657 und Ende März 1658 stattfand. Holland: Schreiben (wie Anm. 42), S. 56–59.
- 49 Zu den Verhandlungen zur finanziellen Abfindung mit der Kurfürstin siehe Hauck: Karl Ludwig (wie Anm. 2), S. 272–276. Ohne geschieden zu sein, konnte Karl Ludwig nach dem Tod der Freiin im Jahr 1677 keine zweite standesgemäße Ehe eingehen, um wegen der kinderlosen Ehe seines Sohns womöglich weitere rechtmäßige simmersche Erben zu zeugen.
- 50 In ihren Memoiren überspringt Sophie diesen Zeitraum weitgehend (bis auf die humorvoll dargestellten Szenen mit der Kurfürstin und der Freiin).
- 51 Holland: Schreiben (wie Anm. 42), S. 21.
- 52 Dies geht aus einem Brief von Karl Ludwig an die Freiherrin von Degenfeld v. 20.5.1658 hervor: „Ich weiß nicht, ob ich meinem engel gesagt, daß ich dem armen teuffel pater Munari unrecht gethan, indem ich gemeint, er hette unß mit der parmesanischen commission fourbirt; es befindet sich aber einer C. Rosa-Scalco della Ser[eniss]ima de Parma alhie, welcher instruction und creditif, mitt mir zu tractiren, mir gewiesen.“ Holland: Schreiben (wie Anm. 42), S. 74.
- 53 Brief v. 3.11.1657 von Karl Ludwig an die Freiin von Degenfeld. Holland: Schreiben (wie Anm. 42), S. 54.
- 54 Die Pfalzgräfin Elisabeth berichtet von einem der Besuche in einem Brief v. 20.12.1653. Hauck: Briefe der Kinder (wie Anm. 17), S. 88.
- 55 Der italienische Virtuoso Francesco Corbetta (1615–1681), der unter anderem Ludwig XIV. Gitarrenunterricht erteilte, war Anfang der 1650er Jahre Hofmusiker in Hannover. Unter den Stücken waren vermutlich die Varii capricii per la ghittara spagnuola (Mailand 1643) oder die Varii scherzi di sonate per la Chitara (Brüssel 1648).
- 56 Dabei entspricht Sophies Beschreibung nicht in allen Punkten der Wahrheit: Wohl brach sie die Korrespondenz mit Ernst August auf Anweisung Karl Ludwigs ab. Am 24.9.1652 schreibt sie an Karl Ludwig, der unterwegs zum Prager Kurfürstentag ist, dass sie sich die Zeit vertreibt, indem sie „auf die gittar spielen, dan Herzug Ernst August mir ein hauffen nüwe stück von Hanover hatt geschickt von dem gutten meister so thar ist, sambt ein complementbrif undt ein hendtkußung vor E.G. [also für Karl Ludwig]. Ich habe in höflicheit nicht können lassen zu antworten, um zu bedancken vor die stück, um nicht stolz zu sein, welches ein gros crime ist.“ Bodemann: Briefwechsel (wie Anm. 14), S. 3. Der defensive Ton und die dürftige Rechtfertigung für ihr Dankesbillet an Ernst August lassen ahnen, dass Sophie von Karl Ludwig einen Rüffel erwartet.
- 57 Natürlich blieb die Mission nicht geheim. Am 23.5.1658 schreibt die Königin von Böhmen an Karl Ludwig, dass sie aus Kassel gehört habe, „that one of the Dukes had sent to Tiribaze [Karl Ludwig] for Berenice [Sophie], and they beleeeue it to be the yongest of all.“ Anna Wendland (Hg.): Briefe der Elisabeth Stuart, Königin von Böhmen, an ihren Sohn, den Kurfürsten Carl Ludwig von der Pfalz. 1650–1662. Nach den im Königlichen Staatsarchiv zu Hannover befindlichen Originalen, Stuttgart 1902, S. 91.
- 58 Zitiert nach www.pax-westphalica.de/ipmipo (04.06.2012).
- 59 Sein älterer, 1651 zum Katholizismus übergetretener Bruder Johann Friedrich entfiel als protestantischer Nachfolger.
- 60 Wendland: Briefe (wie Anm. 57), S. 262, Brief v. 18.9.1656. Man täuschte sich: Johann Friedrich heiratete 1668 (die Braut war Sophies eigene Nichte, eine Tochter des Pfalzgrafen Eduards) und zeugte vier Kinder, zum Glück aus Sicht von Sophie allesamt weiblichen Geschlechts.
- 61 Auch Georg Wilhelm heiratete (zunächst morganatisch, später wurde die Ehe durch den Kaiser legitimiert) und hatte wie auch Johann Friedrich nur weiblichen Nachwuchs: Sophie Dorothea (1666–1726), die – Ironie des Schicksals – 1682 Sophies ältesten Sohn Georg Ludwig (1660–1727), den nachmaligen Georg I. von England, heiratete. Zu Georg Wilhelms

- angeblicher Zeugungsunfähigkeit schreibt Sophie im Jahr 1666 an Karl Ludwig: „Je ne sache aussi personne qui ait jamais douté de la vigueur de GG [= George Guillaume = Georg Wilhelm]; ce qu'on vous a dit n'a esté que pour vous fair consentir à mon mariage.“ Bodemann: Briefwechsel (wie Anm. 14), S. 102.
- 62 Bruder und Mutter sahen es auch so. Am 12.6.1658 schreibt Pfalzgraf Eduard an Karl Ludwig, dass er ob des Bruderwechsels zwar sehr überrascht sei (und Georg Wilhelm für einen „malhonest homme“ halte), aber dass „pour la personne elle [Sophie] ne sorroit perdre.“ Hauck: Briefe der Kinder (wie Anm. 17), S. 139. Am 24.6.1658 schreibt die Königin von Böhmen: „I doe not at all dislike the match concerning the person, being no exceptions against him, for whome I haue a great esteeme.“ Baker: Elisabeth (wie Anm. 6), S. 275.
- 63 Holland: Schreiben (wie Anm. 42), S. 77.
- 64 Wendland: Briefe (wie Anm. 57), S. 94; Holland: Schreiben (wie Anm. 42), S. 80.
- 65 Holland: Schreiben (wie Anm. 42), S. 90, Brief v. 27.9.1658.
- 66 Holland: Schreiben (wie Anm. 42), S. 93, Brief v. 18.10.1658.
- 67 Der besseren Lesbarkeit wegen habe ich den Satzbau der deutschen Übersetzung von Geerds stellenweise angepasst. Da Sophies ja auch „eine große Hochzeit“ war, ist ihre Bemerkung, dass die Schleppe normalerweise von den Töchtern von Reichsgrafen getragen wurde (die ihrige aber nur von den Carey-Schwestern und zwei anderen Hofdamen), vermutlich eine Andeutung, dass ihre Hochzeit eher auf Sparflamme gefeiert wurde.
- 68 Alle Zitate zur Hochzeit entstammen zwei Briefen von Karl Ludwig an die Freiin von Degenfeld v. 17. und 18.10.1658. Holland: Schreiben (wie Anm. 42), S. 91–93.
- 69 Anlässlich der Hochzeit von Liselotte von der Pfalz und dem Herzog von Orléans im Jahr 1671 schreibt aus Venedig Ernst August an Sophie, dass er viel geben würde, um zu erfahren, wie die Brautnacht ablief, und drückt seine Hoffnung aus, dass die Braut dem Bräutigam ebenso gut gefiel wie Sophie seinerzeit ihm. Um Missverständnissen vorzubeugen, fügt er hinzu, dass als Vierzigjährige sie ihm immer noch genauso gut gefalle: „Vous me plaises encor tout autant asteure, mais jallege la premiere nuit a cause de la nouveaute.“ Anna Wendland (Hg.): Briefe des Kurfürsten Ernst August von Hannover an seine Gemahlin, die Kurfürstin Sophie, in Niedersächsisches Jahrbuch Bd. 7, 1930, S. 230.
- 70 Die genaue Zusammensetzung der 30.000 Reichstaler ist nur schwer zu ermitteln. Im Vorfeld der Hochzeit hatte Karl Ludwig seiner Mutter mitgeteilt, dass er ihrer Bitte um 4.000 Reichstaler wegen des Hochzeitsaufwands nicht entsprechen konnte. Er fügt hinzu: „for, besides her due, which I must advance, I am bound to an extraordinary, more especially for the friendship she always shewed me, and because nobody else hath done anything for her.“ Dabei deutete ich „her due, which I must advance“ als die 10.000 Reichstaler, zu denen sich der Kaiser im Westfälischen Frieden als Brautgeld für die kurpfälzischen Prinzessinnen verpflichtet hatte und die Karl Ludwig vorschießen musste; „an extraordinary“ stellt wohl eine nicht näher bezifferte außerordentliche Geldschenkung an Sophie dar. Grob kann man festhalten: 10.000 + Geldschenkung + Hochzeitsfeierlichkeiten (im Brief an die Königin: „the ceremonies or pomp“) = rund 30.000 Reichstaler. Holland: Schreiben (wie Anm. 42), S. 299f.
- 71 Ganz anders bei der Hochzeit des Kurprinzen Karl im Jahr 1671. Hier setzte Karl Ludwig durch, dass die Freiin von Degenfeld, die inzwischen zur Raugräfin erhoben war, nicht nur teilnahm, sondern vor allen anderen Gräfinnen und vor der Hofmeisterin und dem ganzen weiblichen Gefolge der Braut den Vortritt hatte. Theodor Lorentzen: Die Hochzeit des Kurprinzen Karl von der Pfalz mit der dänischen Prinzessin Wilhelmine Ernestine (1671), Heidelberg 1898, S. 14f. Darüber hinaus beschreibt Lorentzen detailreich (S. 17–25), wie eine große Hochzeit richtig (und nicht auf Sparflamme) gefeiert wurde.
- 72 Holland: Schreiben (wie Anm. 42), S. 74. Sophie bezeichnet den zweiten Emissär irrtümlich als „Graf Landi“ (53).
- 73 Holland: Schreiben (wie Anm. 42), S. 95.
- 74 Georg Ludwig (1660–1727), nachmaliger Georg I. von Großbritannien, und Friedrich August (1661–1690). Es kamen noch fünf dazu: Maximilian Wilhelm (1666–1726), Sophie Charlotte (1668–1705), nachmalige Königin in Preußen, Karl Philipp (1669–1690), Christian Heinrich (1671–1703) und Ernst August (1674–1728).
- 75 Bodemann: Briefwechsel (wie Anm. 14), S. 49.
- 76 „Nostre Seigneur dit: Là, où est le cors mort, là s'assembleront les aigles, et moy: où est mon inclination, là s'assemblent toutes mes pensées. Heydelberg est un mont Parnasse

- au moins pour une Muse comme moy.“ Bodemann: Briefwechsel (wie Anm. 14), S. 52, Brief v. 20.4.1662. Vgl. auch Bodemann: Briefwechsel, S. 50, Brief v. 13.2.1662.
- 77 „Où trouveray je des paroles pour respondre à vos belles influences, moy qui ne bois que de l'eau, dans un climat, où l'on fait du feu au mois de Juliet, où le lard cru et le pompernickel sont les meilleur regals, où la conversation ordinaire est ‚nein‘, ‚ja‘, undt ‚ich weiß nicht.“ Bodemann: Briefwechsel (wie Anm. 14), S. 367, Brief v. 6.7.1679.
- 78 „[U]ne conversation comme la vostre est tout à fait extraordinaire, car on ne parle icy que de la chasse.“ Bodemann: Briefwechsel (wie Anm. 14), S. 12, Brief v. 18.4.1659. „[I]e n'ay point de conversation du tout icy qui soit tant soit peu spirituelle, ny avec qui je puisse repeter les sentences que j'ay aprise autrefois de mon cher papa.“ Bodemann: Briefwechsel, S. 101, Brief v. 17.3.1666. Auch Eduard rühmt die Konversationskunst seines Bruders, die er allen „divertissements“ in Paris vorziehen würde. Hauck: Briefe der Kinder (wie Anm. 17), Brief v. 5.12.1658. Dem Pfalzgrafen pflichte ich bei: Die Korrespondenz zwischen Karl Ludwig und Sophie braucht den Vergleich auch mit dem Gipfel der frühneuzeitlichen Briefkunst (etwa: Madame de Sevigny) nicht zu scheuen.
- 79 Am 10.11.1685 schreibt Sophie dem Herzog Rudolf August von Braunschweig-Wolfenbüttel: „Arm Gustchen [ihr Sohn Friedrich August] wird ganz verstoßen; sein Herr Vater will ihm gar keinen Unterhalt mehr geben. Ich lache den Tag und schreie die ganze Nacht hierüber, denn ein Kind ist mir ebenso lieb als das andere; ich habe sie alle unter meinem Herzen getragen... Was Gott will, damit muß man zufrieden sein; aber dieses ist ein harter Sturz für mich, denn ich bin ein Narr mit meinen Kindern.“ Geerds: Sophie (wie Anm. 3), S. 206.
- 80 Sophie an die Raugräfin Louise, 20.6.1693 in Eduard Bodemann (Hg.): Briefe der Kurfürstin Sophie von Hannover an die Raugräfinnen und Raugrafen zu Pfalz, Leipzig 1888, S. 101.
- 81 „Der ruf ist gangen, ich were tharüber von betrübnuß gestorben, undt habe ich aufs wenigste die früde gehatt, zu wissen, daß ich von villen bin beklagt worden; Mad. Hell hatt schon in crepon vor mir getrauert.“ Bodemann: Briefe (wie Anm. 80), S. 102f., Brief an die Raugräfin Louise v. 24.7.1693.
- 82 Andrew Browning (Hg.): English Historical Documents, 1660–1714, New York 1953, Bd. 8, S. 132.
- 83 Ebd.

für dich

lassen wir energie
jeden tag ein bisschen
erneuerbarer werden

Unser Ziel ist die Energiewende in der Region.
Mit einem Konzept, das vor allem auf Eigen-
erzeugung und erneuerbare Energien setzt.

stadtwerke
heidelberg 

Zwei ungleiche Heidelberger Freunde. ✓

Die jahrzehntelangen Beziehungen zwischen Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817) und Johann Friedrich Mieg (1744–1819)

Johann Heinrich Jung-Stilling, der fast vier Jahre ältere, und Johann Friedrich Mieg lebten zur selben Zeit. Sie waren beide von der Aufklärung geprägt. Mieg war dies zeit-
lebens und als ihr entschiedener Vertreter. Jung-Stilling dagegen setzte sich – bis zu
einer geistig-geistlichen Wende im Alter von etwa 50 Jahren – als frommer Aufklärer
mit der aufklärerischen Vernunftlehre und mit einzelnen ihrer Vertreter entschieden
auseinander. Beide waren Freimaurer, Jung-Stilling nur wenige Jahre, Mieg dagegen
war es gleichsam lebenslang und dazu ein eifriges Mitglied im Illuminatenorden.¹

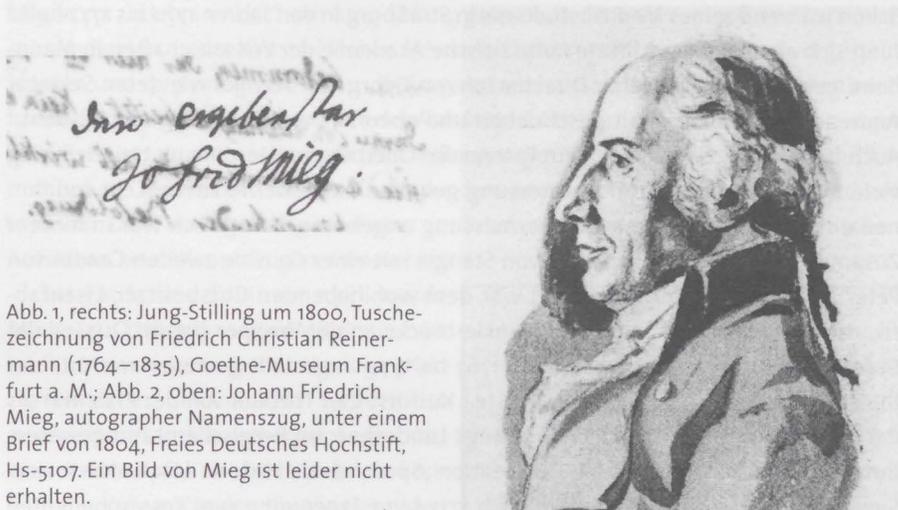


Abb. 1, rechts: Jung-Stilling um 1800, Tusche-
zeichnung von Friedrich Christian Reiner-
mann (1764–1835), Goethe-Museum Frank-
furt a. M.; Abb. 2, oben: Johann Friedrich
Mieg, autographes Namenszug, unter einem
Brief von 1804, Freies Deutsches Hochstift,
Hs-5107. Ein Bild von Mieg ist leider nicht
erhalten.

Der Unterschiede sind auch in anderer Hinsicht viele: Mieg stammte aus einer alten,
großen Theologen- und Akademikerfamilie; Jung-Stilling ist aus einfachen dörf-
lichen Verhältnissen in höchste Gesellschaftsschichten aufgestiegen. Mieg war
von Studium und Beruf nur Theologe, Jung-Stilling dagegen Mediziner, Staatswirt-
schaftler und als Laientheologe Erweckungsschriftsteller. Mieg war einmal verhei-
ratet, und die Ehe blieb kinderlos. Jung-Stilling war dreimal verheiratet und dreimal
verwitwet und dabei bis 1799 Vater von insgesamt 13 Kindern, von denen sechs aller-
dings sehr früh starben. Mieg hinterließ ein relativ kleines schriftstellerisches Oeuvre.
Jung-Stilling aber kennzeichnet eine sehr umfangreiche schriftstellerische Hinterlas-
enschaft. Jung-Stilling stand vielfach in Verbindung mit den Großen seiner Zeit wie
mit seinem bürgerlichen Umfeld. Mieg stand eher im Gegensatz zu seiner Zeit oder
zumindest zu den herrschenden Verhältnissen, wenngleich in Beziehung mit zahl-
reichen, teilweise auch prominenten Zeitgenossen. Mieg war stark in die kirchenpo-
litischen Auseinandersetzungen zwischen dem reformierten Kirchenratskollegium
und der katholischen Regierung der Kurpfalz eingebunden, was Jung-Stilling nicht

berührte, zumal aufgrund seiner Obrigkeitshörigkeit. Miegs war Anhänger der Ideen der Französischen Revolution, Jung-Stilling deren scharfer Gegner. Jung-Stilling konnte bis kurz vor seinem Tode im 77. Lebensjahr geistig tätig sein. Mieg war in den letzten zehn oder mehr Jahren seines Lebens krank. Jung-Stilling wurde in seiner Wirkungsgeschichte sehr bekannt und vielfach in wissenschaftlichen Darstellungen behandelt. Mieg ist dagegen kaum bekannt und wenig in der Literatur präsent. Dies ist auch darin begründet, dass bei Mieg – im Gegensatz zu Jung-Stilling – die Überlieferung sehr lückenhaft ist: Eine Personalakte und ein Nachlass sind nicht erhalten und damit nur wenig Korrespondenz; so manche seiner meist kurzen Veröffentlichungen ist nicht mehr als authentisch zu verifizieren oder aufzufinden. Wie kam es dennoch zu einer jahrzehntelangen Verbindung zwischen beiden?

Zur Vorgeschichte

Schon während seines Medizinstudiums in Straßburg in den Jahren 1770 bis 1772 hatte Jung sich an die 1763 gestiftete Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften in Mannheim gewandt und an deren Direktor Johann Georg von Stengel wie deren Sekretär Andreas Lamey wiederholt geschrieben und ebenfalls von Straßburg aus besucht.² Auch hatte er, nachdem er seinem Patenonkel Oberbergmeister Johann Heinrich Jung viele Jahre zuvor in der Landvermessung geholfen hatte, der Akademie ein von ihm neu entwickeltes Gerät zur Landvermessung angeboten. Vermutlich war in diesem Zusammenhang von Belang, dass von Stengel mit einer Cousine zweiten Grades von Peter Johannes Flender verheiratet war, dem wohlhabenden Gutsbesitzer, Eisenfabrikanten und Handelsmann in Kräwinklerbrücke an der Wupper (heute Ortsteil der Stadt Remscheid), bei dem Jung von 1763 bis 1770 angestellt gewesen war und der ihn zum Medizinstudium ermutigt hatte.³ Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz war als Regent des Herzogtums Jülich-Berg Jungs Landesherr im Bergischen Land gewesen. Ihm hatte Jung 1772 dann seine Dissertation „Specimen de Historia Martis Nassovico-Siegenensis“ gewidmet, woraufhin noch 1772 seine Ernennung zum Korrespondenten der Kurpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft erfolgte. Die Briefkontakte setzten sich in Jung-Stillings Zeit als Arzt in Elberfeld seit 1772 fort und führten 1778 zu seiner Berufung als Professor der Kameralwissenschaften an der 1774 gegründeten Kameral Hohen Schule in Lautern (Kaiserslautern). Jung-Stilling war zu dieser Zeit mit Christine Heyder (1751–1781) aus Ronsdorf (heute Stadtteil von Wuppertal) verheiratet und hatte zwei Kinder, nämlich die fünfjährige Hanna und den vierjährigen Jakob.

Bereits 1767 hatte der 23-jährige Mieg die Stelle des niederländischen Gesandtschaftspredigers in Wien erhalten, wo er 1773 in eine Freimaurerloge eintrat. 1776 wurde er dann mit 32 Jahren zum Pfarrer an der Heiliggeistkirche in Heidelberg und zum reformierten Kirchenrat der Kurpfalz berufen, in der vor ihm bereits verschiedene Familienglieder reformierte Kirchenräte waren. Hier heiratete er im Juni 1778 Katharina Elisabeth Wilhelmi (1756–1839) und bezog mit ihr deren Elternhaus am Markt (heute Marktplatz 5),⁴ unmittelbar gegenüber der Heiliggeistkirche, damals eine Simultankirche mit durch eine Scheidemauer voneinander getrenntem katholischem Chorraum und reformiertem Kirchenschiff.

Die gleichzeitigen Jahre in der Kurpfalz, 1778 bis 1787

1778 – 1784 (Jung-Stilling in Lautern)

Auf der Reise Jung-Stillings mit seiner Familie im Oktober 1778 von Elberfeld nach Lautern, um dort sein Lehramt anzutreten, besuchte er in Koblenz Sophie von La Roche, die bekannte Schriftstellerin und Gesellschaftsdame, denn „er war ihr durch seine Lebensgeschichte schon bekannt“. Mit Sicherheit hatte sich Jung-Stilling bei seinem Eintreffen in der Kurpfalz ebenfalls durch die drei Teile seiner „Lebensgeschichte“ von 1777/78 dort bereits einen Namen gemacht,⁵ so auch bei Miege in Heidelberg. Dieser nämlich erwähnte „Stilling“ im Juli 1779 in einer seiner sechs öffentlichen Vorlesungen „Ueber das Studium der Sprache, besonders der Muttersprache“ vor der Kurpfälzischen Deutschen Gesellschaft in Mannheim, und zwar ohne nähere Angaben, was darauf schließen lässt, dass seine Zuhörer wussten, wer mit Stilling gemeint war.⁶ Mit großer Wahrscheinlichkeit jedoch hatte Miege vorher auch in den „Rheinischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit“ von Jung-Stilling gelesen, in denen dieser vor und kurz nach seinem Beginn an der Kameral Hohen Schule in Lautern schon 1777 zweimal vorgestellt worden und 1779 mit einem ersten Beitrag vertreten war.⁷ Beide veröffentlichten auch in den folgenden Jahren immer wieder Aufsätze in den „Beiträgen“, Jung-Stilling sogar schon seit 1775 mehr noch in den „Bemerkungen der Kurpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft“,⁸ deren Korrespondent er ja seit 1772 und deren Mitglied seit 1776 war. Der Theologe Miege wird aber zunächst vielleicht von diesen ökonomischen Aufsätzen keine Kenntnis genommen haben.

Im Laufe des Sommers 1781 wurde Miege – zusätzlich zu seiner Mitgliedschaft in der Mannheimer Freimaurerloge „Karl zur Eintracht“ und ab 1782 dann in der neu gestifteten Heidelberger Loge „Karl zum Reichsapfel“ – durch Adolph Freiherr von Knigge für den Illuminatenorden gewonnen und sogar unter dem Ordensnamen Epictet zu dessen Provinzial für die Rheinpfalz eingesetzt, als der er sich sogleich sehr eifrig und erfolgreich zeigte.⁹ Der Gründer des Ordens Adam Weishaupt bezeichnete Miege in einem Brief von 1782 als einen der besten Männer des Ordens, der fast die ganze Pfalz unter das Kommando des Ordens gebracht habe.¹⁰

Im Oktober 1781 starb Jung-Stillings seit jeher kränkliche Frau und hinterließ den 41-jährigen Jung-Stilling mit zwei Kindern unter zehn Jahren. Den Witwer warb Miege Ende des Jahres als Freimaurer für die Lauterer Loge „Karl August zu den drei



Abb. 3: Titelblatt: Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit, 1781

flammenden Herzen“, einer Deputationsloge der Mannheimer Loge. In Jung-Stillings autobiographischem Roman „Theobald oder die Schwärmer“ von 1784/85 heißt es dazu, dass Theobald/Stilling im Herbst 1781 bald nach dem Tod seiner Frau, also in einer psychischen und materiellen Lebenskrise, von einem fremden Freimaurer von auswärts in Kaiserslautern besucht und für die Loge gewonnen wurde.¹¹ Wahrscheinlich haben Logenbrüder in den folgenden Monaten, nach verschiedenen „vergeblichen Heiraths-Anträgen“, dann auch die Ehe mit Jung-Stillings zweiter Frau aus dem Umkreis der inzwischen in Speyer lebenden Sophie von La Roche angebahnt, nämlich mit der 22-jährigen Maria Salome von St. George, genannt Selma.¹² – Jung-Stilling suchte bei den Freimaurern vermutlich die exklusive Geselligkeit und Freundschaft und Protektion, vielleicht imponierte ihm auch deren Toleranz und Wohltätigkeit.

Mieg baute 1782 seine Führungsrolle in der Kurpfälzischen Deutschen Gesellschaft in Mannheim und seine engen Verbindungen zur Kurpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft wie zur Kameralhochschule in Lautern aus.¹³ Dabei kam er weiter in näheren Kontakt zu Jung-Stilling und sorgte dafür, dass dieser Mitglied der Deutschen Gesellschaft wurde, 1782 zunächst als außerordentliches, 1785 dann als ordentliches Mitglied.

1784 – 1787 (Jung-Stilling in Heidelberg)

Ende August 1784 wurde die seit zehn Jahren bestehende kurfürstliche Kameral Hohe Schule von Kaiserslautern nach Heidelberg in das stattliche ehemalige Freudenberg-Mariottsche Stadtpalais verlegt (heute Hauptstraße 235, Palais Weimar/Völkerkundemuseum) und als Staatswirtschafts Hohe Schule in die Philosophische Fakultät der Universität integriert. Als Professor für Staatswirtschaft machte Jung diesen Umzug mit und bezog mit seiner zweiten Frau und zwei Kindern aus der ersten Ehe eine Wohnung in einem der Seitenflügel dieses Gebäudes. Nunmehr mit Ehepaar Mieg in derselben Stadt lebend, kamen sich Jung-Stilling und Mieg nicht nur räumlich näher; auch die beiden Ehefrauen wurden Freundinnen. Während der nun folgenden etwa zweieinhalb Heidelberger Jahre gebar Selma Jung zwei Kinder.¹⁴ Die Ehe Mieg dagegen blieb kinderlos. Häufig sollen sich die Familien gegenseitig besucht und miteinander musiziert haben.¹⁵



Abb. 4: Heidelberg, Ansicht von Osten, 1790, aquarellierte Federzeichnung von Peter Friedrich de Walpergen

Am 26. Juni 1784 verbot Kurfürst Karl Theodor den Illuminatenorden in seinem Herrschaftsbereich; er wirkte jedoch im Geheimen weiter, so dass es auch in der Folgezeit gegen ihn weiter Denunzierungen wie Drohungen und Verfolgungen gab.¹⁶ MieG, wohl weiterhin im Orden aktiv, verstand es, seine persönliche Haltung hinter scheinbarer Devotion gegenüber der Obrigkeit zu verbergen. Jung-Stilling, ein erklärter Gegner des „Illuminatismus“, zog sich nun selbst aus der Freimaurerloge zurück,¹⁷ wie die Freimaurer in der Kurpfalz überhaupt mehr und mehr inaktiv wurden, sicherlich aus Opportunitätsgründen.

1785 wurde Jung, nach siebenjähriger Tätigkeit im Dienst der Kurpfalz und sehr zahlreichen staatswirtschaftlichen Veröffentlichungen, der Titel eines kurpfälzischen Hofrats verliehen.¹⁸ Auch wurde er vom außerordentlichen zum ordentlichen Mitglied der Kurpfälzischen Deutschen Gesellschaft in Mannheim erhoben, „zu welchem Zweck er alle vierzehn Tage sonntags mit seinem Freunde, dem Herrn Kirchenrath MieG, hinfuhr“.¹⁹ Während Jung-Stilling 1784/85 die beiden Bände seines autobiographischen Romans „Theobald oder die Schwärmer“ erscheinen ließ²⁰ und 1785 allein drei Lehrbücher herausbrachte,²¹ trat MieG zusammen mit seinem Heidelberger Kirchenratskollegen Dominik Gottlieb Heddäus als Herausgeber mit dem „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauche der Reformirten Gemeinden in Kurpfalz“ an die Öffentlichkeit – eine von aufklärerischer Moral geprägte Liedersammlung, in der – generell ohne Verfasseramen – MieG mit 14 eigenen Gesängen und vielen Liedbearbeitungen vertreten ist.²² Es scheint so, als ob die beiden „Freunde“ jeweils vom Tun und der Welt des anderen wenig Notiz genommen haben, wenigstens gibt es dafür keine Zeugnisse.

Das Jahr 1786 stand in Heidelberg ganz im Zeichen des Jubiläums 400 Jahre Universität Heidelberg.²³ Die offiziellen Feierlichkeiten fanden von Montag, dem 6. November bis Donnerstag, dem 9. November statt. Anwesend war nicht der Landesherr, der seit 1778 in München residierende Kurfürst Karl Theodor, sondern sein Statthalter, der katholische Staatsminister Franz Albert Freiherr von Oberndorff. Das offizielle Festprogramm bestand aus Gottesdiensten, Promotionen der einzelnen Fakultäten und Festreden,²⁴ außerdem aus unterhaltenden und geselligen Veranstaltungen. Jung-Stilling war fest in das Jubiläumsprogramm eingebunden worden, MieG erst spät mit einem

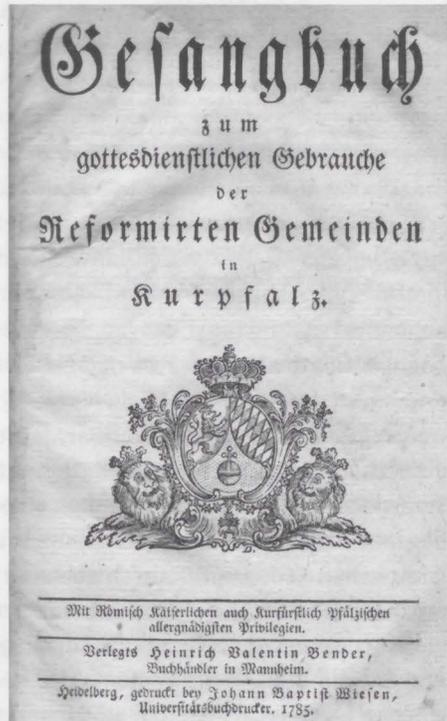


Abb. 5: Kurpfälzisches Gesangbuch 1785, dessen Hauptherausgeber MieG war und an dem er anonym mit 14 Gesängen und vielen Liedbearbeitungen beteiligt war.

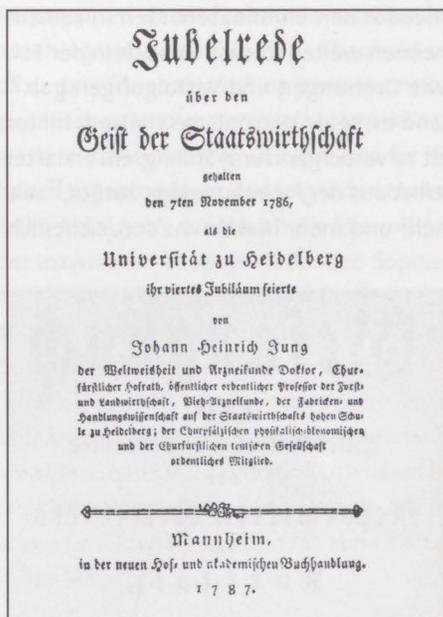


Abb. 6: Titelblatt: Jungs Jubelrede 1786

reformierten Schlussgottesdienst in der Heiliggeistkirche, nachdem – bei einer katholischen Regentschaft und trotz einer reformierten Bevölkerungsmehrheit – bereits zwei katholische Festgottesdienste am ersten und am letzten Jubiläumstag jeweils vormittags „in der königlichen Stifts- und Pfarrkirche zum heiligen Geist“, das heißt: im katholischen Chorraum der Simultankirche, stattgefunden hatten.

Jung hielt am späten Nachmittag des 7. November im Gebäude der „Staatswirthschafts Hohen Schule“ im Auftrag der ihr übergeordneten Philosophischen Fakultät den programmatischen Festvortrag „Ueber den Geist der Staatswirthschaft“, und damit über die Bedeutung des neuen Wissenschaftszweigs an der Universität, und zwar über die Bedeutung für diese wie für die Ausbildung der Ver-

waltungsbeamten des Fürstenstaats.²⁵ Diese „Jubelrede“, vorgeschlagen und durchgesetzt durch den Prorektor und Dekan der Juristischen Fakultät, den katholischen Staatsrechtler Georg Friedrich Zentner als offizieller Planer der Jubiläumstage,²⁶ wurde begeistert aufgenommen, auch deshalb, weil sie nach mehreren vorangegangenen lateinischen Reden auf Deutsch gehalten wurde.²⁷ – Am Tag darauf wurde Jung im fakultätsweise üblichen Rahmen bei zehn Promotionen der Philosophischen Fakultät in deren Namen durch den Ex-Dekan Johannes Schwab²⁸ als Erster, vielleicht weil als Ältester, zum „Doktor der Weltweisheit“ promoviert – ein Titel, mit dem er selbst sich von nun an stets an erster Stelle schmückte. Zuvor hatte Schwab auf Lateinisch eine Kurzvita Jungs vorgetragen. Nach dem Actus Inaugurationis und entsprechender Aufforderung hielt Jung dann zur Beantwortung der „Quaestio“: „An & qualis sit Epocha Academiae Heidelbergensis a translatione Academiae politico-oeconomicae, quae fuit Lutrocaesarae, Heidelbergam?“ einen nicht überlieferten Kurzvortrag, wohl als Einziger der zehn Promovierten.²⁹

Dass Mieglung Jung-Stillings Festrede mit angehört hat, ist zweifelhaft, weil er weder zum „Corpus academicum“³⁰ der Universität noch zu deren offiziellen Jubiläumsgästen zählte. Dagegen ist nicht auszuschließen, dass Jung-Stilling an dem reformierten Schlussgottesdienst am 9. November nachmittags teilgenommen hat, den Mieglung im evangelischen Teil der Heiliggeistkirche hielt.³¹ Dieser Gottesdienst war zunächst nicht vorgesehen gewesen, konnte aber dann doch durchgesetzt werden. In seiner „Jubelpredigt“ verhartete Mieglung nicht beim Lob für Vergangenheit und Gegenwart der Universität, sondern forderte eine Weiterentwicklung für die Zukunft. Die Predigt wurde zusammen mit langen Eingangs- und Schlussgebeten noch 1786 von Mieglung selbst im

Druck herausgebracht und dann 1787 ebenfalls in die beiden Sammeldrucke des Universitätsjubiläums aufgenommen.³²

Bald nach dem Universitätsjubiläum erreichte Jung-Stilling ein Ruf als Professor für Staatswirtschaft an der Universität Marburg, den er wegen wesentlich besserer Besoldung als in Heidelberg, wo er eigentlich gerne geblieben wäre, dankbar annahm. Im Februar 1787 erhielt er seine Entlassung aus kurpfälzischen Diensten, Anfang April reiste er nach Marburg ab.³³

Die Zeit während Jung-Stillings Marburger Jahre, 1787 bis 1803

Persönliche Harmonie und weltanschauliche Differenz (1788 – 1796)

Bereits im Herbst 1788, eineinhalb Jahre nach ihrer räumlichen Trennung, besuchte das Ehepaar Miegl die Familie Jung-Stilling in dem über 200 Kilometer, also wohl drei Tagesreisen entfernten Marburg.³⁴ Rückblickend heißt es rund fünfzehn Jahre später im fünften Teil der „Lebensgeschichte“ von 1804: „Die Redlichkeit, rastlose Thätigkeit um Gutes zu wirken, und die gefühlvolle wohlthätige Seele Miegl's hatte auf Stilling einen liebevollen Eindruck gemacht, so daß beyde herzliche Freunde waren; und in eben diesem Verhältniß standen auch die beyden Frauen gegen einander. Dieser Besuch knüpfte das Band noch fester“. Und er fährt fort: „aber er hatte noch eine wichtige Wirkung auf Stillings Denkungsart und philosophisches System“. ³⁵ Er sei seit langem „durch die Leibniz-Wolfische (sic) Philosophie in die schwere Gefangenschaft des Determinismus gerathen“. Miegl nun habe ihn auf Kant und dessen „Kritik der reinen Vernunft“ aufmerksam gemacht, nach deren Lektüre – und einem kurzen Briefwechsel mit Kant³⁶ – er sich von allen Determinismuszweifeln befreit fühlte.

Nachdem Jung-Stillings zweite Frau Selma im Mai 1789 eine Totgeburt und ein Jahr später eine weitere Geburt hatte, wurde sie krank und starb am 23. Mai 1790. Sie hinterließ mit dem zum zweiten Mal Witwer gewordenen Jung-Stilling zwei Kinder aus dessen erster Ehe und drei eigene Kinder: Hanna 17 Jahre, Jakob 16 Jahre,³⁷ Elisabeth / Lisette 4 Jahre, Caroline drei Jahre und den neugeborenen Franz (der ein Jahr später starb). Vor ihrem Tod hatte Selma jedoch bereits „verordnet, daß Lisette so lange bey ihre Freundin Miegl nach Heidelberg gebracht werden sollte, bis ihr Vater wieder geheirathet hätte“. ³⁸ Lisette wurde den Miegl's bis Frankfurt entgegengebracht und dort von Frau Miegl abgeholt, die ja nach zwölf Jahren noch kinderlos war und dies auch blieb. Die Pfllegschaft war wohl nur für eine vorübergehende Zeit gedacht. So reisten Jung-Stilling und seine nunmehrige Frau Elise, Tochter des Marburger Theologieprofessors Johann Franz Coing, in den Osterferien 1791 nach Heidelberg, um Lisette und dort zugleich ebenfalls Sohn Jakob abzuholen. „Mit Lisetten aber gab es Schwierigkeiten: Freundin Miegl, die keine Kinder hatte, wünschte das Mädchen zu behalten, auch erklärte sie, daß ihre Mutter, deren Herz an dem Kinde hinge, ihr Leben darüber einbüßen könnte, wenn es ihr entzogen würde.“ Jung-Stilling und Frau willigten schließlich ein.³⁹ – In den folgenden Jahren beschränkte sich die Verbundenheit zwischen Jung-Stilling und Miegl wohl auf einen gelegentlichen Briefaustausch. Jung-Stilling nennt in einem Brief an einen Dritten am 16. Juli 1793 Miegl weiterhin seinen intimen Freund.⁴⁰

Selbstverständlich hat die Französische Revolution vom Juli 1789 Miegs und Jung-Stillings beschäftigt. Mieg galt als deren Sympathisant beziehungsweise als Befürworter von deren Ideen Freiheit und Gleichheit;⁴¹ dies machte ihn in der Kurpfalz durchaus verdächtig und isolierte ihn. Jung-Stilling war ein Gegner der Revolution, wenngleich ihm dies erst in den folgenden Jahren ganz bewusst wurde.⁴² Dabei flossen für Jung-Stilling als Verteidiger des Ancien Régime der Revolutionsgeist und der Geist des „Jakobinismus“ und des nach wie vor wirksamen „Illuminatismus“ ineinander. Das wird an zwei Stellen besonders deutlich: Zum einen an seinem Ende 1794 betriebenen Plan, einen christlichen Gelehrtenbund zu gründen,⁴³ zu dem es allerdings nicht kam, vor allem weil sein Landesherr, der Landgraf von Hessen-Kassel aus Opportunitätsgründen dagegen war. In dem Planentwurf heißt es, die „herrschende Denkungsart“ hat „die gänzliche Umschaffung unserer Religions- und Staats-Auffassung zum Zweck“, das heißt, absolutistischer Staat und christlicher Glaube waren für ihn gleicherweise in Gefahr. Zum andern äußerte sich Jung-Stilling dieserart, sogar mit apokalyptischen Andeutungen, im Jahr 1796 in drei Briefen gegenüber dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden, der nach der Lektüre von Jung-Stillings „Heimweh“-Roman (5 Bände, 1794–1796) mit ihm Briefkontakt aufgenommen hatte und ab 1803 sein Landesherr wurde.⁴⁴

Dass sein Freund Mieg Illuminat war, kann Jung-Stilling nicht entgangen sein, aber er ging wohl schweigend darüber hinweg, um die Freundschaft nicht zu gefährden. Von Marburg aus hatte er außerdem ungetrübten Kontakt zu zwei anderen Illuminaten, nämlich seit 1791 zu dem Theologen Johann Friedrich Kleucker⁴⁵ und seit 1795 mehr noch zu dem Bruder seines Landesherrn und Brotgebers, dem Prinzen Karl von Hessen-Kassel, einem führenden Freimaurer und Illuminaten, welcher allerdings ausdrücklich ein bewusstes Christsein damit zu verbinden suchte.⁴⁶ – Eine Gefahr sah Jung-Stilling jedoch schon seit 1788 in der Person des Illuminaten Karl Kroeber – in der „Lebensgeschichte“ unter dem Namen Raschmann –, einem 36-jährigen Hofmeister zweier junger Grafen, die gemeinsam Jungs Kollegs besuchten, woraus sich eine rund dreijährige persönliche Freundschaft ergab.⁴⁷ Obwohl Jung-Stilling viel Gutes über ihn schrieb, heißt es in der „Lebensgeschichte“ doch auch: „... ein weit feinerer und daher auch gefährlicherer Feind [als der Determinismus] suchte ihn [Stilling] zu berücken: sein häufiger Umgang mit Raschmann flößte ihm allmählig, ohne daß er merkte, eine Menge Ideen ein, [...] aus der mit der Zeit nichts anders als: erst Sozialianismus, dann Deismus, dann Naturalismus, und endlich Atheismus, und mit ihm das Widerchristentum entstehen kann.“ Und im Rückblick heißt es später: „Er [Stilling] hatte das Entstehen eines großen Bündnisses unter Menschen von allen Ständen bemerkt, seinen Wachsthum und Fortgang gesehen, und seine Grundsätze, die nichts geringers als Verwandlung der Christlichen in Natur-Religion und der monarchischen Staatsverfassung in demokratische Republiken, oder doch unvermerkte Leitung der Regenten, zum Zweck hatten, kennen gelernt und durch wunderbare Leitung der Vorsehung durch Raschmann erfahren, wie weit die Sache schon gediehen sey, und dies gerade zu der Zeit, als die französische Revolution ausbrach. Er wußte, in wie fern die deutschen Männer von diesem Bunde [dem Illuminatenorden] mit den französischen Demagogen im Einverständniß standen [...].“⁴⁸

Erneute Besuche in Heidelberg und gemeinsame Trauer über den Tod Lisette Jungs (1801 und 1802)

Von Ende März bis Anfang Mai 1801 reisten Jung-Stilling und seine Frau – von Frankfurt aus mit einem eigenen Reisewagen – in die Schweiz zu Augenpatienten und zu Freunden, so besonders zur Basler Christentumsgesellschaft. Sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückreise machten sie Station in Heidelberg, „um ihre Freunde Miegs, dann aber auch Lisettchen zu sehn, welche nun fünfzehn Jahr alt war und die sie seit 1791, also in zehn Jahren nicht gesehen hatten“. Diese hatte sich zur Freude ihrer Eltern zu einem lebenswerten und frommen Mädchen entwickelt. Auf der Hin- oder auf der Rückreise sprach Jung-Stilling, wie er sich noch fast acht Jahre später erinnerte, mit Mieg auch über Lisettes Konfirmation, woraufhin dieser ihm „in einer weitläufigen Schrift seine ganze Lehrmethode entwickelte“.⁴⁹

Am 1. Mai, als Mieg und Lisette sie bis Heppenheim begleiteten, sollten sie ihre Tochter zum letzten Mal sehen.⁵⁰ Denn am 1. Januar 1802 starb Lisette Jung nach kurzer Krankheit überraschend im Haus ihrer Pflegeeltern am Heidelberger Marktplatz. Jung-Stilling erfuhr davon am 6. Januar in einem Brief Miegs. Rückblickend schrieb er später: „Die Freunde Mieg ließen Lisette sehr ehrenvoll begraben, Mieg gab ein klein Büchelchen heraus, das ihren Lebenslauf, Character, Tod und Begräbniß und einige bey dieser Gelegenheit entstandene Schriften oder Aufsätze und Gedichte enthält.“⁵¹

In der Tat ließ Mieg bald nach Lisettes Tod ein Heft von 30 Seiten mit dem Titel „Erinnerungen an Elisabetha Sophia Christiana Jung“ drucken.⁵² Es enthält einen vom 12. Januar datierten „Vorbericht“ von Mieg,⁵³ in dem er auf die Zeit seit 1790 zurückblickt, als Selma Jung kurz vor ihrem Tod als letzten Wunsch ihrer Freundin Mieg Lisettchen zur Bildung und Erziehung übergab, bis hin zu deren sanftem und schmerzlosem Tod, der Bestattung auf dem Kirchhof bei St. Peter und der anschließenden Trauerfeier im dortigen Chorraum durch den Kollegen Bähr⁵⁴ – „wie männlich und christlich Freund Jung [in seinem Brief] bemühet gewesen ist, über unsern Verlust und tiefen Kummer uns aufzurichten [...] Eben so tröstete uns Freund Schwarz, Lisettchens würdiger Schwager [...] Nicht weniger ist des Kindes ältester Freund, der zu Heidelberg im ersten Jahre ihres Alters es oft freund-

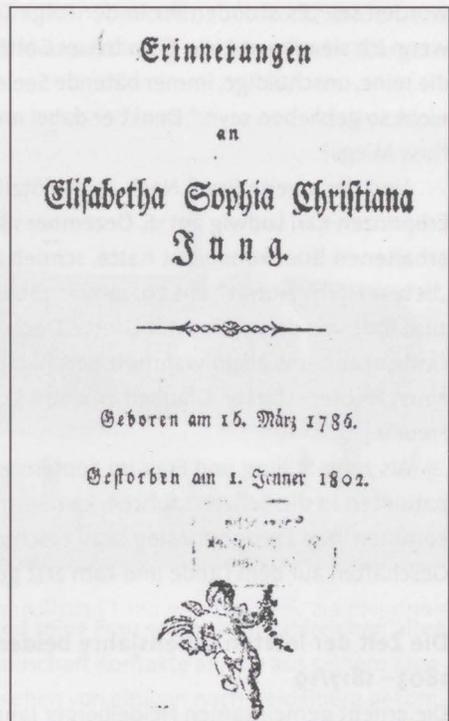


Abb. 7: Von Mieg verfasste und mit Beiträgen anderer herausgegebene Gedächtnisschrift (Titelblatt: Erinnerungen, Heidelberg 1802)

schaftlich auf seinen Armen getragen hat, der Dichter Matthisson,⁵⁵ jetzt ihr Sänger und unser Tröster. [...] Die Pfliegeltern erkennen mit innigstem Dank diese vielseitige Theilnahme [...] – So reihen sich in dem Erinnerungen-Heft aneinander: die Beerdigungsrede Bahrs (Seite 13–22), Jung-Stillings unverzüglicher Brief vom 6. Januar an Miege, mit einem Gedicht „Auf Lisettens Grab“ (Seite 23–27), ein Sonnet von Schwager Schwarz⁵⁶ (Seite 28) und ein „Nachruf“-Gedicht von Matthisson (Seite 29–30). Jung-Stilling erinnert seinen „theuersten, innigst geliebten brüderlichen Freund“, und schreibt an „Ihr drei Lieben“:⁵⁷ „Sie haben keine Kinder, und nun schenkt Ihnen der Herr eins von Ihrem Freunde, und nun haben Sie das nicht zu berechnende Glück, dies Kind zum Engel zu bilden.“ Er betont, dass sie „an Lisettchen übernommene, nicht verbindliche Pflichten erfüllt zu haben“, und schließt: „Liebes Kleeblatt! der selige Engel sey nun fernerhin das unvergängliche Band unsrer fortdauernden Freundschaft!“ Es war also mehr ein Brief zur Tröstung der Pfliegeltern und der alten Dame Wilhelmi als der Trauerbrief des leiblichen Vaters.⁵⁸

Noch im Januar wurden dazu zwei weitere Briefe geschrieben. Am 13. Januar hob Jung-Stilling in einem Brief an seinen Schwiegersohn Schwarz hervor:⁵⁹ „Miege und seine beyden lieben Frauenzimmer haben sich vortreflich bey der ganzen Sache benommen. Sie haben Lisettchen zum Engel gebildet und betrauern sie, wie sichs gehört; ich und wir alle sind ihre ewigen Schuldner, nie, nie werde ichs vergessen.“ Doch er deutete zuvor an, dass Lisette durch ihren Hingang auch vor Gefahren bewahrt worden sei: „Es stunden ihr in der Folge Gefahren bevor, für denen ich zuruckbebe, wenn ich sie mir vorstelle. O du treuer Gott! wie hast du alles so wohl gemacht! Jezt ist die reine, unschuldige, immer batende Seele gewiß seelig – fernerhin möchte das wohl nicht so geblieben seyn.“ Denkt er dabei an einen schädlichen weltanschaulichen Einfluss Miegs?

Und der zweite Brief: Nach dem plötzlichen Unfalltod seines ältesten Sohns, des Erbprinzen Karl Ludwig am 16. Dezember 1801, zu dem ihm Jung-Stilling in einem nicht erhaltenen Brief kondoliert hatte, schrieb Markgraf Karl Friedrich von Baden seinem „lieben Herrn Hofrat“ am 29. Januar 1802 seinerseits „von Herzen“ einen trostbrief zum Tode von dessen Tochter Lisette. Darin heißt es: „Ja, die Überlassung in den Willen Gottes kann uns allein wahrhaft beruhigen und trösten. [...] Ach, helfen Sie mir doch, einen rechten, starken Glauben erbeten! [...] Ich verbleibe mit wahrer Wertachtung Ihr Freund [...].“⁶⁰

Als Jung-Stilling und Frau im September desselben Jahres 1802 erneut zu Augenpatienten in die Schweiz führen, kamen sie auch wieder nach Heidelberg: „der Willkommen bey Freundin Miege war erschütternd, von beyden Seiten. Miege war in Geschäften auf dem Lande und kam erst gegen Abend wieder“.⁶¹

Die Zeit der letzten Lebensjahre beider in Heidelberg und in Karlsruhe, 1803–1817/19

Die erneut gemeinsamen Heidelberger Jahre 1803–1806

Durch zwei erhaltene geheime Tagebücher aus den Jahren 1803 und 1806, durch ein persönliches Notizbuchlein und durch die noch greifbare umfangreiche Korrespondenz

sind wir über Jung-Stillings Jahre in Heidelberg von Mitte September 1803 bis Anfang Dezember 1806 gut unterrichtet. Der Bericht der Fragment gebliebenen „Lebensgeschichte“ bricht dagegen mit dem August 1804 ab.

Am 17. September 1803 bezog Jung-Stilling mit seiner achtköpfigen Familie erneut seinen Wohnsitz in Heidelberg, nicht mehr als Professor, sondern als Privatier, nämlich vom badischen Landesherrn Karl Friedrich, zu diesem Zeitpunkt Kurfürst, mit einem Ehrensalar versehen, ohne Amtspflichten, um fortan nach seinen eigenen Worten allein seiner „eigentlichen und endlichen Bestimmung“ zu leben.⁶² Während der zurückliegenden sechzehn Jahre in Marburg als Lehrer an der Universität hatte sich nämlich ein Wandel in seiner inneren Existenz vollzogen, der nun durch die Berufung nach Baden gekrönt wurde, wie er es selbst wiederholt ausdrückte. Und rückblickend schrieb er am letzten Tag des Jahres 1803 in sein geheimes Tagebuch: „Dieses Jahr war das wichtigste meines Lebens, denn ich erreichte nun das Ziel, zu dem ich von der Wiegen an bestimmt bin.“⁶³

Karl Friedrich hatte Jung-Stilling die Wahl des Wohnorts überlassen, jedoch Heidelberg vorgeschlagen. Eine Wohnung für die große Familie hatte der alte Freund Kirchenrat Miegs besorgt, dessen Frau und die Witwe Bassermann⁶⁴ hatten sie eingerichtet, in der Steingasse 9, zwischen Heiliggeistkirche und Alter Brücke, also gleichsam bei Miegs um die Ecke. In einem Brief Jung-Stillings lesen wir: „Wir wohnen bei einer reichen jüdischen Familie in einem prächtigen Hauß im zweyten Stock; diese Familie, Bomeisel genannt, vereinigt alles in sich, was nur Edelmuth, zuvorkommende Liebe und Freundschaft genannt werden kann, und uns ist innig wohl bey ihnen. Ich gebe jährlich 240 Gulden Hausmiete.“⁶⁵

Abb. 8: Blick vom Heidelberger Brückentor in die Steingasse, in der Jung-Stilling 1803–1806 wohnte, mit der Heiliggeistkirche im Hintergrund, in der Miegs 1776–1806 predigte. Tuschezeichnung von Friedrich Rottmann, um 1806 (Kurfälzisches Museum)



Selbstverständlich knüpften Jung-Stilling und seine Frau sogleich zu zahlreichen alten und neuen Bekannten der Heidelberger Gesellschaft Kontakte an, wie aus seinem Tagebuch von 1803 hervorgeht. So ist dort (abgesehen von einigen nach Heidelberg gekommenen Reisegästen) von so verschiedenen Zeitgenossen zu lesen wie: dem Mediziner Franz Anton May, dem Natur- und Kameralwissenschaftler Georg Adolf Suckow

(Jung-Stillings Kollegen in den Jahren 1778 bis 1787), dem Theologen Daniel Ludwig Wundt, einem Hofrat Erb, der Erzieherin Caroline Rudolphi, dem Theologen Karl Daub, dem Historiker Johannes Wolfter, dem katholischen Theologen Thaddäus Dereser und dem Präzeptor Adam Zimmermann.⁶⁶ Immer wieder wird dabei auch Miegs erwähnt. Ebenso ist neben diesem von verschiedenen anderen Pfarrern Heidelbergs und seiner näheren Umgebung die Rede,⁶⁷ dazu von Gottesdienstbesuchen in der Heiliggeistkirche. – Fast gleichzeitig mit Familie Jung war im August 1803 auch die Erzieherin und Schriftstellerin Caroline Rudolphi von Hamburg-Hamm nach Heidelberg gekommen und hatte mit ihrem Mädchen-Erziehungsinstitut ein ebenfalls mit Miegs Hilfe gekauftes Haus in der Hauptstraße 76 bezogen.⁶⁸ Im Jahr darauf kam – neben manchen anderen, wie 1804/05: Friedrich Creuzer⁶⁹ und Clemens Brentano⁷⁰ und Johann Heinrich Voß⁷¹ und Johann Ludwig Ewald⁷² – auch Jung-Stillings Schwiegersohn Friedrich Heinrich Christian Schwarz in die Neckarstadt, im Juli 1804 als Professor für lutherische Dogmatik an die Universität berufen.⁷³ Zu einem bald eingerichteten Gesellschaftsabend sonntags im Hause Rudolphi erschienen dann neben anderen auch Miegs und Schwarz, anscheinend nicht aber Jung-Stilling.⁷⁴ Zwar war Jung-Stilling der älteste in den betreffenden Kreisen, und zunehmend trat die nächste Generation hinzu, doch eine reine Generationenfrage war die Zusammensetzung der Runden nicht.

Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass Jung-Stilling sowohl beratend in die sich nun vollziehende Neuorganisation der Universität Heidelberg eingebunden war,⁷⁵ als auch dass er in den Jahren 1804 bis 1806 viele Reisen unternommen hat, die ihn und meist ebenso seine Frau oft für mehrere Wochen von Heidelberg abwesend sein ließen – Aufenthalte in Baden-Baden, um seinem Gönner und Dienstherrn Gesellschaft zu leisten; Patientenreisen und Reisen zu erweckten Freunden.⁷⁶ Außerdem setzte Jung-Stilling seine reiche schriftstellerische Tätigkeit und seine intensive Korrespondenz fort.

Gegen Ende der drei Jahre in Heidelberg existierten dann jedoch wiederum zumindest familiäre Bande zwischen Familie Jung und Frau Miegs: Als Jung-Stilling im Sommer 1806 in Baden-Baden war, weilte ihre 19-jährige Tochter Caroline zusammen mit dem Ehepaar Miegs „auf dem Land“.⁷⁷ Und als es Anfang 1807 galt, einen erneuten Umzug vorzubereiten, nun von Heidelberg nach Karlsruhe, wurden die beiden jüngeren Töchter, das zehnjährige Malchen und das siebenjährige Tinchen, vorübergehend bei Miegs untergebracht.⁷⁸ Mehr ist allerdings über die Beziehungen der beiden Familien zueinander in diesen Jahren nicht überliefert. Die Gesellschaftskreise, in denen Jung-Stilling und Miegs verkehrten, scheinen also nicht oder nur teilweise identisch gewesen zu sein.

Die Jahre bis zu Jung-Stillings Tod und während Miegs Siechtum (1807–1817/19)

Ende 1806 hatte Karl Friedrich, nunmehr Großherzog, Jung-Stilling veranlasst, zu ihm nach Karlsruhe ins Schloss zu ziehen, weil er ihn als inzwischen 78-jähriger angesichts seines zunehmenden Alters – und weil Jung-Stilling wohl zu häufig auf Reisen gewesen war – ständig um sich haben wollte. Während Jung-Stilling am 8. Dezember in die Residenzstadt wechselte, konnte seine Frau erst ein halbes Jahr später, am 17. Juni 1807, mit den nächsten Angehörigen in eine Karlsruher Mietwohnung umziehen. Elise Jung war

schon länger leidend; und über seine eigene Altersschwäche, vor allem aber über Karl Friedrichs Geistesschwäche, begann Jung-Stilling spätestens ab Januar 1810 immer häufiger zu klagen.

Johann Friedrich Miegs, den Jüngsten der Drei, traf es noch früher. Im „Grh. Bad. evang. reformirten Kirchenrathsprotokoll dd. Heidelberg am 23ten Februar 1807“ heißt es: „Der bißherige Erste Pfarrer an der Heiligen Geistkirche dahier, Kirchenrath Mieg, macht die Anzeige, daß er sich aus angeführten Gründen zur Niederlegung seiner Pfarrstelle entschlossen habe, und daher solche in die Hände des KirchenRaths zur weitem Verfügung übergebe.“ Daraufhin ging es darum, „Die per resignationem in Erledigung gekommene 1ste PfarrStelle zu Heidelberg an der Heiliggeistkirche“ wieder zu besetzen, so dass die Akten nach Karlsruhe an die Evangelische Kirchen-sektion gingen.⁷⁹ Miegs Gründe für seine Resignation und die freiwillige Niederlegung des Amts als 63-Jähriger waren gesundheitliche. So begann vier Monate später im Zusammenhang mit der Stellenbesetzung ein sehr langes Schreiben prominenter Heidelberger Kirchenmitglieder an den Landesherrn: „Durchlauchtigster Großherzog! Durch die aus subjectiver Gewissenhaftigkeit eingereichte unbedingte Resignation unseres Collegen, des Kirchenraths Mieg, wozu ihn die ernste und gewissenhafte Prüfung seiner verminderten Stimme, seiner abgenommenen Kräfte, und eben dadurch getrübtten Gemüthsstimmung auf der einen – auf der andern Seite aber der Gedanke, durch längeren Aufschub seiner Erklärung, bey der Wiederbesetzung dieser Stelle, die Wahl eines jungen, tüchtigen Predigers zu erschweren, bestimmte uns [...] – 15. Juny 1807 – Sachs, Daub, Ewald, Ehrhard, Heddaeus, Wundt.“⁸⁰

Wie krank Mieg tatsächlich war, muss offen bleiben; ebenso, ob nicht auch weltanschauliche, also Glaubensgründe für seinen Rückzug aus dem Amt bestimmend waren. Anfang 1808 gehörte er nach wie vor zu den Gästen bei Caroline Rudolphi, und selbst sechs Jahre später, nach Rudolphis Tod 1811, werden die Miegs 1814 weiterhin als Gäste der Nachfolgerin Emilie Heins erwähnt.⁸¹ Am 4. Februar 1808 schrieb der Heidelberger Theologiestudent Wilhelm Budde sogar in sein Tagebuch: „Der Kirchenrat Mieg [ist] ein freundlicher, geselliger Mann.“⁸² Vier Jahre weiter aber gab Jung-Stilling dann geradezu gegenteilige Hinweise, welche wahrscheinlich auf Mieg gemünzt waren, obwohl dieser nicht namentlich genannt wurde. In einem Brief vom Juni 1812 an seinen Korrespondenzpartner Johann Friedrich von Meyer in Frankfurt am Main, Jurist und Laientheologe, Schriftsteller und Politiker, lesen wir, nachdem Jung-Stilling von der Möglichkeit geschrieben hat, Gedächtnis und Urteilskraft zu verlieren und schwach-sinnig und kindisch zu werden: „So kenne ich jetzt noch einen grosen, ehemals besonders im Illuminatenorden sehr thätigen Mann, der auch sehr viel Gutes in der Welt stiftete, jetzt wird er kindisch und vegetiert nur – entsetzlich.“ Und sechs Wochen später heißt es an denselben Briefempfänger: „Ja wohl ist das Gericht der Betäubung und Erschlaffung fürchterlich! – Lieber Bruder! das Herz thut mir [zu] weh, den Mann zu nennen, den dies trifft.“⁸³ – Dies lässt auf Mieg und auf eine fortgeschrittene Demenz bei ihm schließen. Dazu passt, dass weder über Miegs letzte zehn, zwölf Lebensjahre bis zu seinem Tod 1819, noch über weitere Kontakte zwischen ihm und Jung-Stilling bis zu dessen Tod 1817 etwas Konkretes bekannt ist. Dem widerspricht nicht, dass

Jung-Stilling und Familie – oder nur seine Frau – ein Jahr später auch die alten Eheleute Miegs aufgesucht haben, als sie von Karlsruhe aus am 23. April 1813 in der Familie Schwarz ihre Heidelberger Kinder und Enkel sowie ehemalige Freunde und Bekannte besuchten.⁸⁴

Jung-Stilling war in diesen Karlsruher Jahren mit vielerlei Anderem beschäftigt, wenn er auch nur noch wenig reiste, bis zu Karl Friedrichs Tod 1811 auf dessen Wunsch, danach mit Rücksicht auf sein Alter und auf die Krankheiten seiner Frau. Neu waren die persönlichen, teilweise freundschaftlichen Beziehungen zu verschiedenen adligen Personen, welche durchweg, zum Teil erheblich jünger waren: zur „Prophetin“ Baronin Barbara Juliane von Krüdener seit 1808, zu dem hugenottischen Emigranten-Ehepaar Louis und Amalie von Graimberg seit 1810, zu dem Offizier und Dichter der Freiheitskriege Max von Schenkendorf und dessen Frau Henriette seit 1812 und zu Zar Alexander I., einem angeheirateten Verwandten des badischen Fürstenhauses, seit 1814. (Zusammen mit Frau von Krüdener beeinflusste Jung-Stilling indirekt die Entstehung der Heiligen Allianz von 1815.) Neue, enge Korrespondenzfreunde wurden der schon erwähnte Johann Friedrich von Meyer seit 1808 und der romantische Dichter und Offizier Baron Friedrich de la Motte Fouqué seit 1810.

Nach wie vor aber nahm neben der Korrespondenz Jung-Stillings erbaulich-erweckliche Schriftstellerei den größten Teil seiner ihm verbleibenden Zeit in Anspruch: Seine „Volksschrift“ mit dem Titel „Der graue Mann“, 1795 begonnen, setzte er bis kurz vor seinem Tod fort, in den Jahren 1807 bis 1816 entstanden die „Stücke“ 19 bis 30. Gleichzeitig veröffentlichte er zwei weitere Periodika, ebenfalls als Alleinverfasser: das „Taschenbuch für Freunde des Christenthums“, 1805 begonnen und bis 1816 jährlich fortgesetzt, und neu „Des christlichen Menschenfreunds biblische Erzählungen“ in 14 Heften von 1808 bis 1816. Aufsehen und Kritik rief Jung-Stillings „Theorie der Geisterkunde“ von 1808 hervor (412 Seiten), so dass er 1809 dazu eine „Apologie“ nachschob (76 Seiten). Das Buch „Antwort durch Wahrheit in Liebe auf die an mich gerichteten Briefe des Herrn Professor Sulzers in Konstanz über Katholicismus und Protestantismus“ vom Jahr 1811 (319 Seiten) kann man als ein mild-kontroverstheologisches Werk bezeichnen. Der Versuch, mit „Heinrichs Stillings Alter“ seine „Lebensgeschichte“ mit einem sechsten Band fortzuschreiben, blieb Fragment und wurde erst nach seinem Tod 1817, ergänzt durch Jung-Stillings Enkel Pfarrer Wilhelm Schwarz und seinen Schwiegersohn Professor Schwarz, herausgebracht.

Rückblick

Johann Friedrich Miegs nannte „Stilling“ zum ersten Mal anscheinend im Juli 1779 in seiner bald danach gedruckten sprachwissenschaftlichen Vorlesung vor der Kurpfälzischen Deutschen Gesellschaft in Mannheim. Johann Heinrich Jung-Stilling erwähnte Miegs wohl zum letzten Mal in seinem Tagebuch von 1813 zum 23. April.

Diese 34 Jahre andauernde Verbindung beruhte zunächst, schon vor Jung-Stillings Wechsel von Kaiserslautern nach Heidelberg, auf literarischen und auch ökonomischen Interessen auf Seiten Miegs, für einen Theologen in der Zeit der Aufklärung nicht so

ungewöhnlich, wie es uns heute scheinen mag. Auf Jung-Stillings Seite war es möglicherweise mehr der Wunsch, in der Kurpfalz zusätzlich zu seinen beruflichen kameralwissenschaftlichen Arbeiten ebenfalls Anschluss an wichtige gesellschaftliche Kreise zu gewinnen, so dass Miegs ihn 1781 für den Freimaurerorden gewinnen und ihm 1782 die Mitgliedschaft in der Kurpfälzischen Deutschen Gesellschaft anbahnen konnte. Ob Miegs sein Engagement im Illuminatenorden seit 1781 vor Jung-Stilling verborgen gehalten hat oder überhaupt halten konnte, muss offen bleiben. Während Jung-Stilling 1784, als in der Kurpfalz der Illuminatenorden verboten wurde, die Freimaurerloge wieder verließ, ist es nicht wahrscheinlich, dass Miegs sich in seinem Leben jemals von den im Geheimen weiter existierenden Logen und dem Orden lossagte. Spätestens mit der Französischen Revolution von 1789 müssen beiden dann ihre weltanschaulichen Differenzen bewusst geworden sein, dem Lientheologen auf der einen und dem Rationalisten auf der anderen Seite. Noch an seinem Lebensende, 1814 und 1816, schrieb Jung-Stilling in seiner verbreitetsten Erbauungszeitschrift „Der graue Mann“: Philosophen und Theologen hätten versucht, die Vernunft mit dem Glauben in Einklang zu bringen – womit er die Neologie meinte –, daraus wären Selbstsucht, Stolz und Freiheitsdrang erwachsen, wie man an der Freimaurerei sehe. „Ihre Grundsätze waren Einführung der natürlichen und Abschaffung der christlichen Religion, und Einführung der republikanischen Regierung, woran alle Theil haben, und Abschaffung der monarchischen, in welcher nur einer regiert.“ Deshalb sei es zur „greulichen“ Französischen Revolution gekommen. Und in einer seiner allerletzten Veröffentlichungen heißt es: „Der Illuminatenorden ist, wie man sagt, nicht mehr; aber Illuminaten gibt’s noch genug, folglich ist nichts gewonnen. Eben diese Weltbürgerei, vom Unglauben unterstützt, bewirkte die französische Revolution und republikanische Freiheit, und errung den schrecklichsten Despotismus, der alles rund um sich her unglücklich machte. Denkt man etwa, die Deutschen würden es besser und klüger anfangen als die Franzosen, so irrt man sehr.“⁸⁵

Angesichts dessen verwundert die anhaltende, enge persönliche und familiäre Verbindung zwischen Jung-Stilling und Miegs, oder wohl zutreffender: zwischen den Familien, den Ehefrauen und den Kindern. Sie ist bei den Ehemännern nur mit einer erstaunlich großen Toleranz zu erklären. Begonnen hatte die familiäre Verbindung mit der Anbahnung der zweiten Ehe Jung-Stillings 1782. Sie wurde trotz der Entfernung zwischen Heidelberg und Marburg noch enger, als 1790 Jung-Stillings zweite Frau ebenfalls verstarb und das Ehepaar Miegs eine vierjährige Tochter Jung-Stillings zu sich nahm und wie ein eigenes Kind bis zu deren frühem Tod 1802 nicht wieder hergab. Selbst danach hielt die menschliche Verbindung, zumal Jung-Stilling mit seiner dritten Frau 1803 wiederum nach Heidelberg zog. Doch scheinen sich die Bande dann gleichwohl allmählich gelockert zu haben, besonders nachdem Jung-Stilling Ende 1806 von seinem Landesherrn nach Karlsruhe ins Schloss geholt worden war und Miegs Anfang 1807 aus gesundheitlichen Gründen sein Pfarramt aufgegeben hatte und anscheinend zunehmend einem Siechtum verfiel, während Jung-Stilling in seinen letzten Lebensjahren eher noch mehr als weniger vielfach in Anspruch genommen war. Dennoch sind mehr als dreißig Jahre Freundschaft, ohne dass von einer persönlichen Unstimmigkeit oder gar von einem Streit berichtet wird, eine lange Zeit.

Anmerkungen

- 1 Zur Einführung in Leben, Werk und Wirkung der beiden siehe: Gerhard Schwinge: Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817), in: Lebensbilder aus der evangelischen Kirche in Baden im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. V: Kultur und Bildung, hg. von G. Schwinge, Heidelberg, Ubstadt-Weiher u. a. 2007, 536 S., 41 sw-Abb. (Sonderveröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evang. Landeskirche in Baden, Bd. 4.), hier S. 12–43. – Wilhelm Kreuz: Art. Johann Friedrich Mieg, in: NDB 17 (1994), S. 469f; Gerhard Schwinge: Art. Johann Friedrich Mieg, in: Biograph.-Bibliograph. Kirchenlexikon / BBKL 33 (= Erg.Bd. 20) 2012, Sp. 830–834. Es gibt zwei weitere Träger desselben Namens und ebenfalls reformierte Heidelberger Kirchenräte im zahlreichen Familienverbund: den Urgroßvater J. F. M. I., † 1691, und den Onkel J. F. M. II., † 1788; der bekannteste der drei Namensträger ist der hier behandelte J. F. M. III.
- 2 Vgl. Johann Heinrich Jung-Stilling: Briefe. Ausgew. u. hg. von Gerhard Schwinge. Gießen, Basel 2002, 637 S., hier S. 10, 14, 69–71. – 17 der insgesamt 23 Briefe aus den Jahren 1771–1774 wurden 1925 von Albert Krieger in den „Mannheimer Geschichtsblättern“ mit Einleitung und Fußnoten abgedruckt (26. 1925, Sp. 29–39 u. 77–82).
- 3 Klaus Goebel: Jung-Stillings Beziehungen zu Ronsdorf, in: ders., In allem Betracht ein angenehmer Aufenthalt. Ronsdorfer Vorträge u. Aufsätze, Köln 1994 (Schriften des Vereins für Rhein. Kirchengeschichte, Bd. 115; Schriften zur Geschichte der evang.-ref. Gemeinde Ronsdorf, Bd. 7), S. 103–121, hier Anm. 28 auf S. 120. – Der reformierte Jung-Stilling verwandte sich wiederholt am Mannheimer Hof des streng katholischen Kurfürsten für die Lutheraner in Ronsdorf wegen der Gründung einer eigenen Kirchengemeinde neben der reformierten, unter anderem mit einem Brief an den Kurfürsten vom 18.3.1773 – Jung-Stilling: Briefe (wie Anm. 2), S. 14; vgl. Goebel 1994, S. 106f.
- 4 Michael Buselmeier: Literarische Führungen durch Heidelberg, Heidelberg 2007, S. 148.
- 5 Johann Heinrich Jung-Stilling: Lebensgeschichte. Vollst. Ausgabe, mit Anmerkungen hg. von G. A. Benrath, Darmstadt 1976, XXXI, 784 S. (künftig nur als „Lebensgeschichte“ zitiert; 2., unveränd. Aufl. 1984; 3., durchges. u. verb. Aufl. 1992 weitgehend, auch in der Seitenzählung, identisch), hier S. 369. – Die gerade in Berlin und Leipzig erschienenen ersten drei Bändchen seiner Lebensgeschichte: Henrich Stillings Jugend (1777), Jünglings-Jahre (1778) und Wanderschaft (1778), in denen er sein Leben bis zum Ende des Studiums und dem Beginn in Elberfeld erzählt, hatten in der literarischen Welt allgemein Aufmerksamkeit erregt.
- 6 Otto W. Hahn: Jung-Stilling zwischen Pietismus und Aufklärung. Sein Leben u. sein literarisches Werk 1778 bis 1787, Frankfurt am Main u. a. 1988, S. 94 u. 96, mit Anmerkungen auf S. 576. – Miegs Vorlesung: „Vom Einflusse des Sprachstudiums in die Erweckung der Genien und in die Beförderung der Vaterlandsliebe“ erschien nicht nur in den „Rheinischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit“, 1779, 2. Bd., S. 131–166 (zu „Stilling“ dort S. 158), sondern auch in Miegs Sammelband „Ueber das Studium der Sprache, besonders der Muttersprache“ von 1782, S. 91–129 (zu „Stilling“ dort S. 121f.), hier als vierte von sechs öffentlichen Vorlesungen in der Deutschen Gesellschaft; die Texte sind nicht völlig identisch.
- 7 So wurde am 10. November 1777 innerhalb der „Vorlesungen in der ökonomischen Gesellschaft zu Lautern“ Jungs „Abhandlung über die nassau-siegische Art Kohlen zu brennen“ vorgetragen – nach: „Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit“ 1777, 3. Heft, S. 176–182. – Am 1. April 1778 zeigten die Rheinischen Beiträge zur Gelehrsamkeit auf S. 94f. verschiedene Schriften Jungs an, „von diesem liebenswürdigen Manne, der unserer Pfalz wahrhaft Ehre macht“. – Jung-Stillings Lauterer Antrittsrede vom 26. Oktober 1778 „Von den Vorteilen, die den Fürsten durch die ausübenden Kameralwissenschaften zu fließen. Eine Einladungsschrift bei dem Antritte des Lehrstuhls der ausübenden Kameralwissenschaften auf der hohen Kameralsschule zu Lautern, von J. Heinrich Jung, neuberufenen Lehrer der Landwirthschaft, der Kunst- und Handlungswissenschaft und Vieharzneikunst daselbst“ wurde in den „Rheinischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit“ gedruckt: 1779, 1. Bd., S. 49–66.
- 8 Neben den unglaublich zahlreichen selbstständigen Veröffentlichungen in den beiden genannten und weiteren Periodika begann Jung-Stilling 1779 und 1781 in gedrängter Folge vier weitere Gattungen von Schriften herauszubringen: mehrere Lehrbücher seiner Fächer (bis 1785 fünf), z. T. mehrbändig; mehrere Bildungsromane, ebenso durchweg mehrbändig;

- Erzählungen, vor allem im „Kurfälzischen Kalender“; und die populär-aufklärerische Monatsschrift „Der Volkslehrer“ (bis 1784).
- 9 Reinhard Markner u.a. (Hgg.): Die Korrespondenz des Illuminatenordens. Bd. I: 1776–1781, Tübingen 2005, S. 286f., 295–297, 316f., 336, 353, 382, 403–405. (Der angekündigte Band 2 und weitere Bände dieser Korrespondenz erscheinen laut Auskunft des Verlags leider nicht.)
 - 10 Jörg Schweigard: Aufklärung und Revolutionsbegeisterung, Frankfurt am Main u. a. 2000, S. 214.
 - 11 In Teil 2, 1785, in: Jung-Stilling, Sämtliche Schriften, Bd. VI, 1837, S. 298–308. Vgl. Gerhard Schwinge: Affinität und Aversion. Jung-Stillings Verhältnis zum Freimaurertum und zum Illuminatismus, in: Auf den Spuren von Jung-Stilling. Studien ..., hg. von E. Mertens, 1998, S. 44–65, hier S. 46 u. 49f.
 - 12 Lebensgeschichte (wie Anm. 5), S. 399, und (aus einem Merkbuch Jung-Stillings) S. 693 (Verlobung am 25.6.1782 im Haus von Sophie von la Roche in Speyer) und S. 694 (Heirat am 15.8.1782 in Kreuznach). Vgl. Schwinge (wie Anm. 11), S. 51; dort auch zu den Verbindungen Miegs nach Speyer, nach Wilhelm Kreutz. – Vgl. ausführlich zum Zustandekommen der zweiten Ehe Jung-Stillings ferner dessen Brief vom 9.10.1782 an Gottlieb Konrad Pfeffel: Jung-Stilling, Briefe (wie Anm. 2), S. 115.
 - 13 Wilhelm Kreutz: Aufklärung in der Kurpfalz. Beiträge zu Institutionen, Sozietäten u. Personen (Sammlung meist bereits früher veröffentlichter Aufsätze), Heidelberg, Ubstadt-Weiher u. a. 2008, S. 84.
 - 14 Louise 1784, die nach sechs Monaten starb, und am 16. März 1786 Elisabetha Sophia Christiana, genannt Lisette oder Lisettchen; außerdem starb der noch in Lautern geborene Sohn Carl vor dem dritten Geburtstag am 14. Mai 1786 (Lebensgeschichte (wie Anm. 5), S. 691 u. 693).
 - 15 Walther Eggert: Jung-Stilling in Heidelberg, in: Heidelberger Fremdenblatt, Okt. 1955, S. 10 (ohne Nachweis). Vgl. Gerhard Schwinge: Jung-Stilling in Heidelberg, 2006 (Vortrag am 5.3.2006 im Palais Weimar, unveröffentlicht).
 - 16 Schweigard (wie Anm. 10), S. 213f., 277–283 (mehrmals zu Mieg).
 - 17 Schwinge (wie Anm. 11), S. 48. Zu Jung-Stillings Gegnerschaft gegen den Illuminatismus siehe den nächsten Abschnitt. – Wieweit Jung-Stilling in die Geheimnisse des Illuminatenordens eingeweiht war, ist schwer zu beurteilen, eher wohl weniger. In einem Brief vom 10.3.1785 nämlich nennt er den Heidelberger Medizinprofessor Franz Gabriel Schönmetzel, einen Illuminaten (Schweigard, wie Anm. 10, S. 214), seinen Freund und einen der edelsten Männer – Jung-Stilling, Briefe (wie Anm. 2), S. 125.
 - 18 Lebensgeschichte (wie Anm. 5), S. 427.
 - 19 Ebd., S. 428. Er fährt fort: „Diese Reisen waren immer eine sehr angenehme Erholung, und er befand sich wohl im Zirkel so vieler verehrungswürdiger Männer. Auch wurde seine Bekanntschaft mit vortrefflichen Personen immer ausgebreiteter und nützlicher.“
 - 20 Leipzig, 359 S. und 256 S. – Vgl. oben.
 - 21 Versuch eines Lehrbuchs der Fabrikwissenschaft (Nürnberg, 636 S.); Gemeinnütziges Lehrbuch der Handlungswissenschaft (Leipzig, 470 S.); Lehrbuch der Vieharzneikunde, 1. Theil (Heidelberg, 272 S.).
 - 22 Dazu ausführlich Hahn (wie Anm. 6), S. 97–106, mit Anmerkungen auf S. 577–579, aufgrund von Forschungsergebnissen in Hermann Erbacher, Die Gesang- und Choralbücher der lutherischen Markgrafschaft Baden-Durlach 1556–1971, Karlsruhe 1984, 153, 324 S.
 - 23 Frank Engehausen/Werner Moritz (Hgg.): Die Jubiläen der Universität Heidelberg 1587–1986 (Aufsatzsammlung u. Ausstellungskatalog), Heidelberg, Ubstadt-Weiher u. a. 2010, 200 S., dort S. 25–38; Andreas Cser: 1786, das letzte Jubiläum der kurpfälzischen Universität; Katalog, S. 130–135; Exponate 11–19.
 - 24 Acta sacrorum secularium (zitiert auch nur als: Acta secularium), quum anno MDCCLXXXVI a die VI. ad IX. Novembris festum seculare quartum pio solemnique ritu celebravit Academia Heidelbergensis, Heidelberg 1787, LXIV, 564 S.
 - 25 Im Wortlaut: Acta secularium (wie Anm. 24), S. 445–468 (als „Rede“); außerdem in: Heidelbergs vierte akademische Jubelfeier, ein Denkmal für jetzige und künftige Pfälzer, Heidelberg 1787 (eine mehr populäre Sammlung des Universitätsdruckers mit den deutschsprachigen Reden und Predigten), S. 29–56 („Die Jubelrede des Herrn Hofrath und Professors Jung, von dem verbundenen Schicksale der Lauterer Kameralsschule mit der Universität, die allgemeinen Beifall hat.“); und Jung-Stillings eigener Separatdruck der „Jubelrede“:

- Mannheim 1787, 38 S., danach Faksimile-Nachdruck mit Nachwort von Reinhard Düchting (S. 39–45), Heidelberg 1990. – Jung-Stilling spricht von der Heidelberger Universität als der „Mutter Ruperta“.
- 26 Cser (wie Anm. 23), S. 33; vgl. Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1652–1802, 1991, S. 178f.
- 27 Lebensgeschichte (wie Anm. 5), S. 428f.; Andreas Staehelin: Ein Bericht zweier Basler Professoren über das Heidelberger Universitätsjubiläum von 1786, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 101 = N.F. 62 (1953), S. 542–548, hier S. 545; Winfried Müller: Das Heidelberger Universitätsjubiläum des Jahres 1786. Der Reisebericht der (zwei) Ingolstädter Professoren ... für Kurfürst Karl Theodor, in: Semper apertus. 600 Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, 1386–1986, Festschr. in 6 Bd., Heidelberg 1985, Bd. I, S. 521–554, hier S. 539; Enghausen/Moritz (wie Anm. 23): Cser, S. 33f., Katalog, S. 132.
- 28 Acta secularium (wie Anm. 24), S. 277 (–323). Schwab war Ex-Jesuit, Logiker, Metaphysiker, Experimentalphysiker, Mathematiker und Naturgeschichtler, vgl. Drüll (wie Anm. 26), S. 141f.
- 29 Acta secularium (wie Anm. 24), S. 314f., 320, 323. Man kann also zwar von einer Art Ehrenpromotion Jung-Stillings sprechen, obschon das so nirgends formuliert wurde; diese kann aber nicht als ausgesprochene Antwort auf seine vorausgegangene Festrede, sondern muss als Anerkennung für seine vorausgegangenen beruflichen und literarischen Verdienste insgesamt gewertet werden (vgl. die Vita a. a. O. S. 314f.).
- 30 Im Gegensatz zu Jung-Stilling, siehe Corpus academicum, in: Acta secularium (wie Anm. 24), S. 554.
- 31 Zum Folgenden: Cser (wie Anm. 23), S. 37f.
- 32 Johann Friedrich Miege: Rede am (!) vierten akademischen Jubelfeyer der Universität Heidelberg (im reformierten Abschlussgottesdienst), gehalten den 9. November 1786 in der Heiligen Geist-Kirche, 1786 (nur vorh. in: UAH Heidelberg und UuLB Münster); Acta secularium (wie Anm. 24), S. 493–512; Heidelbergs vierte akademische Jubelfeier, ein Denkmal ... (wie Anm. 25), S. 85–110.
- 33 Lebensgeschichte (wie Anm. 5), S. 429–431, 692; Jung-Stilling: Briefe (wie Anm. 2), S. 130f.; Dienstentlassung: München, 17. Februar 1787, kurfürstliches Mandat mit eigenhändiger Unterschrift Karl Theodors und Oberndorffs, Generallandesarchiv Karlsruhe: 205/1112, Bl. 156.
- 34 Hierzu und zum Folgenden: Lebensgeschichte (wie Anm. 5), S. 448–451. – „[...] im Herbst 1788, nicht im Sommer, wie die Lebensgeschichte angibt“, nach Rainer Vinke: Jung-Stilling und die Aufklärung, Stuttgart 1987, S. 317. – Jung-Stilling schreibt, Miege sei nach Marburg gekommen, „um dortige Freunde und Stilling und Selma zu besuchen“. Mit den Freunden können auch Illuminatenfreunde gemeint sein – siehe weiter unten zu Kroeber/Raschmann.
- 35 Das Folgende kann hier nur angedeutet werden. Hierzu v. a. Vinke (wie Anm. 34), S. 310–322 und ders.: Johann Heinrich Jung-Stilling und Immanuel Kant, in: Blicke auf Jung-Stilling. Festschr. zum 60. Geburtstag von Gerhard Merk, Kreuztal 1991, S. 79–94. Vgl. auch: Hahn (wie Anm. 6), S. 106 (u. 579) und Schwinge (wie Anm. 11), S. 52.
- 36 Jung-Stilling: Briefe (wie Anm. 2), S. 139–141.
- 37 Dieser war bereits vor dem Wechsel von Heidelberg nach Marburg 1787, also mit 13 Jahren, zur Erziehung dem Pfarrer Georg Ludwig Grimm in Schluchtern bei Heilbronn für dessen Pädagogium anvertraut worden, bei dem er bis 1791, bis nach Jung-Stillings dritter Heirat blieb: Lebensgeschichte (wie Anm. 5), S. 430 mit 738 u. S. 475 mit 743. (Vgl. Gerhard Schwinge: Albert Ludwig Grimm (1786–1872) (Sohn von Georg Ludwig Gr.) ..., Heidelberg, Ubstadt-Weiher u. a. 2011, S. 10, 16, 55.)
- 38 Lebensgeschichte (wie Anm. 5), S. 464 bzw. 458–464 mit 742 u. S. 691–693 zu einzelnen Daten der Jahre 1790/91.
- 39 Ebd., S. 475f. – Die Mutter von Katharina Elisabeth (auch genannt Lisette) Miege (1756–1839) war: Maria Wilhelmi aus Regensburg, nach Kreutz, in: NDB 17 (1994), S. 469.
- 40 Nach Hahn (wie Anm. 6), S. 579 (Anm. 444). Am 14.9.1800 schreibt er an seine nun 14jährige Tochter Lisette in Heidelberg und schildert ihr die Feier seines 60. Geburtstags in Marburg (nach Hahn (wie Anm. 6), S. 107 u. 580 Anm. 450). Vor Jung-Stillings Umzug 1807 von Heidelberg nach Karlsruhe hat er eine große Zahl erhaltener Briefe, nämlich gegen 15.000, vernichtet, vermutlich auch Briefe von Miege an ihn (Jung-Stilling: Briefe (wie Anm. 2), S. 9 u. 396). Ein Nachlass Mieges mit Briefen an diesen ist ebenfalls nicht erhalten.

- 41 Vgl. Kreutz (wie Anm. 12), S. 33. Dort wird Wilhelm von Humboldt zitiert, der gegenüber Georg Forster am 23.9.1789 über Mieg äußerte: er hat „so viel Eifer um die Rechte der Menschheit“. Humboldt war selbst, wie sein Bruder Alexander, Sympathisant der Französischen Revolution (vgl. Manfred Geier: Die Brüder Humboldt. Eine Biographie, Reinbek 2009, S. 113ff., z. B. S. 109).
- 42 1793 erschien seine Schrift „Über den Revolutions-Geist unserer Zeit zur Belehrung der bürgerlichen Stände“. Vgl. Gerhard Schwinge: Jung-Stillings Auseinandersetzungen mit der Freigeisterei und dem Revolutionsgeist. 35 Jahre „Vergleichung der Zeitgeschichte“ (1779–1814). Ein Forschungsbericht, in: Jahrbuch für badische Kirchen- und Religionsgeschichte 5 (2011), S. 25–40. Dort ebenfalls zum Folgenden.
- 43 Entwurf eines Plans und der Regeln des Teutschen Gelehrten-Bundes, zur Aufrechthaltung der Christlichen Religion und der Teutschen Reichverfassung. Marburg, 7. Dec. 1794 – Original: Hess. Geh. Staatsarchiv Marburg; 5/13897, als Beilage zu einem Brief Jung-Stillings an Landgraf Wilhelm IX. von Hessen-Kassel vom 10.12.1794; umfangreiche Auszüge gedruckt in: F. G. L. Strippelmann: Beiträge zur Geschichte Hessen-Cassels: Hessen – Frankreich, Jahr 1791 bis 1814, Heft 1, Marburg 1877, S. 148–152. Dazu auch in den folgend genannten Briefen an Karl Friedrich.
- 44 Jung-Stilling: Briefe (wie Anm. 2), S. 182 (17.2.1796: Jung-Stilling schreibt, er habe sich in seinem „Heimweh“-Roman um „ein kräftiges Gegengift gegen jene Geheimnisse der Bosheit, gegen den abscheulichen Illuminatismus“ bemüht); S. 185f. (15.6.1796: Am Werk sieht er „die grose antichristliche Macht oder das Thier aus dem Abgrund nebst seinem dirigirenden Minister, dem falschen Propheten, nämlich dem Illuminatismus“, Religion und Staatsverfassung gelte es zu unterstützen); S. 192–194 (7.12.1796: „der Illuminatismus schleicht im Finstern und wirbt einen fürchterlichen Anhang; und was nun noch das Traurigste ist, unsre Theologen arbeiten dem Unfug in die Hand“).
- 45 Ebd., S. 147, 153. Vgl. Lebensgeschichte (wie Anm. 5), S. 486 mit 743.
- 46 Briefe Jung-Stillings an Prinz Karl sind nicht erhalten, aber 19 Briefe von diesem an Jung-Stilling – siehe Jung-Stilling: Briefe (wie Anm. 2), S. 21, und Schwinge (wie Anm. 11), S. 57, dort in Anm. 41 Literaturhinweise.
- 47 Lebensgeschichte (wie Anm. 5), S. 447f. mit 740 und passim S. 452–488. Zum Ganzen siehe Schwinge (wie Anm. 11); S. 53f., dort in den Anmerkungen mehrere Literaturnachweise. Jung-Stilling vermeidet hier die Wörter Illuminat und Illuminatenorden oder Illuminatismus; S. 448 schreibt er nur von einer „gewissen Verbindung“, S. 482 von einem „großen Bündnis“.
- 48 Ebd., S. 451 und S. 482.
- 49 Jung-Stilling: Briefe (wie Anm. 2), S. 417. Mit Miegs Schrift über seine Lehrmethode wird gemeint gewesen sein: Specimen theologicum de mechanismo in causa religionis speciatim in institutionibus catecheticis caute vitando. Eruditorum iudicio submittit Ioannes Fridericus Mieg, Lipsiae 1776, 86 S. (übersetzt etwa: Theologischer Versuch über die Methode, welche bei der Religion und speziell in ihren katechetischen Einrichtungen behutsam zu vermeiden ist. Dem Urteil der Gelehrten unterworfen ...).
- 50 Lebensgeschichte (wie Anm. 5), S. 538f. und S. 550f.
- 51 Ebd., S. 564f., vgl. S. 690.
- 52 (S. 31:) Darmstadt, gedruckt bei Johann Jakob Will. – Anscheinend nur noch vorh. in: Bayer. Staatsbibliothek München, Signatur: Biogr. 567 kx.
- 53 Dort S. 3–12.
- 54 Johannes Bähr, Kollege als zweiter und Nachfolger Miegs als erster Pfarrer an der Heiliggeist-Kirche, später Kirchen- und Ministerialrat in Karlsruhe, schließlich Prälat als Nachfolger Johann Peter Hebels.
- 55 Friedrich Matthisson, seit 1786 als Hofmeister eines livländischen Grafen in Heidelberg und mit Jung-Stilling befreundet.
- 56 Friedrich Heinrich Christian Schwarz, seit 1792 Ehemann von Jung-Stillings ältester Tochter Hanna, 1802 noch Pfarrer in Münster bei Butzbach in Hessen.
- 57 Mieg, seine Frau Katharina Elisabeth und deren Mutter Maria Lesigal Wilhelmi, welche kurz darauf starb.
- 58 Vgl. Lina Schwarz: Erinnerungen aus mündlichen Mittheilungen meiner Eltern Schwarz, Heidelberg 1863, 154 S. (anscheinend nur noch vorh. in: UB Heidelberg, Signatur: Q 226,85), hier

- S. 17–22: Lisettes Leben und Tod bei Miegis in Heidelberg, Jung-Stillings Brief vom 6.1.1802, dessen Gedicht sowie die Gedichte von Matthisson und Schwarz.
- 59 Jung-Stilling: Briefe (wie Anm. 2), S. 298.
- 60 Ebd., S. 298f.
- 61 Lebensgeschichte (wie Anm. 5), S. 571.
- 62 Ebd., S. 591–597. – Das Angebot Karl Friedrichs an Jung-Stilling, nach Baden zu kommen, erreichte Jung-Stilling Ende Mai – vgl. Jung-Stilling: Briefe (wie Anm. 2), S. 318. – Die acht Familienmitglieder waren nach Lebensgeschichte (wie Anm. 5), S. 597: Jung-Stilling und seine Frau Elise, Julie Richerz geb. Eicke (eine kränklliche, kinderlose Superintendentenwitwe, welche seit 1802 in der Familie lebte und sich um die jüngeren Töchter kümmerte), die sechzehnjährige Tochter Karoline aus Jung-Stillings zweiter Ehe, die drei Kinder aus der dritten Ehe, nämlich der achtjährige Friedrich, die siebenjährige Amalie (Malchen) und die vierjährige Christine (Tinchen); Jung-Stillings verwitwete Tante Maria Lenhoff geb. Jung (Mariechen) und eine Magd.
- 63 Gustav Adolf Benrath: Jung-Stillings Tagebuch von 1803, in: Der Pietismus in Gestalten und Wirkungen. Martin Schmidt zum 65. Geburtstag, hg. von Heinrich Bornkamm u. a., Bielefeld 1975 (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus, Bd. 14), S. 50–83, hier S. 82. – Das Tagebuch 1803 befindet sich (befand sich?) in Privatbesitz in Heidelberg; es wurde bisher nicht ediert, hier jedoch von Benrath detailliert beschrieben.
- 64 Bassermann geb. Erb; mehr nicht ermittelt. Vgl. Benrath (wie Anm. 63), S. 68.
- 65 Lebensgeschichte (wie Anm. 5), S. 597; Jung-Stilling: Briefe (wie Anm. 2), S. 329; www.jung-stilling-forschung.de s. v. Orte, Heidelberg, 1803. Es handelte sich dabei um die ehemalige Wohnung des Stadtkommandanten Graf von Styrum, die dann der Juraprofessor Franz Ignaz Wedekind bewohnte, welcher 1782 verstarb, und um den Schutz- und Handelsjuden Wolf Löw Bomeisel, der die Wohnung an Jung-Stilling vermietete.
- 66 Benrath (wie Anm. 63), S. 76f.
- 67 Johann Christoph Walzer in Wiesloch (früher Korrespondent Lavaters); Johannes Bähr (vgl. oben Anm. 54; Bährs Predigten schätzte Jung-Stilling besonders); Johann Jakob Koopstatt (Pfarrer an der zur Heiliggeistgemeinde gehörigen Klosterkirche), Karl Friedrich Bender in Rohrbach, Johann Jakob Centurier in Schönau.
- 68 Gudrun Perrey: Das Leben der Caroline Rudolphi (1753–1811). Erzieherin – Schriftstellerin – Zeitgenossin, Heidelberg 2010, 336 S., Abb., hier S. 143f. (Mieg ist 59, „noch so rüstig, so frisch und grün am ganzen Menschen“ und hat „das Ansehen eines 40jährigen“).
- 69 Seit April Professor für Klassische Philologie und Alte Geschichte, Freund von Schwarz, aus Hessen wie dieser.
- 70 Seit Sommer 1804 in Heidelberg, Dichter der Romantik.
- 71 Seit Juli 1805 badischer Hofrat ohne Amtspflichten; Altphilologe, Homer-Übersetzer und Schriftsteller.
- 72 Jung-Stillings langjähriger Freund, von Herbst 1805 bis 1807 Professor für Moral- und Pastoraltheologie in Heidelberg.
- 73 Vgl. Gerhard Schwinge: „freundlich und ernst“ – Friedrich Heinrich Christian Schwarz, Theologieprofessor u. Pädagoge in Heidelberg 1804–1837 und die Heidelberger Gesellschaft seiner Zeit. Heidelberg – Ubstadt-Weiher u. a. 2007, 95 S., Abb. (Archiv und Museum der Universität Heidelberg, Schriften 11).
- 74 Perrey (wie Anm. 68), S. 148.
- 75 Vgl. Gerhard Schwinge: Zur Neuorganisation der Universität Heidelberg vor 200 Jahren und zum Einfluss des ebenfalls 1803 nach Baden berufenen Jung-Stilling in den Jahren 1803–1805, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 151 (2003), S. 415–442.
- 76 In Baden-Baden alljährlich etwa Ende Juli bis Ende August oder sogar bis Ende September, während Karl Friedrich im nahen Schlösschen Favorite residierte und sich zur Kur jeweils in die Bäderstadt fahren ließ; Patientenreisen in allen drei Jahren innerhalb Süddeutschlands (wiederholt nach Stuttgart, außerdem nach Augsburg und Ludwigsburg); Reisen zu geistlichen Freunden: Anfang April bis Anfang Juli 1804 nach Herrnhut zur Brüdergemeinde, 23. April bis 16. Juli 1806 in die Schweiz und ins Elsass.
- 77 Jung-Stilling: Briefe (wie Anm. 2), S. 376 (20.8.1806).
- 78 Ebd., S. 383 (7.1.1807). – Außerdem wird im Brief vom 12.1.1807 (S. 384) Frau Mieg erwähnt.
- 79 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA): 204/1316, Nr. 817 (auch als Mikrofilm).

- 80 GLA: 204/1350, Nr. 417 (auch als Mikrofilm). – Sachs: nicht identifiziert, wegen mehrerer infrage kommender Namensträger; Carl Daub, Professor für reformierte Dogmatik; Johann Ludwig Ewald, reformierter Kirchenrat und Theologieprofessor; Ehrhard: nicht identifiziert; Friedrich Karl Heddaeus, bis 1807 Pfarrer in Ladenburg, ab 1807 in Mühlbach und Dekan in Eppingen; Friedrich Peter Wundt, seit 1789 Pfarrer in Wieblingen und zugleich Professor der Landesgeschichte in Heidelberg. – Anscheinend gab es sechs Bewerber für die Pfarrstelle. Nachfolger wurde bis 1822 der seit 1799 auf der 2. Pfarrstelle amtierende Dr. Johannes Bähr (siehe auch Anm. 54).
- 81 Perrey (wie Anm. 68), S. 241 und S. 281.
- 82 Wilhelm Buddes Tagebuch aus den Jahren 1807 und 1808, hg. u. erl. von Karl Budde, Heidelberg 1920, VIII, 447 S. (= Neue Heidelberger Jahrbücher, Bd. 20/1918 (= S. I–VIII u. 1–226) u. Bd. 21/1919 (= S. 227–447)), hier S. 267.
- 83 Jung-Stilling: Briefe (wie Anm. 2), S. 508 mit Anm. 9 (20.6.1812) und S. 510 mit Anm. 7 (5.8.1812).
- 84 Nach Jung-Stillings geheimem Tagebuch von 1813 im Nachlass Schwarz (Nachtrag B 3) in der Universitätsbibliothek Basel, vgl. Max Geiger: Aufklärung und Erweckung. Beiträge zur Erforschung Johann Heinrich Jung-Stillings und der Erweckungstheologie, Zürich 1963 (Basler Studien zur hist. u. syst. Theologie, Bd. 1), 619 S., hier S. 122.
- 85 Johann Heinrich Jung's genannt Stilling sämtliche Schriften, Bd. I–XIII u. Erg.Bd., Stuttgart 1835–1838 (Reprint in 7 Bänden, Hildesheim 1979), hier Bd. VIII, S. 430f. und S. 506.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung von:



VOLKSBANKKURPFALZ H + G BANK

Die Bank mit dem Plus

„Es mag ... nicht leicht sein, Sieger in einem solchen Lande zu sein, denn der Sieg bringt nicht nur Rechte, sondern auch ... Verantwortung für den Besiegten.“ ✓

Liselotte Mugdan und ihr Schreiben vom Juli 1945 an die US-Militärregierung

„Article by a young middle class woman, university graduate, married to a half-Aryan. In this article she takes a friendly but critical attitude toward the American Military Government which is both literate and symptomatic of the position of many middle class university educated elements in Heidelberg.“¹

Mit diesem Kommentar übersandte am 27. Juli 1945 J. Rothman, in Heidelberg stationierter Offizier des 6871st District Information Services Control Command (DISCC), das für Informationskontrolle, Medien und Kulturpolitik verantwortlich war, ein ungewöhnlich ausführliches, 22-seitiges Schreiben einer 28-jährigen Heidelbergerin an seine vorgesetzte Militärbehörde in Wiesbaden.²

Heidelberg in den ersten Monaten der US-Besatzung

Die Stadt Heidelberg wurde bekanntlich am Karfreitag, dem 30. März 1945, – also mehr als einen Monat vor der deutschen Kapitulation – kampfflos an die amerikanische Armee übergeben. Am nächsten Tag nahm die Militärregierung im Heidelberger Rathaus ihre Arbeit auf. Ihre Hauptaufgaben waren gemäß dem vom alliierten Oberkommando herausgegebenen „Handbook for Military Government“ die militärstrategische Sicherung der noch kämpfenden Truppen, die Entwaffnung und scharfe Kontrolle der deutschen Bevölkerung sowie die Entnazifizierung des öffentlichen Dienstes. Die Spitze der Stadtverwaltung – OB Carl Neinhaus (1888–1965) und Bürgermeister Max Genthe (geb. 1883) – sowie zahlreiche weitere Parteigenossen wurden aus ihren Ämtern entlassen. Zum Nachfolger von Neinhaus berief die Militärregierung Josef Amberger (1889–1954), der Ende April angewiesen wurde, seinerseits aus unbelasteten Bürgern einen kommissarischen Stadtrat zu bilden. Die Alltagssorgen der Heidelberger waren freilich ganz andere, denn ihre Lebensbedingungen verschlechterten sich seit Kriegsende drastisch. Die Lebensmittelzuteilungen verringerten sich gegenüber den letzten Kriegsjahren um die Hälfte. Die Versorgung mit Brennstoff, Textilien und Schuhen war völlig unzureichend. Da die Verkehrsverbindungen zerstört oder unterbrochen waren, fehlte es an Nachschub von außerhalb. Auch die Wohnungssituation verschlimmerte sich. Der Zuzug von Evakuierten und Flüchtlingen in das unzerstörte Heidelberg führte zu akuter Wohnungsnot, die durch die Beschlagnahme von Häusern und Wohnungen für die Besatzungsmacht noch verschärft wurde.³

Die US-Presse- und Medienpolitik vollzog sich 1945 in drei Phasen: Auf das Verbot sämtlicher deutscher Druckerzeugnisse folgte die Herstellung deutschsprachiger Zeitungen durch amerikanische Kulturoffiziere. Als letzte Stufe sollte die Lizenzierung deutscher Zeitungen unter alliierter Kontrolle folgen. In Heidelberg erschien bereits Mitte April die erste Ausgabe der Armeegruppenzeitung „Die Mitteilungen“ (später „Süddeutsche Mitteilungen“). Dieses Nachrichtenblatt hatte in der Regel einen Umfang von vier Seiten und zuletzt im August 1945 eine Auflage von fast 600 000 Exemplaren. „Die Mitteilungen“ enthielten neben amtlichen Verlautbarungen Berichte aus aller Welt und aus Deutschland, Lokalnachrichten über die Entnazifizierungsmaßnahmen und die Versorgungslage sowie Berichte über die Verbrechen des NS-Regimes. Den Bemühungen der Presseoffiziere – an der Spitze in Bad Nauheim der deutsch-ungarische Journalist und US-Captain Hans Habe (1911–1977) – „echte“ Zeitungen zu produzieren waren ganz enge Grenzen gesetzt. Es herrschte strenge Vorzensur, die alle Informationen den Zielen der Besatzungspolitik unterordnete. Als die Zeitung im Juni 1945 eine neue Rubrik „Das freie Wort“ einrichtete und ihre Leser zu Zuschriften aufforderte, änderte sich daran nichts. Kritische Stimmen zur Besatzungspolitik oder zur aktuellen Notlage wurden nicht abgedruckt. Einige Leser nahmen zu den Themen „Entnazifizierung“ und „Kollektivschuld“ Stellung; besonders kontrovers wurde die Behandlung der sog. „Muß-Nazis“ diskutiert. Sollten diese als Opportunisten und Profiteure des NS-Regimes aus ihren bisherigen Positionen entfernt und durch Antifaschisten ersetzt werden? Oder konnte man beim Wiederaufbau auf solche „formalen“ Parteimitglieder, die sich nichts hatten zuschulden kommen lassen, als fähige, qualifizierte Kräfte nicht verzichten?⁴

Biographie I: 1917–1945

Durch die Aufforderung in den „Süddeutschen Mitteilungen“ fühlte sich Liselotte Mugdan geb. Nauber zu einer Stellungnahme gedrängt. Sie wurde am 23. Juli 1917 in Hamburg als Tochter von Walter Nauber, einem Reichsbahnbeamten des mittleren Dienstes, geboren. Nach dem Besuch der Grundschule und des Lyzeums in Hamburg-Wilhelmsburg legte sie am 16. Februar 1938 das Abitur ab. Nach dem Arbeitsdienst immatrikulierte sie sich zum WS 1938/39 an der Universität Heidelberg zunächst in den Fächern Literaturgeschichte, Kunstgeschichte, Zeitungswissenschaft, später Ger-



Abb. 1: Studentin im Sommer 1939 (Foto: privat)

manistik, Kunstgeschichte, Romanistik. Mit einer Ausnahme (WS 1939/40 in Würzburg) studierte sie in Heidelberg. Aufgrund des geringen Einkommens ihrer Eltern wurden ihr Honorargebührenerlass und Ausbildungsbeihilfen gewährt. Als Berufsziel gab sie nicht den Lehrberuf an, sondern eine freiberufliche Tätigkeit, z.B. als Schriftleiterin.⁵ 1941/42 fertigte sie eine germanistische Dissertation über „Das Kind in den frühen Erzählungen

Adalbert Stifters“ bei Prof. Paul Böckmann (1899–1958; 1938–1953 in Heidelberg) an und legte am 12. Dezember 1942 die mündliche Prüfung ab. Aus welchen Gründen das Promotionsverfahren erst sechs Jahre später am 30. September 1948 mit der Übergabe der Urkunde abgeschlossen wurde, ist nicht mit Sicherheit zu sagen, da die Promotionsakten aus der Kriegs- und Nachkriegszeit nicht vollständig erhalten sind. Dass Klaus Mugdan, ihrem späteren Ehemann, dasselbe geschah, macht eine politische Maßnahme von seiten der NS-Behörden, der NS-Studentenschaft oder Fachschaft wahrscheinlich.⁶ Noch während des Krieges verlobten sich die beiden, die sich beim gemeinsamen Studium der Kunstgeschichte und Germanistik kennen gelernt hatten. Dies war eine sehr mutige persönliche Entscheidung, da Klaus Mugdan nach der NS-Rassengesetzgebung als „halbjüdisch“ galt. Die Gestapo setzte die junge Frau – so die Erinnerung in der Familie – unter Druck, die Verbindung zu lösen. Ohne Erfolg, denn sie hielt zu ihrem Verlobten. Über ihre Lebenssituation bis zum Kriegsende schreibt Liselotte Mugdan im Rückblick lakonisch: „Politische Schwierigkeiten erzwangen unstetes Leben bis 1945.“⁷

Mit ihrer Eheschließung mussten sie den Sturz der Nazi Herrschaft und das Kriegsende in Heidelberg abwarten und heirateten am 21. April 1945. Klaus Mugdan (geb. 15. Juni 1913), Sohn des Neckargemünder Arztehepaares Dr. Rosa und Dr. Franz Mugdan, studierte nach dem Abitur am hiesigen KFG seit 1931 in Heidelberg Medizin und war Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes. Seit Beginn der NS-Diktatur war er auf Grund seiner nichtarischen Abstammung und wegen einer Denunzierung als Nazi-Gegner starken Repressionen ausgesetzt. Das Stipendium wurde ihm schon 1933 entzogen. Obwohl er bereits das Physikum absolviert hatte, durfte er sein Medizin-Studium 1935 nicht fortsetzen. Der Versuch, sich zum Cellisten ausbilden zu lassen, scheiterte aus denselben Gründen. Infolge geänderter „Rasse“-Bestimmungen wurde er im Herbst 1936 zum Studium der Kunstgeschichte an der hiesigen Universität zugelassen und war hier – mit einjähriger Unterbrechung durch den Militärdienst 1939/40 – bis 1942 immatrikuliert. Im gleichen Jahr promovierte er bei dem Kunsthistoriker Prof. Hubert Schrade (1900–1967) mit einer Dissertation über „Untersuchungen über das wertende Verhalten zum Kunstwerk im frühen Mittelalter“.⁸ Die anti-nationalsozialistische Haltung von Klaus Mugdan war so eindeutig, dass er von der US-Armee auf die „White list“ gesetzt wurde – unter insgesamt 25 unbelasteten Heidelbergern. Die Militärregierung beauftragte ihn, die aus dem beschlagnahmten Palais Morass ausgelagerten Bestände des Kurpfälzischen Museums zu betreuen.⁹



Abb. 2: Mit Klaus Mugdan Ostern 1940 (Foto: privat)

Der Brief und seine inhaltlichen Kernaussagen

Das im Anhang abgedruckte Schreiben¹⁰ von Liselotte Mugdan – im Juli 1945 knapp 28 Jahre alt – ist ein außergewöhnliches Dokument. Denn sowohl die Leserbriefe an die „Süddeutschen Mitteilungen“ als auch die direkten Zuschriften an die US-Militärregierung sind von weitaus älteren Männern verfasst. Die Verfasserin verspricht aus ihrer Sicht „eine möglichst objektive kritische Stellung“ (S. 1) einzunehmen. Ihre Analyse geht von zwei Grundgedanken aus: Es sei für das deutsche Volk schwer, „die Niederlage solchen Ausmaßes zu ertragen“ (S. 21), aber sie sei „selbstverschuldet“ (S. 2); die Ursache liege im „Nationalsozialismus als unvorstellbare[r] Barbarei“ (S. 2). Für die Besatzungsmächte bringe „der Sieg nicht nur Rechte, sondern auch ... Verantwortung für den Besiegten“ (S. 21). Den Krieg gegen Nazi-Deutschland hätten die USA unter den Idealen „Humanität“, „Gerechtigkeitsliebe“, „Gleichheit aller“, „christliche Gesinnung“ und „großzügiger Vergebungswille“ (S. 2) geführt. An diesem hohen moralischen Anspruch misst L. Mugdan die Wirklichkeit der Besatzungsherrschaft, wie sie sie in den zurückliegenden Monaten erlebt hat. Empört prangert sie die Verschwendung, ja sogar willkürliche Vernichtung von Lebensmitteln durch US-Soldaten an, besonders schlimm angesichts der akuten Nahrungsmittelnot unter Erwachsenen und Kindern. Bei der Beschlagnahme von Wohnraum vermisst sie Sensibilität und Gerechtigkeitsgefühl. So wurde Charlotte Sultan – Gegnerin und Opfer des NS-Regimes, deren Mann Prof. Herbert Friedrich Sultan wegen seiner nichtarischen Abstammung hatte emigrieren müssen – auf alliierten Befehl gezwungen, mit ihrer 79-jährigen Mutter ihre Wohnung zu räumen, die sie in der NS-Zeit unerschrocken gegen alle Anfeindungen behauptet hatte.¹¹ Durch diese ungerechtfertigte Maßnahme verlor sie nicht nur ihr Heim, sondern auch ihr Eigentum.

Eine große Diskrepanz zwischen Ideal und Realität sieht die Verfasserin auch in der Informationspolitik der US-Armee. Dem Anspruch einer freien Presse genügten die „Mitteilungen“ in keiner Weise, zu einseitig und regional begrenzt sei ihre Berichterstattung. Nach 13 Jahren NS-Propaganda spreche die Bevölkerung „nicht mehr auf eine Propaganda auch zu besseren Zwecken an“ (S. 13). Möglichst bald müssten wieder Zeitungen von deutschen Journalisten herausgebracht werden. Scharfe Kritik übt sie an der „KZ-Propaganda“ (S. 13), d. h. an der Schocktherapie, mit der die Besatzungsmacht die Deutschen mit den Gräueln des SS-Staates konfrontierte. Bei einem durch Diktatur und Krieg emotional belasteten und traumatisierten Volk – hier zieht L. Mugdan analytische Einsichten des Schweizer Psychologen C. G. Jung (1875–1961) heran¹² – könne nur eine sachlich überzeugende Darstellung der Ereignisse eine heilsame Wirkung haben. Als positives Beispiel verweist Mugdan auf den Bericht von Klaus Mann über seinen Besuch in Theresienstadt, der in der Armeezeitung „Stars and Stripes“ erschien, aber nicht nur amerikanische, sondern gerade auch deutsche Leser hätte erreichen sollen.¹³

Warum hat das deutsche Volk die NS-Herrschaft nicht aus eigener Kraft abgeschüttelt und damit den Krieg verkürzt? Diese Kernfrage versucht die Verfasserin in mehreren Anläufen zu beantworten, um der Besatzungsmacht die Stabilität des Systems zu verdeutlichen; sie nennt folgende Ursachen:

- die Tradition obrigkeitstaatlichen Denkens in Deutschland;
- Pflichtbewusstsein und Disziplin des Beamtentums;
- ideologische Indoktrination, „Köderung und Lenkung der Massen“ (S. 9), vor allem der Jugend;
- eine überaus geschickte und erfolgreiche Propaganda;
- die „wirtschaftliche Scheinblüte“ (S. 9) durch die Aufrüstung;
- Repression und Terror des Systems gegen alle Regimegegner;
- die seelische Abstumpfung der Menschen durch Diktatur und Krieg, die ihre Leiden stillschweigend erduldeten;
- der Überlebenswille in den wachsenden Schrecken des Krieges, besonders des Bombenkrieges der Alliierten; ihnen wirft die Verfasserin vor, die falschen Ziele getroffen zu haben – die Zivilbevölkerung statt der Rüstungsindustrie und der Infrastruktur.

Wie verhielten sich die Deutschen zu den Verbrechen des Nationalsozialismus, was wussten sie davon? Abgesehen von den Tätern („roh und tierisch“, S. 14) seien der Masse die schlimmsten Untaten aufgrund der strikten Geheimhaltung verborgen geblieben. Was davon durchsickerte, hätten die meisten verdrängt; nur wenige litten in stiller Sympathie mit den Opfern. Alle Deutschen als „Nazis“ zu behandeln, sieht die Verfasserin als falsch und ungerecht an. Die These der Kollektivschuld, der kollektiven Verantwortung aller Deutschen für die NS-Verbrechen lehnt sie entschieden ab und verweist auf den Widerstand – von den spektakulären Aktionen des 20. Juli und der „Weißen Rose“ bis zur Resistenz im Privatbereich und der Hilfe für Verfolgte. Nicht jeder konnte oder wollte die Gefahren des Widerstandes auf sich nehmen: „Wir aber wollten nicht untergehen, wollten nicht Opfer der Nazi-Henker werden, wollten sie überleben und in der neuen Zeit etwas Positives zum Wiederaufbau leisten, denn wir sind jung und haben fast unser ganzes Leben unter Nazidruck und -eindruck zugebracht“ (S. 21).

Aus dieser historischen Betrachtung leitet L. Mugdan Folgerungen für die Politik der Besatzungsmächte ab, insbesondere für die Entnazifizierung und Demokratisierung. Für notwendig und vordringlich hält sie die Isolierung und Bestrafung der Täter aus Staat, Partei, SS und Gestapo, Wehrmacht und Wirtschaft. Die bloße Mitgliedschaft in der NSDAP ist in ihren Augen kein pauschal anwendbares „Kriterium der Gesinnung“ (S. 7). Die „Muss-Parteigenossen“ (S. 7) seien vielmehr differenziert und individuell zu beurteilen. Die bisherige Politik der Non-Fraternization müsse schleunigst beendet, stattdessen die Deutschen beim Entnazifizierungsverfahren und beim demokratischen Neuaufbau beteiligt werden. Das Volk brauche positive Vorbilder aus der Besatzungsmacht und aus den eigenen Reihen: „Man gebe ihm energische, erfahrene Leiter und gute, gesunde Ideen, so wird es willig den Weg der Arbeit und des Friedens beschreiten“ (S. 9).

Der Brief im historischen Kontext

„Wir wollen hier sehen, was im Chaos wieder aufzubauen ist. Wenn die große Weltgeschichte nicht einfach vernichtend über uns hingeht, habe ich Zuversicht. Junge Menschen sind noch da, brennen vor Eifer, wenige – aber die Masse ist ja jederzeit stur und gebunden an die jeweils gangbaren Phrasen.“¹⁴ So der Philosoph Karl Jaspers (1883–1969) in einem Brief vom 28. Oktober 1945 an Hannah Arendt (1906–1975). Zu den „jungen Menschen“ ist ohne Zweifel auch Liselotte Mugdan zu zählen. Sie zeichnet sich in ihrer Meinungsäußerung durch gute Beobachtungsgabe, Intelligenz, Mut zur Kritik ohne falsche Rücksichtnahme aus. Zur Meinungsbildung hat sie abgesehen von den „Mitteilungen“ auch Zugang zu englischsprachigen Zeitungen. Die starke Emotionalität, mit der sie das Geschehen beschreibt, führt manchmal zu einer sprunghaften Gedankenführung und überspitzten Urteilen. In ihrem christlich geprägten Idealismus wird sie von der Wirklichkeit der anfänglichen Besatzungsherrschaft tief enttäuscht. So zeigt sie wenig Verständnis für die politischen und mentalen Schwierigkeiten, die die US-Soldaten in den ersten Monaten der Besatzungszeit zu bewältigen haben. Die Maßnahmen der US-Armee beurteilt sie mit einem weitaus schärferen Maßstab als das Verhalten ihrer Landsleute. Recht einfühlsam analysiert sie die Mentalität der deutschen Bevölkerung in den Kriegsjahren. Ihre Beschreibung deckt sich in vielem mit den Faktoren, die Ian Kershaw dafür verantwortlich macht, dass der Untergang des Dritten Reiches so quälend lang dauerte.¹⁵ An dem verbrecherischen Charakter des NS-Regimes lässt die Verfasserin keinen Zweifel. Scharf trennt sie zwischen den eigentlichen Tätern und der Bevölkerungsmehrheit, die ohne eigene politische Einsicht leicht manipulierbar war, sowie einer intellektuellen Elite, die sich dem System zu entziehen suchte. Wenn sie sich die damals vorherrschenden stereotypen Erklärungsmuster und Entschuldigungsargumente zueigen macht, gerät ihre Analyse zuweilen in die Nähe einer exkulpierenden Darstellung. Hier zeigt sich L. Mugdan – obwohl intelligent und unbelastet – von den damaligen Zeitumständen geprägt. Der heutige Leser vermisst einen Hinweis auf die Begeisterung und breite Zustimmung, die Hitler lange Zeit beim deutschen Volk fand, und auf die verbrecherische NS-Rassenpolitik, unter der auch ihr Mann zu leiden hatte. Die stark überhöhten Opferzahlen der alliierten Luftangriffe stammen noch aus der NS-Propaganda; realistische Berechnungen wurden freilich erst viel später angestellt. Die abschätzige Bezeichnung „Polenmädchen“ (S. 5) verrät mangelndes Verständnis dafür, dass es sich hier um Zwangsarbeiterinnen und damit auch um Opfer des Nationalsozialismus handelt.

Ist ihre Haltung charakteristisch für das akademische Heidelberg, wie J. Rothman in seinem Begleitschreiben meint? Mit der eindeutigen Verurteilung des NS-Regimes und der Akzentuierung des Widerstandes taten sich damals wohl viele schwer; eher zugestimmt hätten sie ihrer Ablehnung der Kollektivschuld und ihrer Kritik an der Besatzungspolitik. Ziehen wir zum Vergleich die Aussagen einiger prominenter Heidelberger heran wie Theodor Heuss (1884–1963), Karl Jaspers und Alfred Weber (1868–1958), die freilich mindestens eine Generation älter waren und über politische Erfahrungen aus der Weimarer Republik verfügten.¹⁶ Der pauschale Vorwurf einer Kollektivschuld, die in keinem offiziellen Dokument der Alliierten auftaucht, wird von ihnen allen abgelehnt.

Jaspers liefert eine differenzierte Analyse und unterscheidet vier Arten von Schuld: die kriminelle der Täter, daneben eine politische, eine moralische und eine metaphysische Schuld, von der in unterschiedlichem Maße alle Deutschen betroffen seien. Die psychische Erstarrung der Bevölkerung wird von Jaspers und Heuss ähnlich gesehen wie von der jungen Autorin. Kritik an der drastischen Aufklärung über die NS-Verbrechen, die eher kontraproduktiv wirke, und an der allzu schematischen Entnazifizierungspraxis übt Heuss, dessen Ansichten sich häufig mit denen von L. Mugdan berühren.

Noch ein Blick auf die folgenden Monate und Jahre! L. Mugdans Wunsch nach einer Zeitung in deutscher Regie erfüllte sich schon Anfang September. Denn bereits seit dem Frühjahr 1945 hatten die US-Behörden mit Theodor Heuss Vorgespräche geführt. Am 5. September 1945 erschien die erste Ausgabe der Lizenzzeitung „Rhein-Neckar-Zeitung“. Das Verhältnis zwischen Besatzungsmacht und deutscher Zivilbevölkerung besserte sich ab 1947 merklich. Allerdings blieb die Beschlagnahme von Wohnraum für die Heidelberger ein Ärgernis. Dass die US-Militärs wenig sensibel voringen, beweist die Tatsache, dass zum Jahreswechsel 1945/46 Alfred Webers Wohnung beschlagnahmt werden sollte, was nur mit Mühe und unter Hinweis auf die fatale öffentliche Wirkung verhindert wurde. Die Wohnungsnot verschlimmerte sich noch durch die Verlegung des US-Hauptquartiers nach Heidelberg und wurde erst Anfang der 1950er Jahre durch den Bau neuer Siedlungen gemildert.¹⁷ Die von L. Mugdan gewünschten Ideen und Leitfiguren waren Ende der 1940er Jahre in Deutschland vorhanden. Aber wurden sie auch gehört? Einer echten Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit verschlossen sich die meisten Deutschen und verharrten in den 1950er Jahren in „kommunikativem Beschweigen“ (Hermann Lübke).

Biographie II: 1946–1989

Nach der Familiengründung und der Geburt der Kinder Gabriele (geb. 1946), Albrecht (geb. 1948) und Cornelius (geb. 1951) war Liselotte Mugdan beruflich im Bereich der Kunstgeschichte und Geschichte tätig. Im Jahre 1953 feierte die Universität zum 150. Jahrestag ihrer Neugründung ein „Zwischenjubiläum“ – betont schlicht und zivil im Kontrast zur militärisch-ideologisch geprägten Feier von 1936. Aus Anlass dieses Jahrestages gestaltete das Kurpfälzische Museum eine Ausstellung zur Universitätsgeschichte, in deren Mittelpunkt die Bildnisse prominenter Professoren standen. An der Gestaltung der Ausstellung und des Katalogs wirkte unter der Leitung ihres Mannes, jetzt Museumskurator, auch Liselotte Mugdan mit. Der Katalog enthält einen Kurzführer durch die Ausstellung, eine Auswahl der Bilder und ein Verzeichnis der Heidelberger Professoren – ein Vorläufer späterer „Professorenlexika“. Auf Anregung von Museumsdirektor Georg Poensgen (1898–1974) wurde im Dezember 1953 in Kooperation von Universität und Stadtverwaltung das „Bildarchiv zur Universitätsgeschichte“ gegründet, das als besondere Universitätseinrichtung im Kurpfälzischen Museum untergebracht war.¹⁸ Die Leitung des Bildarchivs lag in Personalunion bei Poensgen. Seit Ende 1954 als wissenschaftliche Hilfskraft tätig, arbeitete Frau Mugdan ab April 1958 als wissenschaftliche Angestellte im Bildarchiv; ihre Stelle wurde je zur Hälfte von der Universität und der Stadt finanziert. Während die Originale der Professoren-

portraits im Palais Morass verblieben, baute L. Mugdan im Universitätsarchiv eine entsprechende Fotosammlung auf. Ihre wissenschaftlichen Publikationen galten der Zeit Ottheinrichs und der Universitätsgeschichte bis ins 18. Jahrhundert.¹⁹ In Poensgens Nachfolge wurde ihr Mann 1964 Direktor des Kurpfälzischen Museums. Die Position im Bildarchiv blieb vakant; Frau Mugdan führte die Arbeit weiter – von 1975–1978 im Personalverzeichnis der Universität als Leiterin bezeichnet. Mit der Pensionierung von Klaus Mugdan endete 1978 die Existenz des Bildarchivs. Die Originalbilder wurden – z. T. als Leihgaben – an Rektorat, Institute und Universitätsbibliothek übergeben; die Foto-Sammlung verblieb im Universitätsarchiv.

Die Erfahrungen mit der Diktatur und der Ideologie des Nationalsozialismus verarbeiteten die Eheleute ganz unterschiedlich. Während Klaus Mugdan über diese Zeit schwieg und in ruhiger, zielstrebigere Art für das Museum arbeitete²⁰, engagierte sich seine Frau für Frieden und Verständigung, vor allem für die Aussöhnung mit dem Judentum. Im April 1961 spaltete sich die „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Heidelberg“ aus organisatorischen Gründen von der Sektion Mannheim-Ludwigshafen-Heidelberg ab. Bei den ersten Vorstandswahlen vom Juni 1961 wurden der emeritierte Pädagogikprofessor Christian Caselmann (1889–1979) zum 1. Vorsitzenden, Liselotte Mugdan zur 2. Vorsitzenden gewählt. In den folgenden Jahren engagierte sie sich sehr für die Ziele und Aktivitäten des Vereins, u. a. in der „Woche der Brüderlichkeit“ und in weit gestreuter Korrespondenz über religionsgeschichtliche Fragen. Ihre Hauptaufgabe sah sie darin, die Jugend in Vorträgen und Exkursionen über die schwierige deutsch-jüdische Geschichte aufzuklären.²¹ Zu diesem Zweck organisierte sie Studienfahrten, z. B. im Winter 1962/63 nach Amsterdam, um dem Schicksal von Anne Frank und der niederländischen Juden nachzugehen. Mit Hermann Maas (1877–1970) arbeitete sie eng zusammen. Als dieser am 25. März 1966 vom Staat Israel durch die „Yad-Vashem-Medaille der Gerechtigkeit“ geehrt worden war, führte sie ein Gespräch mit ihm und machte die Öffentlichkeit durch einen langen Zeitungs-aufsatz mit der Lebensleistung dieses Mannes vertraut. Anschaulich schildert sie „die Geschichte einer jahrzehntelangen christlich-jüdischen Freundschaft“ im Leben von Maas und unterzieht die Haltung der meisten Deutschen einem kritischen Rückblick. Maas sei „für uns alle die lebendige Widerlegung eines beliebten Argumentes der Entlastungsstrategen ...: daß wir nichts hätten tun können.“²² Eine deutliche Abkehr von ihrer eigenen Haltung, wie sie sie im Juli 1945 formuliert hatte! Ihre Enttäuschung darüber, wie wenig sich die Deutschen seit Kriegsende mit der NS-Vergangenheit auseinandergesetzt hatten, ist deutlich spürbar. Jahrelang bemühte sich L. Mugdan um eine würdige Gestaltung des Synagogenplatzes, der als Parkplatz missbraucht wurde. Erst anlässlich der Verabschiedung ihres Mannes Anfang August 1978 konnte ihr OB Reinhold Zundel (1930–2008) den Beschluss des Gemeinderates mitteilen, den Platz neu zu gestalten. Bei der Gedenkfeier zur 40jährigen Wiederkehr des Judenpogroms vom 9./10. November 1938 wurde dieser in der neuen Form eingeweiht.²³

Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und die „Wiederbewaffnung“ der Bundesrepublik ließen L. Mugdan zur entschiedenen Pazifistin werden. In den 1960er Jahren kritisierte sie den Vietnamkrieg der USA und die Große Koalition in Bonn samt der umstrittenen Notstandsgesetzgebung. Sie gehörte zu den Gründern und zum Vor-

stand des „Republikanischen Clubs Heidelberg“, der als Teil der außerparlamentarischen Opposition im Oktober 1967 nach Berliner Vorbild gegründet wurde, hier aber nur eine kurzlebige Existenz hatte.²⁴ Große Sympathien hegte sie für den Protest der Studentenschaft gegen das neue baden-württembergische Hochschulgesetz. Bei den Landtagswahlen im Frühjahr 1968 kandidierte sie für die „Demokratische Linke“. Kernaussagen ihres Wahlprogramms waren eine Finanzreform mit gerechter Mittelaufteilung zwischen Bund, Ländern und Gemeinden; die Umschichtung von Militärausgaben zu Leistungen für Soziales und Kultur; die Erziehung der Jugend zu demokratischer Mitverantwortung in Schule und Hochschule; der Abbau des Reformstaus. Speziell in Heidelberg setzte sie sich dafür ein,



Abb. 3: Politische Aktivität 1968 (Foto: privat)

das gespannte Verhältnis zwischen Bevölkerung bzw. Kommunalpolitik und Studentenschaft durch den Austausch von Argumenten zu versachlichen und zu entspannen („Einem ‚heißen Sommer‘ untätig entgegensehen?“)²⁵ – bekanntlich leider vergebens. In der eskalierenden Auseinandersetzung des Jahres 1968 bezog sie – untypisch für eine Frau ihrer Generation – Stellung zugunsten der studentischen Forderungen und Aktionen. Als sie bei ihren Wahlkampfveranstaltungen im „Ziegler-Bräu“ und Demonstrationen auf dem Universitätsplatz die Rhein-Neckar-Zeitung wegen ihrer „einseitigen“ Berichterstattung scharf angriff, kam es zu einer heftigen Kontroverse mit dem RNZ-Herausgeber Hermann Knorr (1897–1976) und dem Lokalredakteur Karl Stauder (1906–1973).²⁶ Für die RNZ war sie hinfort persona non grata. Bei den Landtagswahlen am 28. April 1968 errang sie mit 4 % der Stimmen einen Achtungserfolg; schockierend aber war der dramatische Rechtsruck: Der Heidelberger Kandidat der NPD Dr. Rolf Kosieck erzielte 11,9%, die NPD zog mit 12 Mandaten in den Stuttgarter Landtag ein.²⁷

Vier Jahre nach der Pensionierung zogen Klaus und Liselotte Mugdan 1982 aus privaten Gründen nach Weilheim in Oberbayern. Dort pflegte Klaus seine erkrankte Frau, die schon am 10. September 1989 verstarb. Ihr Mann überlebte sie um fast 14 Jahre.²⁸

Die Biographie von Liselotte Mugdan vermittelt das Bild einer aktiven unangepassten Frau, die an die Politik ihrer Zeit hohe idealistische Maßstäbe anlegte. In streitbarem Nonkonformismus äußerte sie mutig ihre Meinung und hielt kritische Distanz zum jeweils herrschenden politischen System.

Anmerkungen

- 1 GLA RG 260 OMGWB 12/8-3/1 fol. 1. Übersetzung: „Artikel einer jungen Frau aus der Mittelschicht mit Universitätsabschluss, verheiratet mit einem halbarischen Mann. In diesem Artikel nimmt sie eine freundliche, aber kritische Haltung gegenüber der amerikanischen Militärregierung ein – eine Haltung, die sowohl gebildet als auch bezeichnend ist für die Einstellung vieler Personen in Heidelberg, die zur Mittelschicht gehören und eine Universitätsausbildung haben.“ Für die Unterstützung danke ich den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern folgender Archive: Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), Archiv der Rhein-Neckar-Zeitung, Stadtarchiv Heidelberg (StAH) und Universitätsarchiv Heidelberg (UAH). Wertvolle mündliche Hinweise gaben mir dankenswerterweise Dr. Heide Seele, Dr. Frieder Hepp und Dr. Ewald Keßler. Schließlich sei besonders Gabriele Mugdan und Albrecht Mugdan dafür gedankt, dass sie ihre Erinnerungen und Bilder zur Verfügung stellten.
- 2 Das Antwortschreiben von Rothman ist nicht erhalten. Zur DISCC Birgit Pape: Kultureller Neubeginn in Heidelberg und Mannheim 1945–1949, Heidelberg 2000, S. 60–69.
- 3 Friederike Reutter: Heidelberg 1945–1949. Zur politischen Geschichte einer Stadt in der Nachkriegszeit (Buchreihe der Stadt Heidelberg. Bd. 5), Heidelberg 1994, S. 47f., 59–65, 129–132.
- 4 Süddeutsche Mitteilungen. Alliiertes Nachrichtenblatt für die deutsche Zivilbevölkerung. Hg. Die 12. Heeresgruppe. Darin Ferd. Fiedler: Radikale Lösung, in Nr. 11 v. 23.6.1945, S. 4; Kurt Sellins: Für die Muß-Pg's, Friedrich W. Bayer: Und gegen sie, in Nr. 13 v. 7.7.1945, S. 2. Zur Geschichte der „Mitteilungen“ allgemein Pape: Neubeginn (wie Anm. 2), S. 87–96.
- 5 Studentenakte Liselotte Nauber (UAH) und der ihrer Dissertation (s. Anm. 6) beigefügte Lebenslauf aus dem Jahre 1942.
- 6 Liselotte Mugdan: Das Kind in den frühen Erzählungen Adalbert Stifters. Phil. Diss. MS. Heidelberg 1948; Promotionsakten der Philosophischen Fakultät 1947–1948 (UAH H-IV-757/48), Nr. 14 und 15.
- 7 Kandidatenvorstellung, in Heidelberger Tageblatt (HT) v. 27.4.1968, S. 17.
- 8 Klaus Mugdan: Untersuchungen über das wertende Verhalten zum Kunstwerk im frühen Mittelalter. Phil. Diss. MS. Heidelberg 1942 (mit beigefügtem Lebenslauf); Promotionsakten (wie Anm. 6), Nr. 14. Kurzbiographie in Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: *Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten.* Hg. vom Förderkreis Begegnung, Heidelberg 2011, S. 307. Vgl. Albrecht Götz von Olenhusen: Die nichtarischen Studenten an deutschen Hochschulen. Zur nationalsozialistischen Rassenpolitik 1933–1945, in Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Jg. 16, 1966, S. 175–206, hier S. 159ff.
- 9 White list in GLA RG 260 OMGWB 12/8-3/1 fol. 4. Auf der Liste standen u. a. Gerhard Anschütz, Gertrud und Karl Jaspers, Hermann Maas, Oskar Hofheinz, Gustav Radbruch, Otto Regenbogen, Alfred Weber, Marianne Weber. Vgl. Heide Seele: Er förderte die Künstler der Region, in RNZ v. 13.6.2003, S. 8.
- 10 GLA RG 260 OMGWB 12/8-3/1 fol. 1f. Der Text ist in einer maschr. Abschrift der Militärverwaltung erhalten. Für den Abdruck sind Schreibfehler korrigiert sowie Orthographie und Interpunktion angepasst. Hervorhebungen im Text sind einheitlich durch Unterstreichungen wiedergegeben, Ergänzungen und Konjekturen von Textlücken durch eckige Klammern kenntlich gemacht. Das Schreiben ist bisher nicht publiziert oder zitiert mit einer einzigen Ausnahme: Pape, Neubeginn (wie Anm. 2), S. 95f. gibt bei der Darstellung des publizistischen Neubeginns einen kurzen Textauszug (Anhang Abschnitt 7, S. 12f.) wieder, ohne den Namen der Verfasserin zu nennen.
- 11 Zu Charlotte Sultan geb. Römmling (1896–1972), Herbert Friedrich Sultan (1894–1954) und Tochter Barbara Sultan (1925–2002) s. Giovannini, Rink, Moraw: *Erinnern* (wie Anm. 8), S. 411f.
- 12 C.G. Jung äußerte sich nach Kriegsende in einigen Zeitungsinterviews und in dem Aufsatz „Nach der Katastrophe“ (in Schweizer Rundschau N.F. 13/2, Zürich 1945, S. 67–88, abgedr. in ders.: *Gesammelte Werke.* Bd. 10, Solothurn, Düsseldorf 1995, S. 219–244). Er diagnostiziert die „moralische Verwüstung einer ganzen Generation eines Achtzig-Millionen-Volkes“ (S. 225) und analysiert die pathologischen Merkmale der NS-Ideologie und die psychopathische Wirkung Hitlers.

- 13 Klaus Mann: Ein KZ zum Vorzeigen. Übersetzung von: Model City Of Hate. Nazi Cruelty Against The Non-Aryan Was Never More Sinister Than In This Village, in *The Stars and Stripes*, Rom, 3.6.1945, abgedr. in ders.: Auf verlorenem Posten. Aufsätze, Reden, Kritiken 1942–1949. Hg. von Uwe Naumann, Michael Töteberg, Reinbek bei Hamburg 1994, S. 230–234. Klaus Mann besuchte wenige Tage nach der Befreiung das „Vorzeige-KZ“ Theresienstadt, das „Musterghetto“ der NS-Propaganda. Eindrucksvoll schildert er das tatsächliche Leben der Bewohner und die erschütternde Begegnung mit seiner Tante Mimi Mann, der geschiedenen Frau von Heinrich Mann, die dort jahrelang litt.
- 14 Lotte Köhler, Hans Saner (Hgg.): Hannah Arendt/Karl Jaspers. Briefwechsel 1926–1969, München, Zürich 1985, S. 58.
- 15 Ian Kershaw: Das Ende. Kampf bis in den Untergang. NS-Deutschland 1944/45, München 2011, bes. S. 523ff.
- 16 Eine Einführung mit Literaturhinweisen bietet der Sammelband Jürgen C. Heß, Hartmut Lehmann, Volker Sellin (Hgg.): Heidelberg 1945 (Transatlantische Studien. Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Washington DC., Bd. 5), Stuttgart 1996 mit den Aufsätzen von Jürgen C. Heß („Erste Wege durch das Ruinenfeld“, Theodor Heuss und der Neubeginn der liberalen Rhetorik 1945/46, S. 348–386), Klaus von Beyme (Karl Jaspers – vom philosophischen Außenseiter zum Praeceptor Germaniae, S. 130–148) und Eberhard Demm (Alfred Webers „Freier Sozialismus“, S. 329–347). Außerdem Theodor Heuss: Aufzeichnungen 1945–1947. Hg. von Eberhard Pikart, Tübingen 1966, S. 74–90 („Das Ende“ v. 17.5.1945 und „Betrachtungen zur innenpolitischen Lage v. 30.5.1945) und Karl Jaspers: Die Schuldfrage, Heidelberg 1946, S. 31–72. Vgl. dazu Raimund Lammersdorf: Verantwortung und Schuld. Deutsche und amerikanische Antworten auf die Schuldfrage, 1945–1947, in Heinz Bude, Bernd Greiner (Hgg.): Westbindungen. Amerika in der Bundesrepublik, Hamburg 1999, S. 231–256 und Norbert Frei: Von deutscher Erfindungskraft. Oder: Die Kollektivschuldthese in der Nachkriegszeit, in ders.: 1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen, München 2009, S. 159–169.
- 17 Robert Wolfe und Eberhard Demm in Heß, Lehmann, Sellin (Hgg.): Heidelberg (wie Anm. 16), S. 23, 338f. Vgl. Theodor Scharnholtz: Heidelberg und die Besatzungsmacht. Zur Entwicklung der Beziehungen zwischen einer deutschen Kommune und ihrer amerikanischen Garnison (1948/49–1955) (Buchreihe der Stadt Heidelberg. Bd. 10), Heidelberg u.a. 2002, S. 74–76, 89ff. Zur RNZ-Gründung s. Pape: Neubeginn (wie Anm. 2), S. 102–108.
- 18 Frieder Hepp: 1953 und 1961: Die Nachkriegsjubiläen, in Frank Engehausen, Werner Moritz (Hgg.): Die Jubiläen der Universität Heidelberg. Begleitband zur Ausstellung im Universitätsmuseum 19. Oktober 2010 – 19. März 2011 (Archiv und Museum der Universität Heidelberg. Schriften 18), Heidelberg u.a. 2010, S. 79–89, bes. S. 82–85; Klaus Mugdan, Herbert Derwein u. a.: Die Heidelberger Universität. Ausstellung zum Gedächtnis des 150. Jahrestages ihrer Neugründung. Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg. 13. Mai bis 4. Oktober 1953, Heidelberg 1953; Georg Poensgen: Die Ausstellung „Heidelberger Universität“ im Kurpfälzischen Museum, in Ruperto-Carola (Mitteilungen der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg e.V.), Jg. 5, Nr. 11/12, Dezember 1953, S. 27–39.
- 19 Besoldungsakte Liselotte Mugdan (UAH PA 2884); Vorlesungs- und Personalverzeichnis der Universität Heidelberg SS 1954 – SS 1978. Liselotte Mugdan: Die Reformierung der Universität, in Georg Poensgen (Hg.): Ottheinrich. Gedenkschrift zur vierhundertjährigen Wiederkehr seiner Kurfürstenzeit in der Pfalz (1556–1559) (Sonderdruck der Ruperto-Carola), Heidelberg 1956, S. 207–220; dies.: Hans Engelhart. NDB, Bd. 4, Berlin 1959, S. 514; dies.: Jesuiten im Lehrerkollegium der Universität Heidelberg während des 18. Jahrhunderts, in ZGO. Bd. 112, 1964, S. 187–218.
- 20 Dazu die Erinnerungen seines Mitarbeiters Jens Christian Jensen (1958–1970 am Kurpfälzischen Museum) im Gespräch mit Michael Buselmeier am 14.6.2009, in Stadt Heidelberg (Hg.): Erlebte Geschichte erzählt 2005–2010. Michael Buselmeier im Gespräch mit..., Heidelberg 2011, S. 276f.
- 21 RNZ v. 3.7.1961, S. 3. Als Beisitzer wurden gewählt Max M. Sprecher und Moritz Morgenthal, als Kassenwart Helmut Stahl, zum Ehrenpräsidenten Hermann Maas. Vgl. Norbert Giovannini: Die Heidelberger Jüdische Gemeinde 1945–1993, in Geschichte der Juden in Heidelberg (Buchreihe der Stadt Heidelberg, Bd. 6), Heidelberg 1996, S. 576.
- 22 Aus dem Leben eines Gerechten, in RNZ v. 16./17.4.1966, S. 6.

- 23 RNZ v. 2.8.1978, S. 8; RNZ v. 9. und 10./11.1978, S. 3. Vgl. Barbara Löslein: Geschichte der Heidelberger Synagogen (Kunsthistorisches Institut der Universität Heidelberg. Veröffentlichungen zur Heidelberger Altstadt. Hg. Peter Anselm Riedl. H. 26), Heidelberg 1992 urteilt kritisch, „der Platz [sei] zu einer unverbindlichen, parkähnlichen Gedenkstätte mit Brunnen umgestaltet“ (S. 81). Die heutige Form erhielt der Synagogenplatz im Jahr 2004.
- 24 Republikanischer Club Heidelberg e.V. gegründet, in RNZ v. 27.10.1967, S. 4: „Liselotte Mugdan stellte das Ziel des Vereins vor: Der Club soll eine Sammlung der außerparlamentarischen Opposition sein, die jedoch nicht als antiparlamentarisch gesehen werden dürfe. Sie solle ein Gegengewicht zu dem oppositionslosen Zustand im Bundestag und in mehreren Landesparlamenten sein. In die Satzung wurde aufgenommen, daß es Aufgabe des Vereins sei, den Bürgern ein Forum für politische Betätigung und Information zu bieten, die bereit sind für die Grundrechte einzutreten.“ Vgl. Katja Nagel: Die Provinz in Bewegung. Studentenunruhen in Heidelberg 1967–1973 (Buchreihe der Stadt Heidelberg. Bd. 13), Heidelberg u.a. 2009, S. 80–83.
- 25 Das HT räumte den Kandidaten in wechselnder Reihenfolge eine Rubrik auf der Lokalseite ein. Beiträge von L. Mugdan in HT v. 12.3.1968, S. 9; HT v. 21.3.1968, S. 11 (Zitat); HT vom 27.3.1968, S. 9; HT v. 2.4.1968, S. 11; HT v. 8.4.1968, S. 10; HT v. 17.4.1968, S. 11. Vorstellung der Kandidaten, in RNZ v. 25.4.1968, S. 5 und HT v. 27.4.1968, S. 17.
- 26 RNZ v. 23./24. 3.1968, S. 3. Vgl. generell Nagel: Provinz (wie Anm. 24), bes. S. 128ff., 190f.
- 27 RNZ v. 29.4.1968, S. 1–3.
- 28 Heide Seele: Natur und Mensch. Klaus Mugdans Gedichte, in RNZ v. 28./29.12.2002, S. 8; dies.: Er förderte die Künstler der Region, in RNZ v. 13.6.2003, S. 8 (Nachruf zum Tod am 12.6.2003).

Anhang

Liselotte Mugdan an die amerikanische Militärregierung in Heidelberg (Juli 1945)

1. Als vor drei Wochen in den „Süddeutschen Mitteilungen“ die Ankündigung erschien, in der Folge würden Zuschriften aus Leserkreisen, sofern sie sich eigneten, in einer besonderen Spalte abgedruckt, sah ich darin eine Möglichkeit, brennende Tagesfragen in größerem Kreise zur Diskussion zu bringen. Schon nach den ersten Veröffentlichungen solcher „Stimmen aus dem Volke“ war es mir jedoch klar, dass die von mir beabsichtigten „Zuschriften“ auf gar keinen Fall als geeignet betrachtet werden würden – ich bin inzwischen überzeugt, dass sie es tatsächlich nicht sein können, dass aus vielen Gründen Derartiges vorläufig nicht an die Öffentlichkeit gehört, sondern lediglich vor die maßgeblichen Stellen. Denn ich hatte ja keineswegs vor, spontane Bestätigungen der bisher im besetzten Deutschland ergriffenen Maßnahmen zu liefern, sondern eine möglichst objektive kritische Stellung zu ihnen einzunehmen.

Maßnahmen jeder Art werden zu einem bestimmten Zweck ergriffen, entstehen aus einer festliegenden Absicht heraus, also auch die des siegreichen Amerikas im besetzten Deutschland. Selbstverständlich sucht das deutsche Volk diese zu erkennen, denn sie müssen ja maßgebend sein für seine innere und äußere Einstellung zur Besatzungsmacht. Nun zweifle ich zwar keinen Moment daran, dass Amerika – wie sich kürzlich ein amerikanischer Offizier kalt zum Hinweis auf die Gefahr eines grob materialistisch gesehen kommunistischen Chaos in Deutschland äußerte – „genügend Gewehre besitzt, um jede unerwünschte Regung nachdrücklichst zu bekämpfen“, bin aber überzeugt, dass [-1-] // es im Interesse Amerikas liegt einer solchen Entwicklung von Anbeginn jeden Boden zu nehmen. Dass die Gegner Deutschlands erfüllt seien von brutalem Vernichtungswillen – beliebte Nazi-Propaganda-These bis zur letzten Minute – habe ich nie geglaubt und glaube es auch heute nicht. Eben darum entstand die kritische Betrachtung der Dinge und Zustände, wie sie nun folgt.

Deutschland hat den Krieg verloren, hat infolgedessen die siegreiche Macht als Besatzung im Lande aufzunehmen. Es ist nie Sitte gewesen, dass eine Besatzung sich besonders schonend gegen die Besiegten verhält; Deutschland hat alle aus dieser Lage entstehenden Härten als selbstverschuldet hinzunehmen – wobei es noch dankbar sein muss, einen so maßvollen Gegner wie die Amerikaner im Lande zu haben. Das ethische, nicht juristische Recht überhaupt etwas zu bemängeln, gibt ihm Amerika selbst unabsichtlich.

Amerika kommt mit dem Anspruch ins Land, den Nationalsozialismus als unvorstellbare Barbarei zu vernichten, selber durch Abgründe von ihm getrennt zu sein und auf Grund seiner Humanität und Gerechtigkeitsliebe wieder menschenwürdige Verhältnisse im Lande herzustellen. Von alliierter – nicht speziell amerikanischer – Seite wurde die christliche Gesinnung und ein großzügiger Vergebungswille betont, durch den das deutsche Volk nach der Ausrottung des Hitlerismus der Menschheit zurückgegeben werden soll (frei zitiert nach wiederholten Veröffentlichungen in den „Süddeutschen Mitteilungen“).

2. Wie verhält es sich hierzu, wenn amerikanische Soldaten – auf wessen Befehl ist mir unbekannt – von Mahlzeiten übrig gelassene Lebensmittel vernichten? Dass dies geschieht, kann -2- // ich mit Bestimmtheit behaupten vom Hotel „Kaiserhof“ (Neckargemünd, Bahnhofstraße), dem „Schützenhaus“ in Neckargemünd, der früheren dortigen Landwirtschaftsschule und einer American Mess in der Haspelgasse. An diesen Stellen werden Eierkuchen, Gemüse, gebratenes Fleisch, Brot, Speisen aus Dosen sowie Obst entweder in den Mülleimern so mit Müll vermischt, dass sie unbrauchbar sind auch für den Skrupellosesten, oder sie werden auf einen Haufen geschichtet, mit Benzin übergossen und verbrannt. Daneben stehen deutsche Kinder mit hungrigen [Mägen] und sehen staunend auf das Vernichtungswerk. Desgleichen ist ihnen in all den Jahren, da sie täglich Frevel sahen, nicht begegnet. Es ist gewiss zu begreifen, dass die Amerikaner die Deutschen nicht mit ihren Resten füttern wollen; warum aber gibt man sie nicht den Kindern (z.B. auf dem Wege über die Kindergärten), die doch immer und überall die Unschuldigen, die unschuldig Leidenden sind. Will man auch das nicht, so gibt es noch andere Wege der Verwendung. Amerika hat begonnen, in großzügiger Weise verarmten und ausgehungerten Ländern des Kontinents mit Lebensmitteln zu helfen, und schränkt dafür seine eigenen Rationen ein. Warum dann an anderer Stelle so sinnlos vergeuden? Würde hier sorgfältiger gespart, so könnte der Überschuss, so sollte man meinen, jener Hilfsaktion zugute kommen. Und überdies, wie soll man das mutwillige Vernichten von Lebensmitteln gerade in einer Zeit wie die heutige anders als eine Gotteslästerung ansehen? Sprechen nicht auch die Amerikaner die Bitte des christlichen Gebets: Unser tägliches Brot gib uns heute? Es ist ihnen bisher noch immer gewährt worden. -3- //

3. Gerade neben diesem letzten Hinweis fällt wohl der Einwand fort, der hier vielleicht gemacht werden wird: „Es sind ja amerikanische Lebensmittel“. Leider besteht genügend Grund anzunehmen, dass es auch deutsche Lebensmittel sind. Wogegen an sich kein rechtlicher Einspruch erhoben werden dürfte, wenn uns nicht mehrfach gesagt worden wäre, Deutschland könne auf fremde Hilfe nicht rechnen, es müsse sich aus seinem eigenen Lande ernähren und wenn es nur fleißig sei, müsse ihm das nach menschlicher Berechnung auch gelingen. Demgegenüber steht die Tatsache, dass unsere Molkereien täglich eine bestimmte Menge Milch abliefern müssen für amerikanische Truppen, die zur Herstellung von Speiseeis und Schlagsahne verwandt wird. Ich weiß nicht sicher, wie groß die Menge ist; jeder aber weiß, dass seit der amerikanischen Besetzung die Vollmilchration für unsere Kinder zweimal herabgesetzt worden ist, sodass jetzt überhaupt nur noch Kinder bis zu zwei Jahren Vollmilch bekommen, Säuglinge 1,5 l täglich, die 1–3jährigen 1/4 l täglich, was natürlich bei weitem nicht ausreicht. Ich hatte Gelegenheit mich davon zu überzeugen wie im „Schützenhaus“ in Neckargemünd die Dosenmilch in ‚großzügigster‘ Weise für die Amerikaner verwandt wird – warum gibt man nicht wenigstens davon den um ihre Vollmilch verkürzten Kindern, die ohnehin durch diese Maßnahmen auch noch um ihre Butter kommen? Natürlich haben die Nazis auf diesem Gebiet in europäischen Ländern viel Schlimmeres gemacht; wer aber kein Nazi sein will, darf nicht Ähnliches wie sie tun. Und wofür müssen die Kinder büßen? Was das Gemüse betrifft, so wende man nicht ein, wie -4- // das in der Zeitung geschehen ist, es sei aus den Überschussgebieten in die Mangel-

zonen transportiert worden. Denn was für einen Sinn hat eine solche Hilfsmaßnahme, wenn auf der anderen Seite unser Gebiet volle vier Wochen ohne Gemüse bleibt? Und das hat jede Hausfrau, jeder Einwohner selbst mit aller wünschenswerten Deutlichkeit gespürt.

4. Die Amerikaner versprachen uns seit Jahren schon Befreiung vom Nazijoch, Gerechtigkeit, Gleichheit aller. In vieler Hinsicht spüren wir dankbar und erlöst die neue, freie Luft; dennoch kommen Fälle vor, die so krass sind, dass man sie kaum glauben kann. Ich meine die Beschlagnahmung von deutschen Häusern für amerikanisches Militär. Selbstverständlich soll generell dagegen nichts gesagt werden; es ist dies eine unerlässliche Notwendigkeit. Dass es unmöglich ist, bei einer Beschlagnahmung für nur „kurze Zeit“ die Häuser irgendwie auszuwählen in Bezug auf ihre Bewohner, ist gleichfalls selbstverständlich. Nicht einzusehen ist jedoch folgender Fall: Wenige Tage nach der Besetzung Heidelbergs wurde das Haus Bergstraße 46 beschlagnahmt. Im Hintergebäude dieses Hauses wohnte Frau Sultan mit ihrer 79-jährigen Mutter; auch sie musste unter Mitnahme nur des Notwendigen räumen. Zunächst waren Soldaten in der Wohnung, nach kurzer Zeit aber nur noch einige Polenmädchen, die die in der Wohnung verbliebene Wäsche und Kleidung dazu benutzten, sie gegen Obst einzutauschen. Zu dieser Zeit unternahm Frau Sultan Schritte beim Military Government, die jedoch wirkungslos blieben, obgleich sie die besonderen Umstände ihrer Lage angab. Sie ist die Gattin eines jüdischen Mathematikers und Nationalökonomens, der 1938 nach England flüchtete. Die „halb-arische“, jetzt 20-jährige Tochter kam für fünf Jahre in ein Internat -5- // für jüdische und halbjüdische Kinder in Holland – aus Sicherheitsgründen. Frau Sultan blieb zu Schutz und Pflege ihrer alten Mutter in Deutschland und erwarb ihren und ihrer Tochter Lebensunterhalt durch Unterrichten. Da sie sich von ihrem Manne nicht scheiden lassen wollte, hatte sie in den Jahren bis 1945 Schwierigkeiten mit der Behörde und mit dem Hausbesitzer Gross, der keine „Juden“ im Hause haben wollte und ihr wiederholt die Wohnung kündigte. In all diesen Schwierigkeiten hat sich Frau Sultan unerschrocken behauptet, nie – auch in den Zeiten der größten deutschen Erfolge nicht – an dem Sieg der Alliierten gezweifelt und immer auf die Befreiung gehofft. Nun hat sie Wohnung und den größten Teil ihres Eigentums auf unabsehbare Zeit verloren; hat zuerst mit ihrer kranken Mutter Unterschlupf gefunden bei einer befreundeten Familie, wo Frau und Sohn von der Gestapo verschleppt worden waren. Als diese aus Theresienstadt zurückkehrten, musste Frau Sultan den Platz räumen, zog nach Neckargemünd in den „Kaiserhof“, musste auch hier den Amerikanern kurz darauf Platz machen und fand dann Aufnahme mit ihrer kranken Mutter im Sanatorium „Kümmelbacher Hof“, darf dort aber nur bis zum 20. 7. 45 bleiben. Das weitere ist bis jetzt noch unbekannt. Durch diese unstete Lebensweise ist sie übrigens auch finanziell schwer geschädigt, da das Unterrichten unter diesen Umständen natürlich mehr als problematisch ist, was umso schwerwiegender ist, da ihr Vermögen 1941 von der Gestapo beschlagnahmt wurde. Mit welchem Recht – so fragt man sich – verfügen jene Polenmädchen über Heim und Eigentum dieser Frau? Haben sie sich nicht genauso ohnmächtig der brutalen Gewalt fügen müssen wie wir Deutsche? Wer wollte sagen, auf welcher Seite das -6- // erlittene Unrecht größer ist? Die Mädchen haben – um es auf eine Formel zu bringen – einige Jahre ihres Lebens verloren.

Frau Sultan hat zu ihrem eigenen auch das ihres Mannes und die ihrer Kinder verloren. Warum verhält sich das M[ilitary] G[overnment] solchen Fällen gegenüber ablehnend – ist es „desinteressiert“?

5. Ein äußerst problematischer Punkt ist die Einstellung der Amerikaner gegenüber allen Parteigenossen. Man will das Nazitum in Deutschland radikal ausrotten und meint, ein sicherer Weg dafür sei, ausnahmslos alle Parteigenossen auszuschalten. Nun ist Parteimitgliedschaft etwas in höchstem Grade Belastendes; wer aber die Verhältnisse im Deutschland der letzten Jahre kennt, weiß genau, dass es verfehlt ist, sie allgemein als Kriterium der Gesinnung zu nehmen – verfehlt nach zwei Seiten: insofern als jemand trotz Parteimitgliedschaft ein achtbarer, brauchbarer Mensch sein kann, andererseits unter den Nichtmitgliedern vielfach schädlichste Stützen der „nationalsozialistischen Ideen“ zu finden sind, insbesondere unter der Landbevölkerung und – unter den Frauen. Im ersteren Falle denke ich an den großen Stab der älteren Beamten, vor allem in der Verwaltung, und komme damit auf das fatale Kapitel der sogen. „Muss-Parteigenossen“. Wer übrigens eifrigst bemüht ist, seine Zwangsmitgliedschaft – wie das jetzt leider oft geschieht – zu belegen, hat allein damit seine charakterliche Beschaffenheit dargetan. Im Ganzen führt diese Frage auf schwierigste psychologische Probleme, von denen hier nur folgendes angedeutet werden kann: Jene älteren Beamten der Verwaltung – denjenigen in geistigen Berufen muss eine größere Selbständigkeit des Denkens und ein stärkeres Gefühl ihrer Verantwortung zur Pflicht gemacht werden – sind vielfach unpolitische, einfache, ihrer Natur nach inaktive und von ihrer Berufsarbeit gänzlich ausgefüllte Menschen. Eine Regierung -7- // ist für sie eine Institution, der man sich fügen muss – „Revolution machen“ liegt einfach außerhalb ihres bürgerlichen Gesichtskreises. Bei den innerpolitischen Verhältnissen, wie sie sich seit 1933 in Deutschland entwickelt haben, ist es einfach unmöglich, von diesen Menschen ein richtiges Urteil zu erwarten – umso weniger, als offenbar das gesamte Ausland dieses nicht gehabt hat vor 1939. Denn bis dahin war die Hitlerregierung überall in der politischen Welt diplomatisch anerkannt und verhandlungsfähig; sollte man trotzdem gewusst haben, mit wem man es zu tun hat, so ist es nicht zu begreifen, weshalb das Ausland nicht etwa früher den Krieg erklärt hätte – der sollte ja nach Kräften vermieden werden – aber die diplomatischen Beziehungen abgebrochen. Eine solche geschlossene Aktion der gesamten politischen Welt hätte auf jeden Fall das deutsche Volk ungeheuer beeindruckt müssen. Aber man fügte sich Hitler so lange es ging – und ebenso tat es ein großer Teil jener Beamten und trat „auf Befehl“ in die Partei ein, weil es eben verlangt wurde, und tat seine Arbeit genauso brav und gewissenhaft wie bisher, wie sie es auch jetzt weiter tun werden. Die Arbeit, der Beruf ist eben für sie das Zentrum, das Sinngebende ihres Lebens. Diese Menschen für ihre nichts weiter als eine Formsache zu bewertende Parteizugehörigkeit durch Ausschalten aus ihrer Arbeit „strafen“ zu wollen, dürfte schwerlich „gerecht“ sein. Zudem – wie sollen sie, die Eingearbeiteten, Erfahrenen, jetzt in diesem Moment durch gleichwertige Kräfte ersetzt werden? Hier ein paar PG's in ihrer Arbeit zu belassen, wird gewiss für die innere und äußere Gestaltung der neuen Verhältnisse weniger „gefährlich“ sein, als ihre Arbeitsplätze offen zu lassen oder durch Unerfahrene zu besetzen. Man rede ihnen ins Gewissen, stelle ihnen den wahren -8- // Sachverhalt vor Augen –

wozu freilich bis jetzt noch das geeignete Organ fehlt – und sie werden getreulich ihre Pflicht bis ins Alter tun. Ganz ähnlich liegt die Sache bei vielen der Jungen, die durch Verfügung, ohne eigene Entscheidung, in einem bestimmten Alter aus den Jugendorganisationen in die Partei übernommen wurden. Wer in der Welt der politischen Führer weiß im übrigen nicht, dass die Masse charakterlos und unselbständig ist überall auf der Welt, dass sie nachplappert, was ihr aus irgendwelchen, meist recht materialistischen Gründen einleuchtet, dass sie zum Guten ebenso wie zum Bösen blind folgt, je nachdem, welche Instinkte in ihr geweckt werden. Die Nationalsozialisten verstanden dieses „Metier“ der Köderung und Lenkung der Massen vorzüglich und hatten zudem neben der psychologischen Geschicklichkeit das Bestechungsmittel der durch den ungesunden Rüstungsaufbau künstlich erzeugten wirtschaftlichen Scheinblüte von 1936 an etwa, die vielen seit dem Weltkrieg in bedrückten finanziellen Verhältnissen lebenden Familien zum ersten Male eine größere Bewegungsfreiheit und etwas Großzügigkeit im Lebensstil ermöglichte. Man nenne mir eine Nation der Erde, deren einfache und primitivere Schichten die wahre Bedeutung dieses Scheinaufstiegs rechtzeitig erkannt und nicht zufrieden hingenommen hätte. Man hüte sich doch, die Schwäche des einen heute allzu scharf zu verurteilen, die morgen schon in irgendeinem anderen Lager auch auftreten könnte. Sie ist zu sehr allgemein menschlich. Das „Volk“ wird ja immer und überall zu dem, was seine jeweiligen Leiter aus ihm machen – wie es auch immer das am meisten betroffene Opfer seiner falschen Führer ist. Man gebe ihm energische, erfahrene Leiter und gute, gesunde Ideen, so wird es willig den Weg der Arbeit und des Friedens beschreiten. -9- //

Um zu der Frage der „Parteigenossen“ zurückzukehren: Mir ist ein früherer Heidelberger Gymnasialdirektor bekannt gewesen, der (mit vollstem Recht) anti-nationalsozialistischer Gesinnungen verdächtigt wurde und schließlich seinen „guten Willen“ bezeugen sollte durch Eintritt in die Partei, andernfalls ihm sein Amt entzogen werden sollte. Sollte er seine Schule, das in seinem Geiste geleitete Werk den Händen eines Nazi überlassen, der ja gerade an dieser Stelle, wo es sich um Erziehung und Führung der Jugend handelte, so unendlich viel verderben konnte? Ist er weil er das Opfer brachte, um der Aufgabe willen äußerlich nachzugeben, heute ein verdammenswerter „Pg“? Übrigens: Er lebt nicht mehr, aber er ist nicht der einzige, der sich in der Lage sah, durch einen solchen Kompromiss etwas Wertvolles vor dem Zugriff der Partei, der Nazis bewahren zu können. Diese herauszufinden, ohne sich durch ein nachträgliches umgehängtes „Märtyrer-Mäntelchen“ täuschen zu lassen, ist ebenso schwierig wie festzustellen, wo das Besetzen eines Hauses auf längere Dauer zu einer unangebrachten Härte führen könnte. Hier stellt sich uns ein weiteres Problem dar.

6. Den Augiasstall des Nazi-Deutschlands mit aller gebotenen Umsicht, Gründlichkeit und Gerechtigkeit zu reinigen ist eine Aufgabe, die gerade wegen der damit verbundenen Widerwärtigkeit kaum den Besatzungsmächten zugemutet werden kann. Sollen aber Umsicht und Gerechtigkeit nicht außer Acht gelassen werden, so ist die Hinzuziehung deutscher Kräfte geradezu unerlässlich. Es müssten Deutsche da sein, die bei den genannten und noch verschiedenen innerdeutschen Belangen auf Grund ihrer Einsicht und Kenntnis eine Art von „beratender Funktion“ ausüben dürften. Stattdessen wird hermetische Abschließung gegen alles Deutsche -10- // befohlen und

praktisch durchgeführt – woraus folgt, dass eben [auf] vielen Gebieten überhaupt nichts geschieht – „bis der Nationalsozialismus im deutschen Volke ausgerottet ist“ (Proklamation von Montgomery). Einige Fragen dazu: Wie will man erkennen, ob das deutsche Volk noch nationalsozialistisch infiziert ist oder nicht, wenn man ängstlich jede Berührung mit ihm meidet? Warum unterschätzt man überdies den psychologischen Einfluss des freiheitsgewohnten, sportlich disziplinierten, gesunden amerikanischen Menschen auf die so unselbständig gewordenen, verkrampften Deutschen, da doch das Beispiel das beste Erziehungsmittel ist – etwa weil es mit dem Helfenwollen gar nicht so ernst ist? Die Folge solchen Vorgehens ist, dass nur ein Teil der deutschen Bevölkerung in Beziehung zu amerikanischen Soldaten gerät: jener Teil der Weiblichkeit, die nicht eben der erfreulichste ist. Von daher machen sich dann die Amerikaner ein Bild von den Deutschen zu dem, was sie in der KZ-Propaganda noch von uns hören. Alles was von den Deutschen etwa noch einen guten Eindruck machen könnte, wird vor der Welt sorgfältig verborgen. Das hat seine Wirkungen nach beiden Seiten, und eines Tages wird man nicht gerade erfreut über sie sein. Und doch könnte es auch anders gemacht werden.

Man sucht die Hitleranhänger heraus und isoliert sie – das ist notwendig und vordringlich. Aber dies allein ist eben nur die negative Seite, und man sollte meinen, dass es möglich wäre zugleich Schritte in positiver Richtung zu tun, falls man nämlich wirklich an zuverlässigen und brauchbaren Kräften aus den Reihen der Deutschen interessiert ist. Es ist anzunehmen, dass in jeder Stadt wenigstens ein oder zwei Deutsche vorhanden sind, die das Vertrauen der Amerikaner haben. Von diesen ausgehend, -11- // müssten sich weitere finden lassen, etwa durch folgendes System: Jeder, der von ihnen als absolut einwandfrei genannt wird, muss – außer schriftlichen Belegen – eine gewisse Anzahl Zeugen nennen, die durch Unterschriften für seine Zuverlässigkeit bürgen und die Wahrheit seiner Angaben bürgen. Legt man nach diesen Zeugnissen eine Kartei über alle zur Diskussion stehenden Leuten an, so würde sich gerade in einer kleinen Stadt wie Heidelberg sehr bald zeigen, dass immer die gleichen Namen auftauchen, und so könnte man mit einem geringen Aufwand an Zeit und Mühe einen Stab von Mitarbeitern entstehen lassen, der nach Fähigkeiten und Kenntnissen eingesetzt werden könnte. Diese in einem dichten Kontrollsystem zusammenzufassen, dürfte für die Besatzungsbehörden bei weitem nicht so schwierig sein, als wenn alles bei ihnen liegt.

7. Ein Punkt, an dem man sich vor allem auch deutsche Mitarbeiter wünschen möchte, ist die Zeitung. Denn Deutsche, die miterlebt haben, wie in den vergangenen Jahren die Zeitung das Organ war, ein Netz von Lügen über das deutsche Volk zu spannen, das eigene Denken abzutöten und Wahnideen in gleisnerischem Gewande aufzupropfen, wissen am besten, was jetzt Not tut, um zur Besinnung zu führen. Leider sind dazu die „Süddeutschen Mitteilungen“ in ihrer bisherigen Form nicht geeignet. Und die Zeitung ist in dieser Hinsicht so überaus wichtig, weil sie sich nicht wie Schule, Unterricht und Theater etc. nur an gewisse Gruppen in der Bevölkerung richtet, sondern an die Gesamtheit. Eben diese Gesamtheit darf aber unter keinen Umständen – vorausgesetzt selbstverständlich, dass jemand da ist, der wirkliches Interesse an ihrer geistigen Umbildung hat – wie in den vergangenen Jahren als hirn- und gedanken-

lose Masse behandelt werden, sondern nur als Masse, die geistig geführt werden muss – wozu auch nur der kleinste Ansatz bisher fehlt. Eben das Fehlen jeder Kritik jeder Auseinandersetzungsmöglichkeit ist es, was in der Zeitung einen so fatalen „nazihaften“ Eindruck erweckt. Abgesehen von den sachlichen Nachrichten über das Kriegsgeschehen bewegt sie sich kaum über die Grenzen der engsten Umwelt unserer hiesigen Bevölkerung und ihrer materiellen Interessen hinaus. Nicht nur, dass sie über die Ereignisse in der übrigen Welt fast nichts oder nichts von Belang berichtet – es fehlt auch jedes tiefere, zum Nachdenken anreizende Eingehen auf Gegenwartsfragen. Ein Volk, das 13 Jahre unter Propaganda übelster Sorte gelitten hat – bewusst oder unbewusst, spricht nicht mehr auf eine Propaganda auch zu besseren Zwecken an. Sachlich überzeugende Berichte – wie etwa der ausgezeichnete über Theresienstadt von Klaus Mann in den „Stars and Stripes“, der viel mehr vor deutsche als vor amerikanische Leser gehört – ruhige Vorstellungen und Auseinandersetzungen würden im Verein mit der deutlichen Sprache der Gegenwartstatsachen – die interpretiert werden sollten – eine viel nachhaltigere und segensreichere Wirkung ausüben als die „spontanen Zustimmungen aus dem Volke“, die in der Spalte „Freies Wort“ veröffentlicht werden (Wie gut kennen wir das aus Zeiten, da uns bis zum Überdruß immer wieder „bewiesen“ wurde, wie zufrieden das „Volk“ mit den Bestimmungen seiner Machthaber sei.) und als die propagandistisch aufgezogenen laut schreienden „Beweise“ von Deutschlands Schuld.

8. Eines der peinlichsten Kapitel ist auf diesem Gebiete die KZ-Propaganda. Was damit den Deutschen vorgesetzt wird, ist aufs Haar nichts anderes, als was sie seit Jahren schon vorgesetzt bekommen als ein langsam wirkendes Gift – freilich heute mit anderer Unterschrift. Wenn das so bleibt, darf sich auch Herr Prof. C. G. Jung nicht wundern, dass bei den Deutschen „in ihren Träumen die ausgesprochene Nazi-psychologie mit all ihren Gewalttätigkeiten und Grausamkeiten lebendig bleibt“ – und bleiben wird. Wovon soll jemand denn träumen als von dem, das er täglich hört und sieht, umso eher, je empfindlicher er diese Eindrücke registriert, je quälender sie seine Seele belasten? Jungs Worte können nur das eine meinen – und das dürfte gerechterweise etwas klarer zu erkennen sein, dass ob Nazi oder nicht, das gesamte deutsche Volk in den vergangenen Jahren krank geworden ist in seiner Seele, weil es von einer unvorstellbaren Masse solcher entsetzlichen Eindrücke vergiftet worden ist. Und zwar auf verschiedene Weise: die einen, die aktiv Beteiligten, sind roh und tierisch geworden; für die Ablehnenden gab es zwei Reaktionsweisen: tiefstes, verzweiflungsvollstes Leiden darunter zu jeder Stunde bis zu einem Grad, der zur seelischen Zerrüttung und Selbstmord treibt – oder aus instinktivem Selbsterhaltungstrieb ein Abwenden davon, ein heimliches Nicht-mehr-glauben-Können, ein Abstumpfen schließlich, weil die Fassungskraft erschöpft war – auch dies eine schwere seelische Krankheit, der der größte Teil des deutschen Volkes verfallen ist. Die besondere Art der KZ-Propaganda, wie sie jetzt betrieben wird, bringt es mit sich, dass gerade aus diesen Kreisen oft Einwendungen kommen wie: Das habe ich nicht gewusst, oder: ja mein Gott – was ist denn alles während eines Bombenangriffs auf unsere Städte geschehen... Die Deutschen sind seelisch zu sehr erlahmt, um die Bedeutung der KZ-Anklagen mit klarem Bewusstsein voll erkennen zu können. Es müsste ihnen sachlich auseinandergesetzt werden,

wieso sie an Dingen Schuld tragen, die sie weder gewünscht noch befohlen noch selber ausgeführt haben – und damit sind wir bei der berüchtigten Schuldfrage. -14- //

9. Sie gliedert sich in zwei Teile: Einmal ist sie leicht zu beantworten: Schuld, unermessliche große, tragen die politischen und „geistigen“ Führer des nationalsozialistischen Deutschlands, tragen die Befehlshaber der Wehrmacht, die entweder die Verbrechen unterstützt, selbst ausgeführt oder doch nichts dagegen getan haben, obwohl sie in Deutschland ziemlich die einzigen waren, die Machtmittel und Kenntnis der Dinge zur Organisation [von Widerstand gehabt hätten. Schuld außer den Mitgliedern] der SS (abgesehen von den zwangsweise eingezogenen) und der Gestapo tragen weite Kreise der Großindustriellen und Wirtschaftsleiter, die an dieser „Unternehmung“ Geld verdienten und sich und ihre Produktion in ihren Dienst stellten.

Daneben steht der wesentlich kompliziertere Begriff der Kollektivschuld, der zunächst einmal nach seiner Bedeutung klargestellt werden müsste. Man kann darunter verstehen, dass die Gegner des Systems nicht mit lautem Protest an die Öffentlichkeit gedrungen sind – weil sie wussten, sie würden es mit dem Leben bezahlen. Also schwiegen sie – aus Feigheit? – und wurden schuldig durch dieses Geschehenlassen. Darin aber erschöpft sich der Begriff „Kollektivschuld“ kaum. Jede Bestrebung irgendwelcher Art braucht ihren Boden, auf dem sie gedeihen kann; folglich muss im deutschen Volke, obgleich es zu keiner Zeit in seiner Gesamtheit „Ja“ gesagt hat zum Nationalsozialismus, dennoch eine gewisse seelisch-geistige Disposition bestanden haben, die seinen 13jährigen Bestand ermöglichte. (Dass diese Disposition keine restlos günstige gewesen ist, beweist der Untergang des Nationalsozialismus mindestens zu einem gewissen Teil.) Woher diese Disposition kam, wage ich nicht zu bestimmen; man müsste wohl die geistige und politische Entwicklung seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts heranziehen, den Historismus und Materialismus in seinen Konsequenzen, die Haltung und Entwicklung der -15- // Kirche und ihren Einfluss, den Versailler Friedensschluss und die für Deutschland daraus resultierenden Folgen eingehend betrachten – genug die Disposition bestand, die Tatsachen beweisen es, trotz des Widerstands gewisser Kreise. Wäre dieser Widerstand in jedem einzelnen anders geartet gewesen, so hätte er, dem kann man sich nicht verschließen, einen Grad erreichen können, der mit der Notwendigkeit eines Naturvorganges zu einem Zusammenschluss der einzelnen und zu einem offenen Ausbruch geführt hätte – ungeachtet der Unsicherheit des Erfolges. Dass er diesen Grad nicht erreichte, ist die Kollektivschuld, zu der sich manche schon seit Jahren bekennen und die wir ja nun auch ausnahmslos büßen müssen, so schicksalsmäßig büßen müssen, wie sie über uns gekommen ist. Damit ist angedeutet, diese Schuld – nicht die tatsächliche, nachweis- und greifbare der einzelnen Taten – entziehe sich der Verurteilung und Bestrafung durch Menschen. Deutschlands Unglück ist so groß, dass es – unabhängig davon wie sanft oder unsanft man es jetzt behandelt – auf Jahrhunderte hinaus schwerstens geschlagen ist. Darum sollten seine Gegner diese Schuld menschlich betrachten, als eine furchtbare allgemeine menschliche Möglichkeit – nicht vom hohen Richtersthule eigener Untadeligkeit; denn was ist in den letzten Jahrzehnten im bolschewistischen Russland geschehen (noch vor gar nicht langer Zeit war die Welt voll vom Geschrei über die dortigen Gräueltaten – viele Deutsche wissen von dem Grauen-

haftesten, das deutschen Kriegsgefangenen sowohl in russischen als auch in französischen Lagern widerfahren ist), was geschah während der französischen Revolution in Frankreich, als eine ganze Menschenklasse vernichtet wurde, was z. Zt. der Inquisition in den spanischen Ländern, z. Zt. der Renaissance in Italien? – um nur einige Beispiele aus der Geschichte zu nennen. Es geht nicht an und untergräbt zudem die ethische Stellung der Besatzungsmächte im deutschen Volk und ihren Einfluss, dass der Chor der Völker jetzt „kreuzige“ ruft über das ganze deutsche Volk wegen „unvorstellbarer nie da gewesener Gräueltat“, die es begangen habe, während jedes Kind in der Schule sieht, dass die Geschichte der Menschheit eine einzige Kette von Willkürakten und Grausamkeiten ist von denen kein Volk zu jeder Zeit freigesprochen werden kann. Es ist weniger christlich, in Bausch und Bogen zu verdammern, als – wenn man sich besser weiß – mit der eigenen moralischen Kraft zu heilen zu versuchen, und es ist vollends unchristlich und außerdem nicht sehr weise, Unrecht mit Unrecht zu vergelten. Das ist das uralte Übel der Welt: Sie weiß immer noch nicht, dass Böses nicht durch Böses gutgemacht werden kann. Unrecht aber ist es, alle Deutschen jetzt in den Augen der Welt zu verruchten Nazis zu stempeln, wie das in den Zeitungen, Rundfunksendungen und anderen Veröffentlichungen geschieht. Es wurde schon gesagt, dass es für den einfachen Menschen unmöglich war, den Sachverhalt richtig zu erkennen. Vieles wurde mit der größten Sorgfalt geheim gehalten, so dass nur die unmittelbar Betroffenen davon Kenntnis erhalten konnten. Was gerüchteweise durchsickerte, wurde eben gerade wegen der unvorstellbaren Scheußlichkeit nicht recht geglaubt. Wer weiß sich in ähnlicher Situation frei solcher Schwäche? Wusste denn das amerikanische Volk, was in den Wohngebieten deutscher Städte an Grauenhaftem geschah, wenn die Bombenteppiche alliierter Flieger auf sie herunter gingen? Und wenn sie es wussten, haben sie es dann noch gebilligt? Ein amerikanischer Soldat antwortete mir darauf mit „ja“ – und seither hat mein Glaube an die Humanität des amerikanischen Volkes einen beträchtlichen Stoß erhalten. Die vielgenannte „militärische Notwendigkeit“ kann doch kein genügender Vorwand sein, um z.B. 1943 in Hamburg in 6 Angriffsstunden 250–300 000 Menschen auf die entsetzlichste Weise ums Leben zu bringen, oder in Darmstadt 1944 in einer Nacht ein Drittel der Bevölkerung, 40 000, und in Würzburg einige Wochen vor der Besetzung ungezählte Tausende, in Dresden noch 1945 in wenigen Stunden 300 000 – die Liste ließe sich endlos verlängern. Man wende nicht ein, beim Bombardement militärischer Ziele sei es unvermeidbar, dass auch Zivilisten betroffen werden. Das systematische Legen von Bombenteppichen galt nicht rein militärischen Zielen, und die Wohngebiete von Hamburg, Darmstadt, Würzburg (!), Freiburg. i. B., Dresden usw. sind keine militärischen Ziele. Zweckmäßiger als die Bevölkerung zu „terrorisieren“ und sie zum Widerstand gegen die Kriegstreiber zu reizen – zwei Jahre Bombenkrieg sollten genügt haben um zu zeigen, dass zu diesem Zeitpunkt die Bevölkerung bereits so dumpf und stumpf geworden war, dass sie nur noch stillschweigend erliden konnte, nicht aber zu irgendwelcher Aktivität mehr fähig war; Frankreich hat ja auch die Alliierten gebraucht – zweckmäßiger, will auch dem Nichtfachmann scheinen, wäre das systematische Zerstören von Rüstungsindustrie und Eisenbahn von Anfang an gewesen. Stattdessen konnte man noch 1945 unbehel-

ligt von Heidelberg nach Hamburg und Berlin fahren, und die IG. Farben in Mannheim arbeiteten immer noch. Aber die deutschen Städte waren zerstört, und Hunderttausende, Millionen ums Leben gekommen. Das wird nicht leicht vergessen – und eine Rechtfertigung haben wir bis jetzt -18- // noch nicht gehört. Wollte man etwa den Bombenkrieg damit begründen, Deutschland habe 1940 damit angefangen, so stünde das auf genau derselben ethischen Stufe wie „Unrecht mit Unrecht vergelten“ oder als wenn Deutschland die Nazi-Gräuel mit dem Hinweis entkräften wollte, da und dort sei ja nichts Besseres geschehen – was man nicht zulassen würde und was auch vor einem objektiven Urteil nicht gelten kann.

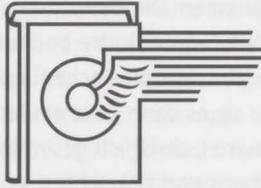
Die deutschen noch überlebenden Gegner des Hitlerismus sind jetzt in der fatalen Lage, sich quasi entschuldigen zu müssen, dass sie nicht im KZ gegessen und nicht von der SS umgebracht worden sind. Was hätte das genützt? Sie wären heute bei den Alliierten ebenso verschollen, wie die es sind, die dieses Schicksal täglich erlitten haben. Man übersieht in der KZ-Propaganda völlig, dass die beispiellosen Grausamkeiten, die an Polen, Russen, Franzosen, Juden, Serben usw. begangen wurden, zuerst und bis zur letzten Minute auch an den Deutschen verübt wurden, an den politischen Gegnern. Die KZ, die jetzt von Alliierten entdeckt werden, sollten nicht nur Beweise sein für die deutsche Schuld, sondern auch für den Kampf gegen Hitler und für seine Härte. Warum wird diese Seite in der Geschichte des Nationalsozialismus unterschlagen, warum werden der 20. Juli 1944 und die Tat der Münchener Studenten von 1943 und die Opfer dieser Versuche eines Widerstandes verschwiegen, statt als Zeichen dafür gewertet zu werden, dass es tatsächlich in Deutschland auch andere Elemente als nur Nazis gab? Fürchtet man, es könnte den Schimmer eines helleren Lichtes auf dieses verfernte Volk werfen? Es hat in den ganzen Jahren ein Kleinkrieg bestanden, von dem das Ausland keinen Begriff hat. Ganze Gruppen von Leuten waren nahezu ausschließlich damit beschäftigt, Opposition zu treiben, durch Abhören ausländischer Nachrichten -19- // und ihre Verbreitung (worauf bekanntlich Todesstrafe stand), durch Entziehen vom Militärdienst und von der seit 1943 geltenden Arbeitspflicht, durch Verbergen und Fortschaffen von Juden und anderen politisch Verfolgten, durch Sabotage größten Stils in der Wirtschaft (zu allem kann ich praktische Beispiele nennen). Es gab ganze Cliquen, die bis über die Ohren in der Illegalität steckten und jahrelang in dem Gefühl lebten, die Gestapo auf den Fersen zu haben. Manche waren unvorsichtig und wurden erwischt – dann war es aus; andere waren klüger und konnten ihre Arbeit fortsetzen, woraus folgt, dass nicht jeder KZ-Insasse kühner und mutiger gewesen ist als jeder, der nicht darin saß. Es war auch Glücksache. Ohne Überheblichkeit darf gesagt werden, dass dieser Kampf auch sein Scherflein zur Beendigung des Krieges beigetragen hat.

Zum organisierten Widerstand großen Stils – den zu wecken auch ein Vorwand für die Anwendung des Bombenkrieges auf die Zivilbevölkerung sein soll – wäre zu sagen: Jeder, der das Hitler-Deutschland miterlebt hat, weiß, dass das Unternehmen etwa dem gleichgekommen wäre, als wenn wir jetzt versuchen wollten die Besatzungsmächte aus Deutschland zu vertreiben. Wir waren damals genau so waffenlos, wie wir es heute alle sind. Was soll eine waffenlose gegen eine bis an die Zähne gerüstete militärische Macht ausrichten? Jeder Einsichtige weiß auch, dass die damaligen Macht-

haber hemmungslos genug waren, restlos alles, was unbequem wurde, „umzulegen“, und zählten sie auch nach Millionen. Die Gewalt dazu hatten sie sich rechtzeitig gesichert. Offener Widerstand aller Gegner hätte bedeutet, dass praktisch nur die Nazis übrig geblieben wären. Das hätte zwar die Rache für die Alliierten außerordentlich vereinfacht dadurch, dass -20- // sie es dann ganz eindeutig nur noch mit Verbrechern zu tun gehabt hätten – ein humaner, christlich gesinnter Gegner kann wohl eine solche Lösung schwerlich als wünschenswert betrachten. Wir aber wollten nicht untergehen, wollten nicht Opfer der Nazi-Henker werden, wollten sie überleben und in der neuen Zeit etwas Positives zum Wiederaufbau leisten; denn wir sind jung und haben fast unser ganzes bewusstes Leben unter Nazidruck und -einengung zugebracht. Ob diese unsere Einstellung richtig war, würde erst von unserer Leistung zu beurteilen sein, die zu vollbringen man uns in den neuen Verhältnissen Gelegenheit geben sollte. Vielleicht hatten jene Münchener Studenten Recht, die für ihre Gesinnung offen eintraten und mit dem Leben bezahlten – dafür heute aber auch nichts mehr für den Neuaufbau des wahren geistigen Deutschland tun können, an dessen Lebensfähigkeit wir glauben. Wir haben die „Feinde“ Deutschlands mit Vertrauen und Hoffnung erwartet, die mit dem Anspruch ins Land kamen, uns vom Hitler-Joch zu befreien. Müssen wir für diese Befreiung bezahlen damit, dass wir nun alle ausnahmslos „Nazis“ sind, verfemt, moralisch vernichtet vor der ganzen Welt? Und doch wollen wir nichts weiter als geistigen Raum, in dem wir uns beweisen können.

Entsetzlich schwer ist es, die Niederlage solchen Ausmaßes zu ertragen, aber es mag auch nicht leicht sein, Sieger in einem solchen Lande zu sein; denn der Sieg bringt nicht nur Rechte, sondern auch – für ein menschlich gebildetes Volk – Verantwortung für den Besiegten. Will Amerika diese Verantwortung nicht anerkennen – hinter der außerdem noch der Riesenkomplex der Bolschewisierung ganz Europas steht, so ist all unser Bemühen nutzlos, dann gibt es nur noch den völligen Untergang. Bekennt es sich aber dazu und handelt danach, so wird es eine nicht geringe Anzahl arbeits- -21- // freudigster Hilfskräfte aus den Reihen der Deutschen gewinnen und die Genugtuung erleben, ein Volk aus tiefster Verwirrung auf die Höhen wahrer menschlicher Kultur zurückführen zu können.

(signed) Liselotte Mugdan



KARL SCHMITT & CO. KG BAHNHOFSBUCHHANDLUNGEN

seit 1841

Buchhandlung Schmitt & Hahn in Heidelberg Hauptstraße 8 und Brückenstraße 4

Presse + Buch im Hauptbahnhof Heidelberg und in

Bad Kissingen | Bad Krozingen | Bad Rappenau | Bad Sä-
ckingen | Baden-Baden-Oos | Basel | Bruchsal | Bühl/Baden
Donaueschingen | Eberbach | Eisenach | Emmendingen
Erfurt | Frankfurt | Freiburg | Friedrichshafen | Gaggenau
Gemünden | Gera | Gießen | Göttingen | Gunzenhausen | In-
golstadt | Karlsruhe | Kassel | Kehl | Konstanz | Lindau | Mann-
heim | Mosbach | Neckarelz | Neustadt | Nürnberg | Offenburg
Passau | Plattling | Plauen | Pforzheim | Radolfzell | Rastatt
Rüsselsheim | Schwandorf | Schweinfurt | Singen | Sinsheim
Straubing | Villingen | Weimar | Weinheim | Worms | Würzburg



Die Entstehung der „Sozialpsychiatrischen Klinik Heidelberg“ in den 1960er Jahren ✓

Sozialpsychiatrie in Heidelberg¹

Die Psychiatriereform in der Bundesrepublik Deutschland wird gewöhnlich mit den 1970er Jahren, besonders mit dem Bericht der Enquête-Kommission von 1975 in Zusammenhang gebracht, der die Grundlage für entscheidende Veränderungen darstellte. Damit befand sich die BRD, mitbedingt durch die NS-Vergangenheit der deutschen Psychiatrie, im Rückstand gegenüber dem westlichen Ausland.² Noch 1973 – im Zwischenbericht der Enquête-Kommission – wurde die Situation der Psychiatrie als „brutale Realität“ gebrandmarkt: Fast ausschließlich große, geschlossene, fern von den bewohnten Zentren gelegene Landeskrankenhäuser waren für die Aufnahmen der psychisch Kranken zuständig. Einige erreichten Bettenzahlen von über 1000. 59% der Patienten lebten hier bereits länger als zwei, 31% länger als zehn Jahre.³ In den heruntergekommenen Anstalten führten die Patientinnen und Patienten ein von der Gesellschaft kaum beachtetes, wenn nicht vergessenes, zumindest fast vollkommen ausgegrenztes Leben, und dies unter gänzlich unzumutbaren Umständen: 39% von ihnen waren in Räumen mit elf oder mehr Betten untergebracht.⁴

Abb. 1: Walter von Baeyer (links) im Jahr 1967 in der Galerie Rothe bei der Eröffnung einer Ausstellung der Sammlung Prinzhorn. Rechts der Galerist Dr. Wolfgang Rothe. In der Mitte des Bildes eine Skulptur von Johann Karl Genzel (Der Teufel mit Pferdfuß und Horn), Universitätsarchiv Heidelberg, Bildarchiv



Doch erste Anfänge reformpsychiatrischer Bestrebungen in der BRD reichen im Sinne einer „Reform vor der Reform“ bis in die späten 1950er Jahre zurück. In dieser Zeit gingen Impulse vom „Deutschen Verein für öffentliche und private Fürsorge“ aus, der damals bereits auf eine lange Tradition der Politikberatung zurückblicken konnte.⁵ 1959 gründeten der „Deutsche Verein“ und die „Deutsche Zentrale für Volkswohlfahrt“ den Frankfurter „Aktionausschuss zur Verbesserung der Hilfe für psychisch Kranke“, in dem sich von Beginn an der 1955 nach Heidelberg berufene Lehrstuhlinhaber für Psychiatrie, Walter von Baeyer (1904–1987) engagierte.⁶ In diesem durchaus einflussreichen Gremium wurden vorwiegend Impulse aus dem Ausland aufgegriffen. Der

Wunsch, Anschluss an internationale – westliche – Standards zu gewinnen, spielte bereits für die Gründung des „Aktionsausschusses“ eine gewichtige Rolle.⁷ So wurde 1964 intensiv über die Möglichkeiten einer Übertragung der so genannten „Kennedy-Botschaft“ diskutiert⁸ – Beispiel für eine „Westernisierung“⁹ der Psychiatriepolitik, die sich damit in die allgemeine politische Tendenz einfügte. Der amerikanische Präsident John F. Kennedy (1917–1963) hatte mit seiner Kongressbotschaft vom Februar 1963 mit dem Titel „Mental Illness and Mental Retardation“, die erhebliche Reformen der psychiatrischen Versorgung ebenso wie eine Intensivierung der Grundlagenforschung in diesem Bereich forderte, auch hierzulande Hoffnung auf Veränderung geweckt: „Die beispielhafte Botschaft des Präsidenten Kennedy an den Kongreß der USA über die Probleme der geistigen Gesundheit kann uns den Mut geben, daran zu glauben, daß wie anderswo auf der Welt so auch bei uns ähnliche Kräfte sich regen und zur Wirkung kommen.“ Als Modell für die Versorgung galt Kennedy nicht mehr die abgelegene Großanstalt, sondern das „Community Mental Health Center“ inmitten der Gesellschaft. Es sollte ein Set von Möglichkeiten der stationären wie ambulanten Versorgung bieten, ebenso wie moderne „teilstationäre“ Übergangseinrichtungen, Nacht- und Tageskliniken.¹⁰ Das Konzept des „Community Mental Health Center“ strahlte auch auf die reformspsychiatrischen Entwicklungen in der BRD und speziell in Heidelberg aus.

Am 1. Oktober 1963 startete der Verwaltungsausschuss der Universität München eine Umfrage bei anderen deutschen Universitäten. In München war ein Jahr zuvor eine psychiatrische Tages- und Nachtambulanz eingerichtet worden. Nun versuchte man, sich ein Bild darüber zu machen, ob auch an anderen Orten in Deutschland die neuartige Konzeption psychiatrischer Übergangseinrichtungen in die Realität umgesetzt worden war.¹¹ Als Wegbereiter auf diesem Gebiet konnten nach dem Ergebnis der Umfrage, neben München nur die Universitäten Frankfurt und Heidelberg gelten.¹² Tatsächlich waren Caspar Kulenkampff (1922–2002) und Gregor Bosch als engagierte Sozialpsychiater in Frankfurt schon einige Jahre vor den Heidelbergern aktiv geworden. Bereits seit Mai 1959 verfügte die dortige Universitäts-Nervenambulanz „fortlaufend über 3 Nachtambulanzbetten“.¹³ Aus diesem bescheidenen Anfang hatte sich, zumal seit der Einführung auch der tagesklinischen Behandlung bis 1963 bereits ein beachtlicher Standard entwickelt.¹⁴ Zu diesem Zeitpunkt verfügte Frankfurt neben den Übergangseinrichtungen über zwei offene Stationen, einen Patientenclub und eine auf Nachsorge spezialisierte Ambulanz. Diese sozialpsychiatrischen Einrichtungen arbeiteten verzahnt und betreuten laufend etwa 65 Patienten.¹⁵

Frankfurt wurde zum Vorbild für diejenigen Psychiater, die ab 1960 an der Heidelberger Klinik sozialpsychiatrische Pionierarbeit leisteten. So verweist ein im August 1962 gestellter Antrag auf „versuchsweise Einrichtung einer Nachtambulanz mit 2 zusätzlichen Betten im Souterrain der Abteilung Männerpavillon“ ausdrücklich auf die Erfahrungen, die in Frankfurt mit dieser Art der Behandlung gesammelt worden seien.¹⁶

Doch stand der Aufbau einer Nachtambulanz nicht am Beginn der sozialpsychiatrischen Aktivitäten in Heidelberg. Von zwei jungen Oberärzten gingen seit 1958, unterstützt durch Klinikleiter von Baeyer, wesentliche Initiativen aus: Karl-Peter Kisker (1926–1997)¹⁷ und Heinz Häfner (geb. 1926).¹⁸

Der Nachtklinik vorausgegangen war im Jahr 1960 – entscheidende Grundlage aller weiteren Entwicklungen – die Einrichtung zweier Rehabilitationsstationen. Die Gebäude für die beiden Stationen waren neue Anbauten an die beiden „Gartenhäuser“ der Psychiatrischen Klinik.



Abb. 2: Anbau am rechten Gartenpavillon der Psychiatrischen Universitätsklinik (1959), Fotografie 2012 (Armin Geitz)

Sie waren auf von Baeyers Wunsch für die in den 1930er Jahren entwickelte Insulinbehandlung, zunächst wie zuvor auch noch in Heidelberg einer seiner Arbeitsschwerpunkte, geplant und gegen Ende 1959 fertig gestellt worden. Doch bald darauf stimmte von Baeyer dem Plan zu, moderne sozialpsychiatrische Therapie in den neuen Räumen anzubieten.¹⁹ Durch die „Geschlechterachse“ der Psychiatrischen Klinik ergab sich eine Zweiteilung auch der Rehabilitationsabteilung: Der Männerpavillon rechts wurde von Kisker geleitet, der Frauenpavillon links von Häfner. Auf beiden Stationen erprobte man moderne Therapien im Sinne der „Therapeutischen Gemeinschaft“ mit dem Ziel, die Patienten über eine Rehabilitationsbehandlung wieder in die Gesellschaft einzugliedern. Die Stationen verfügten über jeweils zwölf Betten, da diese Gruppengröße als therapeutisch sinnvoll galt. Die Therapie gestaltete sich hier wesentlich aktiver als damals üblich. Das soziotherapeutische Vorgehen wurde durch Gruppen- und Einzelpsychotherapie in einem möglichst enthierarchisierten Umfeld ergänzt.²⁰ 1965 wurden die beiden Stationen in einer Abteilung unter Häfners Leitung zusammengefasst. Kisker wurde 1966 an die Medizinische Hochschule Hannover berufen, wo er seine sozialpsychiatrische Aufbauarbeit fortsetzte.

Die Nachtklinik

Groß war der Andrang der Patienten auf der neuartigen sozialpsychiatrischen Abteilung von Beginn an. Jedenfalls verwies Kisker in seinem Antrag auf „Versuchsweise Einrichtung einer Nachtklinik“ auf die erhebliche Nachfrage und fügte hinzu: „Ab 13.8.62 sind nun 2 entlassene jüngere Patienten dort wohnhaft. Sie gehen von hier aus morgens zur Arbeit, verbringen die Abendstunden und die Nacht auf der Abteilung.“²¹ Es ging ihm also darum, einen bereits vorgenommenen Reformschritt nachträglich sanktionieren zu lassen – ähnlich waren auch die Frankfurter Sozialpsychiater vorgegangen.²² Vor der endgültigen Institutionalisierung der Nachtklinik musste jedoch eine Genehmigung des Baden-Württembergischen Kultusministeriums eingeholt werden.²³

Ende September 1963 wurde ein aus Stuttgart angeforderter Jahresbericht über die neue Einrichtung an das Kultusministerium gesandt. Aus dem kurzen Text geht

hervor, dass in diesem ersten Jahr lediglich auf der „Männerseite“ Nachtambulanzpatienten behandelt wurden. Von insgesamt zwölf aus stationärer Behandlung entlassenen Patienten ist die Rede, die man fast alle erfolgreich ins Berufsleben habe wiedereingliedern können.²⁴ Wenig ist über den Alltag der Patienten überliefert. Ein Schlaglicht auf ihre Situation werfen Aufzeichnungen, die von Ende 1963 stammen und im Rahmen von Versuchen entstanden sind, durch Neuanschaffungen die Nachtambulanzzimmer der Männerseite behaglicher und funktioneller zu gestalten: Neben dem bereits eingerichteten Dreibettzimmer sollte ein weiteres Nachtambulanzzimmer mit einem Bett im Keller des Männerpavillons eingerichtet werden. Ein Teil dieses Zimmers sollte durch einfarbige Vorhänge abgetrennt und mit einem Schreibtisch und vier kleinen Polstersesseln ausgestattet werden, denn hier sollte die Sozialarbeiterin nachmittags mit den Patienten Gesprächsrunden durchführen.²⁵ Für das Arztzimmer der Nachtambulanz auf der Männerseite wurde etwas später eine „Behandlungscouch“ beantragt, was auf psychoanalytische Behandlung auch der Nachtambulanzpatienten hinweist.²⁶

Auch auf der Frauenseite wurde Ende 1963 mit der Einrichtung von Nachtambulanzbetten begonnen. So konnte Häfner bereits im Dezember dem Kultusministerium berichten, es gebe insgesamt drei Nachtambulanzbetten für Männer und fünf für Frauen.²⁷

Die Rehabilitationsabteilung

Am 12. Dezember 1963 wandte sich Häfner erstmals mit einem umfassenderen Anliegen an das Stuttgarter Kultusministerium: dem Antrag auf offizielle Einrichtung einer psychiatrischen Rehabilitationsabteilung an der Heidelberger Klinik. Mit der Institutionalisierung einer Abteilung verband er mehr als eine Anerkennung der bis zu diesem Zeitpunkt erbrachten Aufbauleistungen und mehr als eine organisatorische Klammer um die einzelnen sozialpsychiatrischen Aktivitäten: Es wird deutlich, dass Häfner eine nicht nur organisatorisch, sondern auch räumlich weitgehend unabhängige sozialpsychiatrische Institution anstrebte. Als deren erstes Ziel wird Forschung, in zweiter Linie werden Nachsorge und Behandlung ambulanter Patienten genannt – diese Gewichtung weist bereits voraus auf das spätere Mannheimer Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, als dessen Keimzelle sich die Heidelberger sozialpsychiatrische Abteilung erweisen sollte.

Der grundsätzlichen Bedeutung seines Gegenstandes gemäß begründet dieser Antrag zunächst allgemein die Notwendigkeit, in der Psychiatrie neue Wege einzuschlagen. Um die Dringlichkeit von Reformen in einen größeren Rahmen zu stellen, nimmt Häfner zunächst Bezug auf die Sonderbotschaft des amerikanischen Präsidenten und kommt dann auf die Heidelberger Verhältnisse zu sprechen.²⁸ Die Klinik benötige nunmehr dringend eine Abteilung für soziale Rehabilitation, um „ihre Aufgaben in der modernen psychiatrischen Forschung und Lehre weiter erfüllen zu können“. Solche Rehabilitationszentren seien in den zehn vorausgegangenen Jahren in mehreren Ländern entstanden, besonders zahlreich in Großbritannien und den USA. In Deutschland seien ähnliche Einrichtungen an verschiedenen Universitäten in Planung oder im Aufbau begriffen.²⁹ Auch hier wird Frankfurt als eines der Beispiele erwähnt. Dort vertrat man die Auffassung, Universitätskliniken böten sich wegen ihrer

geographischen Lage – oft im Zentrum großer Städte – besonders für den „Einbau“ von resozialisierenden Abteilungen an.³⁰ Nun war Heidelberg zwar auch damals keine große Stadt, laut Antrag bot es jedoch andere entscheidende Vorteile. So ließe sich die zukünftige Abteilung mit einer ihrer geplanten Hauptaufgaben, der sozialpsychiatrischen Forschung, besonders gut in die Heidelberger Universitätslandschaft mit zahlreichen ähnlichen Bestrebungen einfügen.³¹

Auch eine weitere Heidelberger Besonderheit spielte in der Begründung des Antrags eine wichtige Rolle: Als Pilotprojekt hatte Häfner hier am 1. April 1963 erstmals in Deutschland eine sozialpsychiatrisch orientierte zweijährige Fachausbildung für Krankenschwestern etabliert. Ziel war es, „geeignetes Personal für die grundlegend veränderten Pflegeaufgaben“ in der Psychiatrie zu gewinnen.³² Die frühe Einrichtung der Fachpflegeausbildung, die von Häfners „moderner kleiner Frauenstation“ aus durchgeführt wurde³³ zeigt, für wie zentral man an der Heidelberger Klinik einen Mentalitätswandel des Pflegepersonals für den Schritt von der kustodialen zu einer therapeutisch aktiven Psychiatrie hielt. Psychiatrische Krankenpflege sollte sich in Zukunft nicht mehr auf die Wärterfunktion und die Sorge für das körperliche Wohl beschränken. Ohne entsprechende Ausbildung jedoch stünden Schwestern und Pfleger „dieser überaus schwierigen Situation, ausgesetzt den emotionalen Spannungen und den pathologischen Ansprüchen einer Patientengruppe“ hilflos gegenüber – so die Erfahrung, die man bei der soziotherapeutischen Umorganisation einer Station in Heidelberg gemacht habe.³⁴ Wie dringend notwendig eine Fachausbildung für das Pflegepersonal war, zeigt eine 1965 im „Männergartenhaus“ der Heidelberger Klinik durchgeführte „teilnehmend-verdeckte Beobachtung“. Die Ergebnisse wiesen mehr als deutlich darauf hin, wie wenig aktiv-therapeutische Maßnahmen von traditionell eingestelltem Pflegepersonal mitgetragen wurden.³⁵

Anfang 1965 erfolgte die offizielle Anerkennung der bereits seit längerem aufgebauten sozialpsychiatrischen Abteilung, zu diesem Zeitpunkt bestehend aus den beiden Stationen mit ihren Nachtklinikbetten im Keller und therapeutischen Aktivitäten für entlassene Patienten wie Nachsorge und therapeutischem Club. Unter dem Dach der Psychiatrischen Klinik verselbständigte sich nun die „Abteilung für Sozialpsychiatrie und Rehabilitation“, ihre Leitung übernahm Häfner im April 1965.³⁶

Das Stuttgarter Kultusministerium stellte Mittel für den Ankauf eines geeigneten Hauses, das die neue Abteilung zu einem Teil beherbergen beziehungsweise deren Erweiterung ermöglichen sollte, zur Verfügung. Die Suche nach einem geeigneten Objekt konnte beginnen.³⁷

Ein Haus für die Sozialpsychiatrie

Im Dezember 1963 beschrieb Häfner die Aufgaben seiner zukünftigen Abteilung: Neben sozialpsychiatrischer Forschung, Nachsorge und anderen ambulanten Angeboten für entlassene Klinikpatienten ging es ihm vor allem um Übergangseinrichtungen. Eine Nachtklinik existierte schon; Hauptdesiderat war somit eine eigene Tagesklinik. Ziel all dieser Behandlungsformen war die Vermeidung von Integrationsverlust durch langfristige Klinikaufenthalte der Patienten und ihre aktive Wiedereingliederung nach

stationärer Therapie. Dies barg Konsequenzen für den Ort einer solchen selbständigen Abteilung. Wichtig erschien es, ein Gebäude außerhalb des Klinikgeländes in einer „normalen“ Umwelt zu finden. Andererseits sollte es aber auch von der Psychiatrischen Klinik aus gut erreichbar sein. Von großer Bedeutung war zudem die Nähe zu den Arbeits- und Wohnorten der Kranken. Wegen der günstigen Verkehrsverbindungen zum umgebenden Industrieraum – genannt werden Mannheim und Ludwigshafen – empfahl sich laut Häfner die zentrale Unterbringung in Heidelberg, beispielsweise in einem früheren Hotel. Ein solches Gebäude müsse genug Platz bieten für 30 Nacht- klinikbetten, Aufenthalts- und Ruheräume für Tagespatienten beiderlei Geschlechts, Gruppen-, Bewegungs- und Arbeitstherapieräume. Auch für die Übernahme kleinerer Industrieaufträge müssten die räumlichen Vorbedingungen geschaffen werden. Zudem benötigte man zwei bis drei Arztzimmer für die Nachsorge und weitere Funktionsräume für das Behandlungsteam.³⁸

Diese großzügig anmutende Vision ließ sich in Heidelberg nur teilweise und über mühevoll umgehe verwirklichen.³⁹ Im Sommer 1964 wurde ein besonderes Gebäude auf seine Verwendbarkeit hin überprüft, was bald das Interesse der Öffentlichkeit auf sich zog: Das ehemalige Schlosshotel Heidelberg lag in unmittelbarer Nähe zum Wahrzeichen der Stadt, der romantischen Ruine im ehemaligen „hortus palatinus“.⁴⁰ Der Vorschlag, dort die sozialpsychiatrische Abteilung unterzubringen, war von vornherein umstritten, denn das Kultusministerium verfolgte mit dem Schlosshotel andere Pläne.⁴¹ Noch im September 1964 wurden die Pläne in der Öffentlichkeit bekannt. Die Initiatoren wurden mit massiven Vorurteilen in der Bevölkerung konfrontiert, mit erheblichen Ängsten vor einer Belastung des Fremdenverkehrs durch die Anwesenheit der „Rehabilitanden“ in Schlossnähe. Die Kontroverse spiegelte sich in der „Rhein-Neckar-Zeitung“ wider. In einem Artikel vom 21. September bezeichnete ein Journalist die geplante Verwendung für psychiatrische Patienten als die „sicher am wenigsten glückliche Lösung“.⁴² Wenig später erschien unter dem Titel „In Sorge um Schicksal des Schlosshotels“ eine Stellungnahme des Hotel- und Gaststättenverbandes Heidelberg. „Wir haben volles Verständnis für die Belange der Universität und wissen, dass gerade für die Betreuung der Kranken besondere Opfer gebracht werden müssen“, heißt es hier, „dennoch erscheint es uns absurd, daß sogen. Rehabilitanden aus der psychiatrischen Klinik in unmittelbarer Nähe des in aller Welt bekannten Heidelberger Schlosses untergebracht werden sollen, um ihnen die Möglichkeit zu geben, ihre Kontaktschwierigkeiten zu überwinden“. Man könne sich nicht damit abfinden, „eines der schönsten landschaftlichen Kleinode Heidelbergs zu verschleudern“.⁴³

Nun sah sich von Baeyer zu einer Stellungnahme aufgerufen, obgleich es eigentlich sein Wunsch gewesen war, „die Einrichtung des Rehabilitations-Zentrums (...) ohne Publizität durchzuführen, um den Insassen das Gefühl unauffälliger Geborgenheit zu geben“. Seine Angabe, es handle sich beim Schlosshotel nur um eine Zwischenlösung, dürfte mehr beschwichtigt haben als seine Aussage, die Patienten seien „äußerlich ganz unauffällig“.⁴⁴ Ein Heidelberger Kolumnist kommentierte jedenfalls, die „Zahl der Menschen, die seelisch Kranken und Genesenden mit Verständnis“ begegneten, sei noch lange nicht groß genug, um die Rehabilitanden vor Kränkungen zu schützen – jeder werde nun im Schlosspark jeden anstarren, um herauszufinden, ob „der andere

dazugehört“. Die Arbeit der Psychiatrischen und Neurologischen Klinik sei zwar „unendlich wertvoll“, mit dem „Licht der Öffentlichkeit“ müsse jedoch noch vorsichtig umgegangen werden.⁴⁵

Ähnliche Befürchtungen hegte man nun auch in der Psychiatrischen Klinik. Man fragte sich dort, ob man die durch die Veröffentlichungen in der Presse geschaffene „sehr ungünstige Atmosphäre in der Bevölkerung“ den Patienten überhaupt zumuten könne, zudem hielt man letztlich das Schlosshotel ohnehin nicht für geeignet.⁴⁶

Trotzdem nahmen Häfner und von Baeyer ein weiteres ehemaliges Hotel in Schlossnähe in den Blick. Dieser Plan ließ

sich nach einigen Verhandlungen auch realisieren. Allerdings musste die großzügige Raumbedarfsplanung von Sommer 1964 Schritt für Schritt reduziert werden. Als die Oberfinanzdirektion im Sommer 1965 prüfte, ob das Anwesen in der Neuen Schlossstrasse 42 für die Rehabilitationsabteilung geeignet sei, ging man noch davon aus, zusätzlich ein weiteres nahegelegenes Gebäude einbeziehen zu können, und stellte fest, dass selbst beide Gebäude zusammen für die ursprünglichen Pläne nicht ausgereicht hätten.⁴⁷

Häfner verteidigte jedoch das Vorhaben mit dem Argument, man könne die Nacht- klinikzimmer therapeutisch sinnvoll auch dichter belegen und benötige – im Gegensatz zu den Annahmen des Universitätsbauamtes – keine platzintensive Trennung in Männer- und Frauenseite. Als weiteres bedeutsames Argument erschien ihm, dass bei beiden Häusern „praktisch keine Nachbarn vorhanden sind, von denen durch (...) Vorurteile Schwierigkeiten zu erwarten sind, Schwierigkeiten, die uns in der letzten Zeit schon sehr weit gediehene Ankaufprojekte scheitern ließen“.⁴⁸ Das Ergebnis der Prüfung durch die Oberfinanzdirektion fiel positiv aus.⁴⁹

Am 15. Oktober 1965 wurde das ehemalige Hotel am Schlossberg für die Rehabilitationsabteilung erworben.⁵⁰ Mehr als ein weiteres Jahr sollte allerdings vergehen, bis dort die Tagesklinik eröffnet werden konnte.

Weitere sozialpsychiatrische Aktivitäten

Von der unerfreulichen Konfrontation mit gesellschaftlichen Widerständen seit Herbst 1964 ließen sich die Heidelberger Sozialpsychiatrer nicht entmutigen. Man bemühte sich um Aufklärungsarbeit in der Lokalpresse.⁵¹ In der Rehabilitationsabteilung der Psychiatrischen Klinik setzte Häfner mit von Baeyers Unterstützung die Reformpolitik der „kleinen Schritte“ fort.



Abb. 3: Anwesen Neue Schlossstraße 42, Fotografie 2012 (Armin Geitz)

Im September 1964 gingen die Aktivitäten dabei auch in Richtung Arbeitstherapie. Das britische Vorbild der „industrial units“ dürfte hierfür eine große Rolle gespielt haben. Für die Patienten der „Männerseite“ sollte eine Druckerei eingerichtet werden zur Herstellung von Formularen für den Bedarf des Klinikums – und dies trotz der Raumnot innerhalb der Psychiatrischen Klinik.⁵²

Für die Patienten der beiden offenen sozialpsychiatrischen Stationen wurde neben der Beschäftigungstherapie auch die Möglichkeit entwickelt, sich an Arbeitsversuchsplätzen innerhalb und außerhalb des Klinikums zu erproben.⁵³ Eine wichtige Rolle spielte nicht nur hierbei die Sozialarbeiterin Brigitte Böker, ohne die zahlreiche Aktivitäten der Abteilung nicht möglich gewesen wären.⁵⁴ Später entstand eine „Industrielle Rehabilitationseinheit“ in der Wellpappefabrik im nahegelegenen Wiesloch, in der sechs bis acht Patienten von den Stationen aus tagsüber arbeiteten.⁵⁵

Es wurde eine Zusammenarbeit mit den Sozialdiensten der Stadt Heidelberg und freigemeinnütziger Träger aufgebaut, auch eine Laienhelfervereinigung für entlassene Kranke ins Leben gerufen.⁵⁶ In Zusammenarbeit mit dem evangelischen Gemeindedienst sorgte Häfner auch für den Aufbau eines ersten Übergangwohnheims – auch hier bestand ein großer Mangel – in Heidelberg-Rohrbach.⁵⁷

Entlassene Patienten konnten im Rahmen der Nachsorge von den ihnen vertrauten Ärztinnen und Ärzten weiter betreut werden. Offen stand ihnen auch der Patientenclub, der sich ebenfalls in den Räumen der Psychiatrischen Klinik traf. Die „Unterbringung in den Räumen der Beschäftigungstherapie der Klinik“ wurde allerdings wegen der Raumeenge als kaum zumutbar erachtet. Zudem bringe der Club „für die auf den Abteilungen untergebrachten Kranken eine ständige abendliche Lärmbelästigung“ mit sich. Die im Rahmen der „extramuralen“ Therapie und der Nachsorge abgehaltenen Gruppentherapien mussten gar in Kellerräumen und zu „unzumutbaren Tageszeiten“ abgehalten werden.⁵⁸

Auch an der Psychiatrischen Poliklinik entstanden in den Jahren 1964 und 1965 neue sozialpsychiatrische Angebote.⁵⁹ Trotz aller erfolgreichen sozialpsychiatrischen Aufbauaktivitäten fehlte Häfners Abteilung noch bis Anfang 1967 das Herzstück der Übergangseinrichtungen: eine eigenständige Tagesklinik in einem von der Hauptklinik getrennten Gebäude.

Die Tagesklinik

Es war ein langer Weg vom Beginn der Suche nach einem eigenen Domizil im Jahr 1963 bis zur zunächst noch inoffiziellen Eröffnung der Tagesklinik am Schlossberg am 11. Januar 1967. Vorausgegangen war nicht nur die „zeitweilig dramatische Suche um ein geeignetes Haus“,⁶⁰ sondern auch der Kampf darum, das am 15. Oktober 1965 für die Abteilung angekaufte Gebäude auch in Betrieb nehmen zu können.⁶¹ Anfang Mai 1966 verließen die ehemaligen Pächter das Anwesen.⁶² Ein Problem lag jedoch darin, dass in einer Absprache zwischen der medizinischen Fakultät Heidelberg und dem Kultusministerium in Stuttgart von 1963 zum Aufbau der Abteilung zwar Mittel für den Ankauf eines Gebäudes zugesichert worden waren, die Renovierungskosten jedoch anderweitig aufgebracht werden mussten.⁶³

Wenige Tage nach der Übernahme des Hauses stellten Häfner und von Baeyer einen Antrag beim Kultusministerium. Für eine Arbeitsaufnahme im geplanten Rahmen seien zwar kleinere Renovierungen notwendig, aber im kleinen Rahmen sei ein sofortiger Beginn möglich. Ein „Sofortprogramm“ sollte den Umzug des Therapeutischen Clubs, der Gruppentherapie und der ambulanten Nachsorge ermöglichen.⁶⁴

Aus diesem Plan wurde nichts. Es dauerte Monate, bis Mittel für eine notdürftige Instandsetzung bewilligt wurden. Das dringend benötigte Gebäude stand indessen leer.⁶⁵ Ende November 1966 spitzte sich die Situation zu. Das Liegenschaftsamt Heidelberg äußerte sein Befremden über den Leerstand, nachdem das Gebäude ausdrücklich aufgrund des dringenden und eiligen Bedarfs an sozialpsychiatrischer Behandlungsmöglichkeiten erworben worden war. Nach dieser Intervention ließ sich doch noch ein „Einverständnis für eine Notlösung“ erzielen.⁶⁶

Zum Teil war man in dieser Situation auf Selbsthilfe angewiesen: Nachdem im Dezember 1966 offiziell die notwendigsten Renovierungsarbeiten durchgeführt worden waren, begann am 11. Januar 1967 ein „eingeschränkter Betrieb“ – ohne Nachtambulanz – im ehemaligen Hotel am Schlossberg: Handwerklich ausgebildete Pflegekräfte und einige Patienten nahmen „notwendige und durchführbare Verschönerungsarbeiten“ vor.⁶⁷ Ende Januar nahm die Tagesklinik dann ihre eigentliche Funktion auf. Zwanzig Behandlungsplätze standen zur Verfügung. Aufgenommen wurden sowohl akut Kranke, die keiner vollstationären Versorgung bedurften, als auch Patientinnen und Patienten, die Nachsorge und Unterstützung bei ihrer Wiedereingliederung in die Gesellschaft benötigten.⁶⁸

In der Tagesklinik fand am 3. Mai 1967 ein kleiner Festakt statt. Unter den Gästen war neben dem Dekan der Medizinischen Fakultät, Gotthard Schettler (1917–1996), und anderen Angehörigen der Universität auch Heidelbergs Oberbürgermeister Reinhold Zundel (1930–2008). Dekan Schettler betonte in seiner Ansprache die beim Aufbau der Tagesklinik „mit Schwung“ gemeisterten Schwierigkeiten als Gewähr für das Gelingen des Projektes, von dem man ein Beispiel für die Bundesrepublik erwarte.⁶⁹

Ein Zwischenziel eines eigenen Gebäudes für die sozialpsychiatrische Abteilung Heidelberg war erreicht. Die Nachtambulanz allerdings, das „Stiefkind der Sozialpsychiatrie“, blieb im Hauptgebäude der Klinik. Dort plante man nun eine Umstrukturierung, nachdem deutlich geworden war, dass ein Umzug der bis zu diesem Zeitpunkt sehr provisorisch ausgestatteten Nachtambulanz zumindest in weite Ferne rückte.⁷⁰ Endlich sollte hier auch die Geschlechtertrennung aufgehoben werden, die dem sozialpsychiatrischen Standard nicht entsprach. Häfner stellte im März 1967 den Antrag, die beiden Rehabilitationsstationen in einem Pavillon zusammenzulegen, so dass der andere Pavillon (auf der gegenüberliegenden Klinikseite) die Nachtambulanz aufnehmen könnte. Allerdings kamen zu dieser Zeit bereits Zweifel auf, ob die Fortführung der Nachtambulanz sinnvoll sei.

Im Mai 1968 erhielt die Heidelberger Abteilung, Beleg für ihren Modellcharakter, Besuch des Hamburger Sozialpsychiaters Klaus Dörner (geb. 1933). Gemeinsam mit Ursula Plog (geb. 1940) bereiste er mehrere sozialpsychiatrische Einrichtungen – neben Heidelberg waren Gießen, Frankfurt, Wien, Salzburg, Düsseldorf und Berlin vertreten – um Erkenntnisse für eine in Hamburg geplante Tagesklinik zu gewinnen.⁷¹

In Heidelberg fanden sie noch die nach Geschlecht getrennten beiden Stationen „im Pavillonstil“ mit je sechs Nachtambulabetten im Keller vor. Sie berichteten, die Tagesklinik in einer Villa am Schlossberg habe aufgrund der Entfernung relativ wenig Beziehung zu den übrigen Einheiten, wenn auch dort der Patientenclub und die Nachsorge mit Angehörigenberatung stattfänden.⁷² Der Tagesklinik galt das besondere Interesse der Forschungsreisenden. So berichteten sie auch über den dortigen therapeutischen Alltag. Die Arbeitstherapie sei so gestaltet, dass die Patienten systematisch für die normale Arbeitsleistung trainiert würden. Beschrieben wurden auch die psychotherapeutischen und Gemeinschafts-Aktivitäten einschließlich der Mahlzeiten. Mit dem Ziel der Aktivierung und der Vermeidung regressiver Tendenzen sei der Tagesablauf der Rehabilitanden sehr strukturiert – auch die Mittagspause solle aktiv gestaltet werden, „zumindest zu einem Spaziergang“.⁷³ Hierzu dürfte sich der Schlossgarten angeboten haben; wie Jahre zuvor von Heidelberger Bürgern befürchtet.

Insgesamt 15 Jahre lang residierte die Tagesklinik in der Villa am Schlossberg – in einer „zwar romantischen, aber verkehrsgünstigen Lage“. Nachdem in den ersten Jahren häufig „Patientenmangel“ geherrscht hatte, setzte sich das neue Konzept durch. Seit 1971 konnten die zwanzig Behandlungsplätze laufend belegt werden.⁷⁴ „Aus der Suche nach einem neuen Konzept bei der Eingliederung chronisch Kranker ist ein beispielhaftes Modell geworden“ hieß es schließlich zum 10-jährigen Jubiläum im „Mannheimer Morgen“.⁷⁵

Die gemeindepsychiatrische Einrichtung der Heidelberger Universität, ein zwar kleines, aber komplettes „Mental-Health-Center“ nach US-amerikanischem Vorbild, war nun vollständig. Den Kern der Abteilung bildeten zu diesem Zeitpunkt die beiden Rehabilitationsstationen – nach wie vor waren sie in den eigentlich zur psychiatrischen „Mutterklinik“ gehörenden Gartenhäusern untergebracht – mit Arbeits- und Beschäftigungstherapie sowie Nachtambulabetten. Hinzu kamen die sozialpsychiatrische Weiterbildung, Nachsorge, Gruppen- und Laienarbeit, das Übergangswohnheim in Heidelberg Rohrbach, die Tagesklinik am Schlossberg und die Forschungsstelle für psychiatrische Epidemiologie.⁷⁶

Als „Sozialpsychiatrische Klinik Heidelberg“ wurde die Abteilung noch im Jahr 1968 Teil der Fakultät für Klinische Medizin Mannheim.⁷⁷ Somit konnte die 1964 gegründete Medizinische Fakultät Heidelberg in der Nachbarstadt Mannheim ein komplettes sozialpsychiatrisches Ensemble mit der zugehörigen Forschung übernehmen. Zunächst änderte dies am Standort der Abteilung in Heidelberg allerdings nichts: Erst 1974 zogen die Stationen nach Mannheim, zunächst in ein Provisorium in den Städtischen Krankenanstalten, 1975 in das neu eröffnete Zentralinstitut.⁷⁸ Mit dem Umzug der Tagesklinik nach Mannheim im Jahr 1982 war die Ära der „Sozialpsychiatrischen Klinik Heidelberg“ beendet.⁷⁹

Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Text entstand im Rahmen der vom „Verein zur Förderung der Stiftung Zentralinstitut für Seelische Gesundheit e. V.“ bei der Verfasserin in Auftrag gegebenen und honorierten Recherche zur Geschichte des Mannheimer Zentralinstituts (eröffnet 1975). Vgl. aktuell Heinz Häfner und Hans Martini: Das Zentralinstitut für Seelische Gesundheit. Grün-

- dungsgeschichte und Gegenwart, München 2011 (unter Mitarbeit von Andreas Meyer-Lindenberg, Recherchen und erste Version: Maike Rotzoll), hier besonders die stark gekürzte Version des vorliegenden Textes auf S. 29–41.
- 2 Vgl. grundlegend Franz-Werner Kersting: Psychiatriereform und '68, in Westfälische Forschungen 48, 1998, S. 283–295; Franz-Werner Kersting: Vor Ernst Klee. Die Hypothek der NS-Medizinverbrechen als Reformimpuls, in Kersting, Franz-Werner (Hg.), Psychiatriereform als Gesellschaftsreform. Die Hypothek des Nationalsozialismus und der Aufbruch der sechziger Jahre (Forschungen zur Regionalgeschichte, Band 46), Paderborn u.a., 2003, S. 63–80.
 - 3 Heinz Häfner: Realisierungsmöglichkeiten der beruflichen Rehabilitation psychisch Kranker und Behinderter, in Das Öffentliche Gesundheitswesen 40, 1978, S. 13–28, S. 14; Heinz Häfner: Die Inquisition der psychisch Kranken geht ihrem Ende entgegen. Die Geschichte der Psychiatrie-Enquete und Psychiatriereform in Deutschland, in Franz-Werner Kersting (Hg.), Psychiatriereform als Gesellschaftsreform (wie Anm. 2), S. 113–140, hier S. 135.
 - 4 Vgl. Sabine Hanrath: Zwischen ‚Euthanasie‘ und Psychiatriereform. Anstaltspsychiatrie in Westfalen und Brandenburg: Ein deutsch-deutscher Vergleich (Forschungen zur Regionalgeschichte, Band 41), Paderborn u.a. 2002, S. 275–285.
 - 5 Zur „Reform vor der Reform“ vgl. Hans-Walter Schmuhl: Einführung, in Franz-Werner Kersting (Hg.), Psychiatriereform als Gesellschaftsreform (wie Anm. 2), S. 15–19, hier S. 15. Der 1880 gegründete „Deutscher Verein“ nahm nach eigenem Selbstverständnis eine Vermittlerposition zwischen Wissenschaft, praktischer Fürsorge und Politik ein. Vgl. Hanrath (wie Anm. 4), S. 327–329 und Sabine Hanrath: Strukturkrise und Reformbeginn: Die Anstaltspsychiatrie in der DDR und in der Bundesrepublik bis zu den 60er Jahren, in Franz-Werner Kersting (Hg.), Psychiatriereform als Gesellschaftsreform. (wie Anm. 2), S. 58–61. Als ein Ergebnis des vom „Deutschen Verein“ ausgerichteten Berliner Fürsorgetages 1959 in Berlin heißt es: „Für keine Gruppe fürsorglicher Bedürftiger wirkt sich die gewandelte Welt in ihrer Kompliziertheit [...] so belastend aus, wie für die Seelisch-Gestörten, Psychisch-Kranken und Geistig-Behinderten“. Hieraus ergebe sich „gebieterisch“ die Notwendigkeit, Rehabilitationsmaßnahmen zu verfeinern und neu zu schaffen. Besonders offene und halboffene Einrichtungen, wie sie sich schon im Ausland bewährt hatten, galten als Vorbild. Vgl. Ergebnisse der Arbeitsgruppe E beim Fürsorgetag in Berlin, Heidelberg, UAH, Nachlass Walter von Baeyer, Rep. 63/86.
 - 6 Häfner: Die Inquisition (wie Anm. 3), S. 128 berichtet, von Baeyer habe „durch seine Verbindungen und sein Ansehen“ den „Deutschen Verein“ dazu bewegt, den Aktionsausschuss zu gründen. Zur Gründung vgl. auch Hanrath (wie Anm. 4), S. 330.
 - 7 Hanrath (wie Anm. 4), S. 330–331.
 - 8 Bericht über die Sitzung des Aktionsausschusses vom 25.6.1964 und Bericht über die Sitzung des Aktionsausschusses vom 29.10.1964, Heidelberg, UAH, Nachlass Walter von Baeyer, Rep. 63/82. Vgl. auch Hanrath (wie Anm. 4), S. 333.
 - 9 Der Wissenschaftsbetrieb in der Bundesrepublik orientierte sich frühzeitig am westlichen Ausland, dieser Integrationsprozess wurde durch die Eskalation des „Kalten Krieges“ gefördert. Vgl. Anselm Doering-Manteuffel: Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999, hier S. 68–70.
 - 10 Das Zitat stammt aus Jürg Zutt: Über die neuen Krankenhausformen. Vortrag, gehalten auf dem Internationalen Fortbildungskongreß in Heidelberg 1964 (Sonderdruck aus „Moderne Krankenpflege“, Heft 1/1965), hier S. 5. Vgl. zur Kennedy-Rede und ihrem Einfluss Hanrath (wie Anm. 4), S. 333. Eine deutsche Übersetzung der „Sonderbotschaft“ wurde für den Aktionsausschuss angefertigt. Heidelberg, UAH, Nachlass Walter von Baeyer, Rep. 63/82, 17-seitiges Typoskript, zur Struktur der Gemeindezentren vgl. S. 6.
 - 11 Heidelberg, UAH, Rep. 49/367, Betrieb der Psychiatrischen und Neurologischen Klinik. Tag u. Nachtambulanz 1962–68, Brief des Verwaltungsausschusses der Universität München vom 1.10.1963.
 - 12 Ebd., Brief des Verwaltungsausschusses der Universität München vom 25.11.1963. Hier wird berichtet, in Frankfurt seien im Jahr 1962 103 Nacht- und 47 Tagesklinikpatienten behandelt worden, in Heidelberg bestehe eine Nachtambulanz, durch die im selben Jahr 12 Patienten „hindurchgeschleust“ worden seien. Die entsprechende Information der Verwaltung der Klinischen Universitätsanstalten Heidelberg stammt vom 22.10.1963.

- 13 Caspar Kulenkampff: Über die psychiatrische Nachtambulanz, in *Der Nervenarzt* 32, 1961, S. 217–222, hier S. 218.
- 14 Heidelberg, UAH, Rep. 49/367, Merkblatt zur Frankfurter Tagesambulanz, zur Information an die Heidelberger Verwaltung der Klinischen Universitätsanstalten versandt am 24.8.1962. Diese Tagesambulanz war im April 1962 eröffnet worden.
- 15 Gregor Bosch: Soziale Wiedereingliederung psychisch Kranker vom Standpunkt der Universitätskliniken, in *Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge* (Hg.), *Die Verantwortung der Gesellschaft für ihre psychisch Kranken. Bericht über die Hauptausschusstagung am 5. und 6. Mai 1966 in Kiel* (Schriften des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge Bd. 235), Frankfurt 1967, S. 64–77, hier S. 65.
- 16 Heidelberg, UAH, Rep. 49/367, Brief von Karl-Peter Kisker an die Verwaltung der Klinischen Universitätsanstalten vom 15.8.1962. Verwaltungsdirektor Ernst fragte daraufhin am 20.8.1962 bei der Universitätsambulanz Frankfurt an, welche Pflegesätze dort vereinbart worden seien. In einem Antwortbrief vom 24.8.1962 erhielt er die Auskunft, die Patienten der Nachtambulanz seien grundsätzlich Selbstzahler. Dieses Modell wurde zunächst auch in Heidelberg eingeführt.
- 17 Zu Kisker vgl. Hinderk M. Emrich: In memoriam Karl-Peter Kisker, in *Der Nervenarzt* 69, 1998, S. 1023–1024. Kisker hatte 1952 bei Kurt Schneider (1887–1967) promoviert und in Heidelberg seine klinische Ausbildung absolviert, 1958 wurde er Oberarzt. Vgl. *Kurzbiographie Kisker*, Historisches Archiv der Psychiatrischen Universitätsambulanz Heidelberg, *Ordner Berufungskommission Nachfolge von Baeyer*.
- 18 In München hatte Häfner von 1944–1951 Medizin, Psychologie und Philosophie studiert. Nach dem Abschluss des Studiums mit einer Doppelpromotion begann er seine ärztliche und psychotherapeutische Ausbildung in Tübingen bei Ernst Kretschmer (1888–1964), um sie dann in München fortzuführen. 1958 wechselte er nach Heidelberg, wo er sich 1960 habilitierte. Zur Biographie Häfners vgl. Michael Sheperd (Hg.): *Psychiatrists on Psychiatry*, Cambridge/London u.a., 1982, S. 42–44; Kürschners *Deutscher Gelehrtenkalender*, 2003, Bd. 1, S. 1101; *Wer ist Wer? Das Deutsche Who's Who*, 2004/5, S. 499. Gemeinsam mit dem Frankfurter Oberarzt Caspar Kulenkampff und als Beginn der Heidelberger Reformaktivität gründete Häfner im Herbst 1958 den „Rhein-Main-Kreis“, zu dem auch Kisker und der spätere Heidelberger Ordinarius für Psychosomatik, Walter Bräutigam, gehörten. Vgl. Häfner: *Inquisition* (wie Anm. 3), S. 128.
- 19 Heidelberg, UAH, Rep. 49/288, Verwaltung der Klinischen Universitätsanstalten, Haushalt 1960. Hier findet sich ein Schriftwechsel über die Pläne zur Verwendung der Erweiterungsbauten. Über das Insulinschockverfahren hatte von Baeyer ein Buch verfasst. Vgl. Walter von Baeyer: *Die moderne psychiatrische Schockbehandlung*, Stuttgart 1951. Zunächst wurden die Insulinstationen wohl auch als solche in Betrieb genommen. Vgl. Heinz Häfner: *Die Geschichte der Sozialpsychiatrie in Heidelberg*, in: Werner Janzarik (Hg.), *Psychopathologie als Grundlagenwissenschaft* (Klinische Psychologie und Psychopathologie Bd. 8), Stuttgart 1979, S. 145–160, hier S. 155.
- 20 Vgl. Heinz Häfner und Detlev von Zerssen: *Soziale Rehabilitation, ein integrierender Bestandteil psychiatrischer Therapie*, in *Der Nervenarzt* 35, 1964, S. 242–247; Heinz Häfner, B. Vogt-Heyder, Detlev von Zerssen: *Erfahrungen mit Schizophrenen in einem gleitenden klinischen Behandlungs- und Nachsorgesystem*, in *Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie* 15, 1965, S. 97–116.
- 21 Heidelberg, UAH, Rep. 49/367, Kiskers Antrag vom 15.8.1962.
- 22 Gregor Bosch führte 1966 aus, dass man in Frankfurt Jahre zuvor mit sogenannten „blinden Passagieren“, „die als Patienten auf Stationen geführt werden, aber bereits einer Tätigkeit in einem Arbeitsverhältnis draußen nachgehen“, begonnen habe. Es sei „eine altbekannte Tatsache, daß es in fast jeder Klinik einige sog. blinde Passagiere“ gegeben habe. Wie in Frankfurt werde der Weg auch andernorts „immer mehr über die Institutionalisierung solcher Gebräuche“ führen. Vgl. Bosch (wie Anm. 15), S. 73.
- 23 Die Genehmigung für die Nachtambulanz wurde am 1.10.1962 erteilt. Bedenken im Stuttgarter Ministerium hatte man mit der Auskunft, es entstehe kein Aufwand außer der rein ärztlichen Betreuung, zerstreuen können. Heidelberg, UAH, Rep. 49/367.
- 24 Heidelberg, UAH, Rep. 49/367, Jahresbericht vom 27.9.1963.
- 25 Heidelberg, UAH, Rep. 49/367, Kisker an Verwaltung vom 18.12.1963.
- 26 Heidelberg, UAH, Rep. 49/367, Häfner an Verwaltung vom 14.12.1964.

- 27 Heidelberg, UAH, Rep. 49/373, Errichtung einer Rehabilitationsabteilung für die psychiatrische und Neurologische Klinik 1965–68, Antrag auf Einrichtung der Rehabilitationsabteilung vom 12.12.1963. In den ersten Monaten des Jahres 1964 kümmerte sich Häfner um die Ausstattung der Nachtklinik auf der Frauenseite, zu Ende desselben Jahres musste die Kapazität „unter dem großen Aufnahmedruck“ bereits um ein Notbett erweitert werden. Vgl. Heidelberg, UAH, Rep. 49/367, Häfner an Verwaltung vom 5.2.1964 und vom 4.12.1964.
- 28 Heidelberg, UAH, Rep. 49/373. Der fünfseitige Antrag vom 12.12.1963 trägt zwar von Baeyers Unterschrift, ist jedoch von Häfner verfasst, wie das Diktatzeichen HH belegt.
- 29 Ebd., S. 2. In Großbritannien existierten laut Antrag bereits 65, in den USA 50 Rehabilitationszentren, für Deutschland werden neben Frankfurt Düsseldorf und Tübingen erwähnt.
- 30 Bosch (wie Anm. 15), S. 73.
- 31 Heidelberg, UAH, Rep. 49/373, Antrag vom 12.12.1963, S. 2. Erwähnt werden hier das Institut für Sozial- und Arbeitsmedizin, die psychosomatische Klinik mit ihrer psychotherapeutischen Ambulanz und die seit 1958 bestehende Epileptiker-Ambulanz an der Nervenabteilung der Medizinischen Universitätsklinik, sowie als außeruniversitäre Rehabilitationseinrichtungen das Stöcker-Werk in Wieblingen und beschützende Werkstätten der Lebenshilfe.
- 32 Heidelberg, UAH, Rep. 49/373, Antrag vom 12.12.1963, S. 2.
- 33 Vorbereitungen wurden mindestens seit 1962 betrieben. Dies zeigt die Bitte Häfners an die Verwaltung vom 25.9.1962, die Ausbildung mittels einer Annonce in entsprechenden Zeitschriften anzukündigen, Heidelberg, UAH, Rep. 49/293, Aufstellung des Haushaltsplans 1964. Vgl. Häfner und Martini (wie Anm. 1), S. 33–36.
- 34 Vgl. auch Häfner und von Zerssen (wie Anm. 20), S. 246. Die Fachpflegeausbildung wechselte später mit zum Zentralinstitut für Seelische Gesundheit über. Vgl. Häfner: Inquisition (wie Anm. 3), S. 128.
- 35 Rolf D. Hemprich, Karl-Peter Kisker: Die „Herren der Klinik“ und die Patienten. Erfahrungen aus der teilnehmend-verdeckten Beobachtung einer psychiatrischen Station, in *Der Nervenarzt* 39, 1968, S. 433–441.
- 36 Nachdem die Abteilungsleiterstelle zum 1.1.1965 geschaffen worden war, wurde Häfner im April zum Abteilungsleiter ernannt. Vgl. den Brief Häfners an den Landtagsabgeordneten Karl Hauff vom 18.11.1965, Mannheim, Archiv ZI, Ordner Modellinstitut Mannheim A–M 1964–66.
- 37 Die Errichtung einer weitgehend eigenständigen Abteilung für Sozialpsychiatrie war unter anderem der Entwicklung zu verdanken, dass Häfner 1962 einen Ruf auf eine C3-Professur an die Philosophische Fakultät der Universität München (Lehrstuhl für Klinische Psychologie/Augsburg) erhalten hatte. Als wissenschaftlicher Assistent konnte er in Heidelberg zwar selbst keine „Bleibeverhandlungen“ führen. So kam es zu einer Vereinbarung zwischen von Baeyer, der medizinischen Fakultät Heidelberg und dem Stuttgarter Kultusministerium, dass Häfner Leiter einer selbstständigen, neu zu schaffenden Abteilung werden und Mittel für deren Ausbau erhalten sollte. Schriftliche Auskunft Häfners an die Verfasserin vom 26.1.2005. Vgl. Häfner und Martini (wie Anm. 1), S. 29.
- 38 Heidelberg, UAH, Rep. 49/373, Antrag vom 12.12.1963, S. 2–5.
- 39 Die Suche nach einem geeigneten Haus für die Abteilung hatte längst begonnen, als im Juni 1964 Verwaltungsdirektor Wilhelm Ernst aus dem Klinikum dem Rektor der Universität ein ehemaliges Hotel vorschlug und dabei auf die Dringlichkeit des Vorhabens hinwies: „Dem Kultusministerium ist bekannt“ – heißt es in der Begründung des Verwaltungsfachmanns – „daß notdürftigst mit einer Tag- und Nachtklinik in völlig unzulänglichen Räumen begonnen wurde, die sich trotz allem zum Segen der Patienten und der wissenschaftlichen Erforschung ausgewirkt haben. Eine Erweiterung ist daher dringend geboten“. Heidelberg, UAH, Rep. 49/373, Verwaltungsdirektor Ernst an Rektor Kurt Lindemann vom 15.6.1964. Ernst nannte dem Rektor der Universität als mögliches Objekt das ehemalige Hotel „Metropol“. Dieses Objekt erwies sich aber als ungeeignet.
- 40 Heidelberg, UAH, Rep. 49/373, von Baeyer und Häfner an das Kultusministerium Baden-Württemberg vom 25.7.1964. Hier wird erwähnt, dass der Staat das Schlosshotel angekauft habe. Aus Häfners und von Baeyers erneutem Antrag an das Kultusministerium geht hervor, dass sich die Nachtklinik inzwischen auf 14 Betten vergrößert hatte. Erstmals erwähnt wird, dass die „seit einigen Jahren planmässig“ aufgebaute Rehabilitationsabteilung auch über „einige Tagesklinikplätze und über eine gewisse Kapazität ambulanter gemeinschaftsorientierter Behandlungsmöglichkeiten“ verfüge.

- 41 Heidelberg, UAH, Rep. 49/373. So informierte Regierungsdirektor Annecke vom Rektorat der Heidelberger Universität von Baeyer am 28.7.1964. Annecke regte an, bald einen Raumbedarfsplan einzureichen, eine Aufforderung, der Häfner und von Baeyer am 7.8.1964 nachkamen. Das Rektorat sandte am 18.9.1964 ein entsprechendes Schreiben an das Kultusministerium. Gemeinsam mit dem Finanzministerium prüfte das Kultusministerium im Herbst 1964 die Verwendungsmöglichkeiten für das Gebäude. Diese Auskunft gab Professor Horst Linde vom Finanzministerium am 12.10.1964 schriftlich an von Baeyer, Heidelberg, UAH, Nachlass von Baeyer, Rep. 63/102. Zur gleichen Zeit führte von Baeyer ein Gespräch mit dem Rektor der Universität Heidelberg, bei dem er die Möglichkeit nutzte, diesem „die Wünsche und Sorgen meiner Klinik wegen der Unterbringung der psychiatrischen Rehabilitationsabteilung, die derzeit in äußerst beengten Verhältnissen im Kellergeschoß der Klinik hausen muß“, vorzutragen. Heidelberg, UAH, Rep. 49/373, von Baeyer an Rektor Gallas vom 9.11.1964.
- 42 RNZ vom 18.9.1964, S. 3, Artikel „Endgültige Lösung für das Schlosshotel?“.
- 43 RNZ vom 19./20.9.1964, S. 3.
- 44 Vgl. den Artikel „Teilprojekt und Zwischenlösung. Stellungnahme des Direktors der Psychiatrischen und neurologischen Universitätsklinik“, RNZ vom 21.9.1964, S. 3.
- 45 Vgl. unter der Rubrik Heidelberger Nachrichten den Kommentar „Nicht mehr möglich“ in der RNZ vom 22.9.1964, S. 3.
- 46 Zunächst wandte Häfner sein Interesse einem anderen möglichen Domizil zu, dem ehemaligen Hotel „Neckarblick“ auf der anderen Seite des Flusses. Heidelberg, UAH, Rep. 49/373, von Baeyer an Rektor Gallas vom 9.11.1964. Am 3.12.1964 wurde ein entsprechender Antrag mit Belegungsplan an das Kultusministerium abgesendet. Doch hier stieß man ebenfalls auf Vorurteile der potentiellen Nachbarn. Im März 1965 scheiterte auch dieser Plan endgültig. Heidelberg, UAH, Rep. 49/373. Vermerk über ein Telefongespräch zwischen Häfner und Verwaltungsdirektor Ernst vom 15.3.1965: Das Haus sei anderweitig vermietet worden. Zu den vermutlichen Hintergründen wurde festgehalten, dass offenbar Versuche eines Nachbarn vorausgegangen waren, die Verkäufer oder Vermieter des Gebäudes in der Neuenheimer Landstraße 70 unter Druck zu setzen.
- 47 Heidelberg, UAH, Rep. 49/55, Unterhaltung der bestehenden Gebäude – Neue Schloßstrasse 42, Schreiben der Oberfinanzdirektion Karlsruhe an das Liegenschaftsamt Heidelberg vom 30.8.1965. Das zweite in die Planung einbezogene Gebäude lag im Grambergweg 10. Vgl. hierzu auch den Brief Häfners an Verwaltungsdirektor Ernst vom 8.9.1965, Mannheim, Archiv ZI, Ordner Modellinstitut Mannheim A–M 1964–66.
- 48 Heidelberg, UAH, Rep. 49/55, Häfner an die Oberfinanzdirektion Karlsruhe vom 11.8.1965.
- 49 Allerdings gelang es im Herbst 1965 nur, eines der beiden Häuser zu kaufen, das andere war zuvor von einer amerikanischen Universität erworben worden. Häfner bedauerte dies zwar, vertrat jedoch die Auffassung, es sei trotzdem sinnvoll, mit einem eingeschränkten Betrieb im eigenen Haus zu beginnen. Heidelberg, UAH, Rep. 49/55, Häfner an Annecke vom 3.11.1965.
- 50 Im Frühjahr 1966 konnte dann die Zustimmung des Finanzministeriums erwirkt werden, vgl. Heidelberg, UAH, Rep. 49/373, Häfner an das Kultusministerium vom 11.5.1966 (Antrag auf Genehmigung einer sofortigen Arbeitsaufnahme). Mit dem Erlass vom 15.2.1966, Nr. V B 7 – 783/66 sei die Genehmigung zum Ankauf des Anwesens erfolgt.
- 51 Heidelberg, UAH, Rep. 49/55, Häfner an die Oberfinanzdirektion Karlsruhe vom 11.8.1965. Häfner berichtet hier, er habe sich „mit Unterstützung der Lokalpresse um eine intensive Aufklärungsarbeit bemüht“. Als Beispiele können die Artikel in der RNZ „Neue Wege der Heilung psychisch Kranker“ (1./2.5.1965, S. 8) und „Ein Appell der Psychiatrie an die Öffentlichkeit“ (7.5.1965, S. 6) gelten.
- 52 Eine Begehung von Verwaltungsbeamten mit Häfner und von Baeyer zeigte, dass im Keller des Männerpavillons kein Platz für die Offsetdruckmaschine zu finden war – hier war ja auch schon die Nachtklinik untergebracht. Geeignet erschien dagegen ein Nebenraum und Holzlager der Klinikschreinerei, Heidelberg, UAH, Rep. 49/373, Aktenvermerk vom 16.9.1964. Die Verwaltung stellte am 6.10.1964 beim Universitätsbauamt einen Antrag auf kleinere Umbaumaßnahmen und vermerkte, dass der Betrieb am 1.1.1965 aufgenommen werden solle.
- 53 Vgl. Brigitte Böker: Rehabilitationsaufgaben einer Sozialarbeiterin an der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg, in *Moderne Krankenpflege unter besonderer Berücksichti-*

- gung der Nervenheilkunde 3, 1966, S. 13–15; Klaus Dörner, Ursula Plog: Anfänge der Sozialpsychiatrie. Bericht über eine Reise durch die sozialpsychiatrischen Pioniereinrichtungen der Bundesrepublik im Jahre 1968 – Ein psychiatriegeschichtliches Dokument (Sozialpsychiatrische Texte, Bd. 2), Bonn 1999, S. 83–84.
- 54 Die Einstellung einer Sozialarbeiterin kann als ein Indikator der Veränderungen an der Klinik gelten: Am 4.6.1959 hatte von Baeyer an die Verwaltung geschrieben, man habe zwar mehrfach darauf hingewiesen, dass die Klinik eine Fürsorgerin benötige, sei aber bereit, diese Anforderung noch zurückzustellen, Heidelberg, UAH, Rep. 49/288, Verwaltung der Klinischen Universitätsabteilung, Haushalt 1960. Kisker stellte am 10.1.1963 einen Antrag auf Bewilligung einer Sozialarbeiterstelle und begründete am 1.8.1963 die Dringlichkeit damit, dass „der fürsorgerische Dienst in den Universitätskliniken zur Bewältigung der sozial-psychiatrischen Aufgaben der Klinik nicht ausreicht“. Vgl. Heidelberg, UAH, Rep. 49/295, Haushalt 1964 – Schriftverkehr, von Baeyer (nach Diktatzeichen Kisker) an das Kultusministerium Baden-Württemberg vom 1.8.1963.
- 55 Dörner und Plog stellten in ihrem Reisebericht von 1968 fest, diese Möglichkeit bestehe „neuerdings“. Vgl. Dörner und Plog (wie Anm. 53), S. 83. Im Jahresbericht der Sozialpsychiatrischen Klinik Heidelberg für 1968 ist festgehalten, bei der Arbeit in der Wellpappe GmbH Wiesloch handle es sich um eine „leistungsintensive, aber einfache Halbtagsarbeit“, zu der die Patienten in Begleitung von Pflegepersonal in einem Kleinbus gebracht würden.
- 56 Häfner (wie Anm. 19), S. 155.
- 57 Das Haus „Im kühlen Grund“ wurde 1968 errichtet. Vgl. Jahresbericht 1968 der Sozialpsychiatrischen Klinik der Universität Heidelberg-Mannheim, S. 9. Bei seiner Gründung bot es acht Wohnräume für chronisch psychisch Kranke.
- 58 Heidelberg, UAH, Rep. 49/373, Häfner an das Kultusministerium Baden-Württemberg vom 11.5.1966.
- 59 Vgl. Karl-Peter Kisker, Aspasia Amsel-Kainarou, Dieter Spazier: Psychiatrie ohne Bett. Über eine zweijährige poliklinische Arbeit der Heidelberger Klinik, in: Der Nervenarzt 38, 1967, S. 10–15.
- 60 Häfner (wie Anm. 19), S. 155.
- 61 Heidelberg, UAH, Rep. 49/367, Betrieb der Psychiatrischen und Neurologischen Klinik. Tag u. Nachtambulanz 1962–68, Häfner an Authenrieth im Kultusministerium vom 29.3.1967. Häfner berichtete im November 1965 an den Landtagsabgeordneten Karl Hauff, die Landesregierung habe „zwar großzügig den Ankauf eines Grundstücks in Heidelberg für die Rehabilitationsabteilung genehmigt“ und es sei auch ein ehemaliges Hotel erworben worden. Jedoch seien die Stellengenehmigungen so bescheiden ausgefallen, dass „die Arbeit damit praktisch nicht aufgenommen werden“ könne“. Brief Häfners an Hauff vom 18.11.1965, Mannheim, Archiv ZI, Ordner Modellinstitut Mannheim A–M 1964–66.
- 62 Die Übergabe fand am 25.4.1966 statt, vgl. Niederschrift der Grundstücksübergabe vom 5.5.1966, Heidelberg, UAH, Rep. 49/55.
- 63 Brief Häfners an die Verfasserin vom 26.1.2005.
- 64 Heidelberg, UAH, Rep. 49/373, Häfner an das Kultusministerium Baden-Württemberg vom 11.5.1966.
- 65 Den Bemühungen Häfners und von Baeyers war zunächst nicht „der geringste Erfolg beschieden“. Auch das Rektorat setzte sich beim Kultusministerium für die Bewilligung kleinerer Reparaturen ein, nachdem von Baeyer „in letzter Zeit mehrfach nachdrücklich vorstellig geworden“ sei. Rep. 49/373.
- 66 Es stelle sich nun die Frage nach einer anderen Nutzung durch die Universität. Heidelberg, UAH, Rep. 49/55, Liegenschaftsamt Heidelberg an die Universität Heidelberg vom 30.11.1966 und Häfner an das Rektorat vom 22.12.1966. Vgl. auch Heidelberg, UAH, Rep. 49/367, Häfner an Authenrieth im Kultusministerium vom 29.3.1967.
- 67 Heidelberg, UAH, Rep. 49/373, Brief Häfners an Regierungsdirektor Annecke im Rektorat vom 17.1.1967.
- 68 Mitteilungen der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1967, Nr. 16, S. 10–13, Bericht über die Ausführungen von Lore Schacht bei der offiziellen Eröffnungsfeier der Tagesklinik. Noch vor der offiziellen Einweihung der Tagesklinik im Mai 1967 begannen Auseinandersetzungen um die Übernahme der Kosten für tages- und nachtklinische Behandlung, die fast zur Schließung der kaum eröffneten Tagesklinik geführt hätten. Wie auch andernorts lagen die sozialpsychiatrischen Bestrebungen, besonders die „Übergangseinrichtungen“,

- quer zu der gewohnten Organisation des Gesundheitswesens. Vgl. Dörner und Plog (wie Anm. 53), S. 43. Die Autoren äußern die Auffassung, man könne „angesichts der Verwirrung der herkömmlichen Kategorien den verschiedenen Bürokratien ihre Reserve gegen die Sozialpsychiatrie zunächst nicht verargen“. Das Kultusministerium Baden-Württemberg vertrat dementsprechend Ende April 1967, wenige Tage vor der geplanten Feierstunde zur Eröffnung der Tagesklinik, die Ansicht, man solle eine Besprechung zur Kostenfrage im Innenministerium abwarten, „ehe mit der Behandlung begonnen werden kann“. Heidelberg, UAH, Rep. 49/367, Autenrieth an die Universität Heidelberg vom 27.4.1967. Autenrieth verweist hier auf einen Erlass vom 10.4.1967 (H 4514/10), der erhebliche Fragen „hinsichtlich eines Versicherungsschutzes der Behandlungsbedürftigen und wegen der Zuständigkeit für die Erstattung der Kosten“ aufwerfe. Häfner antwortete Autenrieth am 29.5.1967. Er führt hier zahlreiche Argumente an, die Tagesklinik nicht wieder zu schließen, unter anderem eine vorläufige Vereinbarung mit dem Leiter der AOK Heidelberg, dass für Tagesklinikpatienten 75% des normalen Tagessatzes bezahlt werden solle. Die Behandlung war allerdings bereits in vollem Gange und dabei blieb es trotz der Reserve nun auch der Heidelberger Klinikumsverwaltung: Heidelberg, UAH, Rep. 49/367, Verwaltungsdirektor Ernst an die Direktion der Psychiatrischen Klinik Heidelberg vom 27.4.1967. Ernst weist hier darauf hin, dass die Verwaltung keine Verantwortung übernehmen könne, wenn die Tagesklinik in Betrieb genommen werde. Die schwebende Kostenfrage konnte erst im Dezember 1967 geklärt werden. Das Regierungspräsidium Nordbaden in Karlsruhe entschied am 21.12.1967 in einem Bescheid an die Heidelberger Verwaltung im Sinne Häfners für einen Pflegesatz von 75% für die Tagesklinikpatienten.
- 69 Mitteilungen der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1967, Nr. 16, S. 10–13.
- 70 Heidelberg, UAH, Rep. 49/53, Unterhaltung der bestehenden Gebäude – Psychiatrische Klinik. Mit Brief vom 7.3.1967 bat Häfner Verwaltungsdirektor Ernst um Zustimmung zu Veränderungen, die mit einer Erweiterung der Nachtklinik von 12 auf 20 Betten einhergehen sollte.
- 71 Dörner und Plog (wie Anm. 53), S. 16–17. Die Forschungsreise fand vom 1.–10.5.1968 statt.
- 72 Dörner und Plog (wie Anm. 53), S. 24–25.
- 73 Dörner und Plog (wie Anm. 53), S. 31–33, S. 76 und S. 84.
- 74 Maria Rave-Schwank: Die tagesklinische Behandlung in Heidelberg, in *Psychiatrische Praxis* 1, 1974, S. 45–51.
- 75 Vgl. den Artikel von Waltraut Kirsch-Mayer, „Klinik ohne weiße Kittel“, im „Mannheimer Morgen“ vom 5.2.1977. Schon zu diesem Zeitpunkt war der Umzug nach Mannheim geplant, es wurde aber noch in Mannheim nach einem geeigneten Gebäude gesucht. Bezüglich der Zukunft des Gebäudes in der Neuen Schlossstraße 42 heißt es: „Mit dem Standortwechsel wird Heidelberg dieses spezielle Rehabilitierungsangebot nicht verloren gehen: In dem freierwerbenden Haus will die Universität mit einem neuen Team das Erbe weiterführen“. Dieser Plan wurde nicht realisiert. Erst seit Ende der 1990er Jahre verfügt die Heidelberger Psychiatrische Klinik wieder über eine Tagesklinik.
- 76 Hier wurde bereits 1965 eine große epidemiologische Studie über alle Erstaufnahmen aus Mannheim wegen psychischer Erkrankung durchgeführt. Die „Psychohygienische Forschungsstelle“ mit der Soziologin Helga Reimann (später Professorin für Soziologie an der Universität Augsburg) wurde bei Gründung von Häfners sozialpsychiatrischer Abteilung dieser unter neuem Namen zugeordnet. Vgl. Brief Häfners an die Verfasserin vom 26.1.1965.
- 77 Eine entsprechende Vereinbarung wurde im Rahmen der Berufungsverhandlungen Häfners auf den Mannheimer Lehrstuhl für Psychiatrie getroffen. Vgl. Häfner und Martini (wie Anm. 1), S. 92–94.
- 78 Häfner und Martini (wie Anm. 1), S. 122–124.
- 79 Zum Umzug der Tagesklinik im Frühjahr 1982 vgl. Zweijahresbericht des Zentralinstituts 1980/81, S. 14.

Kam der Architekt des Heiliggeistchors aus der Oberpfalz? ✓

Die Baubeziehungen zwischen Heidelberg und Bayern im frühen 15. Jahrhundert

Eigentlich ist unübersehbar, dass die Strebepfeiler an der Heidelberger Heiliggeistkirche unterschiedlich hoch hinaufreichen: Der unbekannte Architekt des Chors, errichtet 1398–1410, baute ausschließlich Strebepfeiler, die unterhalb der Traufe enden. Am Langhaus, errichtet bis 1441, finden sich im westlichen Turmbereich ebenfalls verkürzte Strebepfeiler, der Architekt des östlichen Langhauses zog dagegen seine Außenpfeiler bis zur Traufe hoch und akzentuierte sie mit den markanten wasserspeienden Dämonenfiguren, fünf auf der Süd- und drei auf der Nordseite. 1913 beschreibt Adolf von Oechelhäuser diese Differenz an den beiden Bauteilen:

„Form und Abmessungen der Strebepfeiler sind beibehalten worden, nur daß sie am Langhaus etwas höher hinaufreichen und mit Wasserspeiern verziert sind.“¹

Eberhard Zahn, dessen Untersuchung der Heiliggeistkirche und ihrer Baugeschichte bis heute nicht übertroffen ist, kommt 1960 bei der Beschreibung der Strebepfeiler der westlichen Langhausjoche dem Thema sehr nahe, beobachtet Baufugen und Wechsel in der Steinbearbeitung und korreliert diese Befunde mit Unregelmäßigkeiten im Kircheninneren. Bei der Betrachtung des Verhältnisses des Chors zum Langhaus sieht er aber „im wesentlichen“ Einheitlichkeit:

„Der Architekt des Langhauses übernahm im wesentlichen das System des Chores: die enge Stellung der Strebepfeiler, das umlaufende und um die Streben sich verkröpfende Kaffgesims, das durch die Dächer der Lädchen meist nicht mehr sichtbar ist; auch die Abstufungen der Strebepfeiler entsprechen denen des Chores.“²

Die unterschiedliche Höhe der Strebepfeiler hat Zahn nicht gesehen oder für unbeachtlich gehalten.

1981 vermutet Dethard von Winterfeld anhand der Beobachtung der unterschiedlichen Strebepfeilerhöhe einen Zusammenhang zwischen dem Bau des Chors und der westlichen Joche am Turm:

Es bleibt „merkwürdig, daß ausgerechnet bei den spätesten Westjochen die kürzeren Strebepfeiler des Chores und dessen tiefe, einfache Gewändekehlen der Fenster wiederkehren, während die um Anschluß an den Chor bemühten Langhausjoche kleinteiligere („gotische“) Fenstergewände, längere Strebepfeiler und dazu noch auffällige, aber von Anfang an nur als Zier gedachte Wasserspeier aufweisen.“³

Anneliese Seeliger-Zeiss hat, fußend auf Zahns Ergebnissen, die Forschung zur Baugeschichte und zur kunsthistorischen Einordnung der Heiliggeistkirche seither weiter vorangetrieben.⁴ Bei der Beschreibung des Kirchenäußeren betont sie 1996 wiederum die Einheitlichkeit über die einzelnen Bauabschnitte hinweg, ohne auf die Pfeilerunregelmäßigkeit einzugehen: „Einzigartig bleibt am Außenbau die Verschmelzung von Chor und Langhaus.“⁵

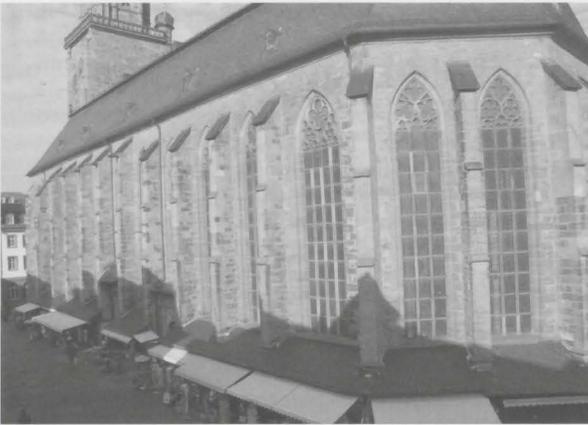


Abb. 1. Unübersehbar ist, dass die Strebepfeiler am Chor der Heiliggeistkirche unterhalb der Traufe enden, während sie am mittleren Langhaus bis zum Dachansatz reichen (Foto: Stefan Hohenadl).

Seeliger-Zeiss steht damit in einer langen Tradition, denn auch die großen historischen Stadtansichten von Münster, Merian, Kraus und Walpergen verschleifen diese Differenz, erst die unbarmherzige Fotografie hält sie fest (Abb. 1).

Darauf, ob Strebepfeiler an gotischen Kirchen bis zur Traufe hinaufreichen oder bereits unterhalb des Daches enden und einen Mauerstreifen freilassen, finden sich in der Handbuchliteratur zur gotischen Architektur keine Hinweise.⁶ Am markantesten sind die oberhalb der Strebepfeiler durchlaufenden, gemalten Maßwerkfriese der niederbayerischen Gotik, zuerst an der Karmelitenkirche in Straubing in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Konstruktiv gibt es nur geringe Unterschiede: Die Strebepfeiler fangen den Schub der Gewölbe auf, der aber erst an deren unterem Rand auf den Wandbereich trifft. Sie können deshalb im Grundsatz schon unterhalb der Traufe enden. Allerdings erfordert die Statik in diesem Fall, für die Aufnahme der Schubkräfte des Dachwerks den Mauerstreifen oberhalb der Enden der Außenpfeiler im Innern zu verstärken. Für Heidelberg gibt es keine Untersuchung über die Tragfähigkeit des Chormauerwerks oberhalb der Außenpfeiler.⁷

Welchen baulichen Vorteil die Verkürzung der Strebepfeiler bringt, ist nicht ersichtlich. Ein besserer Lichteinfall, wie von Norbert Nußbaum vermutet, wäre ein möglicher Effekt,⁸ hätte aber doch nur eine geringe Wirkung. Eher ist zu denken an einen Schritt in Richtung ‚Entmaterialisierung‘, der andernorts bei den Wandpfeilerkirchen im völligen Verzicht auf äußere Strebepfeiler konsequent fortgesetzt wurde. Zu denken wäre auch an eine Zurücknahme konstruktiver Sichtbarkeit mit dem Ziel, den Eindruck eines schwebenden Dachs zu erzeugen. Es handelt sich also eher um eine stilistische Mode, nicht um ein individuelles Kennzeichen des Architekten, aber doch um ein Bekenntnis zu einer besonderen Bauschule. Bei der Heidelberger Heiliggeistkirche ist jedenfalls unübersehbar, dass der Wechsel der Strebepfeilerlängen mit einem „Wechsel in der Leitung der Bauhütte“ korrespondiert.⁹

Zur Zeit des Baubeginns des Heidelberger Chors, der für 1398, das Jahr des Regierungsantritts Ruprechts III., anzunehmen ist, waren verkürzte Strebepfeiler im Bereich der rheinischen Pfalz eine Neuheit. Nahezu alle Kirchenbauten des 13. und 14. Jahrhunderts zwischen Bad Kreuznach und Hirschhorn, zwischen Oppenheim und Neustadt haben im Chorbereich Strebepfeiler, die bis zur Traufe reichen:

Tabelle 1

Traufhohe Chorstrebebfeiler vor 1400 im Umfeld der oberrheinischen Pfalz	
Ort	Kirche, Patrozinium
Bad Dürkheim	S. Johannes
Bad Kreuznach	St. Nikolaus
Bensheim	Spitalkirche St. Joseph
Gabsheim	St. Alban
Hirschhorn-Elsheim	St. Nazarius und Celsus, heute Friedhofskapelle
Iben	Burgkapelle
Kaiserslautern	Stiftskirche
Kaiserslautern	St. Martin
Knopp-Labach	Mariä Himmelfahrt
Ladenburg	St. Gallus
Lambrecht	Dominikanerinnenkirche
Mußbach	St. Johannes
Neustadt	Stiftskirche Unserer Lieben Frau und St. Ägidien
Oppenheim	St. Katharina, Ostchor
Sobernheim	St. Matthias
Speyer	Augustinerkirche (abgängig)
Speyer	Dominikanerkirche (abgängig)
Weinheim	Ulner-Kapelle
Wiesbach	Pfarrkirche
Worms	St. Nikolaus, Seitenkapelle des Doms St. Peter

Neben diesen 20 Bauwerken stehen als Ausnahmen mit verkürzten Strebebfeilern nur die Ordenskirchen in Oppenheim (Franziskaner) und in Landau (Augustiner-Chorherren und -Eremiten), die ebenfalls vor 1400 errichtet wurden.¹⁰ Angesichts der bedeutenden Verluste infolge der Kriege Ludwigs XIV. und der Säkularisation sind nicht alle Kirchen der Gotik in unserem Raum erhalten. Dennoch ist der Schluss zulässig, dass in der oberrheinischen Pfalz und ihrer unmittelbaren Nachbarschaft vor 1400 die traufhohen Strebebfeiler der Normalstil waren. Andere Vorbilder hatten lediglich die

Augustiner resp. die Bettelmönche von Landau und Oppenheim, während die ebenfalls bettelnden Dominikanerinnen von Lambrecht dem Landesstil folgten.

Mit dem Heidelberger Chor setzt zu Beginn des 15. Jahrhunderts ein Stilwechsel ein. In seiner direkten Folge stehen die Sakristei des Speyerer Doms, wohl auch die Chöre der Stiftskirche in Mosbach und der Wörthkirche in Kreuznach, alle mit verkürzten Strebepfeilern. Im weiteren Verlauf des 15. Jahrhunderts entstand ein Strebepfeiler-Pluralismus. In Heidelberg etwa haben die Chöre der Peterskirche und der Wieblinger Pfarrkirche verkürzte Außenpfeiler, während sie an St. Vitus in Handschuhsheim bis zur Traufe reichen.

Die folgende Untersuchung widmet sich erstens der Frage nach den Voraussetzungen des Heiliggeistchors, seinen möglichen Vorbildern andernorts und seinem städtebaulichen Umfeld in Heidelberg. Neben der Höhe der Strebepfeiler ist dabei besonders die Form des Hallenumgangschor zu beachten, einer Chorform, die nicht allein das Mittelschiff, sondern auch die Seitenschiffe in voller Breite fortsetzt und Raum lässt für einen Umgang um den Binnenchor mit seinem Hauptaltar. Auch diese Spur führt nach Bayern. Dabei gilt es, mit der Liebfrauenkirche in Straubing und der Frauenkirche in Amberg Bauten zu entdecken, die von der Kunstgeschichte und besonders von der Hallenumgangschor-Forschung bislang kaum beachtet wurden.

Zweitens soll in Ergänzung zu den bisherigen formenorientierten Untersuchungen stärker nach den Absichten des und der Bauherren gefragt werden. Den von mir eingeschlagenen Weg hat im Umfeld meiner Lektüre Arnt Cobbers beschrieben:

„Wenn also der Bauherr als bestimmende Kraft bei der Wahl des Bautyps und der für ihn wichtigen bedeutungstragenden Formen erkannt wird, so folgt daraus, daß die Analyse eines Bauwerks nicht mehr allein mit kunsthistorischen Methoden zu bewältigen ist. Notwendigerweise muß auch der historische Kontext beleuchtet werden.“¹¹

Drittens führen die Fragen nach dem Bauherrn König Ruprecht, nach seiner architektonischen Biografie und nach der in seinem Umfeld bevorzugten Länge der Strebepfeiler zu der Vermutung, der Meister des Heidelberger Chors stamme aus Altbayern, vielleicht unmittelbar aus der Oberpfalz und ihrer Hauptstadt Amberg.

Viertens und abschließend soll nach Ausstrahlung und Vorbildfunktion des Königsbaus in Heidelberg gefragt werden. Die Landesteilungen von 1410 (Pfalzgrafenschaft) und von 1392 (Bayern) wurden bislang noch nicht auf ihre architekturgeschichtlichen Implikationen hin untersucht.

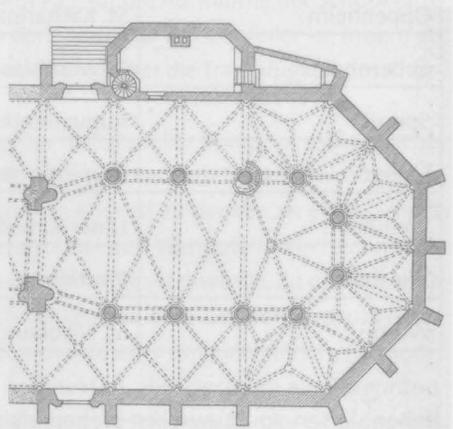


Abb. 2: Der Chor der Heiliggeistkirche, Grundriss (Zahn: Heiliggeistkirche, wie Anm. 2, Tafel 2)

1. Fenster und Säulen im Heidelberger Chor

Quer durch die kunsthistorische Literatur sticht der Heidelberger Heiliggeistchor dadurch hervor, dass er als ‚übersehen‘ oder ‚unterbewertet‘ dargestellt wird. Eberhard Zahn nennt ihn 1960 gleich im Vorwort „stiefmütterlich behandelt“, als Ursache dafür sieht er die erst 1936 niedergelegte Trennmauer.¹² Seeliger-Zeiss verweist vorsichtig für den gesamten Raum auf die Katastrophe von 1693 und das Ende der Kurpfalz von 1803.¹³ Arndt Cobbers konstatiert, dass Heiliggeist Heidelberg „in der architekturgeschichtlichen Literatur keine besondere Rolle“ spielt und kategorisiert ihn als „unterbewerteter Königsbau“.¹⁴

Tatsächlich kommt aber seit der Arbeit von Hans-Hermann Kunst über den Hallenumgangschor des Verdener Doms von 1969¹⁵ in der nachfolgenden kunstwissenschaftlichen Literatur fast immer auch der Heidelberger Heiliggeistchor vor. Inzwischen unterliegt die Bedeutung dieses „herausragenden Kirchenbau[s]“¹⁶ keinerlei Zweifel mehr. Was den Heidelberger Chor auszeichnet, sind die den Binnenchor umlaufenden Seitenschiffe, sein klar hervortretender Hallencharakter, der Verzicht auf einen Kranz von Kapellen, die überschlanken, runden Säulen und die Helligkeit der Belichtung.

Die geometrische Grundrisskonstruktion enthält gegenüber den bis dahin geläufigen Regeln für Umgangschöre eine wesentliche Neuerung: Sowohl der Binnenchor wie der Außenchor sind auf fünf Seiten eines Achtecks aufgebaut. Das äußere Polygon erhält dabei sehr breite Einzelabschnitte, die zwei Fenster erfordern und nach außen durch Strebepfeiler gegliedert werden. Im Innern hat diese Anordnung zur Folge, dass gegenüber jedem Chorfenster eine Säule steht (Abb. 2). Was bis dahin als Architektenfehler gelten musste – Säule vor Fenster –, wurde hier zum Grundelement einer raffinierten indirekten Lichtführung, unterstrichen noch von der Rundheit der Säulen, um die herum die Helligkeit strömt. Der Chorraum erhält auf diese Weise eine Kulissentiefe, die von jedem Blickwinkel aus ein ballettartiges Wechselspiel zwischen Fenster und Säule, zwischen Mauerwerk und Licht bietet. Dass bei dieser Konstruktion in der Mitte der Blickachse von Westen aus nicht das gewohnte Mittelfenster aufleuchtet, sondern im Innern ein Wanddienst mit Konsole und Rippenansätzen und außen ein Strebepfeiler steht, war ein erwünschter, aber nicht völlig neuer Nebeneffekt.

Auch bei den bisherigen Hallenumgangschören war es unvermeidlich gewesen, dass die Pfeiler des Binnenchors von irgendeinem Blickwinkel aus dem Licht im Weg standen. Um das für die Hauptblickachsen zu vermeiden, wurden für den Außenchor oft Polygone mit mehr als acht Ecken gewählt, um die Pfeiler-Licht-Konflikte zu minimieren. Das gilt etwa für den St. Sebald Hallenchor in Nürnberg, begonnen 1361 und von allen Vorbildern, die für Heidelberg geltend gemacht werden,¹⁷ das unbestreitbarste: Ruprecht III. kannte und schätzte ohne Zweifel als Schwiegersohn des Nürnberger Burggrafen und als häufiger Besucher dieser bedeutenden Reichsstadt den Nürnberger Bau. St. Sebald hat einen 9/16-Außen- und einen 5/8-Binnenchor. Von den neun Chorfenstern stehen vier einem Pfeiler und fünf einem Bogen zwischen zwei Pfeilern gegenüber. Das Heidelberger Pfeiler-Fenster-Schema ist also nicht von Nürnberg abgeleitet.



Abb. 3 (links): Das Hauptmerkmal im Innenraum des Heidelberger Chors ist das Wechselspiel zwischen Fenster und Säule. Das indirekt um die Pfeiler einströmende Licht schafft eine gleichmäßige Helligkeit und schafft einen transparenten Raum. Abb. 4 (rechts): Die Liebfrauenkirche in Worms, begonnen 1381, hat zwar im Chorbereich einen ähnlichen Grundriss wie die Heidelberger Heiliggeistkirche, aber eine völlig konträre Raumdisposition: Kontemplatives Dunkel beherrscht den Erdgeschossbereich; das einzige, spärliche Licht kommt von oben (Fotos: Verfasser).

Zahn macht geltend, dass der Chorungang der Liebfrauenkirche in Worms, begonnen 1381, „sich im wesentlichen mit dem Grundriß des Heidelberger Umgangs deckt“.¹⁸ Ein Vergleich der jeweiligen Innenansichten (Abb. 3 und 4) zeigt aber die grundsätzliche Differenz: In der basilikalen Lösung in Worms kommt das zentrale Licht von oben, während die dem Gebet gewidmeten eingeschossigen Räume in ein kontemplatives Dunkel getaucht sind. Die Belichtung des Heidelberger Hallenchors dagegen kennt kein oben und unten. Trotz Ähnlichkeiten im Grundriss war die Liebfrauenkirche in Worms kein Vorbild für Heidelberg.

Der Typus des Heidelberger Chors mit seiner radikalen Fenster-Pfeiler-Disposition ist in der Zeit um 1400 fünfmal gebaut worden und wurde dann im weiteren Verlauf des 15. Jahrhunderts in späteren Folgebauten aufgegriffen. Den Anfang macht die Stadtpfarrkirche St. Maria in Bozen, die erst seit 1964 als Dom fungiert. Begonnen wurde der Bozner Chor 1382; er hat große Ähnlichkeit mit dem Heidelberger Bau Ruprechts, auch wenn durch die barocke Umgestaltung in Bozen nicht mehr alle Details zu erkennen sind. Die Architekten, die Brüder Martin und Peter Schische kamen aus Augsburg. Wer der Bauherr war – der Bischof von Trient als Lehnsherr, die seit 1369 als Stadtherren fungierenden Habsburger oder der Rat –, ist nicht klar. Der Hochaltar wurde 1421/22 geweiht, der Bozner Chor war also wohl erst ein Jahrzehnt nach dem Heidelberger fertig.¹⁹ Für Heidelberg ist nicht ersichtlich, dass der Bozner Kirchenbau Vorbild gewesen sein kann. Weder für den Bauherrn Ruprecht noch für seinen Architekten sind Motive für eine Nachahmung zu erkennen. Die Ähnlichkeit mit der Heidelberger Lösung lässt eher an eine Parallelentwicklung denken; auch Zahn schreibt diese Ähnlichkeit einem „Zufall“ zu.²⁰

Nach der Bozner Pfarrkirche und dem Heidelberger Chor sind als weitere Kirchen mit einem ausgeprägten Pfeiler-Fenster-Schema zu nennen:

- > St. Jakob in Straubing, begonnen um 1400
- > Hl. Geist in Landshut, begonnen 1407
- > St. Maria in Salzburg (ab 1642 Franziskanerkirche), begonnen 1408.

Dieser Typus verweist also auf den Raum der bayerischen Herzogtümer, auch Salzburg lag zu Anfang des 15. Jahrhunderts im kulturellen Einflussbereich Niederbayerns.

2. Der Parler-Mythos

1996 war Seeliger-Zeiss sich sicher, dass der „unbekannte Heidelberger Architekt ... – wie die Einzelformen ausweisen – zuvor ... [in] Neustadt a.d.W. tätig war“.²¹ Tatsächlich gibt es mit dem dreifachen Vierpass im Maßwerk eine markante stilistische Übereinstimmung (Abb. 5). Die dreifache Vierpassformation findet sich freilich nicht nur in Neustadt, sondern auch in St. Martin in Kolmar, im Freiburger Münster und bei den Lambrecht Dominikanerinnen,²² gesehen habe ich sie auch am Ostchor des Naumburger Doms und an St. Martin in Amberg.²³ Dass die Heidelberger Chorstrebe Pfeiler weder nach Neustadt noch überhaupt in die Rheinpfalz passen, ist oben bereits dargestellt worden. Ohnehin unterscheidet sich die Neustädter Chorlösung fundamental von dem Heidelberger Umgangschor. Auch ohne Beachtung des biografischen Umfelds des Bauherrn Ruprecht spricht eigentlich nichts für Einflüsse aus der Neustädter Bauhütte auf den Heidelberger Chorbau.

In die Debatte um die Vorbilder der Heidelberger Heiliggeistkirche ragt störend der Parler-Mythos der Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts hinein. Peter Parler war im 14. Jahrhundert Baumeister in Köln, Schwäbisch Gmünd und Prag; seine Söhne und andere gleichnamige Baumeister sind an weiteren süddeutschen Orten nachweisbar. Die Begrifflichkeit ‚Parlersche Bauten‘ fungierte während des gesamten 20. Jahrhunderts als Chiffre für gotische Qualität und diente gewissermaßen als architektonischer Adelstitel. Eberhard Zahn befindet 1960:

„Der Heidelberger Chor gehört in den Kreis der Parlerbauten hinein. Allerdings steht eine Zuschreibung des Chores von Heiliggeist an die Parler urkundlich auf schwachen Füßen, wenn auch die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen ist, daß gerade damals, als in Prag die ersten Unruhen gegen die Deutschen ausbrachen, einige der böhmischen, bei den Parlern geschulten Bauleute ihr Land verließen und in Deutschland Arbeit suchten.“²⁴

Abb. 5: Das Maßwerk der drei östlichen Chorfenster: links ein großer Vierpass, rechts drei Vierpässe. Beide Motive wurden häufig verwendet und lassen eine Zuordnung zu Vorbildern oder Bauschulen nicht zu (Oechelhäuser: Kunstdenkmäler, wie Anm. 1, S. 129)



Diese Passage macht aus ihrer spekulativen Aussage keinen Hehl: Irgendeine Beziehung zu den Parlern müsse es doch gegeben haben. Auch Anneliese Seeliger-Zeiss ordnet den Heidelberger Chor noch 2000 „in die Parler-Nachfolge“ ein.²⁵

Die Kunstwissenschaft ist seither von den Parlerverweisen abgekomen, denn, wie Thomas Flum in seiner Arbeit über das Freiburger Münster schreibt:

„Kaum eine Zuschreibung ist gesichert, und wenn, dann trägt der Name Parler wenig zu einer treffenden Umschreibung und Erhellung des Kunstgeschehens bei.“²⁶

Der Parlerbezug ist sehr früh zu einem Mythos geworden, der Erkenntnisse verstellte, statt sie zu fördern. Das kann am Beispiel von St. Jakob in Brno/Brünn gezeigt werden. Auch die Stadtpfarrkirche St. Jakob in Brünn hat Ähnlichkeiten mit dem Heidelberger Chor. August Prokop hatte 1904 den Baubeginn der Brünner Stadtkirche auf 1357 datiert und den Bauplan Peter Parler zugeschrieben.²⁷ Zahn beruft sich auf die „sorgfältigen Untersuchungen“ Prokops und vermutet „einen gemeinsamen Urplan als Ausgangspunkt für die verschiedenen Bauhütten“.²⁸ Seeliger-Zeiss rückt 1996 „aufgrund neuerer Untersuchungen“ von Prokop ab.²⁹ Dabei hatte Bertold Bretholz bereits 1901 anhand der Brünner Rechnungsbücher präzise nachgewiesen, dass die heutige Jakobskirche nicht vor der Mitte des 15. Jahrhunderts gebaut wurde: Alle früheren Datierungen „sind unrichtig, die Vermuthungen über den Baumeister [Peter Parler] ohne Grund“. Bretholz hat seine Forschungen mehrfach verteidigt,³⁰ konnte sich aber als Unzünftiger nicht gegen die auf Parler fixierte Kunstwissenschaft durchsetzen. August Prokop war zu der Zeit Professor für Architektur und Architekturgeschichte in Wien, Bertold Bretholz leitete das Landesarchiv Mähren. Prokop hätte Bretholz' Forschungen kennen müssen, ignorierte sie aber zugunsten des Parler-Mythos. Die kunsthistorische Rezeption hat diesen vermeintlichen Parlerbezug auch für die Heidelberger Heiliggeistkirche bis 1996 sehr bereitwillig aufgegriffen. Seither erfolgte ein Paradigmenwechsel, meist ohne nähere Begründung. Die Literatur zur Heiliggeistkirche nach 2000 kommt ohne Parlerbezug aus.³¹

3. Die verkürzten Strebepfeiler in Altbayern

Die Frage, woher im Allgemeinen die Idee stammt, die konstruktiv unverzichtbaren Außenpfeiler bereits unterhalb der Traufe enden zu lassen, muss hier offen bleiben. In den bayerischen Herzogtümern, heute unter dem Begriff ‚Altbayern‘ zusammengefasst, lässt sich für die Zeit vor 1400 eine Vorherrschaft der verkürzten Strebepfeiler nachweisen, wie die folgende Tabelle zeigt.

Tabelle 2

Chorbauten in Altbayern an Kirchen vor 1400 mit Strebepfeilern, die unterhalb der Traufe enden	
Ort	Kirche, Patrozinium, Orden
Niederbayern und Innviertel (Oberösterreich, OÖ)	
Deggendorf	Hl. Grab
Landshut	St. Jodok
	St. Martin
Münzkirchen, OÖ	Mariä Himmelfahrt
Schärding, OÖ	St. Georg
Straubing	Karmeliten
Oberbayern	
Eichstätt	St. Peter und Paul, Dominikaner
Freising	St. Johannes Baptist
	St. Benedikt
Ingolstadt	Mariä Himmelfahrt, Franziskaner
	St. Moritz
München	St. Johannes B. und Ev., Augustiner-Eremiten, heute Jagdmuseum
	Hl. Geist
Wasserburg	Unserer Lieben Frau
Oberpfalz	
Amberg	St. Georg
	Spitalkirche St. Johannes
	St. Leonhard, heute Sakristei von St. Martin
Chammünster	Mariä Himmelfahrt
Regensburg	St. Blasius, Dominikaner
	Salvator, Franziskaner, heute Hist. Museum
	St. Oswald
	St. Ägidius
Schwandorf	St. Jakob
Sulzbach	St. Maria

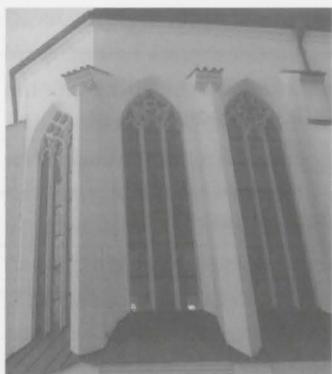


Abb. 6: In Bayern herrschte vor 1400 ein Baustil mit verkürzten Strebepfeilern vor wie hier am Chor der St.-Johannes-Kirche (begonnen 1319) unmittelbar vor dem Freisinger Dom. Bemerkenswert sind auch die dreieckig zulaufenden Strebepfeilerprofile, die hier zum ersten Mal auftreten (Foto: Verfasser).

Im Vergleich zur oberrheinischen Pfalz (Tabelle 1) ergibt sich ein umgekehrtes Bild: In den bayerischen Herzogtümern einschließlich der von der Pfalzgrafenschaft bei Rhein beherrschten Oberpfalz dominiert bereits vor 1400 der Typus des verkürzten Strebepfeilers. Die Regensburger Dominikanerkirche (um 1250) ist der früheste gotische Bau in Bayern. Aber auch die Gotik der Freisinger Dom-Nebenkirchen mit den Baujahren 1319 (Johannes) und 1347 (Benediktus)³² darf nicht übersehen werden (Abb. 6). In Freising taucht zudem erstmals das spitz zulaufende Strebepfeilerprofil auf, das uns an der von Ruprecht III. 1409 in Auftrag gegebenen Sakristei des Speyerer Doms wieder begegnen wird.

Als Ausnahmen finden sich vor 1400 lange Strebepfeiler bis zur Traufe vorwiegend in den geistlichen Territorien außerhalb des wittelsbachischen Einflusses: an den Domen von Eichstätt und Regensburg, an der Herrenkapelle am Passauer Dom, an der Stiftskirche Berchtesgaden, an der Zisterzienserkirche Seligenporten in der Oberpfalz, aber auch an der Erdinger Pfarrkirche in Oberbayern, an der doppelchörigen St.-Johannes-Kirche in Nabburg, Oberpfalz, und an der Dominikanerkirche in Landshut.

4. Der Hallenumgangschor in Altbayern im 14. Jahrhundert

Pius II. war, bevor er 1458 Papst wurde, Pfarrer im Innviertel gewesen und hatte die bayerischen Hallenumgangschöre schätzen gelernt. Von Rom aus gab er den Auftrag, den Dom seines Geburtsortes Pienza nach diesen Vorbildern zu bauen.³³ Dieses bis heute sichtbare, in der Hallenumgangschor-Forschung kaum beachtete Beispiel eines Stiltransfers über größere Entfernungen hinweg, ist einzigartig.

Fest steht, dass der Dom von Verden an der Aller, einem Nebenfluss der Weser, den ersten Hallenumgangschor hat, begonnen bereits im 13. Jahrhundert. Ihm folgte zu Anfang des 14. Jahrhunderts der des Lübecker Doms, in sehr eigenen Formen. Danach verstreuen sich die Spuren der Ausbreitung: Hallenumgangschöre gibt es am Nieder-

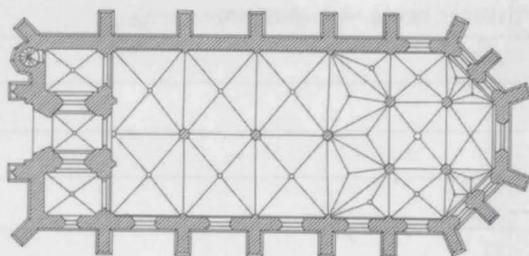
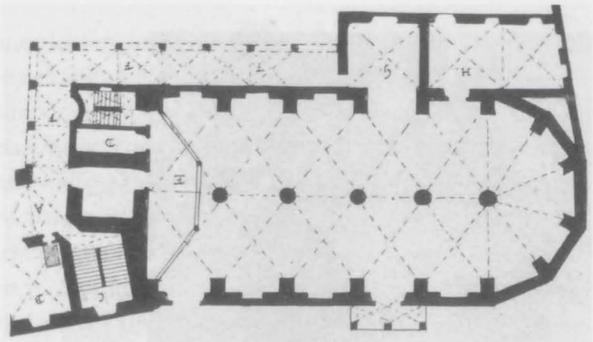


Abb. 7: Die Marienkapelle in Pöllauberg, Steiermark, errichtet um 1340, gehört zu den Experimentier- und Pionierbauten der Hallenumgangschöre. Aus dem zweischiffigen Langhaus entwickelt sich ein dreischiffiger Chor, dessen Stützen noch sorgsam vermeiden, das Licht der Fenster zu stören (Brucher: Gotik, wie Anm. 35, S. 265).

Abb. 8: Grundriss der Marienkirche in Straubing, bevor 1680 die Säulenreihe entfernt und die Kirche barock umgestaltet wurde (Mader: Kunstdenkmäler, wie Anm. 106, S. 182).

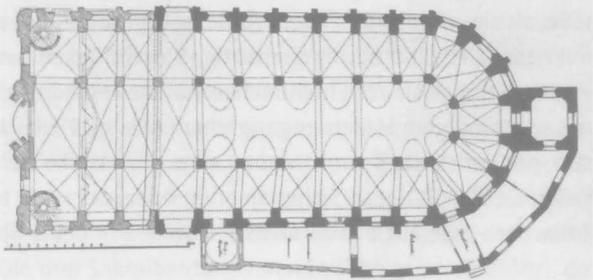


rhein, in Brandenburg, in der Lausitz, in Altbayern und in Österreich, ohne dass eine Reihenfolge oder die Wege der Ausbreitung erkennbar wären. Wahrscheinlich ist dieser Chortyp mehrfach neu erfunden worden. Zeitlich vor den großen Kirchen mit Hallenumgangschören im Süden des alten Reichs finden sich in Österreich bereits zwei Vorläuferbauten: erstens die Wallseer Kapelle, eine adlige Grabkapelle St. Johannes Baptist neben der ehemaligen Minoritenkirche in Enns, Oberösterreich, und zweitens die Wallfahrtskirche Pöllauberg, Steiermark (Abb. 7). Beide Bauten wurden in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts begonnen, sind zweischiffig angelegt und haben einen die Kirchenbreite einnehmenden dreischiffigen Chor. In der kunsthistorischen Diskussion gelten sie als experimentelle Vorbilder, als „Ausgangsbauten“³⁴ für die späteren großen Hallenumgangschöre südlich der Donau.³⁵

Ob es einen Zusammenhang zwischen den Hallenumgangschören in den von Wittelsbachern regierten Herzogtümern gibt, wurde gelegentlich vermutet und 1998 von Fritz Wochnik erstmals untersucht.³⁶ 2003 erschien Ulrike Genz' Untersuchung über den Hallenumgangschor der Backsteingotik, in der sie den Beziehungen zwischen der norddeutschen und der bayerischen Ziegelbauweise nachgeht.³⁷ Beide Arbeiten beziehen die Heidelberger Heiliggeistkirche ein. Auf die Frage nach dem Ursprung des Hallenumgangschors in Bayern geben beide Arbeiten unzureichende Antworten. Während die ältere Literatur die Pfarrkirche von Pischelsdorf (ab 1392), heute oberösterreichisches Innviertel, im Mittelalter Niederbayern, als ersten Bau mit einem Hallenumgangschor in Bayern bevorzugt³⁸, werden die Heiliggeistkirche in München und die ihr vorausgehende Liebfrauenkirche in Straubing seither stets übergangen.³⁹

Die Liebfrauenkirche in Straubing gehört zu den frühen experimentellen Chorlösungen in Süddeutschland. Sie wurde wie die Kapellen von Pöllauberg und Enns in Österreich ebenfalls in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts gebaut. Sie stand ursprüng-

Abb. 9: Grundriss der Heiliggeistkirche München. Die drei westlichen Joche wurden 1885–1888 angefügt (Braun: Spitalkirchen, wie Anm. 44, S. 167).



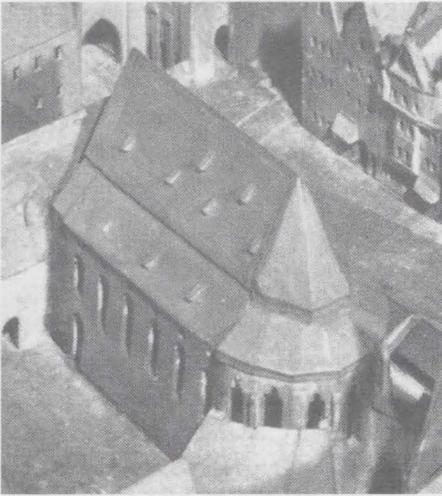


Abb. 10: Die Heiliggeistkirche München im Sandtner-Modell von 1570 (Reitzenstein: Modelle, wie Anm. 40, S. 32)

lich außerhalb des Mauerrings der Stadt, die Kompaktheit ihrer Chorgestaltung hatte also eher liturgische als städtebauliche Gründe. Für das ursprüngliche Aussehen der heutigen Barockkirche gibt es zwei Quellen. 1568 baute der Straubinger Drechslermeister Jakob Sandtner ein Holzmodell seiner Heimatstadt und ließ später Modelle der weiteren wittelsbachschen Residenzstädte folgen. Als die Frauenkirche 1680 an die Jesuiten ging, wurde vor ihrer barocken Umgestaltung ein Bestandsgrundriss angefertigt (Abb. 8).⁴⁰

Erwähnt wird die Liebfrauenkirche erstmals 1368. Die Datierungen des gotischen Baus schwanken in der Literatur zwischen 1300 und dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Die jüngsten Aussagen der Kunstgeschichte stufen das Baulter „um einige Jahrzehnte älter“ ein als die Erwähnung von 1368; um 1430 habe es eine Erweiterung nach Westen um ein Joch und einen Turm gegeben.⁴¹ Revolutionär ist die konsequente Zweischiffigkeit der Straubinger Liebfrauenkirche: Während die Kapellen in Enns und in Pöllauberg im Osten jeweils in dreischiffigen Choranlagen enden, hat der unbekannte Architekt in Straubing den östlichen Mittelpfeiler konsequent, fast rabiat vor den Chor platziert. Ob es einen Chorumgang gab, ließe sich vielleicht anhand der Lage der Sakristei vermuten, deren Tür vor dem Chorpfeiler lag. Die Erweiterung von 1430 belegt, dass sie trotz der später als störend empfundenen Mittelstützen liturgisch erfolgreich war. Der in seiner Breite beide Schiffe abschließende Chor ist jedenfalls einzigartig.⁴² Wer nach Vorbildern für Hans von Burghausens Landshuter Chormittelpfeiler sucht, kann die Straubinger Frauenkirche nicht übergehen.⁴³ Erst die barocke Umgestaltung nach 1680, als sie zur Jesuitenkirche wurde, entfernte die nun störenden Stützen und stellte mit neuer Gewölbetechnik die heutige Einschiffigkeit her.

Die Heiliggeistkirche in München war die erste dreischiffige Hallenkirche in Bayern mit vollständigem Hallenumgangschor (Abb. 9). Vielleicht war es der Stadtbrand von 1327, der den Anstoß zum Neubau einer Pfarrkirche bei dem seit 1208 bestehenden Heilig-Geist-Spital gab. Sicher spielten dabei auch die Interessen des Stadtrats eine Rolle, der – wie auch andernorts feststellbar – seine Spitalhoheit dazu nutzte, dort

angegliederte Pfarrkirchen zu errichten, um Einfluss auf die Pfarrerwahl nehmen zu können. Die Katharinenkapelle des Spitals blieb neben der neuen Pfarrkirche bestehen.

Die Baugeschichte der Münchner Heiliggeistkirche ist unerforscht. Zerstörungsfreie Untersuchungen barockisierter Kirchen des Mittelalters sind eigentlich unmöglich, der totale Bombenschaden von 1944 wurde beim Wiederaufbau freilich nicht zu einer Dokumentation des gewaltsam freigelegten gotischen Baukerns genutzt. Der Baubeginn wird auf 1370 geschätzt, die Fertigstellung 1392 ist urkundlich gesichert.⁴⁴ Vielleicht wurde sie im frühen 15. Jahrhundert erneut umgebaut, dafür sprechen die Schiefwinkligkeit einiger Joche und die Uneinheitlichkeit der Anordnung der Strebe- Pfeiler: an der Nordseite und am Chor außen, auf der Südseite nach innen gezogen. 1724–30 wurde die Heiliggeistkirche barockisiert und mit neuen Gewölben ausgestattet und 1885–88 nach Westen um drei Joche zur heutigen Größe verlängert.

1392 war die Heiliggeistkirche vermutlich baulich eine Sensation. Ihre äußere Gestalt ist im Münchner Stadtmodell von Jakob Sandtner überliefert (Abb. 10). Ihre drei Schiffe waren nicht gleich hoch, wurden aber ausschließlich von der Seite belichtet. Sie gehört damit zu den frühen Hallenkirchen Bayerns und hatte den ersten voll ausgebildeten Umgangschor. Mit Sicherheit war sie liturgisch und wirtschaftlich ein Erfolg für den städtischen Bauherrn. 1392 erließ Papst Bonifatius IX. einen Ablass, in dessen Mittelpunkt der im Alten Hof aufbewahrte Andechser Reliquienfund stand: Wer in München eine Woche bleibt und den Armen spendet, bekommt den Ablass; die Heiliggeistkirche wird ausdrücklich genannt. Tausende folgten diesem Aufruf, und es setzte ein „nicht vorstellbarer Festtrubel“ ein.⁴⁵

5. Ruprecht III. als Bauherr in Amberg

Amberg, die Stadt an der Vils, war der Mittelpunkt der Oberen Pfalz. Ihre Bürger lebten von der Eisenverarbeitung, und einige wurden davon sehr reich. Amberg war aus stau- fischem Besitz 1269 an die Wittelsbacher gekommen. Die 1329 im Vertrag von Pavia geregelte Landesteilung verband den Nordteil Altbayerns mit der rheinischen Pfalz. Seit dem 14. Jahrhundert residierten die kurpfälzischen Thronfolger durchweg in Amberg. Ruprecht II. wurde in Amberg geboren, fand später in Alzey eine neue Warte- position, bevor er 1390 im Alter von 65 Jahren Kurfürst wurde. Auch Ruprecht III. wurde 1352 in Amberg geboren.⁴⁶ Er residierte dort fast drei Jahrzehnte als Stadtherr, bis er 1398 die Regierung in Heidelberg antrat.

Amberg war im 14. Jahrhundert eine Großbaustelle. 1326 trafen Stadtherr und Stadtrat die Entscheidung, das Stadtgebiet zu erweitern. Begonnen wurde die bis heute erhaltene, ring- oder besser eiförmige Ummauerung.⁴⁷ König Ludwig der Bayer förderte als Stadtherr den Mauerbau durch Zuwendungen und Steuernachlässe.⁴⁸ Augenzeuge des Beginns dieses mehrere Jahrzehnte andauernden Projekts war von Kindesbeinen an der 1325 geborene Ruprecht II., der 1392, im dritten Jahr seiner Regie- rung, auch für Heidelberg eine Erweiterung anordnete. 1369 begann in Amberg der Neubau der nun innerhalb des Mauerrings gelegenen Pfarrkirche St. Georg.⁴⁹ Auch der Bau des Rathauses, der Spitalkirche und der Kapelle St. Leonhard fielen in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die drei Sakralbauten waren in Tabelle 2 aufgeführt, da



Abb. 11: St. Georg in Amberg. Den Bau dieses Chors (1369–1390) hatte der junge Pfalzgraf Ruprecht in seinen Amberger Jahren stets vor Augen. Sein Amberger Architekt dürfte sein Handwerk an St. Georg gelernt haben (Foto: Verfasser).



Abb. 12. Dieses Haus an der Vils war der Sitz der Frau des Amberger Stadtherrn. Ruprecht ließ es um 1380 für seine Frau Elisabeth von Hohenzollern gotisch erneuern. Das Chörlein links ist eine Erweiterung von 1409 unter Pfalzgraf Johann für seine Frau Katharina von Pommern-Stolp (Foto: Verfasser).

ihre Strebepfeiler unterhalb der Traufe enden. Die Strebepfeiler am Chor von St. Georg (Abb. 11) lassen sich gut als Vorbilder für den Heidelberger Chor vorstellen.

Ob für die Kommunalbauten wie Stadttore und -mauern, Rathaus oder Spital Fachkräfte von außerhalb herangezogen wurden, ist nicht untersucht. Für das Großvorhaben St. Georg gab es eine eigene Bauhütte. 1379 wird als deren Leiter ein Heinrich Hirssel genannt, dessen Leute „wahrscheinlich aus der Dombauhütte Regensburg“ stammten.⁵⁰ 1390 war der Chor fertig, die romanische Vorgängerkirche wurde abgerissen. 1407 wurde bereits am Turm gearbeitet.⁵¹

Bauherr dieser Maßnahmen war durchweg der Stadtrat, der auch für die Kosten aufkommen musste. Aber in einer Residenzstadt lief nichts gegen den Willen der Stadtherren, die die Vorhaben mitgestalteten und mit Zuwendungen beeinflussten.⁵² Bei den Bauten der Stadtherrschaft selbst allerdings traten die kurprinzlichen Regenten unmittelbar als Bauherren auf. An der Alten Veste, dem früheren Haus des Bamberger Bischofs, das in der wittelsbachschen Zeit als Herrenhaus diente, bevor im 15. Jahrhundert das Stadtschloss errichtet wurde, kamen bei der Altstadtsanierung gotische Architekturteile aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zum Vorschein. Dort hängt heute eine Tafel: „Hier wurde ... 1352 Pfalzgraf Ruprecht geboren“. Dieser Hinweis ist irreführend, denn das Frauen- und somit Gebärdhaus steht in unmittelbarer Nachbarschaft direkt am Ufer der Vils (Abb. 12). Das ehemalige Frauenhaus, heute aufgrund einer sozialen Nutzung im 19. Jahrhundert „Klösterl“ genannt, ist im Kern hochmittelalterlich und wurde 1985 bauhistorisch erforscht.⁵³ Neben dem Nachweis zweier romanischer Vorgängerbauten sind die dendrochronologischen Befunde für die Erweiterungen im 14. Jahrhundert von besonderem Interesse. „Wohl um 1380“ wurde das Haupthaus ausgebaut. Das passt biografisch genau zu Pfalzgraf Ruprecht III., der 1374 Elisabeth von Hohenzollern heiratete, die Tochter des Nürnberger Burggrafen, die Besseres gewohnt war als einen veralteten Wohnsitz im kleinen Amberg. Beim gotischen Ausbau des Klösterls kommt als Auftraggeber nur der Stadtherr Ruprecht III. in Betracht.

Die Erweiterung um die kleine, markant über den Fluss hinausragende Kapelle erfolgte 1409.⁵⁴ Für sie kommt Johann, Ruprechts Sohn, seit 1404 Statthalter in Amberg⁵⁵, als Bauherr in Betracht. Der Anbau diente der Andacht seiner Frau Katharina von Pommern-Stolp, die Schwester des nordischen Unionskönigs Erich von Pommern, die er 1407 geheiratet hatte. Da Johann wusste, dass er nach dem Tod des Vaters Amberg aufzugeben hatte – ihm blieb 1410 die restliche Oberpfalz –, ist der Zeitpunkt dieser Bauinvestition auch als Hoffnung auf ein langes Leben des Vaters zu deuten.

1390 setzten Ruprecht II. und sein Sohn Ruprecht III. nach dem Tod Ruprechts I. die offenbar schon länger gehegte Idee um, die Juden aus dem pfälzischen Herrschaftsgebiet zu vertreiben. Die Literatur zur Oberpfalz geht davon aus, dass die Vertreibung in Amberg im Grundsatz nicht anders verlief als in Heidelberg.⁵⁶ Festzuhalten ist gegenüber der Oberpfälzer Forschung, dass die Vertreibung nicht 1391, sondern bereits 1390, also im Jahr des Regierungsantritts Ruprechts II., stattfand.⁵⁷

Was immer 1390 mit den Privathäusern der Amberger Juden geschah⁵⁸ – die Synagoge und das weitere Gemeindeeigentum fielen an den Landesherrn Ruprecht II. resp. an den Stadtherrn Ruprecht III. Die Synagoge wurde abgerissen, und an ihrer Stelle entstand die Frauenkirche. Ein Baubeginn ist nicht überliefert, ist aber auf die Jahre unmittelbar nach 1390 anzusetzen. Erwähnt wird der Neubau erstmals „1398 anlässlich einer Ewigmessstiftung“.⁵⁹ Am 1. August 1401 richteten die Pfalzgrafen Ludwig und Johann für den Fall, dass ihr Vater Ruprecht III. seinen Italienzug nicht überlebt, eine Stiftung ein. Bedacht wurde die Heidelberger Heiligegeistkirche mit 1000 Gulden für ein Predigtamt und einem Baukostenzuschuss von 300 Gulden; 600 Gulden waren für eine ewige Messe in der Amberger Frauenkirche vorgesehen.⁶⁰ Mit dieser Stiftung wurden die beiden Kirchen in Amberg und Heidelberg als die Lieblingskirchen des königlichen Vaters urkundlich eng miteinander verknüpft. Zugleich signalisiert diese Stiftung, dass die bauliche Entwicklung der Frauenkirche zu diesem Zeitpunkt offenbar weitgehend zu ihrem Abschluss gekommen war.⁶¹ Die Verwaltung der Frauenkirche lag beim Stadtrat, zur Hofkirche wurde sie erst „gegen Ende des 16. Jahrhunderts“, eine neugotische Umgestaltung „ab 1864“ ersetzte die barocken Einbauten und rekonstruierte das Maßwerk.⁶² Heute schlummert dieses baugeschichtliche Juwel ungenutzt und verschlossen vor sich hin und hat bislang weder eine archäologische Untersuchung zur vorangegangenen Synagoge noch eine bauhistorische Untersuchung ihrer eigenen Entstehung erfahren.

In der Literatur zur Heidelberger Heiligegeistkirche wird allgemein angenommen, Ruprecht III. habe frühestens mit seinem Regierungsantritt 1398 mit der Chorplanung begonnen. Ruprecht II., sein Vater, war bei seinem eigenen Regierungsantritt 1390 bereits 65 Jahre alt, ein Zeitpunkt, an dem erbende Söhne wenigstens Gedankenspiele zu treiben pflegen. Ruprecht III. war nicht der älteste Sohn Ruprechts II., sondern hatte zwei ältere Brüder, die beide 1395 noch lebten,⁶³ aber aus unbekanntenen Gründen nicht zur Nachfolge vorgesehen waren. Ruprecht III. wurde als Kurprinz aufgezogen und seit 1372 an der Herrschaft beteiligt.⁶⁴ Er hatte viele Jahre Zeit, sich auf einen Regierungsantritt in Heidelberg und auf Baumaßnahmen nach seinen Wünschen vorzubereiten. Als Statthalter der Oberen Pfalz und Stadtherr von Amberg bot sich ihm mit der Vertreibung der Juden die Chance für einen Kirchenneubau in Amberg. Es gehört nur wenig

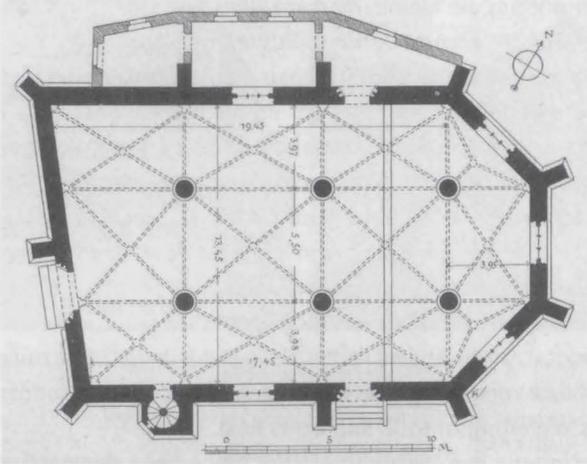


Abb. 13: Die Amberger Frauenkirche, Grundriss (Mader: Kunstdenkmäler, wie Anm. 60, S. 25)



Abb. 14: Die Amberger Frauenkirche, Innenansicht (Fabian: Eichstätt, wie Anm. 61, S. 213)



Abb. 15 (links): Schlussstein mit Christuskopf, Frauenkirche in Amberg (Fabian: Eichstätt, wie Anm. 61, S. 214), Abb. 16 (rechts): Schlussstein mit Christuskopf, Heiliggeistkirche Heidelberg (Zahn: Heiliggeistkirche, wie Anm. 2, Abb. 23)

Abb. 17: Die Amberger Frauenkirche, Außenansicht (Foto: Verfasser)



Vorstellungskraft dazu, es nahe liegend zu finden, dass Ruprecht III. bei dieser Gelegenheit einen Hallenbau mit einem breiten Chor und mit runden Säulen, die Chorfenster verdecken, in Auftrag gab, gewissermaßen einen Prototyp für die Heidelberger Planung, die unter seinem Vater Ruprecht II. noch nicht zu realisieren, aber wohl schon 1390 als Planskizze fertig war.

Die Amberger Frauenkirche ist die erste Hallenkirche der Oberpfalz und in ganz Altbayern nach Heiliggeist München die zweite mit einem dreischiffigen Chor (Abb. 13). Mit diesem Chor steht sie in der Tradition des experimentellen Baus neuartiger Kirchenformen und setzt die Kapellenreihe Enns, Pöllauberg und Frauenkirche Straubing fort. Unübersehbar sind die Parallelen zum Heidelberger Heiliggeistchor: Initiator war Ruprecht III., der Chor ist breit, die Innenpfeiler sind rund, wenn auch ohne Kapitelle, und den beiden seitlichen Chorfenstern stehen Säulen gegenüber (Abb. 14).

Wenn Ruprecht III. 1398 seinen vertrauten Amberger Baumeister nach Heidelberg mitnahm, um von ihm einen neuen Heiliggeistchor errichten zu lassen, dann muss die Amberger Frauenkirche einen neuen, die Maßnahme abschließenden Meister bekommen haben. Dass das so gewesen sein kann, ist an zwei Merkmalen ablesbar: Einen Christuskopf als Schlusssteinmotiv haben sehr viele Kirchen um 1400, die Arbeiten in Amberg und Heidelberg (Abb. 15 und 16) zeigen unterschiedliche Formen und haben kaum denselben Urheber. Die Strebepfeiler der Amberger Frauenkirche reichen – für Amberg ungewöhnlich – fast genau bis zur Traufe (Abb. 17). Beide Gestaltungen gehören in die Schlussphase des Frauenkirchenbaus und können dem nach Heidelberg abgewanderten Meister nicht zugerechnet werden.

6. Der Konflikt in Heidelberg: Chorerweiterung auf Kosten des Markts

Bei den archäologischen Grabungen von 1936 im Chor der Heiliggeistkirche wurden zwischen all den Gräften auch Reste der Pflasterung des Marktplatzes aufgefunden, den die Chorerweiterung überbaute (Abb. 18). Dieser Fund stieß bislang allenfalls auf beiläufige Beachtung, muss



Abb. 18: Marktpflaster im Chor der Heiliggeistkirche Heidelberg (Zahn: Heiliggeistkirche, wie Anm. 2, Abb. 43)

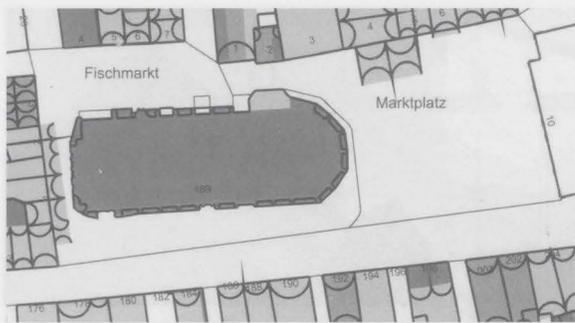


Abb. 19: In den Straßenraum hineinragende Keller um die Heiliggeistkirche: Baufluchtenänderungen, offenbar um Platz für den Kirchenneubau zu schaffen (Seidenspinner, Benner: Heidelberg, wie Anm. 65, Ausschnitt aus Karte 5, II).

aber doch als Beleg für einen massiven städtebaulichen Konflikt gedeutet werden, den das Bauvorhaben Ruprechts III. auslöste.

Es ist ja bis heute nicht anders: Die Stadterweiterungen, wie sie Amberg 1326 und Heidelberg 1392 erfuhren, änderten nichts an der Nutzungsdichte im Innenbereich. In den Ausdehnungsbereich ließen sich vorhandene Vorstädte einbeziehen, Dörfer wie Bergheim aufnehmen oder Neubürger ansiedeln. Die Konzentration des Marktgeschehens im Kerngebiet schritt gleichzeitig aber eher voran und hätte eigentlich eine Vergrößerung der Marktfläche erfordert. Zeugen dieses Konflikts zwischen Kirchnerweiterung und Marktnutzung sind die Kellerräume unterhalb des Straßenraums auf der Nordseite des Marktplatzes und westlich des Heiliggeistturms, wie sie im Archäologischen Stadtkataster kartiert sind (Abb. 19).⁶⁵ Zwar gibt es für diese Keller, die begehrter Bestand und kein archäologischer Befund sind, keine bauhistorische Untersuchung, aber die an ihnen ablesbaren, massiven Rücknahmen zweier Baufluchten sind nur im Zusammenhang entsprechend massiver städtebaulicher Eingriffe zu verstehen. Da diese Keller bei den Zerstörungen von 1693 keiner aufgehenden Bebauung mehr entsprachen,⁶⁶ muss die Erweiterung des Marktplatzes nach Norden und die Verschiebung der Bauflucht im Westen im Zusammenhang einer älteren Großmaßnahme entstanden sein – und dafür kommen zuallererst die Chorverweiterung durch Ruprecht III. und der sich daran anschließende Turmbau in Betracht. Ob die durch Kauf oder Entschädigung, verbunden mit erheblichem Druck der Herrschaft, zustande gekommene Niederlegung zweier Häuserzeilen der Kirchenbaumaßnahme vorausging oder erst in deren Folge geschah, lässt sich nicht mehr erkennen. Dass es aber zu einer Art ‚runder Tisch Einzelhandel‘, wie es heute heißen würde, gekommen sein muss, zeigen die Krambuden zwischen den Chorstrebe Pfeilern, die es „von Anfang an“,⁶⁷ also seit 1410, gab und an örtliche Handwerker vergeben waren.

Wäre diese Erweiterung nach dem Muster der Chorlänge der Neustädter Stiftskirche ausgefallen, wäre vom Marktplatz in Heidelberg noch weniger übrig geblieben. Also muss es eine Abstimmung darüber gegeben haben, wie eine platzsparende Chorverweiterung aussehen könnte. Dabei entstand die Idee des Hallenumgangs chors, für die entweder die Reiseerfahrungen Ruprechts – St. Sebald Nürnberg, Heiliggeist München oder andere Orte – oder aber die Kenntnisse des Architekten den Ausschlag gaben. Selten wurden städtebauliche Kriterien genannt, wenn es um die Frage nach den Entscheidungsgründen für die Wahl einer Chorform ging, in Heidelberg spielte aber offenbar die Platzknappheit eine wichtige Rolle, wenn sie nicht sogar den Ausschlag gab.

7. Wurde der Chor als königliche Grabstätte gebaut?

Die Heiliggeistkirche Heidelberg steht 2013 im Mittelpunkt des Gedenkens an den Heidelberger Katechismus von 1563. Sie eignet sich in ihrer ausgeprägten Bilderlosigkeit gut als Hauptkirche des deutschen Calvinismus. In ihrer heutigen Gestalt sind die Gewölbeschusssteine, die Fratzenkonsolen an den Emporen und die wasserspeienden Dämonen am äußeren Langhaus die einzigen historischen Beiträge zur Figürlichkeit. Bei den Altarentfernungen von 1556 mögen auch Details der Architektur zerstört worden sein, wie am Westportal zu ahnen ist, aber der Chor scheint von Anbeginn an ohne Bilder, ja fast ohne jedes Ornament gebaut worden zu sein, wenn man von der nur fragmentarisch überlieferten Ausmalung absieht.

Als Grund für diesen Verzicht auf detaillierten Schmuck werden durchweg die fehlenden Mittel Ruprechts genannt.⁶⁸ Thorsten Huthwelker hat, soweit ich sehe, als erster auf den Widerspruch zwischen vermuteter Armut und ‚reduktionsgotischer‘ Gestaltung auf der einen Seite und der erstaunlich raschen Bauzeit von „maximal 10 Jahren“ auf der anderen Seite hingewiesen.⁶⁹ Denn innerhalb von zehn oder besser zwölf Jahren ein derart großes Bauwerk zu errichten, erforderte eben auch eine Bauhütte von entsprechender Größe.⁷⁰ Ruprecht III. schätzte figürliche Arbeiten sehr, wie die Verkündigungsgruppe am Südportal der Amberger Frauenkirche zeigt. Was mögen die Motive für die schmucklose Eile des Heidelberger Chorbaus gewesen sein?

Anneliese Seeliger-Zeiss formuliert 2000 sicherlich einen Forschungskonsens, wenn sie zwei Ziele für den Chorbau nennt:

„Mit der Grundsteinlegung eines repräsentativen Chor-Neubaus an der romanischen Pfarrkirche zum Heiligen Geist bewiesen die Pfalzgrafen ihre Bereitschaft, Heidelberg endlich einen herausragenden Kirchenbau zu schenken und damit den anspruchsvollen architektonischen Rahmen für den ‚Griff nach der Krone‘, zugleich aber für die Grablege der Dynastie wie auch für die Zeremonien der Universität zu schaffen.“⁷¹

Demnach hätte Ruprecht III. bei der Grundsteinlegung 1398 den neuen Chor – neben den angedachten Nutzungen für reichspolitische oder universitäre Versammlungen – als Grablege für sich selbst und seine Dynastie bestimmt. Diese Deutung hat viel für sich – schon deshalb, weil sie der späteren Entwicklung entspricht. Hutwelker geht noch weiter und schlägt vor, das Grabmal für den König und seine Frau „könnte durchaus zu Lebzeiten Ruprechts III. fertig gestellt worden sein“.⁷²

Gegen diese Priorisierung lassen sich Zweifel anmelden, die sich aus dem Lauf der Ereignisse speisen. Möglicherweise wurde der Kult um das Grab König Ruprechts erst durch seinen Sohn und Nachfolger Ludwig III. ausgebildet. Denn in den Testamenten Ruprechts finden sich keine Hinweise auf den Begräbnisort. Als im Mai 1409 Blanka, eine Tochter des englischen Königs Heinrich IV. aus dem Haus Plantagenet-Lancaster, die erste Frau Ludwigs III., starb, hätte die Chance bestanden, den noch im Bau befindlichen Heiliggeistchor mit dem Grab einer Königstochter auszustatten und dadurch die Grabstätte für den deutschen König vorzubereiten. Blanka, 1392 geboren, mit 10 Jahren verheiratet, mit 14 Jahren Mutter, mit 17 Jahren gestorben, wurde aber nicht in Heidelberg, sondern in der Neustädter Stiftskirche begraben.

Wolfgang von Moers-Messmer ist der einzige Autor, der sich über diese Grabstättenwahl wundert. Aber sein vermuteter Grund, dass der Heiliggeistchor „noch nicht

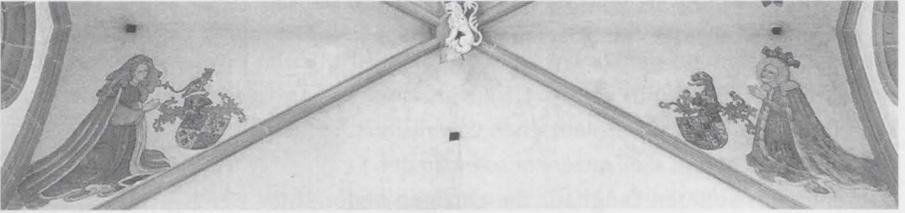


Abb. 20: Gemälde im Chorgewölbe der Neustädter Stiftskirche: Die Königstochter Blanka und die Königsgattin Elisabeth mit Krone

fertig war“,⁷³ kann nicht akzeptiert werden. Auch wenn nicht überliefert ist, bis wann genau der bisherige und ab wann der neue Hochaltar zeremonieller Mittelpunkt war oder ob es ein Provisorium im Langhaus gab, bestand mit Sicherheit eine Kontinuität des Gebets und der Eucharistie. Ohne überlieferte Angaben zum Ort innerhalb der Kirche wurden 1405 zwei Altäre und im Februar 1409 ein weiterer Altar gestiftet.⁷⁴ Einer Bestattung der Gattin des Kurprinzen im neuen Chor hätten 1409 weder bauliche noch liturgische Einwände entgegengestanden. Dass das Königtum Ruprechts in der Zeit Ludwigs III. tatsächlich ikonografisch mit der königlichen Abstammung seiner Schwiegertochter verbunden wurde, zeigen die Gewölbegemälde im Chor der Neustädter Stiftskirche mit der Königstochter Blanka und der bekrönten Königsgattin Elisabeth (Abb. 20). Seeliger-Zeiss vermutet, dass es eine gleichartige bildliche Verknüpfung auch im Heidelberger Chor gegeben habe.⁷⁵

Der Schlussstein im Heiliggeistchor mit dem nach links blickenden Adler ist nur nach dem Tod des Königs denkbar. Die Vergleichsbeispiele, die Jochen Goetze bei der Beschreibung dieser ikonografischen Besonderheit nennt,⁷⁶ zeigen den nach links gewendeten Adlerkopf stets im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Tod des Königs und nicht als allgemeines Symbol für eine auf Dauer angelegte Trauer und erst recht nicht im Vorgriff auf einen erwarteten Tod.

Neben den schriftlichen Quellen fehlen demnach vor 1410 auch bauliche und bildliche Hinweise auf eine spezifische Zweckbestimmung des Chors als königliche Begräbnisstätte. Ruprecht III. war im Todesjahr Blankas 57 Jahre alt. Sein Großvater Adolf war nur 27 Jahre alt geworden, Ruprecht I., der Großonkel, starb im bibli-



Abb. 21: Die Sakristei am Chor des Speyerer Doms wurde 1409 von König Ruprecht I. gestiftet (Foto: Verfasser).

schischen Alter von 81 Jahren, Ruprecht II., der Vater, wurde 72. Ruprecht III. konnte 1409 von einer Lebenserwartung von etlichen Jahren ausgehen, hatte also außer dem Wissen um seine Sterblichkeit im Allgemeinen keinen besonderen Anlass zur Eile, um seine Grabstätte vorzubereiten. Allenfalls im Zusammenhang mit seinem Italienzug 1401 rückte sein möglicher Tod in den Bereich der einzukalkulierenden Ereignisse. Die Motive Ruprechts für den Bau des Heiliggeistchores sind eher im Bedarf an königlicher Repräsentanz und an einem

großen Versammlungsraum für politische oder akademische Veranstaltungen zu suchen, und zwar so schnell wie möglich noch zu seinen Lebzeiten. Erst sein tatsächlicher Tod am 18. Mai 1410 in Oppenheim⁷⁷ und die anschließende Bestattung in Heidelberg begründeten die Begräbnisstätte der Heidelberger Pfalzgrafen im Heiliggeistchor.

8. Die Kirchenbauten Ruprechts III. und seiner Söhne

Nach Eberhard Zahn hat der Heiliggeistchor, „soweit wir es noch überblicken können, keine Nachfolge gefunden“.⁷⁸ Geprägt haben dieses Urteil die vergebliche Suche nach vergleichbaren baulichen Details und die Fixierung auf die Parlerschule. Der hier verfolgte politisch-biografische Ansatz legt es nahe, nach Bauimpulsen zu suchen, die von Heidelberg ausgegangen sind, die vergleichbare Absichten verfolgen, wenn auch mit anderen Stilmitteln, oder die über die Bauherrenschaft mit Heidelberg in Verbindung zu bringen sind. An Formen sollen dabei der Hallenumgangschor mit seiner durch Säulen verstellten Lichtführung und die Höhe der Strebepfeiler weiterhin Beachtung finden.

Am 14. Mai 1409 legte Ruprecht III. in Begleitung seiner Söhne Stefan und Otto den Grundstein für eine neue Sakristei am Speyerer Dom.⁷⁹ Die ältere Sakristei lag nicht unmittelbar beim Chor, und so konnte Ruprecht in königlicher Verantwortung den romanischen Kaiserdom funktional ergänzen. Die runden Fensterbögen im Unter- und Obergeschoss sind als Anpassung an die romanische Umgebung zu deuten. Die Interessen des Landesherrn blieben nicht außer Acht: Das Bistum Speyer war in allen Belangen von der Kurpfalz abhängig und der damalige Bischof Raban von Helmstatt gleichzeitig Ruprechts Kanzler.

Die Strebepfeiler enden unterhalb der Traufe (Abb. 21). Die beste Erklärung dafür ist, dass Ruprecht seinen Baumeister für Speyer nicht aus Neustadt, sondern aus Heidelberg mitbrachte; 1409 arbeiteten in diesen Städten die beiden Bauhütten, über die Ruprecht verfügen konnte. Besonders bemerkenswert sind die lisenenartigen, dreieckig profilierten Verstärkungen zwischen den Strebepfeilern. Dass Strebepfeiler spitz zulaufende Profile haben, ist seit der Johanneskirche am Freisinger Dom und St. Martin in Landshut in Bayern zu beobachten. Dieses Profil findet sich in Heidelberg auch nach 1410 am Turm der Heiliggeistkirche unterhalb des Oktogons. Aber rein dreieckig, kaum noch Strebepfeiler zu nennende Lisenen wie in Speyer sind völlig neu und finden sich erst wieder ab 1458 am zweiten Bauabschnitt der Martinskirche in Amberg. Dieses Motiv kann hier nicht weiter verfolgt werden.

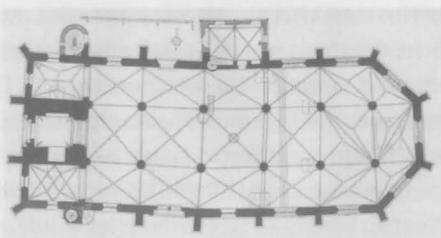


Abb. 22: Grundriss der Pfarrkirche St. Johannes in Neumarkt. 1404 wurde Pfalzgraf Johann Statthalter der Oberen Pfalz. Er ließ an das fertige Langhaus einen dreischiffigen Chor nach Heidelberger Vorbild bauen. Diese Planänderung war nur mit einer nach Norden verschwenkten Achse zu realisieren (Hofmann, Mader: Kunstdenkmäler, wie Anm. 84, S. 13).

Die Landesteilung auf die vier Söhne Ruprechts nach dessen Tod 1410 zerlegte zwar die Kurpfalz in separate Herzogtümer, führte aber zu neuen Bauimpulsen, die von Heidelberg ausgingen oder sich den Heiliggeistchor der Mutterresidenz zum Vorbild nahmen. Dass die Teilung nicht erst am Ende von Ruprechts Regierung 1410 entschieden wurde, sondern langjährig vorbereitet war, zeigt 1404 die Ernennung Pfalzgraf Johanns zum Statthalter in Amberg.⁸⁰ Sie erfolgte unter dem Vorbehalt, dass nach dem Tod des Vaters Amberg nicht bei Johann bleiben könne, da Amberg „ewiclichen by der pfaltz zu verbliben“ habe.⁸¹ Ohne beabsichtigte Teilung ergibt diese Bestimmung keinen Sinn, denn bloßer Statthalter hätte Johann ja auch unter seinem Bruder Ludwig als Kurfürst bleiben können.

Tabelle 3

Kurfürst Ruprecht III. (König Ruprecht I.) und seine Söhne			
Name	Lebenszeit	Herrschaft	Begräbnis
Ruprecht	1351–1410	1398 Kurfürst 1400 König	Heidelberg
Ruprecht Pipan	1375–1397	–	Amberg
Friedrich	1377–1401	–	Amberg
Ludwig III	1378–1436	1410 Kurpfalz	Heidelberg
Johann	1383–1443	1410 Obere Pfalz	Neunburg v. Wald
Stefan	1385–1459	1410 Pf.-Simmern	Simmern
Otto	1390–1461	1410 Of.-Mosbach	Reichenbach, OPf.

In Neumarkt/Oberpfalz war zu der Zeit die Stadtkirche St. Johannes im Bau. Das westliche Langhaus war in Gestalt einer gotischen Hallenkirche bereits fertig, als laut Bauinschrift 1404 der Bau des Chors begann. Die örtliche Forschung kommt zu nicht ganz kongruenten Ergebnissen. Stadtpfarrer Hirschbeck nimmt 1987 an, dass die beiden Abschnitte „zwei verschiedene Baumeister“ hatten und dass Pfalzgraf Johann ab 1404 den Neubau „unterstützte“.⁸² Simon Federhofer geht 1999 davon aus, dass der gotische Neubau bereits ab 1325 vorbereitet wurde, planerisch dem Stadtrat unterstand und von Pfalzgraf Johann allenfalls ab 1410 gefördert wurde.⁸³ Übersehen oder unterbewertet wird bei beiden Autoren der ins Auge fallende Achsenknick nach Norden (Abb. 22), aus Sicht der älteren Kunstwissenschaft einer „Anpassung des Baues an das Terrain“ geschuldet.⁸⁴ Während Federhofer die beiden Bauabschnitte völlig ignoriert, schließt Hirschbeck für die geknickte Längsachse eine „örtliche Bedingtheit“ aus und sinniert über das „geneigte Haupt Christi“ oder über ein „Element der thematischen und programmatischen Asymmetrie“ des Bauwerks.⁸⁵

Eher wahrscheinlich ist, dass die Achsenänderung die Folge einer Planänderung ist. Pfalzgraf Johann hätte bei seinem Amtsantritt als Statthalter der Oberen Pfalz und

Abb. 23: Auch wenn in diesen Lageplan der Achsenknick der Johanneskirche in Neumarkt nicht eingearbeitet ist, lässt sich erkennen, dass der Zugang zum Markt ohne die Verschwenkung des Chors zum Engpass geworden wäre (Hofmann, Mader: Kunstdenkmäler, wie Anm. 84, S. 63).



damit als Stadtherr von Neumarkt 1404 auf einer Chorlösung bestanden, die nach dem Heidelberger Vorbild dreischiffig war. Wenn ursprünglich ein eingezogener, einschiffiger Chor vorgesehen war, hätte die ursprüngliche Achse beibehalten werden können. Ein breiter Chor, wie er dann realisiert wurde, hätte die Hallertorstraße südlich der Johanneskirche so stark verengt, dass sie keinen Durchlass zur Oberen Marktstraße mehr frei gelassen hätte (Abb. 23). Ähnlich wie in Heidelberg dürfte es auch in Neumarkt erhebliche Debatten mit den Bürgern gegeben haben, bis der Stadtherr seinen unbekanntem Architekten anwies, die Achse zu verschwenken. Die Anordnung der Pfeiler im Chor folgt dem Vorbild der Amberger Frauenkirche: Die vordersten Chorpfeiler stehen den beiden seitlichen Chorfenstern gegenüber. Ohne eigentlichen Binnenchor wird aber die Raumwirkung wie in Heidelberg nicht erreicht. Der Meister, der drei bis vier Jahrzehnte später die Gewölbe einzog, wählte für die beiden östlichen Joche des Mittelschiffs eine auffällige Asymmetrie des Rippennetzes, die den Blick auf die Raumschiefe ein wenig absorbiert.

Leider fehlt es für St. Johannes in Neumarkt an archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen; nur ein romanischer Taufstein zeugt von einer Vorgängerkirche. Die Strebepfeiler am Chor reichen nicht bis zur Traufe, was für die Oberpfalz in dieser Zeit nicht selbstverständlich, aber auch nicht ungewöhnlich ist. Nach dem Tod Ruprechts III. hatte Pfalzgraf Johann Amberg zu räumen und begann, in Neumarkt eine Residenz zu bauen. Begraben wurde er 1443 in St. Georg in Neunburg vorm Wald. Es gibt keine Anzeichen dafür, dass er die Neumarkter Pfarrkirche als eigene Grabstätte ins Auge gefasst hätte. Und wenn er den Heidelberger Heiliggeistchor zum baulichen Vorbild hatte, dann gab es 1404 auch noch keinen besonderen Grund, vorrangig an eine Begräbniskirche zu denken.

Der nächstjüngere Sohn Ruprechts III., Pfalzgraf Stefan, erhielt bei der Landesteilung 1410 einen Teil der westlichen Gebiete. Eine Belehnung Stefans mit dem Teil der Stadt Kreuznach links der Nahe, die Bischof Raban von Speyer im November 1408 ausgesprochen hatte, ließ sich gegen den Widerstand des Grafen von Sponheim-Kreuznach nicht durchsetzen,⁸⁶ ist aber ein weiterer Beleg dafür, dass die Teilungsidee nicht erst 1410 entstand. Stefan residierte in Zweibrücken, Simmern, meist aber in Meisenheim am Glan. Die dortigen Hauptkirchen wurden erst sieben bis acht Jahrzehnte später begonnen: 1479 die Schlosskirche in Meisenheim, 1486 St. Stephan in Simmern

und 1493 die Alexanderkirche in Zweibrücken.⁸⁷ Über Vorgängerbauten liegen jeweils keine archäologischen Kenntnisse vor. Stefan scheint im Unterschied zu seinen Brüdern keine sakralen Bauimpulse aus Heidelberg mitgenommen zu haben.

Pfalzgraf Otto, der jüngste Sohn Ruprechts III. war gewissermaßen das Nesthäkchen und ließ „bis zum Jahre 1410 noch keinerlei territorialpolitische Ambitionen erkennen“.⁸⁸ Er verließ Heidelberg erst nach dem Tod des Vaters, um die Herrschaft in Pfalz-Mosbach anzutreten, dem kleinsten der drei neuen Herzogtümer. In Mosbach war der Neubau der St.-Juliana-Stiftskirche zu der Zeit nahezu vollendet. Eine Altarweihe ist für 1409 belegt.⁸⁹ An der Wendeltreppe des beim Chor gelegenen Turms ist die Jahreszahl „1410“ eingemeißelt, „höchstwahrscheinlich“ das Jahr der Vollendung des Turms.⁹⁰ Unübersehbar ist aber auch, dass es am Chor kurz vor dessen Fertigstellung noch zu einem Plan-, vielleicht auch zu einem Architektenwechsel gekommen ist:

„Allerdings läßt die im oberen Drittel abweichende Profilierung der Fenstersteine und die unterschiedliche Ansetzung der das Gewölbe tragenden Wandkonsolen auf eine vorübergehende Unterbrechung der Bauarbeiten oder eine Änderung der Baupläne schließen. Möglicherweise handelt es sich bei den unterhalb der Chorfenster in die Wand eingelassenen Nischen um vorgefertigtes Maßwerk, das bei der abgewandelten Bauausführung keine Verwendung mehr fand.“⁹¹

Diese Bauunterbrechung ließe sich ohne übertreibende Phantasie mit dem Regierungsantritt Herzog Ottos in Verbindung bringen. Er brachte aus Heidelberg einen Mitarbeiter der Heiliggeistbauhütte mit nach Mosbach, der das bereits hergestellte Fenstermaßwerk des Vorgängers verwarf, aber als Wandschmuck im Chor unterhalb der Fenster verwendete. Der neue Meister aus Heidelberg schuf neues Maßwerk, vollendete den Chorbau und führte als sein stilistisches Erkennungszeichen die Strebepeiler nicht bis zur Traufe hoch (Abb. 24). Die Jahreszahl „1410“ läßt sich auch als Beginn der letzten Bauphase unter einem neuen Meister und einem neuen Stadtherrn deuten.



Abb. 24: Als Pfalzgraf Otto 1410 Mosbach zum Sitz seines neuen Herzogtums machte, ließ er an der fast fertiggestellten Stiftskirche St. Juliana nach Heidelberger Vorbild die Strebepeiler am Chor unterhalb der Traufe enden (Foto: Verfasser).

Das letzte Bauwerk, das in dieser Reihe der vom Heidelberger Chor ausgehenden Bauimpulse genannt werden muss, ist die Kirche St. Martin in Amberg. Die Planung eines größeren Neubaus anstelle einer romanischen Vorgängerkirche reichen bis in die 1360er Jahre zurück.⁹² Zur Vorgeschichte der heutigen großen Hallenkirche gehört weiterhin, dass Ruprecht Pipan, Ruprechts III. ältester Sohn, 1397 im Alter von 22 Jahren gestorben und in der Vorgängerkirche begraben worden war. 1401 folgte dort mit Friedrich ein weiterer Bruder. 1421 begann der Bau der heutigen Martinskirche in zwei Abschnitten, deren Baunaht gut zu erkennen ist (Abb. 25). 1522 wurde die Bauhütte abgebrochen.⁹³

Der rechtliche Status der Martinskirche zu dieser Zeit ist unklar, erst 1629 wurde sie Pfarrkirche. Nicola Damrich, Autor der wichtigsten Monografie zu St. Martin in Amberg, vermutet, sie habe den Status einer „Reichs-

kirche“ gehabt.⁹⁴ Das wäre aber für das 15. Jahrhundert ein Anachronismus. Eher wahrscheinlich ist, dass sie dem Landes- und Stadtherrn gehörte, obwohl Eigenkirchen weltlicher Herren längst nicht mehr zulässig waren. An anderen Orten wie in Heidelberg, Mosbach oder Neustadt haben die Pfalzgrafen die Rechtsform der Stiftskirchen gewählt, um dadurch ihren Einfluss rechtskonform wahren zu können. Formell war der Bauherr in Amberg der Stadtrat,⁹⁵ die treibende Kraft wird aber Kurfürst Ludwig III. gewesen sein, der das Gedenken an die Brüder aufwerten wollte, deren vorzeitigem Tod er sein Kurfürstenamt verdankte.

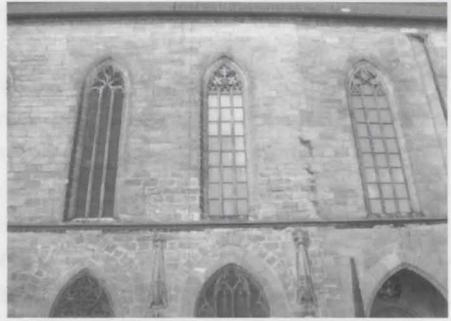


Abb. 25: St. Martin in Amberg, Nordseite. Zu sehen sind (von links nach rechts) das Vierpassmaßwerk, die Baunaht zwischen den beiden Bauabschnitten und die Lisenen mit Dreiecksprofil am jüngeren Westteil (Foto: Verfasser).

St. Martin in Amberg ist der bedeutendste gotische Kirchenbau der Oberen Pfalz: Die Einheitlichkeit von Baukörper und Innenraum trotz der Bauzeit von 100 Jahren, der technisch kühn am Vilsufer errichtete Turm, der voll ausgebildete Hallenumgangschor und die umlaufenden, den Raum gliedernden Steinemporen – all das zeigt hohe Qualität und ein ausgeprägtes Bewusstsein von Kontinuität seitens der Bauherrenschaft. Über den Architekten des ersten Bauabschnitts ist nichts bekannt. Wenn Ludwig III. einen Meister seiner Heidelberger Bauhütte nach Amberg geschickt hätte, dann wäre die Botschaft des Amberger Bauplans nach Heidelberg gewesen: Wir kommen ganz ohne äußere Strebe Pfeiler aus, indem wir sie nach innen ziehen, und wir können Emporen bauen, die Eleganz zeigen. Dieselbe Botschaft hätte aber auch an die inzwischen neu begonnenen Umgangschöre in Straubing, Landshut und im benachbarten Salzburg gerichtet sein können, woher auch immer der Architekt von St. Martin gekommen sein mag. Das Bauvorhaben in Amberg – das ist die These – war Teil eines Wettbewerbs zwischen den Landesherrn aus dem Haus Wittelsbach, seien sie Pfalzgrafen oder bayerische Herzöge gewesen.

Eine besondere Konkurrenz bestand offenbar zusätzlich im Totengedenken. Im Januar 1397 waren im Abstand von vier Tagen zuerst Herzog Albrecht II. von Straubing-Holland und dann Pfalzgraf Ruprecht Pipan gestorben. Albrecht wurde in der Straubinger Karmelitenkirche, Ruprecht Pipan in Amberg beigesetzt. Die Amberger Platte ist aus Sandstein, die Straubinger aus rotem Marmor; sie ist der Amberger in der künstlerischen Gestaltung überlegen. Sie stammen nicht von demselben Künstler. Rainer Alexander Gimmel betont, dass beide Grabplatten „von einer Art Wettbewerbssituation“ untereinander zeugen. Zugleich legt er in Frageform die Annahme nahe, das Amberger Grabmal sei „vielleicht auch erst in den 20er oder 30er Jahren des 15. Jahrhunderts“ als Reaktion auf Straubing gefertigt worden.⁹⁶ Diese Annahme ist geeignet, die hier vorgetragenen Überlegungen zu den Motiven Ludwigs III. für den Bau der Martinskirche zu stärken.

9. Steinmetz „Hans“ und die Pfarrkirche St. Paul in Kreuznach (Wörthkirche)

Ob sich an der Wörthkirche in Bad Kreuznach Bauimpulse aus Heidelberg nachweisen lassen, lässt sich nur vermuten. Da aber in diesem Zusammenhang für 1417 – bisher unbeachtet – der Name eines Heidelberger Steinmetzen fällt, muss dieser Vermutung nachgegangen werden.

1392 hatte Ruprecht Pipan, Ruprechts III. ältester Sohn, Gräfin Elisabeth von Sponheim-Kreuznach geheiratet. Sie war nach einer kinderlosen Ehe bereits verwitwet gewesen. Auch ihre zweite Ehe blieb ohne Erben. Nach dem vorzeitigen Tod des Kurprinzen lebte die Witwe einige Jahre auf dem Heidelberger Schloss. 1405 zog sie zurück nach Kreuznach, um ihrem Vater Graf Simon III. beizustehen. Da mit ihr das Geschlecht Sponheim-Kreuznach aussterben würde, setzte sie im September 1405 ein anteiliges Vermächtnis zugunsten der Kurpfalz auf:

„Elisabeth von Sp[onheim], Pfalzgräfin bei Rhein und Herzogin in Bayern bekundet: in Ansehung der Gnade, in der sie immer bei ihrem Schwiegervater, dem Römischen König Ruprecht, gestanden hat, und weil sie niemanden sonst weiß, der nach dem Tode ihres Vaters Simon Graf von Sp. Land und Leute, die ihr an Eigen und Lehen zufallen, schirmen und schützen könnte außer dem König, hat sie nach reiflicher Überlegung diesem versprochen, nach dem Tode ihres Vaters ihm und seinen Erben Pfalzgrafen bei Rhein den fünften Teil an der Stadt Kreuznach und allen Städten, Schlössern, Märkten, Dörfern, Landen und Leuten auf dem rechten Ufer der Mosel zu übergeben.“⁹⁷

1414 starb mit Simon III. der letzte männliche Erbe der Grafschaft Sponheim-Kreuznach, drei Jahre später auch die letzte Erbin. Simon wurde im Chor der Wörthkirche beigesetzt, der als Grablege konzipiert war. Elisabeth bestimmte in ihrem Testament vom 15. Juni 1417:

„Im Wissen, daß nichts sicherer ist als der Tod, nichts aber unsicherer als die Stunde des Todes, empfahl sie ihre Seele Gott und wünschte, im Chor der Pfarrkirche zu Kreuznach bei ihrem † Vater begraben zu werden; sie bat um ein schlichtes Begräbnis und einen schlichten Stein auf dem Grab ... In der Pfarrkirche zu Kreuznach ist an ihrem und ihres Vaters Grab ein Altar zu Ehren der Hl. Maria Magdalena und des Hl. Augustinus zu errichten, an dem täglich eine ewige Messe für die genannten Personen zu lesen ist.“⁹⁸

Aus diesen testamentarischen Bestimmungen ist nicht mit letzter Sicherheit auf den Vollendungsgrad der Pfarrkirche zu schließen. Da das Begräbnis im Chor stattfand, müsste es sich bei dem gestifteten Altar um den Hauptaltar der Pfarrkirche handeln, der demnach zum Zeitpunkt des Testaments noch nicht bestanden hätte. Zur Baugeschichte der dem Apostel Paulus geweihte Kirche, die auf einer Nahe-Insel gelegen die beiden Ortsteile miteinander verbindet und heute Wörthkirche genannt wird, liegt keine eingehende Untersuchung vor. Edith Ruser und Herbert Dellwing halten im amtlichen Denkmalverzeichnis nur lapidar fest, der Chor sei „Anfang des 15. Jh. von der Sponheimer Gräfin Elisabeth“ gestiftet worden.⁹⁹ Entgegen ihrem letzten Willen erhielt sie ein in der Region einzigartiges Messinggrabmal, das „1717 durch die Katholiken entfernt“ wurde.¹⁰⁰

Im November 1417, nach dem Tod der Schwägerin, kam Ludwig III. mit Gefolge nach Kreuznach, um das komplizierte Teilungsvermächtnis vor Ort zu vollziehen. Zwei Urkunden berichten über eine Begehung der Kreuznacher Kauzenburg sowie im Anschluss weiterer Häuser in der Vorderen Grafschaft Sponheim. Die Miterben aus

der Sponheimer Nebenlinie hatten wie Ludwig III. Bausachverständige dabei; auf der Kurpfälzer Seite waren es in Kreuznach zwei Zimmerleute aus Kaub sowie „Lukas Steinmetz von Neustadt und Johann („Hans“) von Heidelberg“; bei den weiteren Terminen waren die Kauber Zimmerleute nicht mehr da, Hans aus Heidelberg wird nun ausdrücklich als „Steinmetz“ bezeichnet.¹⁰¹ Der Aufenthalt in der Grafschaft Sponheim zog sich vermutlich mehrere Wochen hin, wenn Ludwig III. nicht sogar vor Ort Bauaufträge erteilte, die längere Aufenthalte erforderten.

Bei Lukas von Neustadt und Hans von Heidelberg ist kaum fehlzugehen, dass es sich um die Leiter der jeweiligen Bauhütten an den beiden Stiftskirchen handelt.

Für Heidelberg ist bislang erstmals 1423 ein Architekt nachgewiesen: „Hans Marx den steynmetzen“, der als „werckmeister entpfangen und uffgenommen“ wurde.¹⁰² Hans ist ein Allerweltsname des 15. Jahrhunderts; da Hans Marx aber ausdrücklich als neu eingestellt geschildert wird, ist er mit dem Hans von 1417 nicht identisch. Anzunehmen ist, dass der für Kreuznach genannte Steinmetz Hans 1423 gestorben war oder Heidelberg verlassen hatte.

Es stellt sich nun die Frage, ob dieser Hans der gesuchte Architekt des Heidelberger Heiliggeistchors sein könnte. Zu rekapitulieren sind die Bauaufträge Ruprechts III.:

- > um 1380 das Frauenhaus der Amberger Stadtherrschaft („Klösterl“)
- > nach 1390 die Frauenkirche anstelle der Amberger Synagoge
- > ab 1398 der Chor der Heiliggeistkirche in Heidelberg
- > ab 1398 der Ruprechtsbau am Heidelberger Schloss
- > ab 1409 die Sakristei am Speyerer Dom

Von der Lebensspanne her wäre es also gerade noch möglich, dass Ruprecht seine Bautätigkeit mit einem Steinmetz Hans 1380 begonnen hätte und dass dieser Architekt 1417 noch gelebt hätte, aber es ist von allen Konstellationen die unwahrscheinlichere. Wenn Ruprecht III. seinen Werkmeister aus Amberg mitbrachte, dann hätte dieser auch Schüler haben können, die seinen Stil – insbesondere was die Länge der Strebe Pfeiler betrifft – weiterführen konnten. Zu erinnern ist daran, dass auch an den westlichen Jochen der Heidelberger Heiliggeistkirche kurze Strebe Pfeiler stehen. Im vorsichtig abwägenden Urteil ist demnach in dem für Kreuznach genannten Steinmetz Hans eher ein Nachfolger des Amberger Architekten zu sehen. Das gilt erst recht für den Fall, dass der Hans von 1417 nicht Chef, sondern nur ein untergeordneter Mitarbeiter war.

Am Chor der Kreuznacher Wörthkirche, zu der es leider keine archäologische oder bauhistorische Untersuchung gibt, findet sich die Auffälligkeit, dass am Chor die vier vorderen Strebe Pfeiler kürzer sind als die übrigen (Abb. 26). Irgendwer hat bei der Voll-

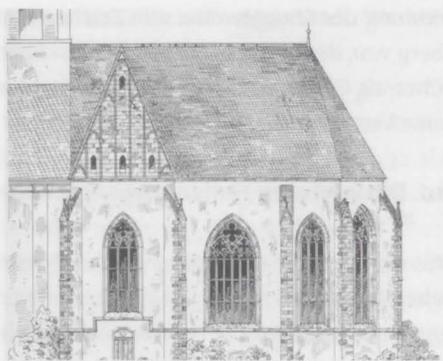


Abb. 26: Die vorderen Strebe Pfeiler am Chor der Kreuznacher Wörthkirche sind kürzer als die übrigen. Sie könnten von „Steinmetz Hans aus Heidelberg“ stammen, der dort 1417 im Gefolge Kurfürst Ludwigs III. nachgewiesen ist (Zimmermann: Kunstdenkmäler, wie Anm. 100, S. 67).

endung der Chorgewölbe sein Zeichen hinterlassen. Dass es Meister Hans aus Heidelberg war, der im Anschluss an seinen Aufenthalt in Kreuznach im November 1417 den Chor als Grablege für die Herzogwitwe und Gräfin Elisabeth vollendet hätte, ist nur eine Vermutung.

10. Die weiteren Hallenumgangschöre der bayerischen Wittelsbacher

Als sich 1392 die drei Brüder Stefan, Friedrich und Johann nicht vertrugen, kamen sie überein, das Herzogtum Bayern zu teilen. Seit 1353 war bereits Niederbayern-Holland ein eigenes Gebiet der Familie Wittelsbach gewesen, das von Straubing und Den Haag aus regiert wurde. Nun kamen mit Ingolstadt, Landshut und München drei weitere separate Residenzstädte hinzu.

Tabelle 4

Die bayerischen Herzogtümer nach der Landesteilung 1392			
Residenz	Herzöge	Lebenszeit	Begräbnis
Ingolstadt	Stefan III. der Kneißl	um 1337–1413	Ingolstadt
	Ludwig VII. der Bärtige	1368–1447	Raitenhaslach
	Ludwig VIII. der Bucklige	1403–1445	Ingolstadt
Landshut	Friedrich	1339–1393	Landshut
	Heinrich XVI. der Reiche	1386–1450	Landshut
München	Johann II.	um 1341–1397	München (?)
	Ernst	1373–1438	München
	Wilhelm III.	1375–1435	München
	Albrecht III.	1401–1460	Andechs
	Johann IV.	1437–1463	Andechs
	Albrecht IV.	1447–1508	München
Straubing Den Haag	Albrecht I.	1336–1404	Den Haag
	Albrecht II.	1368–1397	Straubing
	Wilhelm II.	1365–1417	Valenciennes
	Johann III.	um 1374–1425	Den Haag

Weit stärker als die pfälzische Landesteilung von 1410 stimulierte die bayerische Landesteilung von 1392 einen Wettbewerb beim Ausbau der vier Residenzstädte. Das Zugpferd beim Kirchenbau war dabei der Hallenumgangschor¹⁰³ und das einhellig gewählte Material die Ziegelbauweise, auch dort, wie Ulrike Gentz hervorhebt, wo

„Städte mit nahegelegenen Hausteinbrüchen wie beispielsweise Ingolstadt, Wasserburg und Straubing“¹⁰⁴ Zugang zu anderen Baustoffen gehabt hätten.

Der Hallenumgangschor war in Bayern schon vor 1392 präsent. Bereits genannt wurden die Frauenkirche in Straubing mit ihrer experimentellen zweischiffigen Reihe von Mittelpfeilern bis zum Chor sowie die Heiliggeistkirche in München, die 1392 als Wallfahrtskirche genannt ist. Im damals niederbayerischen Innviertel ist noch die Kirche Mariae Himmelfahrt in Pischelsdorf zu nennen, deren Bau 1392 begonnen wurde.¹⁰⁵

Das ferne Heidelberg erfuhr in der Zeit König Ruprechts aus dem nun polyzentral auftretenden Bayern großen Respekt. Der Heidelberger Hof war in der Folge der Teilung von 1392 an zahllosen Schiedssprüchen beteiligt, sowohl hinsichtlich der Streitigkeiten zwischen den auch nach der Teilung noch uneinigen bayerischen Herzögen als auch hinsichtlich der Vormundschaft für den 1393 erst siebenjährigen Herzog Heinrich XVI. von Bayern-Landshut. In seiner Zeit als König hielt sich Ruprecht allerdings eher zurück, weil er auf die reichspolitische Unterstützung der bayerischen Verwandten angewiesen war.

Unübersehbar ist, dass der Heidelberger Chorbau Vorbildfunktion für die bayerischen Herzöge hatte. Das gilt jedenfalls für die beiden Bauten, die unter der Leitung Hans von Burghausens gebaut wurden. Nachdem 1410 das Königtum für das Haus Wittelsbach verloren war, trat dieses Vorbild zurück. Es blieb aber der innerbayerische Wettbewerb um den wirkungsvollsten Hallenumgangschor.

Für die Pfarrkirche St. Jakob in Straubing ist eine Chorweihe für 1418 belegt. Die ältere Forschung vermutet den Baubeginn angesichts des Mangels an schriftlichen Quellen für die Zeit um 1400:

„Bei der Langsamkeit der mittelalterlichen Bauführung ist demnach der Baubeginn jedenfalls auf die ersten Jahre des 15. Jahrhunderts anzusetzen, wenn nicht in den Schluß des 14.“¹⁰⁶

Im Zuge der biografischen Forschung zu Hans von Burghausen wurde 1415, das Jahr seines Hauserwerbs und Umzugs nach Straubing, als Baubeginn von St. Jakob gedeutet.¹⁰⁷ Die örtliche Forschung hat sich davon nicht beeindruckt lassen und bleibt bis heute bei einem Beginn „um 1395“.¹⁰⁸ Der Grund dafür mag darin liegen, dass die Jahre der Statthalterschaft Herzog Albrechts II. bis zu dessen Tod 1397 zu den impulsreichsten Abschnitten der Straubinger Stadtgeschichte zählen. 1393 war Albrecht II. mit seinen Leuten in Heidelberg, um am Fastnachtsturnier teilzunehmen¹⁰⁹ – eine gute Gelegenheit, sich auch über Bauvorhaben auszutauschen. Begraben wurde Albrecht II. allerdings nicht im Vorgängerbau von St. Jakob, sondern in der Karmelitenkirche, die zugleich als Straubinger Hofkirche fungierte.¹¹⁰ Aber auch Johann III., der Bruder und Nachfolger Albrechts II., hielt sich 1399 und 1409 in Straubing auf¹¹¹ und kommt als Anreger des Kirchenneubaus in Betracht.

Angesichts des Weihedatums von 1418 scheint mir die Datierung des Baubeginns auf 1415, auf der die strenge Observanz der Burghausenforschung beharrt, unrealistisch knapp gewählt. Burghausen hätte sehr wohl auch von Landshut aus das Bauvorhaben in Straubing betreuen können. Insofern darf für St. Jakob ein Planungs- oder auch Baubeginn für die Zeit um 1400 nicht ausgeschlossen werden.

Geltend gemacht wird, dass die Straubinger Jakobskirche große Ähnlichkeit mit der Kreuzkirche in Schwäbisch Gmünd habe, der von Peter Parler in der Mitte des 14. Jahrhunderts begonnenen Mutter aller süddeutschen Hallenumgangschöre; Hintergrund sei die Lehensoberhoheit des Augsburger Domkapitels über die Stadt Straubing.¹¹² Übersehen wird dabei, dass es zwischen der Lichtführung in Schwäbisch Gmünd und in Landshut fundamentale Unterschiede gibt. In der Kreuzkirche von Schwäbisch Gmünd, stehen die Chorpfeiler so, dass sie kein einziges Fenster verdecken. In Straubing rückt Burghausen, ohne ein besonderes geometrisches Konzept für einen Binnenchor zu verfolgen, die beiden Chorpfeiler etwas nach innen und erzielt dadurch den beabsichtigten Lichteffect (Abb. 27). Ledebur beschreibt die Effekte der räumlichen Lichtführung in den Bauten Hans von Burghausens:

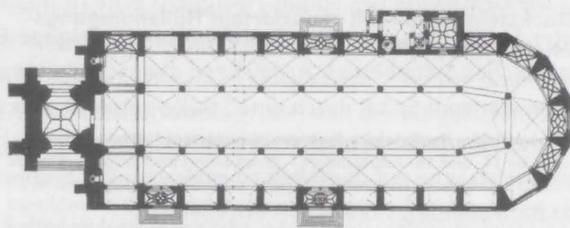
„Ein wesentliches Moment in der Raumkunst des Hanns von Burghausen ist die Behandlung des Lichtes. ... Die durch die Chorfenster hereinflutende Helligkeit [wird] durch die glatten Rundstützen gestreut und gleitet sanft und gleichmässig in den Raum, wo sie sich mit dem indirekten Licht der unsichtbaren Fenster in den Seitenschiffen mischt. Es entsteht dadurch ein richtungsloses, gleichsam frei schwebendes Licht.“¹¹³

Das gilt ohne Einschränkung auch für die Straubinger Hauptkirche. St. Jakob hat das Pech, in der Terminologie heutiger Kunstwissenschaft als „reduzierter“ Hallenumgangschor einsortiert zu werden, da es keinen eigentlichen Binnenchor gibt.¹¹⁴ Damit kann die liturgische Bedeutung der Chorform nicht gemeint sein, denn gerade für Straubing ist überliefert, dass es 1423 eine Prozession gab, die „in dem chor umbgen“ soll.¹¹⁵

Die Landshuter Heiliggeistkirche wurde 1407 begonnen. Sie ist nach St. Jakob in Straubing und nach dem Chor von St. Johannes in Neumarkt die dritte, aber auch die verwegenste Schwester des Heidelberger Heiliggeistchors. Die Unterschiede zur großen Schwester in Heidelberg sind zahlreich: der 7/12-Schluss des Chors, die halb nach innen gezogenen Strebpfeiler, die Säulen ohne Kapitelle und das jüngere Netzgewölbe. Aber die Hauptidee stammt aus Heidelberg und übertrifft in ihrer Radikalität das ferne Vorbild: Es gibt einen mittigen Chorpfeiler, der den Blick auf das mittlere Chorfenster verdeckt (Abb. 28).

Das Herzogtum Bayern-Landshut hatte bei der Teilung von 1392 den größten Anteil Altbayerns erhalten. Herzog Friedrich starb allerdings schon 1393 und hinterließ mit Heinrich XVI. einen unmündigen Nachfolger. Die Onkel in Ingolstadt und München wurden unter Vermittlung u.a. des Heidelberger Hofes zu Vormündern bestellt.¹¹⁶ Mit der Kurpfalz war Heinrich XVI. nicht nur durch die Schiedsfunktion des fernen Onkels verbunden. Im Februar 1401 wurde er in Nürnberg, gerade 14 Jahre alt, von König Ruprecht mit dem Herzogtum Niederbayern belehnt. Damit waren die Ambitionen der Ingolstädter und Münchner Nachbarn auf eine Neuaufteilung Niederbayerns rechtlich gegenstandslos geworden. In demselben Jahr verheiratete Heinrich XVI. seine Schwester Elisabeth mit Burggraf Friedrich von Nürnberg, einem Neffen der KönigsGattin Elisabeth, Ruprecht III. half als Bürge, das Heiratsgut aufzubringen. 1406 bezog Heinrich XVI. auch den in Amberg als Statthalter residierenden Pfalzgraf Johann in seine gegen Ingolstadt gerichtete Bündnispolitik ein. Im ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts stand Bayern-Landshut „fest auf Seiten König Ruprechts“.¹¹⁷

Abb. 27: Grundriss der Straubinger Pfarrkirche St. Jakob. Wahrscheinlich ein Werk Hans von Burghausens, begonnen etwa gleichzeitig mit dem Heidelberger Chor von Heiliggeist (Mader: Kunstdenkmäler, wie Anm. 106, S. 22).



Ab 1404 nutzte Herzog Heinrich XVI. seine Volljährigkeit, um Landshut als Residenzstadt zu modernisieren. 1408 unterdrückte er zunächst durch Ausweisungen und Vermögensentziehungen, 1410 dann durch Hinrichtungen und Verstümmelungen die Opposition der Bürger Landshuts und zeigte damit den Handlungsraum eines Stadtherrn im frühen 15. Jahrhundert auf: In einer Residenzstadt geschah nichts ohne Wissen und gegen den Willen des Stadtherrn. Bald stand er im Ruf, ein „pluetvergiesser“ zu sein.¹¹⁸ Auch an dem Justizmord an Agnes Bernauer war er beteiligt, die wegen ihrer unstandesgemäßen Abkunft von ihrem Schwiegervater Herzog Ernst 1435 in der Donau ertränkt wurde.

Von den Kirchenbauprojekten hatte Heinrich XVI. bei seiner Mündigkeit den um 1385 begonnen Bau der Pfarrkirche St. Martin vorgefunden; der Chor war fertig, das Langhaus unter der Leitung Hans von Burghausens in Arbeit. 1404 brannte die zweite Landshuter Pfarrkirche St. Jodok ab. Der erforderliche Neubau beließ die Außenmauern des bisherigen Baus.¹¹⁹ Zwei Kirchenbaumaßnahmen hätten für Landshuts Verschönerung eigentlich ausgereicht, aber im Januar 1407 wurde der Grundstein zur Heiliggeistkirche gelegt,¹²⁰ deren romanische Vorgängerin erst durch eine Grabung von 1995 bekannt wurde.¹²¹

Oft wird gesagt, dass die gotische Heiliggeistkirche eine „Kirche der Landshuter Bürgerschaft“ ist.¹²² Das kann nur insofern gelten, dass die Landshuter Bürger diesen dritten Kirchenbau ebenso bezahlen mussten wie die beiden anderen. Herzog Heinrich stiftete 1411 lediglich die St.-Magdalenen-Kapelle auf der Nordseite der Heiliggeistkirche. Eigentlicher Auftraggeber aber kann nur der Herzog gewesen sein, von dem alle städtebaulichen Initiativen im ersten Jahrzehnt seiner Volljährigkeit ausgingen: 1402 beauftragte er den Rat, eine Steuer zur Straßenpflasterung zu erheben, 1405 und 1412 ließ er alle Erker an den Häusern sowie Bauten auf der Straße entfernen, um dem Straßenmarkt „Altstadt“ seine heutige Breite zu geben; 1410 mussten die Juden ihre Häuser am heutigen Dreifaltigkeitsplatz aufgeben, um freien Blick auf St. Martin zu schaffen, durften aber die Synagoge behalten.¹²³



Abb. 28. Das Innere der Heiliggeistkirche Landshut. Hans von Burghausens Chormittelpfeiler baut auf das Lichtpfeiler-Spiel der Heidelberger Heiliggeistkirche auf und radikalisiert es.

Die Geschichte des Spitals Heiliggeist enthält mehrere offene Fragen zur Landshuter Stadtgeschichte. Das Spital hatte eine eigene Elisabethkapelle, die für den eigentlichen Spitalbetrieb ausreichend dimensioniert war. Die romanische Heiliggeistkirche war vom Spital durch eine Straße getrennt, war aber ebenfalls zunächst dem Spital zugeordnet. 1393 hatte sie erstmals einen Pfarrer,¹²⁴ war also wie die Münchner Heiliggeistkirche auf dem Weg zu einer vom Rat bestimmten Pfarrkirche. Ein Neubau war dazu allerdings keinesfalls erforderlich.

Der Bedarf an einem dritten Kirchenprojekt ist beim Herzog und nicht beim Rat der Stadt zu verorten. Im Wettstreit der wittelsbachschen Herzöge fehlte für Landshut eine zeitgemäße Chorlösung. St. Martin und St. Jodok hatten herkömmliche Chöre. Es fehlte nicht an Platz für Liturgie oder weltliche Versammlungen; mit dem Kloster Seligenthal hatte Heinrich XVI. wie seine Vorfahren längst ein auf Dauer angelegtes Erbbegräbnis.¹²⁵ Einen Hallenumgangschor als nachzuahmendes Vorbild gab es dagegen mit Heiliggeist in München; im Bau begriffen waren 1407 die dreischiffigen Choranlagen in Heidelberg, Straubing und Neumarkt. Der Herzog beauftragte Hans von Burghausen 1407 demnach damit, eine Kirche mit einem zeitgemäßen Chor zu bauen.

Im Urteil Norbert Nußbaums hat Hans von Burghausen „die damals markantesten Chorlösungen zwischen Schwaben, Franken und Böhmen“ aufgegriffen und „ihre Vorzüge zu einer verblüffend einfachen Konzeption“ verbunden.¹²⁶ Hans von Burghausen kannte sicherlich Böhmen und die Bauten Peter Parlers, aber die Behandlung des Raums und der Lichtführung stammen nicht aus Böhmen. Der in die Sichtmitte gestellte Pfeiler im Chor ist keine Variante zum mittleren Strebepfeiler nach außen, sondern „ein ganz anderes Phänomen“¹²⁷. So wenig die Liebfrauenkirche in Worms in ihrer Raumwirkung Vorbild für den Heidelberger Chor war, so wenig waren die basilikalischen Parler-Bauten in Kuttenberg und Kolin, auf die sich Nußbaum und viele andere berufen, Vorbild für den burghausischen Mittelpfeiler.

Oben wurde bereits die zweischiffige Liebfrauenkirche in Straubing genannt. Deren Chormittelpfeiler bildete allerdings das Ende einer Reihe von Mittelstützen, die eine mittige Sichtachse ausschlossen. Aber die Grundidee lag vor. Dass Pfeiler Fenster verstellen und damit indirektes Licht geben, hat Hans von Burghausen sicherlich an dem Heidelberger Chorbau und vielleicht auch in Bozen studieren können und – wahrscheinlich bereits vor 1407 – seinen Planungen für St. Jakob in Straubing zugrunde gelegt. In Landshut radikalisiert er die geometrische Konstruktion durch den einen Chormittelpfeiler.

Heiliggeist Landshut ist trotz mancher Ähnlichkeit keine Kopie, sondern eine Weiterentwicklung der Heidelberger Chorlösung. Ähnlich sind die runden Säulen, die sich palmenartig verzweigenden Rippenbündel, die breiteren Gewölbebögen des Binnenchors und das Kirchenpatrozinium. Beim Bezug auf Heidelberg waren Burghausen und sein herzoglicher Auftraggeber nicht wirklich bescheiden. Die Scheitelhöhe der Gewölbe ist wie in Heidelberg 18 m, die Kirche aber mit 21 m einen Meter breiter. Dass die Kirche in Landshut kürzer bleiben würde als die Heiliggeistkirche in Heidelberg, war 1407 wohl noch nicht absehbar.

Hans von Burghausens Chormittelpfeiler machte bald Schule. 1408 erhielt er den Auftrag, für die Pfarrkirche St. Maria in Salzburg einen neuen Chor zu bauen; 1635 wurde die Salzburger Pfarrkirche den Franziskanern überlassen.¹²⁸ Ob der Bauimpuls 1408 vom Stadtherren, dem Erzbischof von Salzburg, oder von der Bürgerschaft kam, ist nicht überliefert. Entstanden ist ein imposantes, wohl absichtlich nur als Chorteil realisiertes Bauwerk mit einer Gewölbescheitelhöhe von 28 m, der bis dahin höchste Hallenumgangschor. Salzburg blickte 1408 natürlich nicht nach Heidelberg, sondern nach der aufstrebenden Stadt Landshut. Das militärische Bündnis, das Herzog Heinrich XVI. 1406 mit Erzbischof Eberhart von Salzburg schloss,¹²⁹ war nicht die Ursache für den Bauauftrag an Burghausen, ist aber doch ein Indiz für die Nähe der beiden Städte zueinander. Der Chormittelpfeiler fand im bayerisch-österreichischen Raum weitere Nachahmung: Heiliggeist in Meran (ab 1425), St. Johannes in Dingolfing (ab 1467) und St. Maria in Fernitz, Steiermark (ab 1506). In der Augustinerkirche von Rottemann, Steiermark, (ab 1489) und in der Pfarrkirche von Großgmain, Bezirk Salzburg, (um 1500) wurden im 18. Jahrhundert Chormittelpfeiler entfernt.¹³⁰

Für die bayerischen Herzöge war der Chormittelpfeiler danach kein Thema mehr. Der nächste Hallenumgangschor entstand ab 1420 in Andechs, Bauherr war Herzog Ernst von Bayern-München. Ziel war die Errichtung einer Wallfahrtskirche, in der der 1388 dort gefundene und zwischenzeitlich in München deponierte Reliquienschatz einen endgültigen Ort finden sollte. 1751 wurde „das östliche Freipfeilerpaar heraus gebrochen“.¹³¹ Die „auffallend enge“ Stellung der Chorpfeiler¹³² hatte diese vor die Polygonwände zwischen den Chorfenstern gerückt und ein Wechselspiel Fenster-Säule nicht zugelassen; aus Platzgründen wurden sie im Barock beseitigt. Zur Grabstätte der Münchner Herzöge wurde die Andechser Kirche erst, nachdem Herzog Albrecht III., über den Justizmord an seiner Frau, der unglücklichen Agnes Bernauer, fromm geworden, 1455 ein Kloster stiftete und sich 1460 dort begraben ließ. Auch sein Sohn Johann IV. wählte 1463 das Kloster Andechs als Grabstätte; beide hofften, von der Gebetskontinuität des Klosters geistlich zu profitieren.

Auch die Herzöge von Ingolstadt entwickelten nach 1392 einigen Ehrgeiz zum Ausbau ihrer Residenzstadt. Herzog Stefan III. und sein Sohn Ludwig VII. hatten schon 1407 die Absicht zu einem repräsentativen Kirchenbau gehabt.¹³³ 1407 konkurrierten die Ingolstädter noch um die Gunst König Ruprechts. Nachdem Herzog Heinrich XVI. seinen Vetter und Kontrahenten Herzog Johann VII. in Konstanz am Rand des Konzils tötlich angegriffen und beinahe getötet hätte, von König Sigmund und dessen Stellvertreter Kurfürst Ludwig III. rechtlich aber kaum geschützt worden war,¹³⁴ war Heidelberg kein bauliches Vorbild für Ingolstadt mehr. Den Bau leitete nach der Grundsteinlegung 1425 ein „Meister Johann der Steinmetz“,¹³⁵ ohne DNA-Probe kann aber eine Identität mit dem Heidelberger Steinmetz Hans von 1417 nicht angenommen werden. Die Ingolstädter Pfarrkirche beansprucht Originalität bei der Schrägstellung der westlichen Doppeltürme, lässt aber im Chorbereich die Fenster nach Möglichkeit unverstellt. 1429 als Grablege der Ingolstädter Herzöge bestimmt, wurden 1430 Herzog Stefan und 1445 Herzog Ludwig VIII. dort bestattet.¹³⁶ Nach dem Aussterben der Ingolstädter Linie 1447 ging der Kirchenbau nur langsam voran, erst „um 1500 kamen die Gewölbe zur Ausführung.“¹³⁷

Das Teilherzogtum Bayern-München war am Ende der Gewinner der Teilung von 1392. Die Linien Straubing und Ingolstadt waren zwischenzeitlich ohne legitime Erben ausgestorben, Landshut versuchte der drohenden Vereinigung mit Oberbayern zu entkommen, indem es eine Erballianz mit der Kurpfalz in weiblicher Linie anstrebte. Der Bayerische Erbfolgekrieg klärte diese Ambitionen durch einen Sieg Oberbayerns. 1505 endete dieser vorletzte Waffengang zwischen den wittelsbachischen Territorien, bevor der Dreißigjährige Krieg zu weiteren Ergebnissen kam.

Die Frauenkirche in München, erbaut auf Betreiben der Herzöge, nimmt baulich diese Konfliktlage vorweg. Vorgegeben war die Grablege Kaiser Ludwigs des Bayern in der Vorgängerkirche. Herzog Albrecht IV. trat gemeinsam mit dem Rat als Bauherr auf, bestimmte den Neubau als Grabstätte für sich selbst und entzog die Pfarrkirche der Zuständigkeit des Bischofs, indem er sie in ein Stift umwandelte.¹³⁸ Die sensationell kurze Bauzeit von 1468 bis 1488 und die Maße der Münchner Hauptkirche übertreffen alle anderen bayerischen und pfälzischen Bauten an Schnelligkeit, Länge und Breite. Besonders die Scheitelhöhe des Mittelschiffs überragt mit 35 m deutlich die Konkurrenz. Aus Sicht der Münchner Herzöge galt es in erster Linie die Martinskirche in Landshut, aber auch die Heidelberger Heiliggeistkirche als die Hauptbauten der konkurrierenden wittelsbachischen Häuser zu übertrumpfen.

Eberhard Zahns im Grunde resignierende Feststellung, der Heidelberger Heiliggeistchor habe „keine Nachfolge gefunden“¹³⁹, ist nach diesem Durchgang durch das Baugeschehen in den von Wittelsbachern regierten Territorien zu revidieren. Die durch die beiden Landesteilungen von 1392 und 1410 erzeugten neuen, zusätzlichen Bedürfnisse an Repräsentativität seitens der vermehrten Zahl von Territorialherren führte zu einem Boom an Kirchenbauten, die ihre Anregung und die Messlatte ihrer Geltung immer auch beim Heidelberger Heiliggeistchor fanden.

Wenn Ruprecht III. den Impuls für seinen Bau in Heidelberg aus Amberg mitbrachte, dann liegt hier eine durch das Haus Wittelsbach vermittelte regionale, im Zickzack verlaufende Ost-West-Ost-Beziehung vor. Das am Ende die großartige Frauenkirche in München zur Siegerin des baulichen Wettbewerbs wurde, liegt vermutlich am wenigsten an Kriterien der Ästhetik, sondern entsprach den tatsächlichen Verhältnissen, über die mit wirtschaftlicher Macht und schließlich durch Waffengewalt entschieden wurde.

Anmerkungen

- 1 Adolf von Oechelhäuser: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Heidelberg, Kreis Heidelberg (Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden 8,2), Tübingen 1913, S. 148.
- 2 Eberhard Zahn: Die Heiliggeistkirche zu Heidelberg. Geschichte und Gestalt (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte Badens 19), Karlsruhe 1960, S. 90.
- 3 Renate Neumüllers-Klausner, Dethard von Winterfeld: Heiliggeistkirche Heidelberg (Schnell-Kunstführer 1184), München u.a. 1981, S. 12.
- 4 Anneliese Seeliger-Zeiss: Heidelberger Kirchenbaukunst, in Elmar Mittler (Hg.): Heidelberg. Geschichte und Gestalt, Heidelberg 1996, S. 202–227, bes. S. 209–213; dieselbe: Heidelberger Kirchenbaukunst am Beispiel der Heiliggeistkirche, in Werner Keller (Hg.): Die Heiliggeistkirche zu Heidelberg 1398–1998. Ein Schau- und Lesebuch, Heidelberg 1999, S. 27–31; dieselbe: Die Pfalzgrafschaft als Kunstlandschaft der Spätgotik, in Volker Rödel (Red.): Mittelalter. Der Griff nach der Krone. Die Pfalzgrafschaft bei Rhein im Mittelalter.

- Begleitpublikation zur Ausstellung der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg und des Generallandesarchivs Karlsruhe (Schätze aus unseren Schlössern 4), Regensburg 2000, S. 127–153, bes. S. 139–145.
- 5 Anneliese Seeliger-Zeiss: Heidelberger Kirchenbauten. Lebendige Zeugnisse christlichen Glaubens, in Volker Sellin (Hg.): 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, Heidelberg 1996, S. 53–61, hier S. 57f.
 - 6 Siehe die Stichworte „Dachwerk“ (S. 259f.) und „Strebewerk“ (S. 295) bei Matthias Untermann: Handbuch der mittelalterlichen Architektur, Darmstadt 2009, oder die Stichworte „Die Dachwerke“ S. (204–225) und „Die Pfeilerkonstruktionen“ (S. 236–238) bei Dietrich Conrad: Kirchenbau im Mittelalter. Bauplanung und Bauausführung, Leipzig 2011. Dass es auch sonst keine allgemeinen Aussagen über die Länge von Strebepfeilern gibt, hat mir Thomas Flum, Freiburg, in einer E-Mail vom 4.1.2012 bestätigt.
 - 7 Der barocke Dachstuhl wurde „grundsätzlich ... über der gesamten Kirche ... gleich aufgebaut“, d.h. die Tragfähigkeit der Mauerkronen für das hölzerne Dachwerk war unabhängig von der Strebepfeilerhöhe gegeben; siehe Alexander Wiesneth: Eines der frühesten Mansarddächer Deutschlands. Anmerkungen zum Dachwerk der Heiliggeistkirche in Heidelberg, in Frieder Hepp, Hans-Martin Mumm (Hgg.): Heidelberg im Barock. Der Wiederaufbau der Stadt nach den Zerstörungen von 1689 und 1693. Begleitband zur Ausstellung im Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg, Heidelberg 2009, S. 181–187, hier S. 182.
 - 8 Für die Heiliggeistkirche in Landshut, deren Konstruktionsprinzip aber von der Heidelberger abweicht, gibt es eine Untersuchung über die statische Lösung bei Norbert Nußbaum: „Weniger ist mehr“? Überlegungen zur Architektur von Hl. Geist in Landshut, in Erwin Emmerling, Detlef Knipping, Franz Niehoff (Hgg.): Das Westportal der Heiliggeistkirche in Landshut. Ein Symposium zur Geschichte und Farbigkeit des spätgotischen Figurenportals (vom 21. bis 23. September 1997, Arbeitshefte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 106), München 2001, S. 25–43, hier S. 35. Dabei fällt beiläufig der Hinweis auf einen „verherrschten Lichteinfall“ durch die „verkürzten Außendimensionen der Pfeiler“.
 - 9 Leonhard Emmerling: Gotik und Renaissance in der Pfalz, Landau 1994, S. 365.
 - 10 Die Tabellen 1 bis 4 beruhen auf eigenen Erhebungen. Für Tabelle 1 ist ein Raum zugrunde gelegt, der die pfälzischen Gebiete am Oberrhein umfasst, ergänzt um weitere Gebiete der heutigen Metropolregion Rhein-Neckar. Zur Diskussion eines pfälzischen Kunstraums am Oberrhein siehe Seeliger-Zeiss: Pfalzgrafschaft als Kunstlandschaft (wie Anm. 4), S. 127. Zur Dekonstruktion des Kunstlandschaftsbegriffs siehe Heinz Krieg: Zur Geschichte des Begriffs ‚Historische Landschaft‘ und der Landschaftsbezeichnung ‚Oberrhein‘, in Peter Kurmann, Thomas Zotz (Hgg.): Landschaft – Kunstlandschaft? Der Oberrhein im späten Mittelalter (Forschungen und Vorträge 68), Ostfildern 2008, S. 31–64.
 - 11 Arnt Cobbers: Der Hallenumgangschor. Eine spätmittelalterliche Bauform, phil. Diss. Berlin 1999, S. 13.
 - 12 Zahn: Heiliggeistkirche (wie Anm. 2), S. XI.
 - 13 Seeliger-Zeiss: Pfalzgrafschaft als Kunstlandschaft (wie Anm. 4), S. 127.
 - 14 Arnt Cobbers: Der Chor der Heidelberger Heiliggeistkirche. Ein unterbewerteter Königsbau, in Xenia Riemann u.a. (Hgg.): Dauer und Wechsel, FS Harald Hammer-Schenk, Berlin 2004, S. 17–32, hier S. 17.
 - 15 Hans-Joachim Kunst: Die Entstehung des Hallenumgangschores. Der Domchor zu Verden an der Aller und seine Stellung in der gotischen Architektur, in Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft 18, 1969, S. 1–104, hier S. 99.
 - 16 Seeliger-Zeiss: Pfalzgrafschaft als Kunstlandschaft (wie Anm. 4), S. 139.
 - 17 Zu nennen sind neben den nicht wirklich relevanten basilikalen Beispielen die Kreuzkirche in Schwäbisch Gmünd, St. Lambrecht in der Steiermark, die Zisterzienserkirche Zwettl in Niederösterreich und die Bozener Pfarrkirche St. Maria; siehe Zahn: Heiliggeistkirche (wie Anm. 2), S. 108–133.
 - 18 Zahn: Heiliggeistkirche (wie Anm. 2), S. 127; siehe auch Seeliger-Zeiss: Kirchenbaukunst (wie Anm. 4) S. 211.
 - 19 Siehe Edmund Theil: Der Dom zu Bozen (Laurin-Kunsthführer 33), Bozen 1988, S. 37f.
 - 20 Zahn: Heiliggeistkirche (wie Anm. 2), S. 121.
 - 21 Seeliger-Zeiss: Kirchenbaukunst (wie Anm. 4) S. 211.
 - 22 Siehe Andreas Peiter: Die Stiftskirche Unserer Lieben Frau und St. Ägidien in Neustadt a. d. Weinstraße (Studies in European Culture 4), Mainz 2005, S. 45.

- 23 Der Naumburger Ostchor stammt aus der Mitte des 14. Jahrhunderts; auch er hat eine „gesperrte Mitte“, allerdings steht der mittlere Strebepfeiler im Unterschied zu Heidelberg in einem Winkel des gleichzahligen Chorpolygons. Zum Amberger Maßwerk und seiner durchweg vorbildgetreuen Erneuerung im 19. Jahrhundert siehe Nicola Damrich: Die Kirche St. Martin in Amberg/Oberpfalz (Schriften aus dem Institut für Kunstgeschichte der Universität München 5), München 1985, S. 28f.
- 24 Zahn: Heiliggeistkirche (wie Anm. 2), S. 126.
- 25 Seeliger-Zeiss: Pfalzgrafschaft als Kunstlandschaft (wie Anm. 4), S. 143.
- 26 Thomas Flum: Der spätgotische Chor des Freiburger Münsters. Baugeschichte und Baugestalt (Neue Forschungen zur Deutschen Kunst 5), Berlin 2001, S. 102.
- 27 August Prokop: Die Markgrafschaft Mähren in kunstgeschichtlicher Beziehung. Grundzüge einer Kunstgeschichte dieses Landes mit besonderer Berücksichtigung der Baukunst, Bd. 2 Das Zeitalter der gotischen Kunst, Wien 1904, S. 435.
- 28 Zahn: Heiliggeistkirche (wie Anm. 2), S. 121.
- 29 Seeliger-Zeiss: Kirchenbaukunst (wie Anm. 4) S. 211.
- 30 Bertold Bretholz: Die Pfarrkirche zu St. Jakob in Brünn, Brünn 1901, S. 63, siehe auch S. 78f.; ders.: Geschichte der Stadt Brünn. Bd. 1 Bis 1411, Brünn 1911, S. 411; ders. (postum): Brünn. Geschichte und Kultur, Brünn 1938, S. 137.
- 31 Cobbers: Heiliggeistkirche (wie Anm. 14); Mathias Köhler: Heiliggeistkirche Heidelberg (Schnell-Kunstführer 1184), Regensburg 2006; Hans Gercke: Kirchen in Heidelberg (Große Kunstführer 258), Regensburg 2011, S. 36–44.
- 32 Ernst Götz u.a.: München und Oberbayern (Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bayern IV), Darmstadt 1990, S. 314.
- 33 Rudolf Guby: Die Kunstdenkmäler des oberösterreichischen Innviertels, Wien 1921, S. 22f.
- 34 Cobbers: Hallenumgangschor (wie Anm. 11), S. 23.
- 35 Siehe auch Günter Brucher (Hg.): Gotik (Geschichte der Bildenden Kunst in Österreich 2), München u.a. 2000, S. 260f. und 264–267.
- 36 Fritz Wochnik: Die Umgangschöre an von Wittelsbacher Herzögen geförderten Kirchenbauten, in Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst und Berichte zur kirchlichen Denkmalpflege im Erzbistum München und Freising 20, 1998, S. 39–55, 250–255.
- 37 Ulrike Gentz: Der Hallenumgangschor in der städtischen Backsteinarchitektur Mitteleuropas 1350–1500. Eine kunstgeographisch vergleichende Studie (Studien zur Backsteinarchitektur 6), Berlin 2003.
- 38 Alkmar von Ledebur: Der Chormittelpfeiler zur Genese eines Architekturmotives des Hanns von Burghausen, phil. Diss., Nürnberg 1977.
- 39 Wochnik: Umgangschöre (wie Anm. 36) kennt weder Liebfrauen, Straubing, noch Heiliggeist, München; Gentz übergeht Straubing und widmet der Heiliggeistkirche in München nur eine Fußnote (Gentz: Hallenumgangschor, wie Anm. 37, S. 395, Anm. 902).
- 40 Felix Mader (Hg.): Die Kunstdenkmäler von Bayern, Bd. VI Stadt Straubing, München 1921, S. 180–182. Zu den Sandtnerischen Modellen siehe Alexander Freiherr von Reitzenstein: Die alte bairische Stadt in den Modellen des Drechslermeisters Jakob Sandtner, gefertigt in den Jahren 1568–1574 im Auftrag Herzog Albrechts V. von Bayern, München 1967, S. 22.
- 41 Alfons Huber, Hermann Reidel: Ehemalige Jesuitenkirche Straubing (Schnell-Kunstführer 1197), Regensburg 2002, S. 2.
- 42 Diese Aussage fußt auf einer Durchsicht der Literatur zu zweischiffigen Kirchenbauten: Lambert von Fisenne: Zweischiffige Kirchen, Zeitschrift für christliche Kunst. 6, 1893, Sp. 161–172; 13, 1900, Sp. 243–252; Paul Schotes: Spätgotische Einstützenkirchen und zweischiffige Hallenkirchen im Rheinland, Diss. Aachen 1970, Norbert Nußbaum: Die Braunauer Bürgerspitalkirche und die spätgotischen Dreistützenbauten in Bayern und Österreich. Ein raumbildnerisches Experiment des 15. Jahrhunderts, phil. Diss., Köln 1982, jeweils mit zahlreichen Grundrissen.
- 43 Ledeburs Untersuchung der Vorläufer des Chormittelpfeilers kennt die Straubinger Liebfrauenkirche nicht (Ledebur: Chormittelpfeiler, wie Anm. 38). Nur dem gründlichen Blick Büchners ist die gotische Vorgeschichte der Straubinger Jesuitenkirche nicht entgangen (Joachim Büchner: Die spätgotische Wandpfeilerkirche Bayerns und Österreichs, Nürnberg 1964). Dort findet sich auch ein Hinweis auf die Beziehung zur Landshuter Heiliggeistkirche (S. 35).

- 44 Emanuel Braun: Die mittelalterlichen Spitalkirchen in Altbayern. Studien zur Typologie und zum Verhältnis von Bauaufgabe und Architektur, Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst 13, 1983, S. 167–170.
- 45 Gerda Möhler: Wallfahrten zum Heiligen Berg, in Karl Bosl u.a. (Hgg.): *Andechs. Der Heilige Berg. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart*, München 1993, S. 119–133, hier S. 121.
- 46 Eine Kurzbiografie, die auch die Zeit vor Ruprechts Regierungsantritt einschließt, bringen Hans und Marga Rall: *Die Wittelsbacher. Von Otto I. bis Elisabeth I.*, Wien 1994, S. 190–194. Zu seiner späteren Zeit als König siehe Alois Gerlich: *Pfalzgraf Ruprechts III. Weg zum Königtum*, in Volker Rödel (Red.): *Mittelalter. Der Griff nach der Krone. Die Pfalzgrafschaft bei Rhein im Mittelalter. Begleitpublikation zur Ausstellung der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württembergs und des Generallandesarchivs Karlsruhe (Schätze aus unseren Schlössern 4)*, Regensburg 2000, S. 37–52; Bernd Schneidmüller: *Ruprecht 1410–2010. Der König aus Heidelberg*, in HJG 15, 2011, S. 51–65.
- 47 Erwin Herrmann: Stadtgrundriß und Stadtbild als Quellen der Stadtgeschichte, in Karl-Otto Ambronn u.a. (Hgg.): *Amberg 1034–1984. Aus tausend Jahren Stadtgeschichte. Ausstellungskatalog*, Amberg 1984, S. 349–364, hier S. 351f.
- 48 Matthias Conrad: Die Amberger Stadtbefestigung im Spätmittelalter, in *Der Eisengau* 21, 2003, S. 4–61, hier S. 6.
- 49 Gabriele Speckels: 900 Jahre St. Georg Amberg. Die wechselvolle Geschichte von Kirche und Pfarrei, hg. von der Pfarrei St. Georg, Amberg 1994, S. 18.
- 50 Karl Hof: Die Stadtpfarrkirche St. Georg in Amberg, Oberpfalz, Bistum Regensburg (Kunsthörer 615), München 1955, S. 5.
- 51 Hans Jungwirth, Karl Mayr, Otto Schmidt: *Kennen Sie Amberg*, 3. Aufl., Amberg ca. 1992, S. 117.
- 52 1369 bewilligte Pfalzgraf Ruprecht II. eine Predigerstelle an St. Georg, alle weiteren Stiftungen kamen aus dem Bürgertum; siehe Blößner: *Geschichte der Georgskirche (Malteserkirche) in Amberg, Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg* 50, 1898, S. 257–319, hier S. 272–275.
- 53 Elisabeth Vogl: Die romanischen Vorgängerbauten im Bereich des Klösterls zu Amberg, in *Das archäologische Jahr in Bayern* 1988, S. 144–146, hier S. 146.
- 54 Die Amberger Stadtarchäologie hat übersehen, dass die Baumaßnahme von 1409 – jedenfalls in Bezug auf die Fundamentsicherung des Klösterls – aktenkundig ist; siehe Otto Schmidt: *Ambergs Martinsturm*, in *Der Eisengau* 17, 2001, S. 5–82, hier S. 8.
- 55 Heinz-Dieter Heimann: Hausordnung und Staatsbildung. Innerdynastische Konflikte als Wirkungsfaktoren der Herrschaftsverfestigung bei den wittelsbachischen Rheinpfalzgrafen und den Herzögen von Bayern. Ein Beitrag zum Normenwandel in der Krise des Spätmittelalters (Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte NF 16), Paderborn u.a. 1993, S. 280.
- 56 Siehe Dieter Dörner: *Juden in Amberg – Juden in Bayern*, Pressath 2003, S. 26–37; zuletzt sehr knapp Dieter Dörner: *Juden in Amberg. Vom Mittelalter zur Neuzeit*, in Elisabeth Vogl (Red.): *1034 – Amberg 975 Jahre – 2009. Eine Stadt im Zentrum des historischen Nordgaus. Festschrift zum 38. Bayerischen Nordgautag in Amberg*, Amberg 2009, S. 89–93, hier S. 89.
- 57 Siehe Hans-Josef Ziwes: *Die Juden im mittelalterlichen Heidelberg*, in Peter Blum (Hg.): *Geschichte der Juden in Heidelberg*, Heidelberg 1996 (Buchreihe der Stadt Heidelberg 6), S. 15–41, hier S. 37. Siehe auch Jochen Goetze: *Die Häuser der 1390 aus Heidelberg vertriebenen Juden*, im vorliegenden Band S. 13ff.
- 58 Otto Schmidt, ein hervorragender Kenner der Amberger Ratsakten, bestand im Gespräch mit mir am 24.2.2012 darauf, dass die Häuser der Amberger Juden 1390 nicht enteignet, sondern zuvor regulär verkauft wurden, und dass es auch noch 1395 jüdisches Eigentum in Amberg gegeben habe. An der sofortigen Enteignung des jüdischen Gemeindeeigentums wie der Synagoge durch den Landesherrn kann es dennoch keinen Zweifel geben.
- 59 Dörner: *Juden in Amberg* (wie Anm. 56), S. 31.
- 60 Karl-Otto Ambronn u.a. (Hgg.): *Amberg 1034–1984. Aus tausend Jahren Stadtgeschichte. Ausstellungskatalog*, Amberg 1984, Nr. 28, S. 437f. Siehe auch schon Felix Mader: *Stadt Amberg (Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern 2, 16)*, München 1919, S. 25. Der Wortlaut der Urkunde ist abgedruckt bei Thorsten Huthwelker: *Tod und Grablege der Pfalzgrafen bei Rhein im Spätmittelalter 1327–1508 (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde 14)*, phil. Diss., Heidelberg 2009, S. 251f.

- 61 Otto Schmidt: Stifter der Verkündigungsgruppe entdeckt, *Amberger Zeitung* 1982 (das Tagesdatum nicht ermittelt); gegen Mader: *Stadt Amberg* (wie Anm. 60), der den Bau in die weitere 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts einordnet (S. 25). Jürgen Fabian würdigt in seiner Dissertation die Amberger Frauenkirche als frühen Hallenbau und datiert ihre Fertigstellung aus stilistischen Gründen auf „um oder nur wenig später als 1400“, siehe Jürgen Fabian: *Der Dom zu Eichstätt* (Manuskripte zur Kunstwissenschaft 19), phil. Diss., Worms 1989, S. 113.
- 62 Jungwirth u.a.: *Kennen Sie Amberg* (wie Anm. 51), S. 109, 111.
- 63 Hans und Marga Rall: *Die Wittelsbacher. Von Otto I. bis Elisabeth I.*, Wien 1994, S. 186.
- 64 Heimann: *Hausordnung* (wie Anm. 55), S. 247.
- 65 Wolfgang Seidenspinner, Manfred Benner: *Heidelberg*, hg. vom Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege; in Verbindung mit dem Regierungspräsidium Karlsruhe, Referat 25, und von der Stadt Heidelberg (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg 32), Esslingen 2006, Bd. 2, Karte 5, II, Bodeneingriffe (Altstadt); Bd. 1, S. 71.
- 66 Siehe Hans-Martin Mumm: *Die Heidelberg-Skizze im Nachlass Domenico Martinellis. Ein Plan von 1698/99 zur Erfassung angestrebter Baufluchtenregulierungen*, in *HJG* 16, 2012, S. 179–187, hier S. 183f.
- 67 Cobbers: *Heiliggeistkirche* (wie Anm. 14), S. 20.
- 68 Zuletzt ebd., S. 17.
- 69 Huthwelker: *Grablege* (wie Anm. 60), S. 102.
- 70 Zum Zusammenhang zwischen Baufortschritt und Mitteleinsatz siehe Conrad: *Kirchenbau im Mittelalter* (wie Anm. 6), S. 44f.
- 71 Seeliger-Zeiss: *Pfalzgrafschaft als Kunstlandschaft* (wie Anm. 4), S. 139.
- 72 Huthwelker: *Grablege* (wie Anm. 60), S. 103.
- 73 Wolfgang von Moers-Messmer: *Heidelberg und seine Kurfürsten. Die große Zeit der Geschichte Heidelbergs als Haupt- und Residenzstadt der Kurpfalz, Ubstadt-Weiher* 2001, S. 19.
- 74 Zahn: *Heiliggeistkirche* (wie Anm. 2), S. 31f.
- 75 Seeliger-Zeiss: *Pfalzgrafschaft als Kunstlandschaft* (wie Anm. 4), S. 144.
- 76 Jochen Goetze: *Der links-gerichtete Adler im Chor der Heiliggeistkirche in Heidelberg*, in *Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt* 15, 2011, S. 161–167. In Ergänzung zu Goetzes Befund lässt sich beobachten, dass ein seitenverkehrter Adler auch aus Gründen der Symmetrie auftreten kann, etwa wenn Landes- und Stadtwappen nebeneinander abgebildet werden wie am spätgotischen Lettner der Stendaler Marienkirche (Martina Sünder-Gaß: *St. Marien in Stendal* (Steko-Kunstführer 35), Wettin 2010, S. 10f., 20f.).
- 77 Zum Todesdatum siehe Huthwelker: *Grablege* (wie Anm. 60), S. 97.
- 78 Zahn: *Heiliggeistkirche* (wie Anm. 2), S. 133.
- 79 Zur Speyrer Domsakristei siehe Bernhard Hermann Röttger (Bearb.): *Die Kunstdenkmäler der Pfalz. Stadt und Bezirksamt Speyer* (Die Kunstdenkmäler von Bayern IV, 3), München 1934, S. 385–390, bes. S. 385, Grundrisse finden sich auf den Tafeln I und II. Die bayerisch-pfälzische Denkmalpflege wagt keinen Blick über den Rhein und stellt keine Beziehung nach Heidelberg her. Friedhelm Wilhelm Fischer urteilt 1962, dass die Speyrer Sakristei nur „ein genialer Mann“ entworfen haben kann und schreibt sie ohne jede urkundliche oder biografische Beweisführung dem Frankfurter Architekten Madern Gerthener zu (Friedrich Wilhelm Fischer: *Die spätgotische Kirchenbaukunst am Mittelrhein 1410–1520, Heidelberg* 1962, S. 60).
- 80 Gegen Huthwelker: *Grablege* (wie Anm. 69), S. 92f.
- 81 Zit. n. Johannes Laschinger (Bearb.): *Denkmäler des Amberger Stadtrechts 1. 1034–1450* (Bayerische Rechtsquellen 3), München 1994, Urkunde Nr. 69, Heidelberg, 16.6.1404, S. 82.
- 82 Kaspar Hirschbeck: *Kath. Stadtpfarrkirche St. Johannes, Neumarkt* (Schnell Kunstführer 1658), München u.a. 1987, S. 4.
- 83 Simon Federhofer: *Herrschaftsbildung im Raum Neumarkt vom 12. bis 17. Jahrhundert* (Neumarkter Historische Beiträge 2), Neumarkt 1999, S. 131.
- 84 Friedrich Hermann Hofmann, Felix Mader: *Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz und Regensburg. Stadt und Bezirksamt Neumarkt* (Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern 2, 17), München 1909, S. 19; zur Bauinschrift „1404“ am Chor siehe ebd. S. 12.
- 85 Hirschbeck: *St. Johannes* (wie Anm. 82), S. 20.
- 86 Winfried Dotzauer: *Geschichte des Nahe-Hunsrück-Raumes von den Anfängen bis zur Französischen Revolution*, Stuttgart 2001, S. 251f.

- 87 Zu Meisenheim und Zweibrücken siehe Emmerling: *Gotik und Renaissance in der Pfalz* (wie Anm. 9), S. 188, 336; zu Simmern siehe Hermann Brucker: *Simmern im Hunsrück* (Rheinische Kunststätten 95), Köln ²1983, S. 5.
- 88 Günther Wüst: *Pfalz-Mosbach (1410–1499). Geschichte einer pfälzischen Seitenlinie des 15. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Territorialpolitik*, phil. Diss. Heidelberg, Bamberg 1976, S. 28.
- 89 Konrad Krimm, Hans Schadeck (Hgg.): *Mosbacher Urkundenbuch. Stadt und Stift im Mittelalter* (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg), Elztal-Dallau 1986, Nr. 266, S. 163f.
- 90 Rainer Koepke: *600 Jahre Turm der Stiftskirche St. Juliana in Mosbach*, in *Mosbacher Jahreshefte* 21, 2011, S. 30–51, hier S. 37.
- 91 Albrecht Ernst: *Zwei Konfessionen unter einem Dach. Zur Geschichte der Stiftskirche St. Juliana in Mosbach*, in Werner Messner (Red.): *Die ehemalige Stiftskirche St. Juliana in Mosbach. Festschrift aus Anlass der Renovierung des kath. Teils in den Jahren 2000 bis 2002*, hg. von der Pfarrgemeinde St. Cäcilia in Mosbach, Mosbach 2002, S. 43–67, hier S. 47.
- 92 Otto Schmidt: *Die Basilika St. Martin*, in Karl-Otto Ambronn u.a. (Hgg.): *Amberg 1034–1984. Aus tausend Jahren Stadtgeschichte. Ausstellungskatalog*, Amberg 1984, S. 365–378, hier S. 366f.
- 93 Ebd. S. 368.
- 94 Damrich: *St. Martin in Amberg* (wie Anm. 23), S. 6.
- 95 Ebd. S. 145.
- 96 Rainer Alexander Gimmel: *Das Tumbengrabmal für den Pfalzgrafen bei Rhein und Herzog von Bayern Rupert, genannt Pipan, in der Pfarrkirche St. Martin in Amberg*, *Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg* 146, 2006, S. 279–320, hier S. 301; siehe auch ders.: *Ewiges Herzogsamt – vergängliches Erdenleben. Das Grabmal Herzog Albrechts II. von Straubing-Holland in der Straubinger Karmelitenkirche*, in Alfons Huber, Johannes Prammer (Hgg.): *650 Jahre Herzogtum Niederbayern-Straubing-Holland. Vortragsreihe, Straubing 2005*, S. 277–319.
- 97 Johannes Mötsch (Bearb.): *Regesten des Archivs der Grafen von Sponheim 1065–1437. Teil 3 1400–1425* (Regesten Nr. 1515–2992) (Veröffentlichungen der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz 43), Koblenz 1989, S. 87f., Nr. 3209.
- 98 Mötsch: *Regesten* (wie Anm. 97), S. 349, Nr. 3806.
- 99 Edith Ruser, Herbert Dellwing (Bearb.): *Kreis Bad Kreuznach. Stadt Bad Kreuznach* (Kulturdenkmäler in Rheinland-Pfalz 5.1), Düsseldorf 1987, S. 42.
- 100 Walther Zimmermann (Bearb.): *Die Kunstdenkmäler des Kreises Kreuznach* (Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 18, 1), Düsseldorf 1935, S. 72.
- 101 Mötsch: *Regesten* (wie Anm. 97), S. 363–366, 368–371, Nr. 3833, 3839.
- 102 Zit. n. Zahn: *Heiliggeistkirche* (wie Anm. 2), S. 71.
- 103 Wochnik: *Umgangschöre an Wittelsbacher Kirchenbauten* (wie Anm. 36) geht merkwürdigerweise auf die Ereignisse von 1392 und ihre baulichen Folgen überhaupt nicht ein.
- 104 Gentz: *Hallenumgangschor* (wie Anm. 37), S. 322.
- 105 Brucher: *Gotik* (wie Anm. 35), S. 297. Ledebur: *Chormittelpfeiler* (wie Anm. 38) lässt den Pischelsdorfer Chor erst 1397 entstehen, S. 69.
- 106 Felix Mader (Hg.): *Die Kunstdenkmäler von Bayern, Bd. VI Stadt Straubing*, München 1921, S. 17.
- 107 Volker Liedke: *Hanns Purghauser, genannt Meister Hanns von Purghausen, sein Neffe Hans Stethaimer und sein Sohn Stefan Purghauser. Die drei Baumeister an St. Martin in Landshut*, in *Ars Bavarica* 35/36, 1984, S. 1–70, hier S. 11; siehe auch Harriet Brinkmöller: *Die Raumauffassung des Meisters Hans von Burghausen in seinen Hauptwerken*, phil. Diss., Bochum 1985, S. 93; und Cobbers: *Hallenumgangschöre* (wie Anm. 11), S. 194.
- 108 Hermann Reidel, Alfons Huber: *Straubing St. Jakob* (Schnell Kunstführer 870), Regensburg 71995, S. 4; Rolf Dieter Kimberger, Günther Knesch: *Bau-Geschichten zu St. Jakob*, hg. vom Kirchenbauförderverein Basilika St. Jakob, Bd. 1, Straubing 1998, S. 4. Gentz: *Hallenumgangschor* (wie Anm. 37) bietet zwei Datierungen: „um 1395“ (S. 374) und „etwa 1400“ (S. 399).
- 109 Siehe Dorit-Maria Krenn: *Städte und Märkte „des lands in nidern bairn“*, in Dorit-Maria Krenn, Joachim Wild (Hgg.): *„fürste in der ferne“*. Das Herzogtum Niederbayern-Straubing-Holland 1353–1425 (Hefte zur bayerischen Geschichte und Kultur 28), Augsburg 2003, S. 24–33, hier S. 32f.

- 110 Adalbert Deckert O. Carm.: Karmelitenkirche Straubing (Schnell-Kunstführer 885), München u.a. 1968, S. 2.
- 111 Franz Fuchs: Ulrich und Hans Kastenmayr. Straubinger Bürger im Dienst des Herzogtums Straubing-Holland, in Alfons Huber, Johannes Prammer (Hgg.): 650 Jahre Herzogtum Niederbayern-Straubing-Holland. Vortragsreihe, Straubing 2005, S. 127–172, hier S. 136.
- 112 Volker Liedke: Zur Baugeschichte der kath. Stadtpfarr- und Stiftskirche St. Martin und Kastulus sowie der Spitalkirche Heiliggeist in Landshut, in *Ars Bavarica* 39/40, 1986, S. 1–98, hier S. 77.
- 113 Ledebur: Chormittelpfeiler (wie Anm. 38), S. 72.
- 114 Gentz: Hallenumgangschor (wie Anm. 37), S. 374.
- 115 Zit. n. Mader: Kunstdenkmäler Straubing (wie Anm. 106), S. 17.
- 116 Zur Vormundschaftszeit Heinrichs XVI. siehe zuletzt Karin Kaltwasser: Herzog und Adel in Bayern-Landshut unter Heinrich XVI. dem Reichen (1393–1450), phil. Diss., Regensburg 2004, <http://epub.uni-regensburg.de/10223/1/Dissertation.pdf> (2012-05-21), S. 28–88; siehe auch Bernhard Glasauer: Herzog Heinrich XVI. (1393–1550) der Reiche von Bayern-Landshut. Territorialpolitik zwischen Dynastie und Reich (Münchner Beiträge zur Geschichtswissenschaft 5), phil. Diss., München 2009, S. 58–72.
- 117 Glasauer: Herzog Heinrich (wie Anm. 116), S. 69.
- 118 Zit. n. Kaltwasser: Herzog und Adel (wie Anm. 116), S. 7.
- 119 Zum Wiederaufbau von St. Jodok nach 1405 siehe Felix Mader: Stadt Landshut (Die Kulturdenkmäler von Bayern 4, 16), München 1927, S. 101–142, hier S. 102; Alfred Rössler: Auf dem Weg zu Gott, auf dem Weg mit Gott. Eine Führung durch St. Jodok in Landshut (Spirituelle Kirchenführer 1), Regensburg 2000, S. 8 und 30.
- 120 Zur Heiliggeistkirche siehe Mader: Landshut (wie Anm. 119), S. 176–193; Georg Spitzlberger: Heiliggeist Landshut (Schnell-Kunstführer 964), München u.a. 1991, zu Grundsteinlegung 1407 und Magdalenenkapelle 1411 S. 2f.
- 121 Ein Plan der Grabung bei Max Tewes: Das Landshuter Hl. Geistspital und seine Kirche im Mittelalter. Ein historischer Abriß, in Emmerling u.a. (Hgg.): Das Westportal (wie Anm. 8) S. 19–24, hier S. 21.
- 122 Nußbaum: Hl. Geist in Landshut (wie Anm. 8), S. 26; siehe auch Kaltwasser: Herzog und Adel (wie Anm. 116), S. 127.
- 123 Siehe Kaltwasser: Herzog und Adel (wie Anm. 117), S. 125. Bereits 1996 hatte Hans Emslander in einer verzweigten Argumentation darauf hingewiesen, dass Herzog Heinrich XVI. „ein besonderes Interesse“ am Bau der Heiliggeistkirche zeigte (Hans Emslander: Der Bau der Heiliggeistkirche und die Differenzen Heinrichs des Reichen mit den Landshuter Bürgern, in Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbayern 122/123, 1996/97, S. 33–51, hier S. 45). Dieser Feststellung ist im Grundsatz unbedingt zuzustimmen, auch wenn ich den Erwägungen Emslanders zur Rolle der Heiliggeistkirche bei den Unruhen von 1408/10 und bei etwaigen reichspolitischen Ambitionen Herzog Heinrichs nicht folgen will.
- 124 Tewes: Hl. Geistspital und seine Kirche (wie Anm. 122), S. 21.
- 125 Zum Tod Herzog Friedrichs siehe Helga Czerny: Der Tod der bayerischen Herzöge im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit 1347–1579. Vorbereitungen – Sterben – Trauerfeierlichkeiten – Grablegen – Memoria (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 146), München 2005, S. 138f.
- 126 Nußbaum: Hl. Geist in Landshut (wie Anm. 8), S. 32.
- 127 Cobbers: Hallenumgangschor (wie Anm. 11), S. 180.
- 128 P. Emmeram Stacheder ofm: Franziskanerkirche Salzburg (Christliche Kunststätten Österreichs 35), Salzburg 122009, S. 4f.
- 129 Siehe Glasauer: Herzog Heinrich (wie Anm. 116), S. 121.
- 130 Ledebur: Chormittelpfeiler (wie Anm. 38), S. 78–84.
- 131 Birgitta Klemenz: Wallfahrtskirche Andechs (Schnell-Kunstführer 394), Regensburg 2008, S. 14.
- 132 Cobbers: Hallenumgangschor (wie Anm. 11), S. 210. Zur ursprünglichen Pfeilerstellung siehe auch Gustav von Bezold, Berthold Riehl: Weilheim, München I und München II (Die Kunst- und Denkmäler des Königreichs Bayern 1, 3), München 1895, ND 1982, S. 848.
- 133 Wochnik: Umgangschöre an Wittelsbacher Kirchenbauten (wie Anm. 36), S. 46.
- 134 Siehe Kaltwasser: Herzog und Adel (wie Anm. 116), S. 172f.

- 135 Gustav von Bezold, Berthold Riehl: Stadt und Bezirksamt Ingolstadt, Bezirksämter Pfaffenhofen, Schrobenhausen, Aichach, Friedberg, Dachau (Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern 1, 1), München 1895, ND 1982, S. 24.
- 136 Czerny: Tod der bayerischen Herzöge (wie Anm. 125), S. 112–134.
- 137 Bezold, Riehl: Ingolstadt (wie Anm. 131), S. 24.
- 138 Siehe Czerny: Tod der bayerischen Herzöge (wie Anm. 125), S. 233, und Peter Pfister: München. Metropolitankirche Zu Unserer Lieben Frau (Schnell-Kunstführer 500), Regensburg 102008, S. 2.
- 139 Zahn: Heiliggeistkirche (wie Anm. 2), S. 133.

Griechische Taverne

Restaurant an der Bergbahn

M. Exarchos

Zwingerstraße 20 · Telefon 0 62 21 / 2 80 38

D-69117 Heidelberg



Unsere Gerichte zum mitnehmen.

- anrufen 28038
- bestellen
- abholen

Das Denkmal für die Neckar-Kanalisation von 1937 ✓

Am nördlichen Neckarufer steht der große hellgraue Steinquader – gefügt aus sieben Muschelkalkblöcken – parallel zu Fluss und Straße. Durch einen um wenige Zentimeter eingezogenen, 18 cm hohen Sockel scheint er knapp über der Erde zu schweben. Lange Zeit verbarg ihn dichtes Strauchwerk vor den Blicken der Passanten, seit einigen Jahren ist er gut zu betrachten. Die Höhe des schmalen Steinblocks beträgt insgesamt 2,65 m. Die breiten Seiten haben eine Ausdehnung von 3,56 m, die Stirnseiten von 1,20 m. Drei Seiten sind mit Relief-Darstellungen geschmückt, die flussabwärts gewandte Schmalseite trägt eine Inschrift aus eingetieften Versalien: „Der Ausbau des Neckars / zum grossen Schifffahrtsweg / wurde begonnen / im Jahre 1921 / Die erste Strecke Mannheim–Heilbronn / wurde im Jahre 1935 fertiggestellt.“

Auf dem großen, dem Fluss zugewandten Relief ist die erste Funktion der Stauwehrranlage, eine Schleuse, zu sehen. In der linken Bildhälfte bewegt sich ein Schlepper mit einem Frachtkahn stromaufwärts auf die Schleuse zu. Oben rechts befindet sich der Bug eines Frachters, der eben im Begriff ist, in die gefüllte Schleuse einzufahren. Trotz leichten, zusammenfassenden Abweichens vom Vorbild hat der Bildhauer auf Details wie die Steigleiter in der Schleusenkammer, die Abdeckplatten des Frachtraums, die aus dem Schornstein des Schleppers heraus quellenden Wolken oder die Löcher für die Ankerkette oben am Bug des Frachtschiffes nicht verzichtet.

Das sich rechts anschließende Relief der flussaufwärts gerichteten Stirnseite nimmt in der Höhe mehr Fläche ein als die Schleusendarstellung. Dem Betrachter direkt zugewandt stehen sieben Männer in einem Kahn. Nur von den vorderen vier sieht man die Gesichter, von den restlichen drei kann man nur den oberen Teil des Schädels oder Kopfbedeckungen erkennen. Über den Köpfen ragt eine Hand mit der schräg gehaltenen Steuerstange aus der engen Ansammlung von Köpfen hervor. Der vorderste Mann hält vor seinem nackten Oberkörper einen großen Hammer, der hinter ihm stehende eine schwere Kette, die bis zur Bugspitze des kleinen Bootes reicht. Der links Stehende hält mit beiden Händen wohl eine Brechstange. Sicherlich sind hier die Arbeiter dargestellt, welche die schweren Steinbrucharbeiten durchgeführt haben, die der Bau eines Stauwerks mit Kraftwerk erfordert hatte. Auch wenn der Künstler das Mittel der Stilisierung angewandt hat, so sind doch verschiedene Gesichtstypen erahnbar. Wie beim vorangegangenen Relief sind auch hier Details wie die Kette oder der Hammer berücksichtigt. Durch die Staffelung der Köpfe hat der Bildhauer diesem Relief einen gekonnten Zug in die Tiefe gegeben.

Das Relief zur Straße hin zeigt eine männliche Aktfigur (Abb. 1), die im Maßstab deutlich größer ist als die Arbeiter im Kahn. Der frontale Körper des Mannes ragt ab der Lende hinter einer Brüstung auf, vor der sich Wasserwellen befinden. Mit seinem linken nach unten gestreckten Arm stützt er sich auf die Brüstung, in der erhobenen Rechten hält er ein strahlenförmiges Gebilde, das ein Bündel von Lichtstrahlen darstellen soll. Hinterfangen wird er von einer großen runden Form eines nicht vollständig wieder-



Abb. 1: Staustufe Neckar-
gmünd, Denkmal von 1937
(Foto: Präger)

gegebenen Kreises, geschwungene Grate deuten die Rotation der großen Turbine an. Links unten ist der sechseckige Kopf einer großen Schraubenmutter aus dem Stein gemeißelt. Hier ist die zweite Funktion dieses Bauwerks, die Erzeugung des elektrischen Stroms, als Genius der Elektrizität vor Augen gestellt.¹

Haben wir es hier mit Nazi-Kunst zu tun?

Der Gedenkstein ist das Werk des Stuttgarter Bildhauers Otto Baum (1900–1977), der ihn während des „Dritten Reichs“ geschaffen hat. Im Gegensatz zu den übersteigerten Muskelprotzen, die der Bildhauer Arno Breker dem NS-System zur Verfügung stellte, kann man die Gestalten Baums als gemäßigt modern bezeichnen. Seine Figuren sind leicht schematisiert, die Oberfläche zeigt eine zusammenfassende Glätte, der durch das Material des Maintal-Muschelkalks eine gewisse Rauheit eigen ist.

Tatsächlich war der skulpturale Stil des Bildhauers Otto Baum mit der Kunstauffassung der Nationalsozialisten nicht vereinbar. Eines seiner Bronzewerke, das „Mädchen“ von 1930, wurde in der Ausstellung „Entartete Kunst“ (München 1937) gemeinsam mit Bildern von Malern wie Wassily Kandinsky, Emil Nolde und Lionel Feininger gezeigt, das „Mädchen“ stand in direkter Nachbarschaft von Werken der Bildhauer Rudolf Belling und Eugen Hoffmann (Abb. 2).²



Abb. 2: Ausstellung „Entartete Kunst“, München 1937, mit der Arbeit „Stehendes Mädchen“ von Otto Baum (Archiv Christoph Zuschlag, Heidelberg)

Wie es konkret zur Beauftragung Otto Baums kam, ist bislang durch Akten nicht nachzuweisen. Vielleicht hatte sich der Stuttgarter Bildhauer durch die 1934/35 entstandene Bauplastik „Bootsmann“ am Stauwehr Neckargerach–Guttenbach empfohlen.³ Den „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ vom 31. August 1937 ist zu entnehmen, dass der damalige Ministerpräsident von Württemberg, Christian Mergenthaler, sich dafür eingesetzt hat,

an dem Großprojekt der Neckar-Kanalisation hie und da auch plastischen Schmuck anbringen zu lassen. Weiterhin wird erwähnt, dass eine Inschrift mit den Baudaten vorgesehen sei; diese wird wohl noch im Jahr 1937 eingemeißelt worden sein, vielleicht auch die Signatur („BAUM“), die – kaum sichtbar – im Namensschild des flussabwärts fahrenden Frachters zu lesen ist.

In der Zeitung wurde die künstlerische Leistung Baums folgendermaßen gewürdigt: „Der Block ist denkmalartig auf einem festen Sockel aufgestellt und bildet einen auffallenden Schmuck der gesamten Anlage.“⁴

Otto Baum wurde 1946 Professor an der Stuttgarter Akademie, da er ein wichtiger Vertreter der modernen Bildhauerei war. Kurt Leonhard (1910–2005), der engagierte Förderer der modernen Kunst, charakterisierte 1948 die bildnerische Konzeption Baums so: „Alle Einzelheiten ordnen sich, ohne nach dem Naturvorbild zu schielen, der Grundform unter, die sich aus der innigen Vereinigung von Idee und Material gebiert.“⁵ Die damalige Wertschätzung seiner künstlerischen Position kommt auch durch eine 1950 erschienene Monographie zum Ausdruck.⁶

Da die genaueren historischen Zusammenhänge – vor allem die Widersprüche innerhalb der nationalsozialistischen Kulturpolitik – heute nur Wenigen bekannt sind, ist die Anbringung einer Informationstafel in der Nähe des Denkmals wünschenswert.



Abb. 3: Der Neckar bei Heidelberg vor der Kanalisation (Stadtarchiv Heidelberg)

Anmerkungen

- 1 Renate Wiehager: Otto Baum. Retrospektive zum 100. Geburtstag, Esslingen 2000 (mit einem Werkverzeichnis von Harry Schlichtenmeyer); hier ist die Heidelberger Arbeit unter der Nummer 83 geführt (S. 142) und auf 1936/37 datiert, ein Gipsmodell des „Arbeiter-Reliefs“ ist unter „WV 74“ (S. 138) abgebildet.
- 2 Felix Reuße: Der Bildhauer Otto Baum, verfemt und vergessen, Leonberg 1998, S. 3.
- 3 Werkverzeichnis Schlichtenmeyer „WV 74“, wie Anm. 1, S.139.
- 4 Heidelberger Neueste Nachrichten vom 31. August 1937, S. 3.
- 5 Kurt Leonhard: Der Bildhauer Otto Baum. In: Das Kunstwerk, 2. Jg. 1948, Heft 10, S. 36–39, hier S. 36.
- 6 Franz Roh: Otto Baum, Tübingen 1950 (dreisprachig).

WENIGER ABFALL

MEHR HEIDELBERG

Für ein sauberes Heidelberg entsorgen wir jährlich **85.000** Tonnen Abfall,
verwerten wir **35.000** Tonnen Bioabfall und Grünschnitt aus der Region,
holen **12.000** -mal den Sperrmüll ab,
leeren **1.100** Papierkörbe,
führen wir **26.000** Beratungsgespräche
und reinigen täglich **500** Kilometer Heidelberger Straßen.



Stadt
Heidelberg

Amt für Abfallwirtschaft
und Stadtreinigung

Hotline 06221 5829999
www.heidelberg.de/abfall

Der Komponist Andreas Grundler ✓

Schweinfurt ca. 1516–1555 Heidelberg

Andreas Grundler war im Hauptberuf Arzt, Zeitgenossen rühmten ihn auch als Dichter und Komponisten. Die Kenntnis und Rezeption seines musikalischen Schaffens schon zu Lebzeiten und die erhaltenen Werke belegen, dass er keinesfalls „nur als Ehemann der gelehrten Humanistin Olympia Fulvia Morata bekannt geblieben ist“¹, wenn auch ein Großteil seiner Biographie² aus der hinterlassenen Korrespondenz seiner italienischen Gattin erschlossen werden musste. Olympia Fulvia Morata (1526–1555), Tochter der Lucrezia und des Fulvio Pellegrino Morato aus Mantua,³ wurde zuerst durch den Vater „in allen Wissenschaften, die zur Bildung des Menschen notwendig sind“ erzogen und erhielt danach gemeinsam mit der Herzogstochter Anna d’Este Unterricht am glanzvollen Hof von Ferrara. Bald priesen gelehrte Literaten die erstaunlichen Leistungen des „frühreifen und überbegabten Mädchens“ in den lateinischen und griechischen Sprachen.⁴ Olympia heiratete im Alter von etwa 24 Jahren Andreas Grundler, der 1549 in Ferrara den Doktorgrad in Philosophie und Medizin erworben hatte.⁵ Ihr kurzer, gemeinsamer Lebensweg führte sie nach Schweinfurt, wo der Ehemann rund vier Jahre als Arzt wirkte, bis die Stadt im „Markgräfler Krieg“ völlig zerstört wurde (12./13. Juni 1554). Ihre Flucht um das nackte Überleben endete in Heidelberg, und Grundler erhielt eine Professur an der medizinischen Fakultät der Universität. Über einen Lehrauftrag für Griechisch an seine Gattin Olympia gibt es keine gesicherten Nachrichten, ihr Ruhm wurde aber bald nach dem frühen Tod durch Editionen ihrer Briefe und Schriften begründet. Die erste Ausgabe, zusammengestellt von dem alten Freund Celio Secondo Curione, erschien 1558 in Basel, wo Curione Latein und Griechisch lehrte; bis 1580 folgten drei erweiterte Auflagen.⁶ Diese Drucke machten Olympia im humanistisch-literarischen Europa weithin bekannt. Selbst im katholischen Umfeld wurde ihre hohe Gelehrsamkeit anerkannt, die Neigung „dieser Syrene“ zur „Häresie Calvins“, von der sie die Jugendfreundin Anna d’Este zu überzeugen versuchte, aber scharf kritisiert.⁷ Alle Ansätze zu einer Biographie des Ehepaars Grundler/Morata basieren weitgehend auf den von Curione veröffentlichten Briefen. Die meisten hat Olympia geschrieben, und da sie aus ihrer Sicht der Ereignisse und in ihrer Sprache das gemeinsame Lebensbild prägte, steht sie auch in allen späteren Editionen im Vordergrund.⁸

Der wissenschaftliche bzw. berufliche Werdegang Andreas Grundlers lässt sich in wenigen Stichworten zusammenfassen. Nach Studien in Leipzig, Heidelberg, Paris und Ferrara behandelte er als ausgebildeter Mediziner „Privatpatienten“ in Italien und Deutschland, wurde Stadtarzt in Schweinfurt und erhielt schließlich einen Lehrstuhl an der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg. Seine literarische Hinterlassenschaft besteht im Wesentlichen aus einigen Briefen; fast nichts blieb von den bei Freunden⁹ und in späteren Publikationen¹⁰ gepriesenen Dichtungen erhalten. Ein lateinisches Epigramm, dem einige Verse in griechischer Sprache folgen, wurde

in den frühen Auflagen des von Robert Estienne (Robertus Stephanus) und Mario Nizoli (Marius Nizolius) herausgegebenen „Dictionarium seu Thesaurus Latinae Linguae“ abgedruckt.¹¹ Von Grundlers in der Morata-Korrespondenz erwähnten Kompositionen ist bislang keine wieder aufgetaucht. Die Vertonungen griechischer Psalmdichtungen Olympias wurden wohl nur handschriftlich aufgezeichnet, und auch eine Druckausgabe von Liedern ist lediglich literarisch bezeugt.¹² Alle derzeit bekannten Werke Grundlers wurden ausschließlich in verschiedenen Manuskripten überliefert: zwei Motetten und eine Messe.

Die Psalm-Motette „*Quemadmodum desiderat cervus*“

Nachdem am 26. Oktober 1555 Olympia Fulvia Morata in Heidelberg gestorben war, schrieb Grundler zu ihrem Andenken eine vierstimmige Motette. Als Textgrundlage wählte er den traditionell zu Zeiten der Trübsal gebrauchten Psalm 42: „*Quemadmodum desiderat cervus ad fontes aquarum*“ (Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser). Das Werk war im humanistischen Beziehungsgeflecht des 16. Jahrhunderts nicht unbekannt. Martin Crusius (1526–1607), Professor für Latein und Griechisch in Tübingen, besaß die Komposition und wusste auch um den Anlass der Entstehung. Seinem Basler Kollegen Celio Secondo Curione, dem ersten Herausgeber der Morata-Schriften und Briefe, schickte er ein Exemplar und veröffentlichte dessen Dankesbrief von 1560 mit kurzen Erläuterungen.¹³ Melchior Adam, der in „*Apographum Monumentorum Haidelbergensium*“ die Gedenkschriften des in einem gemeinsamen Grab auf dem Heidelberger Peterskirchhof beigesetzten Ehepaars mitteilt,¹⁴ liefert in getrennten Werken auch ihre Kurzbiographien¹⁵ und bestätigt, dass die Motette in den knapp zwei Monaten zwischen Olympias Tod und dem des „Witwers“ (22. Dezember 1555) fertig gestellt wurde: „*Composuit in eam viduus Gründlerus cationem patheticam & suavem: Quemadmodum desiderat cervus ad fontes aquarum*“. In Zedlers großem Universallexicon erhielt „*Grunthlerus (Andreas)*“ einen Eintrag als Mediziner und Komponist der Motette, der sich zwar auf Crusius stützt, jedoch fälschlicherweise die Übersendung der Noten im Jahr 1560 als Trostgeschenk mit dem erst 1564 erfolgten Tod von Curiones Tochter Angela in Zusammenhang bringt,¹⁶ eine Legende, die tradiert wurde.¹⁷ Kurioserweise gibt es bei Zedler noch einen zweiten Eintrag unter „*Gründler (Andreas)*“,¹⁸ der ihn nach Lizelius als griechischen Dichter feiert. Die im 19. Jahrhundert sich etablierende Disziplin der Musikwissenschaft brachte schließlich die Komposition selbst wieder zutage. Der 4. Band von Robert Eitners „*Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten*“ weist 1910 die Motette mit Standort nach:¹⁹ „*Grundler, Andreas, ein Komponist aus der Mitte des 16. Jhs., von dem sich in der bischöfl. Proske-schen Bibl. im Ms. 940, 5 Stb. von 1557 in qu 4° Nr. 200 die Motette befindet: Quemadmodum desiderat, 4 voc.*“²⁰ Allerdings wusste Eitner nicht, wer Grundler überhaupt war und kannte auch Olympia Fulvia Morata nicht. Auf diese Zusammenhänge hat erst 1953 Georg Reichert in einem Artikel über Martin Crusius und die Musik in Tübingen hingewiesen, ohne die Komposition selbst zu behandeln.²¹ Im selben Jahr veröffentlichte Wilfried Brennecke eine Studie über die gesamte Quelle aus der Proske-Bibliothek zu Regensburg,²² die Grundlers Motette unter Nr. 200 enthält (Abb. 1). Erstaunlich

Abb. 1: Beginn der Motette „Quemadmodum desiderat cervus“, Tenorstimmbuch mit Angabe des Komponisten, Bischöfliche Zentralbibliothek Regensburg, Proskesche Musikabteilung, Sign. A.R. 940/941, Tenorstimmbuch, Nr. 200



cherweise ist es Brennecke nicht gelungen, biographisches Material über Grundler zu finden und konnte so das Werk als ein vom Morata-Umfeld unbeeinflusster, erfahrener Musikwissenschaftler beurteilen: „Sichere Verwendung neuester niederländischer Mittel, Wechsel von polyphonen und homophonen Teilen, zahlreiche Imitationen, aufgelockerter Satz, deutlicher Einfluß der Musica Reservata (klare Textdeklamation, Malereien: Berg, Flut, Katarakt)“.²³ Das Stilmittel des musikalischen „Ausmalens“ von Schlüsselwörtern des Psalms nutzt Grundler verstärkt am Ende des zweiten Teils der Motette. Der „kleine Berg“ (monte modico) wird mit auf- und absteigenden melodischen Linien der vier Stimmen im Notenbild deutlich sichtbar und auch hörbar nachgezeichnet (Abb. 2). „Katarakte“ (in voce cataractarum) stürzen mit kleinen Notenwerten in die Tiefe, brausende Fluten schütteln alle Stimmen durcheinander, bis endlich die Wogen gleichmäßig über sie hinweg gehen („omnes collisiones et fluctus super me transierunt“). Der Motetten-Text folgt weitgehend der Vulgata-Version des Psalms. Auf eine dem Komponisten zugeschriebene Variante machte bereits die verdiente Morata-Forscherin Gertrud Weiss aufmerksam: „Aus dem Zusatz ‚mit Recht‘ bei der Textstelle ‚daß meine Seele verstört ist mit Recht‘ erkennt man seinen Seelenschmerz, sein Sichaufbäumen gegen das grausame Schicksal, seine inneren Kämpfe und sein Hadern mit Gott“.²⁴ Diese Ergänzung („iure“) findet sich nur im Diskant der Motette und könnte auch von Wolfgang Kuffer, dem Schreiber der Regensburger Stimmbücher stammen.



Abb. 2: Motette „Quemadmodum desiderat cervus“ – Secunda pars, Partitur T. 44–48. Musikalische Malerei: der „kleine Berg“ (monte modico) wird mit auf- und absteigenden melodischen Linien in allen Stimmen nachgezeichnet.

Abb. 3: Motette „Quemadmodum desiderat cervus“ – Secunda pars, Partitur T. 30-35. Passage über die Textstelle: [in me anima] „conturbata est“. Mit großen Intervallen bilden die drei Unterstimmen die verstörte Seele ab, die Oberstimme mit dem bei T. 33/34 eingefügten „iure“ beharrt auf dem Recht, verstört zu sein.

Während die drei Unterstimmen das „conturbata est“ in großen Intervallsprüngen ostinat zitieren, beharrt der Diskant bei den Silben von „con-tur-ba-ta“ in langen Notenwerten auf demselben Ton und ersetzt das einsilbige „est“ durch „iu-re“, wozu die letzte Note geteilt werden müsste (Abb. 3). Die Motette schließt auch nicht mit der üblichen versöhnlichen „Reprise“ von Vers 6 des 42. Psalms,²⁵ sondern mit der von allen Stimmen deklamierten hämischen Frage „ubi est deus tuus?“ der Feinde des Psalmisten:²⁶ ein weiteres Indiz für Grundlers Seelenzustand und die Anfechtungen, denen er sich damals ausgesetzt sah.

Die Psalm-Motette „Quemadmodum“ ist Grundlers letzte Komposition und nur in der von Brennecke beschriebenen Handschrift²⁷ überliefert, einer bunt gemischten Sammlung von weltlichen und geistlichen Vokalwerken und Instrumentalsätzen. Der aus Regensburg stammende Wolfgang Küffer²⁸ hat die Stücke während seiner Studienzeit in Wittenberg und Heidelberg zusammengetragen und in fünf Stimmbüchern selbst niedergeschrieben. Sie enthalten zwar hauptsächlich ein Repertoire, wie es im akademischen Wittenberger Milieu vorhanden war, zahlreiche Kompositionen Caspar Othmayrs,²⁹ darunter einige Unica, könnte Küffer auch in Heidelberg vorgefunden haben, wo er sich am 6. Juni 1553 immatrikulierte. In Wittenberg ist er danach erst wieder 1557 anzutreffen, und so führt die einzig erkennbare Spur zur Überlieferung der Motette in das Umfeld der Heidelberger Universität, wo Grundler offiziell am 12. Juli 1554 in sein Amt eingesetzt wurde.

Die Hochzeitsmotette „Sponsa viri thalamos“

In einer Musiksammelhandschrift der Sächsischen Landesbibliothek Dresden aus dem 16. Jahrhundert ist eine Komposition Grundlers überliefert, die in der Morata-Forschung unbekannt blieb und auch von neueren Publikationen nicht erwähnt wird, während bei der musikwissenschaftlichen Katalogisierung des Dresdener Bestands wiederum der Komponist nicht identifiziert werden konnte.³⁰ Vier der ursprünglich fünf Stimmbücher blieben erhalten und darin vollständig Grundlers vierstimmige Motette.³¹ Sie wurde spätestens im Jahr 1553 als Nr. 22 eingetragen, und das Tenor-Stimmbuch nennt den Komponisten: „Andreas Grundlerus D[octo]r medicine“ (Abb. 4). Das vertonte

Gedicht, ein neulateinischer Humanistentext, preist eine von Christus eingesetzte Ehe und ist gleichwohl von antiker Liebeslyrik inspiriert:

Sponsa viri thalamos subit exoptata
iugales vincula coniugii tu pie Christe liga
Secunda pars
Hanc ipsi fausti coniunxit syderis ortus
Sive dies noctis seu venit vmbra sua est.

Die Braut, die vom Manne Ersehnte, geht mit ihm die Ehe ein.

Du, frommer Christus, binde die Fesseln des Ehebundes.

Zweiter Teil

Der Aufgang des Glück bringenden Sternes verband diese mit ihm.

Am Tag wie im Schatten der Nacht ist sie sein.

(Übersetzung: Francisca Feraudi-Gruénais und Eduardo Otero Pereira)

Antike „Bausteine“ zum Motettentext, der sonst nirgends nachweisbar ist, finden sich im ersten Buch der Elegien des Properz, Nr. 8 an Cynthia: „(43) Nunc mihi summa licet contingere sidera plantis: (44) Sive dies, seu nox venerit, illa mea est“ (Nun vermag ich den Fuß auf die höchsten der Sterne zu setzen: sei es bei Tage, bei Nacht, was auch geschieht, sie ist mein.).³² Humanistische Kenner dieser Gedichte konnten sich anhand weniger und teilweise variiertes Signalworte den restlichen Hintergrund erschließen und das reizvolle „Versteckspiel“ genießen, doch ist in der Motette auch direkt jene erotische Komponente spürbar, die das elegische Vorbild prägt. Unausgesprochen, weil den Eingeweihten geläufig und erst in späteren Kommentaren zu Properz thematisiert, verbirgt sich im Kontext der Motette ein besonderer Name hinter den Versen (33)–(36) der achten Elegie. Wenn dort vom Reichtum die Rede ist, den das antike Elis durch Pferdewettkämpfe erworben hat, entsteht automatisch die Gedankenverbindung zum berühmten Ort, wo diese lange Zeit von Elis beherrschten Spiele stattfanden: Olympia!³³ Und jetzt lesen sich die Zeilen des römischen Dichters als vorformulierte Kurzbeschreibung, wie der Deutsche um die junge Italienerin erworben hat, die ihm aus dem Glanz Ferraras in seine Heimat folgte. „(39) Ich hab’ sie nicht durch Gold oder indische Perlen gewonnen, (40) zärtlich vollbrachte ich dies, huldigend ihr im Gedicht. / (33) Lieber mit mir auf bescheidener Lagerstatt möchte sie ruhen, (34) lieber – es geh’, wie es mag – will sie die Meinige sein (35) als besitzen das Reich, das Hippodamia gehörte, (36) und die Schätze, die einst Elis den Pferden verdankt“. ³⁴ Selbst wenn



Abb. 4: Beginn der Hochzeitsmotette „Sponsa viri thalamos“, Tenorstimmbuch mit Angabe des Komponisten, Sächsische Landesbibliothek-Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Sign. Mus 1-D-4

das besitzergreifende „*mea est*“ (... ist sie mein) aus Vers (44) der Elegie in der Motette durch die unpersönliche Wendung „*sua est*“ (... ist sie sein) ersetzt wurde: Diesen Text kann nur Grundler selbst für seine Ehefrau geschrieben haben,³⁵ die schon als Fünfzehnjährige aus den Elegien des Properz zitierte.³⁶

Grundler setzte in der vergleichsweise kurzen Komposition bereits ähnliche musikalische Stilmittel ein wie in der etwa fünf Jahre später entstandenen Vertonung des 42. Psalms: Stimmgruppensatz sowie lebhafter Wechsel imitatorischer und homophoner Abschnitte. Gleich die Eingangspassage deklamiert jubelnd die Worte „*Sponsa viri thalamos subit*“, und interne Wiederholungen kurzer musikalischer Phrasen verstärken die Textaussagen. Die Schlusswendung des ersten Teils (*tu pie christe*, „*liga*“) betont den von Christus gesegneten Bund, indem alle Stimmen das letzte Wort durch Melismen hervorheben, die in einer Kette von „*Ligaturen*“ aufgezeichnet sind. Zwar kann die reale Aufführungssituation diese subtile Anspielung nicht direkt hörbar vermitteln, doch assoziiert das geschulte Ohr die Folge gebundener Töne auf einer Silbe zu genau dieser Form der Mensuralnotation: eine musikalische Parallele zu den allerdings komplexeren Beziehungsstrukturen der Texte von Motette und Elegie. Das Werk endet im beschwingt-tänzerischen Tripeltakt mit der Verszeile „*Siue dies noctis seu venit vmbra sua est*“, die einmal wiederholt wird.

Missa super „De profundis“

Mit der fünfstimmigen Parodiemesse nach einer Motette von Ludwig Senfl über die ersten acht Verse des 129. Psalms vertonte Grundler ein komplettes Ordinarium missae: Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus, Agnus Dei. Die Messe ist in drei Quellen überliefert, vollständig in einem Chorbuch aus Pirna, heute in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden.³⁷ In Stimmbüchern aus der ehemaligen Bibliothek der Leipziger Thomaskirche³⁸ fehlt lediglich der Schlussteil des Credo, während eine unvollständige Budapester Handschrift aus Bártfa (Bartfeld)³⁹ nur Kyrie und Gloria enthält. Der Komponist wurde allein auf einem heute nicht mehr vorhandenen Index-Blatt des im Zweiten Weltkrieg stark beschädigten Dresdner Chorbuchs genannt: „*Codex VIII. Anno 1555. Index Modulorum qui in hoc libro continentur. 1. Missa super de profundis, N. Grüntleri Trojani, 5 vocum*“.⁴⁰ In der neueren Musikwissenschaft fand die Komposition immer wieder Beachtung. Der erste Motetten-Band der Gesamtausgabe von Senfls Werken ediert die Vorlage und nennt bereits 1939 alle drei erhaltenen Versionen der Messe mit Standortsignaturen.⁴¹ Ein gedruckter Katalog der Dresdener Musiksammlungshandschriften von 1974 kennt neben der Überlieferung im Chorbuch aus Pirna keine weitere Konkordanz.⁴² 1978 analysierte Laura Youens in ihrer umfangreichen Dissertation über die Leipziger Stimmbücher MS Thomaskirche 49/50 die dort anonym notierte Missa super „De profundis“,⁴³ edierte 1984 neben anderen Messen auch dieses Werk auf der Basis der Leipziger Quelle⁴⁴ im Vergleich mit Bártfa und Dresden und stellte bezüglich des Komponisten fest: „Dieser Name konnte bislang nicht identifiziert werden.“ und: „Der Name N. Grüntlerus Trojanus erscheint nur im Zusammenhang mit dieser Messe; weiter ist über ihn nichts bekannt.“ Zu dem irritierenden Namenszusatz „Trojani“ bemerkt Youens richtig: „Als Komponist kommt weder Massimo Trojano in

Frage, der 1569 in die Dienste Wilhelms V. von Bayern eintrat, noch Anthonius Troianus, der das *Jubilato Deo omnis terra* aus dem *Liber tertius Sacrarum Cantionum* komponiert hat, das von Susato veröffentlicht wurde.⁴⁵

Die Lösung des kleinen Rätsels war bereits 1585 im Druck erschienen, wo Martin Crusius den Komponisten der Psalm-Motette „*Quemadmodum*“ nennt: „*Andreas Grunthlerus, Medic. Troianus, seu Suinfordianus*“.⁴⁶ Die akademisch-gelehrte Variante zur Herkunftsbezeichnung basiert auf der vulgärlateinischen Form „*troia*“ für Mutter-schwein/Sau, die mit ähnlichen Wortbildungen in romanische Volkssprachen Eingang fand. Damit ist endgültig sichergestellt, dass die beiden Motetten und die Messe vom selben Komponisten stammen: dem Mediziner Andreas Grundler aus der nach der Sau benannten Stadt Schweinfurt.⁴⁷ Die Überlieferung von Hochzeitsmotette und Messe in vorwiegend mitteldeutschen Quellen muss über bzw. aus Schweinfurt stattgefunden haben, als Grundler dort noch lebte, und kaum über Heidelberg.⁴⁸ Das verlorene Indexblatt zu dem Dresdener Chorbuch trug das Datum 1555, in der kurpfälzischen Residenzstadt kam die Familie Grundler/Morata im Juli 1554 buchstäblich abgebrannt an, ohne jede eigene Habe. Hinsichtlich der Zeit, die allein zum Kompilieren, Schreiben und Binden der Handschrift erforderlich war, ist es extrem unwahrscheinlich, dass Grundler die Messe erst in Heidelberg komponierte. Für die Verbreitung der in Heidelberg entstandenen Psalm-Motette kommen jedoch nur Wolfgang Küffer und das akademische Umfeld Heidelbergs ab 1556 infrage.

In der *Missa „De profundis“* zeigt sich Grundler vertraut mit den Techniken und Konventionen der Parodie-Komposition, wie sie sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts herausgebildet hatten. Als Vorlage dienen häufig Motetten, aus denen – meistens zu Beginn – längere Abschnitte mit allen Stimmen übernommen werden. Danach können aus der Beispielkomposition herausgelöste musikalische Motive – neben frei komponierten Passagen – im polyphonen Stimmengewirr des neuen Werks wörtlich zitiert oder verändert erscheinen. Senfls Vorbild-Motette „*De profundis clamavi*“ (Aus der Tiefe rufe ich) beginnt selbst wortausdeutend mit einer aufsteigenden Tonleiter in allen Stimmen, und Grundler verwendet die ersten 18 Takte notengetreu für sein *Kyrie I*: das Motiv erscheint in den anderen Sätzen der Messe noch häufig. An die (ungeschriebenen) Regeln des Parodierens fühlt er sich nicht allzu fest gebunden, und als fast schon „Grundlersche Manierismen“ fallen Stimmpaarbildungen und besonders die Neigung zur Wortmalerei auf. Im *Gloria* endet das „*Qui tollis peccata mundi*“ nach einer Generalpause mit dem von allen Stimmen in langen Notenwerten ausdrucks-voll deklamierten „*miserere nobis*“ (erbarme Dich unser). Eine Sequenz von übernommenen Motiven aus der Motette bricht er zu Gunsten einer besonders effektvollen Passage ab.⁴⁹ Die intensive Ausdeutung der Textstelle „*descendit*“ [*de caelis*] (herabgestiegen vom Himmel) im *Credo* gelingt ihm mit fallenden Intervallen in nacheinander einsetzenden Stimmen, die gleichsam nach unten schweben (Abb. 5).

Olympia Fulvia Morata war die Tochter eines Calvinisten und auch Andreas Grundler sympathisierte mit reformatorischen Lehren, kam er doch aus der Reichsstadt Schweinfurt, die bereits 1542 die Reformation eingeführt hatte. Durch den Entschluss, nach Deutschland überzusiedeln, entzog sich die Familie Grundler/Morata einer möglichen Verfolgung durch die Inquisition in Ferrara. Daraus lässt sich aber nicht schließen,

Anmerkungen

- 1 Eike Wolgast: Die Universität Heidelberg, in Elmar Mittler (Hg.): Heidelberg. Geschichte und Gestalt, Heidelberg 1996, S. 294.
- 2 Gertrud Weiss: Dr. Andreas Grundler (ca. 1606 [Druckfehler: 1516!] – 1555), in Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 34, Würzburg 1982, S. 1–32.
- 3 Reinhard Düchting: Olympia Fulvia Morata. Stationen ihres Lebens, Ubstadt-Weiher 1998, S. 13.
- 4 Markus Kutter: Celio Secondo Curione. Sein Leben und sein Werk, Basel 1955, S. 38.
- 5 Weiss: Grundler, (wie Anm. 2), S. 3.
- 6 Kutter: Curione, (wie Anm. 4), S. 291; Düchting: Morata, (wie Anm. 3), S. 70.
- 7 Hilarion De Coste: Les Eloges Et Les Vies Des Reynes, Des Princesses, Et Des Dames Illustres, Paris 1647, S. 69f.
- 8 Rainer Kößling: Olympia Fulvia Morata. Briefe, Leipzig 1990; Holt N. Parker: Olympia Morata. The complete writings of an Italian heretic, Chicago 2003.
- 9 Weiss: Grundler (wie Anm. 2), S. 3.
- 10 Georg Lizelius: Historia Poetarum Græcarum Germaniæ, Frankfurt 1730, S. 32–33.
- 11 ANDREAS GRVNTLERVS LECTORI in Robert Estienne: Dictionarium seu Thesaurus Latinae Linguae, Venedig 1551, [vi].
- 12 Weiss: Grundler (wie Anm. 2), S. 9; Kößling: Morata (wie Anm. 8), S. 118–119, 32.
- 13 Martin Crusius: Germanograeciae libri sex, Basel 1585, S. 299.
- 14 Melchior Adam: Apographum Monumentorum Haidelbergensium, Heidelberg 1612, S. 70.
- 15 Melchior Adam: Vitae Germanorum Philosophorum, Heidelberg 1615, S. 162–167 (Morata); Vitae Germanorum Medicorum, Heidelberg 1620, S. 81f. (Grundler).
- 16 Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaftten und Künste, Band 11, Halle & Leipzig 1735, Sp. 1147–1148.
- 17 Georg Reichert: Martin Crusius und die Musik in Tübingen um 1590, in Archiv für Musikwissenschaft, 10. Jg., H. 3, 1953, S. 189.
- 18 Zedler: Universal-Lexicon (wie Anm. 16), Sp. 1108f.
- 19 Robert Eitner: Biographisch-Bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten der christlichen Zeitrechnung bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, Leipzig 1900–1904, Band IV, S. 395.
- 20 Der Eintrag bei Eitner endet mit dem irrigen Zusatz „und ausserdem noch 3 latein. 4stimm. Gesenge.“, vermutlich verursacht durch die Unterteilung der Motette in drei Abschnitte.
- 21 Reichert: Crusius (wie Anm. 17), S. 189.
- 22 Wilfried Brennecke: Die Handschrift A.R. 940/41 der Proske-Bibliothek zu Regensburg, Kassel 1953.
- 23 Ebd. S. 36, 79. Verglichen mit den international bedeutenden Komponisten, die in der Handschrift aus der Proske-Bibliothek vertreten sind, zählt Brennecke den ihm unbekanntem Grundler zu den „kleineren Meistern“ wie Adrian Petit Coclico, Hermann Finck oder die beiden „Heidelberger“ Georg Forster und Stefan Zirler.
- 24 Weiss: Grundler (wie Anm. 2), S. 13.
- 25 Text nach Luther: „Was betrübst du dich, meine Seele und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott! denn ich werde ihm noch danken, dass er mir hilft mit seinem Angesicht“.
- 26 Text nach Luther: „Es ist als ein Mord in meinen Gebeinen, dass mich meine Feinde schmähen, wenn sie täglich sagen: Wo ist nun dein Gott?“
- 27 Bischöfliche Zentralbibliothek Regensburg, Proskesche Musikabteilung, Ms. A.R. 940/941.
- 28 Brennecke: Handschrift (wie Anm. 22), S. 16–18.
- 29 Othmayr gehörte zu den sog. „Heidelberger Liedmeistern“, vgl. Carl Philip Reinhardt: Die Heidelberger Liedmeister des 16. Jahrhunderts, Kassel 1939, S. 38–50; Hans Albrecht: Caspar Othmayr. Leben und Werk, Kassel 1950.
- 30 Wolfram Steude: Die Musikhandschriften des 16. und 17. Jahrhunderts in der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden, Wilhelmshaven 1974, S. 24.
- 31 Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Sign. Mus 1-D-4.
- 32 Wilhelm Willige: Properz. Elegien lateinisch und deutsch, München 1950, S. 23.
- 33 Ebd. S. 258; Max Rothstein: Die Elegien des Sextus Propertius, erster Teil, Berlin 1920, S. 114 (Anmerkung); Sexti Aurelii Propertii Opera Omnia, Volumen Primum, Londini 1822, S. 121–124 (Notæ).

- 34 Übersetzung in Willige: Properz (wie Anm. 32), S. 23.
- 35 Vgl. Parker: *Morata* (wie Anm. 8), S. 181. Auch Olympia spricht in ihrem eigenen Hochzeitsgebet nicht direkt von und für sich, sondern erfleht den göttlichen Segen für alle christlichen Ehen.
- 36 Ebd. S. 79 (n. 63).
- 37 Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Mus. Pi Cod. VIII.
- 38 Universitätsbibliothek Leipzig, Thomaskirche Mss. 49/50.
- 39 Budapest, Országos Széchényi Könyvtár, MS Bártfa 24 III.
- 40 Otto Kade: Die Musikalien der Stadtkirche zu Pirna, in *Serapeum, Zeitschrift für Bibliothekswissenschaft, Handschriftenkunde und ältere Litteratur*, Nr. 21, 1857, S. 323.
- 41 Walter Gerstenberg: Ludwig Senfl, Motetten. Erster Teil (Reichsdenkmale Deutscher Musik, Abteilung Motetten und Messen, Band 2), Leipzig 1939, S. 120.
- 42 Wolfram Steude: *Musikhandschriften* (wie Anm. 30), S. 207.
- 43 Laura Seale Youens: *Music for the Lutheran Mass in Leipzig*, Universitätsbibliothek MS. Thomaskirche 49/50, Diss. Indiana University, 1978, S. 372–388.
- 44 Laura Youens: *Meßzyklen der frühprotestantischen Kirche in Leipzig*, Tutzing 1984.
- 45 Ebd. S. 15–16.
- 46 Crusius: *Germanograeciae libri sex* (wie Anm. 13)
- 47 Der abgekürzte Vorname N. (anstatt A.) in dem nur sekundär überlieferten Indexblatt aus Dresden dürfte auf einem Lesefehler beruhen.
- 48 Vgl. Wolfram Steude: *Untersuchungen zur mitteldeutschen Musiküberlieferung und Musikpflege im 16. Jahrhundert*, Leipzig 1978, S. 49f. Dort wird in Unkenntnis von Grundlers Biographie und ohne jeden Nachweis ein „Heidelberger Kreis“ postuliert, dem Grundler „geographisch“ nahe gestanden haben soll, und als Vermittler von Kompositionen Georg Forster vermutet [der spätestens 1531 Heidelberg verlassen hat!].
- 49 Die Abhängigkeit der Messe von Senfls Motette ist dargestellt bei Youens: *Lutheran Mass*, (wie Anm. 43), S. 372–388.

Sie sammelte Volkslieder aus dem Odenwald

Das Leben und Wirken der Dichterin Auguste Pattberg (1769–1850)

1. Die „Romantikerin des kleinen Odenwaldes“

Schon von Kindesbeinen an, als ich ein kleiner Ministrant war, ist mir die Gedenktafel an der Sakristeiwand unserer katholischen Kirche vertraut. Darauf ist ein Reliefbild von einem prächtigen Baum zu sehen und es steht zu lesen: „Auguste Pattberg, geb. von Kettner, geboren am 24. Februar 1769 in Neunkirchen, gestorben am 4. Juli 1850 in Heidelberg. Es steht ein Baum im Odenwald. Dem Gedächtnis der Romantikerin des kleinen Odenwaldes und der Mitarbeiterin an der Liedersammlung ‚Des Knaben Wunderhorn‘ geweiht. Odenwaldklub und Gemeinde Neunkirchen 1929.“¹

Damals war mir allerdings noch nicht bewusst, welche Bewandnis es mit diesen Zeilen hat. Auch die Auskünfte der älteren Generation zu dieser Person waren verschwommen und ungenau. Erst später wurde mir bekannt, dass Auguste Pattberg aus meinem Heimatort einen nicht ganz unwichtigen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte geleistet hatte. Heutzutage werden mit der Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ nur noch die strahlenden Namen Achim von Arnim und Clemens Brentano assoziiert. Auguste Pattberg, die hierzu immerhin 17 Volkslieder beisteuerte, ist nahezu vergessen. Nur noch in Neunkirchen und Neckarelz und bei wenigen Heidelbergern steht sie in, wenn auch blasser, Erinnerung. In Mosbach-Neckarelz ist zumindest noch ihr Name durch das Auguste-Pattberg-Gymnasium und die Pattberg-Hauptschule gegenwärtig.

Während es zur Romantik im Allgemeinen und auch zur Heidelberger Nationalromantik Sekundärliteratur in Hülle und Fülle gibt, findet man zu Auguste Pattberg nur ganz wenige Beiträge. Eine Ausnahme stellt der 60-seitige Aufsatz von Reinhold Steig aus dem Jahr 1896 dar – unsere wichtigste Quelle.² Hier stehen auch sämtliche von Auguste Pattberg gesammelten Lieder und Sagen aus dem Odenwald.



Abb. 1: Auguste-Pattberg-Gedenkstein von 1929 an der katholischen Kirche von Neunkirchen (Foto: Dr. Rüdiger Lenz, Eberbach)

Mit diesem Artikel möchte ich das Leben und Wirken dieser Frau einem größeren Leserkreis bekannt machen. Im Mittelpunkt steht ihre spezifische Leistung als Sammlerin für „Des Knaben Wunderhorn“. Daneben will der Aufsatz aber auch neues Terrain betreten und ihre Gedichte einer genaueren Analyse unterziehen sowie der Frage nachgehen, welche Bedeutung ihrer eigenständigen Lyrik heute noch zukommt.

2. Lebensgeschichte

Auguste Pattberg wurde 1769 in Neunkirchen geboren – als Tochter des kurpfälzischen Forstmeisters Wilhelm Engelhardt von Kettner. Diesem unterstand die Forstverwaltung in Neunkirchen, Dilsberg und Mosbach. Auguste wurde in der katholischen Kirche getauft.³ Die Mutter war eine geborene von Krone aus Heidelberg.⁴

Die adelige Familie⁵ residierte im Oberdorf in einem kleinen „Jagdschlösschen“, das Kurfürst Karl Theodor gehörte. In diesem gänzlich erhaltenen Bauwerk, allerdings nicht größer als ein normales Wohnhaus, wohnt heute die Schreinerfamilie Kleim.⁶ Schon als Kind soll Auguste kleine Gedichte verfasst haben, die sie zu festlichen Anlässen vortrug. Leider sind diese verloren gegangen.⁷ Dass im Neunkirchner Elternhaus berühmte Dichter wie Friedrich Schiller, Friedrich von Matthisson und der Schauspieler August Wilhelm Iffland verkehrt haben sollen, wie August von Schindel behauptet, ist nicht nachweisbar und wohl eher zu bezweifeln.

Zu Augustes Schulbildung erfahren wir nichts in den Quellen. Ging sie in die Dorfschule? Schulpflicht gab es ja schon im 18. Jahrhundert.⁸ Oder wurde sie etwa von ihren Eltern unterrichtet? Steig erwähnt nur, dass ihr die Mutter die Liebe zur Kunst vermittelte.⁹

1788, im Alter von 19 Jahren, heiratete sie ihre Jugendliebe, den kurpfälzischen Amtskeller Arnold Heinrich Pattberg aus Neckarelz.¹⁰ Dieser war – erst 27-jährig und als Nachfolger seines Vaters – dort erster Verwaltungs- und Justizbeamter des Amtes Mosbach. Als Napoleon im Reichsdeputationshauptschluss von 1803 u.a. auch die Kurpfalz auflöste, sollte er Hofgerichtsrat des neu entstandenen Fürstentums Leiningen werden. Als man die leiningischen Landesbehörden neu organisierte, wurde er schließlich auch noch zum ersten Rentamtmannt des Amtes Mosbach ernannt. In dieser Verwendung sollte er nach Steig und Reichwein bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1821 bleiben.¹¹ Richtig aber ist, dass dieses Gebiet bereits 1806 dem Großherzogtum Baden zugeschlagen wurde und dass Arnold Pattberg seine späteren Amtsjahre in badischen Diensten verbrachte. In den ersten Jahren allerdings, so Reichwein, überließ das Großherzogtum Baden den Leiningern vorerst noch bestimmte Rechte.¹²

Sieben Kinder sind aus der Ehe hervorgegangen, eines davon ist schon bald nach der Geburt gestorben.¹³ Die Familie wohnte 34 Jahre lang im heutigen Bildungshaus Bruder Klaus in der Nähe des Tempelhauses.¹⁴ Reinhold Steig beschreibt das Anwesen sehr stimmungsvoll und schließt daraus, dass Augustes Ehe glücklich war:

Das Amtshaus in Neckarelz war reizend gelegen und gewährte die Aussicht auf den Lauf des Stromes. Ein großer Garten umhegte es, in dem Auguste Pattberg nach ihrem Geschmacke die schönsten Anlagen einrichten ließ. Sie war eine Blumenfreundin, namentlich die Rosen liebte sie, ...¹⁵

Zum Thema Blumen verfasste sie später zahlreiche Gedichte.

Doch die Neckarelzer Idylle sollte nicht für immer währen. 1822, ein Jahr nach der Pensionierung Arnold Pattbergs, zog das Ehepaar zusammen mit der jüngsten Tochter nach Heidelberg. Die genauen Gründe bleiben unklar. Steig spricht beiläufig von Kontakten zu alten Freunden. Fritz Liebig meint, dass sie sich dort geistige Anregungen vielerlei Art erhofft habe.¹⁶ Es darf auch vermutet werden, dass man hier näheren Anschluss an höhere gesellschaftliche Kreise erwartet hatte, denen die Familie Pattberg ja eigentlich angehörte. Jedenfalls hat das Ehepaar in Heidelberg in der Hauptstraße 114 bei dem Apotheker Fischer gewohnt.¹⁷ Ob Auguste hier glücklich war, bezweifelt Steig, wenn er schreibt, dass sie in ihrem neuen Domizil oftmals die Sehnsucht nach der alten Heimat ergriffen haben soll.¹⁸ Liebig indessen weiß dazu Näheres und kann auch Quellen aus dem Fürstlich Leiningischen Archiv in Amorbach anführen: Demnach befanden sich die Pattbergs in ihrer Heidelberger Zeit in einer finanziell äußerst prekären Lage – besonders, nachdem Arnold Pattberg 1829 gestorben war, hat sich die Situation für Auguste Pattberg zugespitzt. Denn eine Hinterbliebenenversorgung gab es nicht. Sie konnte jedoch in ihrer schlimmen Lage beim Fürsten von Leiningen eine jährliche Unterstützung von 400 Gulden erbitten. Auch wurde ihr auf ihr Gesuch hin mehrmals je ein Klafter Brennholz aus dem Eberbacher Wald zugebilligt, das per Schiff nach Heidelberg transportiert wurde.¹⁹

Ihre Lage war also alles andere als rosig. Auguste Pattberg erlitt 1842 einen Schlaganfall, von dem sie sich offenbar nicht mehr richtig erholte. Sie wurde nun von ihrer jüngsten Tochter gepflegt. Steig sowie Heybach – der auf ihn rekurriert – vergessen nicht zu betonen, dass sie 1850 „sanft wie ein Kind“ und tief gläubig entschlafen sein soll.²⁰ Ob das wirklich so war, muss offen bleiben. Die Freunde, auf die Auguste in Heidelberg gehofft hatte, erwiesen sich jedenfalls nicht als besonders zuverlässig. Andererseits künden ihre Gedichte von einem tiefen christlichen Glauben. Die fromme Dichterin hat trotz aller finanziellen Sorgen und menschlichen Enttäuschungen noch eine beträchtliche Zeit nach dem Tod ihres Mannes gelebt und ist erst im hohen Alter von 81 Jahren gestorben. Ihr Grab befindet sich auf dem Heidelberger Bergfriedhof.²¹

3. Des Knaben Wunderhorn

Auguste Pattberg wird fast ausschließlich mit der Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ in Verbindung gebracht. Ihr Beitrag dazu als Sammlerin gilt als ihre besondere Leistung. Wie viele Volkslieder sie dazu beigesteuert hat, ist nicht ganz eindeutig. Manche sprechen von 16, einige



Abb. 2: Auguste Pattbergs Grab in Heidelberg (wikipedia: Foto Phaeton 1, 2010)

auch von 17 Liedern.²² Die drei Bände dieser Sammlung erschienen zwischen 1805 und 1808. Pattberg sandte ab 1806 Beiträge ein, die im zweiten und dritten Band von „Des Knaben Wunderhorn“ veröffentlicht worden sind.

Was war das eigentliche Motiv für diese Sammlung, die in Heidelberg entstanden ist? Die Deutschen litten damals unter der Fremdherrschaft Napoleons. Dieser befand sich zu dieser Zeit fast auf dem Zenit seiner Karriere und okkupierte halb Europa, darunter auch die von ihm geschaffenen deutschen Rheinbundstaaten. In dieser Zeit der Besatzung und Unterdrückung sollten sich die Deutschen nach Achim von Arnim und Clemens Brentano auf ihre kulturellen Wurzeln besinnen. Das Ursprüngliche, Unverfälschte und Reine und damit die Zeit des Mittelalters sollte im Volkslied wieder auferstehen und den Deutschen zu einem neuen Selbstbewusstsein im Kampf gegen Napoleon verhelfen. Herbert Levin drückte das so aus: Und so mancher sollte dadurch angeregt werden, „bewusster auf die Volksdichtung, auf Volkssitten und Gebräuche zu achten und sie aufzuzeichnen, um dabei zugleich zu einer Zeit, wo der Fortbestand des Vaterlandes in Frage gestellt war, das Bewusstsein eigener Volksart wiederzufinden.“²³

Die Sammlung von Volksliedern, aber auch von Sagen und Märchen, sollte also zu einer Wiedergeburt des deutschen Volkes und zu einer Entstehung deutschen Nationalgeistes führen.²⁴ Dass die Liedersammler Arnim und Brentano in der Tat Patrioten waren, beweist ein Brief des Letzteren vom Juli/August 1805. Brentano bezeichnet darin seinen Partner als „heiligen Patrioten“ und appelliert an ihn: „Dein teutscher Sinn könnte nicht göttlicher mächtiger wirken, als in der Erfindung eines geheimen Plans, in deinem Vaterland eine mächtige Nation zu bilden, die leben, siegen und sterben könnte. ... Das heiße, Frankreich den Krieg erklärt.“²⁵ Ähnlich patriotisch zeigte sich von Arnim, als er sich nach der verlorenen Schlacht von Jena und Auerstedt 1806 an die Verantwortlichen wandte, die preußische Armee dringend zu reformieren.²⁶ Dass vor allem Arnim mit der Liedersammlung nationalpolitische Ziele im Sinn hatte, wird auch von Forschern wie Armin Schlechter und Theodore Ziolkowski bestätigt.²⁷

Arnim und Brentano weilten zur Entstehungszeit der Liedersammlung längere Zeit – wenn auch mit mehreren Unterbrechungen – in Heidelberg. Über ihre wechselnden



Abb. 3: Achim von Arnim, Clemens Brentano: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, Heidelberg: Mohr & Zimmer, 1806–1808, Band 1, Sig. UB HD: G 9180 N Res (wikipedia: Foto H.-P. Haack)

Wohnorte in unserer viel besungenen Stadt kann man sich bei von Esenwein und Utz informieren.²⁸ Der letzte Teil des Wunderhorn-Projekts entstand in der Hauptstraße 151, wovon noch heute eine Gedenktafel kündet. Ursprünglich und vom einfachen Volk mündlich überliefert sollten die Beiträge sein, dem Volk sozusagen abgelauscht. Nichtsdestotrotz entstammten nicht wenige davon aus schriftlichen Quellen wie z.B. Liederbüchern und fliegenden Blättern.²⁹ Und Arnim und Brentano überlieferten das Althergebrachte nicht wortgetreu, sondern passten es zum Teil dem Geschmack der eigenen Zeit an. Besonders Arnim soll die Texte stark redigiert und zum Teil sogar umgearbeitet haben. So wurden laut Herbert Levin von ihm nicht nur rhythmische Unebenheiten geglättet, sondern auch ganze Strophen weggelassen, neue hinzugedichtet oder sogar verschiedene Texte miteinander verflochten.³⁰ Das gab den Gegnern der Heidelberger Romantik Stoff, das ganze Wunderhorn-Projekt in Bausch und Bogen zu verdammen und die Herausgeber der Fälschung zu verdächtigen.

Als der erste Band schon erschienen war, richtete Brentano sich in einem groß angelegten Zirkularbrief an weite Kreise: „Wir wünschen nämlich, recht viele brave deutsche Männer, die mit dem Landmann und den übrigen untern Volksklassen in näherer Berührung stehen, dahin zu bewegen, alle älteren Volkslieder, welche die Tradition im Gesange dieser Stände noch erhalten hat, schriftlich aufzufassen.“³¹ Ein Exemplar davon „flatterte“ eines Tages auch Auguste Pattberg ins Haus, wie es Gustav Heybach ganz salopp ausdrückt.³² Und obwohl sie kein Mann war, wandte sie sich dennoch kurz entschlossen mit folgendem Brief an Brentano: „Ihre Aufforderung an die Freunde der alten Vaterländischen Volksgesänge kam mir vor kurzem zu Gesichte. Ich würde mich freuen, wenn Sie unter denen, die ich Ihnen hier beischließe, wenigstens einige für Ihr Unternehmen brauchbar fänden, und mit Vergnügen würde ich es mir zum Geschäft machen, Ihnen noch mehrere zu verschaffen.“³³ Pattberg fing also sofort an, Lieder für das Wunderhorn-Projekt zuzusenden.³⁴ Insgesamt wurden 16, vielleicht auch 17 Lieder von ihr in die Sammlung aufgenommen.

Welche davon sind berühmt geworden bzw. sind uns heute noch ein Begriff? Am bekanntesten dürfte wohl Folgendes sein: „Bald gras ich am Neckar, / Bald gras ich am Rhein, / Bald hab ich ein Schätzel, / Bald bin ich allein.“³⁵ Ursprünglich lautete das Lied vermutlich: „Bald gras ich am Acker, / Bald gras ich am Rain.“ Vielleicht wurde Auguste Pattberg durch die Handlung mit dem Ringlein im Wasser zu dieser Änderung ange-regt. Ob sie wissentlich etwas an diesem Volksgut verändert hat oder ob sie sich ver-hört hat – lässt sich nicht sagen.³⁶ Beim Redigieren wiederum soll Arnim so manche kleine Änderung vorgenommen und das Lied geglättet haben.³⁷ In dieser Form liegt es uns heute vor.

Populär in unserer Gegend war auch das Lied: „Es steht ein Baum im Odenwald, / Der hat viel grüne Äst, / Da bin ich schon viel tausend mal / Bei meinem Schatz gewest“.³⁸ Es wurde sozusagen die „Nationalhymne“ des kleinen Odenwaldes. Wie Willibald Reichwein schrieb, haben sich noch vor knapp 60 Jahren fünf Orte darum gestritten, in welcher Gemeinde dieser Baum gestanden haben soll. Am Ende – so Reichwein – hatte keiner recht, denn derselbe erscheint in der vorletzten Strophe des Liedes expressis verbis als abgehauen.³⁹

Heute sind manche Forscher wie z.B. Armin Schlechter der Ansicht, dass es sich beim „Baum im Odenwald“ gar nicht um ein von Pattberg treu überliefertes Volkslied handelt, sondern um ein eigenes Gedicht im Volksliedton.⁴⁰ Überhaupt soll sie des öfteren Kunstlieder nach volkstümlichen Motiven geschaffen haben.⁴¹ Damit hätte sie also dem Wunderhorn-Projekt eigene Gedichte untergeschoben und so das romantische Wollen Arnims und Brentanos konterkariert. Das ist ein schwerer Vorwurf. Dieselbe Kritik übten zur Zeit der Wunderhorn-Entstehung auch die Gegner der Heidelberger Romantik, allen voran Johann Heinrich Voß (1751–1826). Sie meinten dabei aber nicht nur die Pattbergischen Lieder, sondern zahlreiche Beiträge anderer Sammler in diesem Werk.

Ob Auguste Pattberg nun gegen das Postulat der Wunderhorn-Herausgeber verstoßen hat, lässt sich vielleicht sehr gut an ihren eigenen Gedichten ersehen. Diese weisen eine ganz andere Sprachmelodie, auch ein ganz anderes Versmaß und einen anderen Rhythmus auf. Die Leichtigkeit des Volkstons fehlt ihrer eigenen, etwas schwerfälligen Lyrik völlig. Daher muss es sich meiner Ansicht nach bei dem Gedicht „Baum im Odenwald“ um ursprüngliches Volksgut handeln. Man wird Oeftering und Goedeke Recht geben, wenn sie schreiben, dass Pattberg dieses Lied höchstwahrscheinlich vom Volk abgelauscht und danach nur gerundet und geglättet hat. Sie hat es aber nicht selbst gedichtet.⁴²

Dass Auguste Pattberg hingegen als Sammlerin von Volksgut bei Arnim und Brentano in hohem Ansehen stand, bezeugt deren schon erwähnter Briefverkehr.⁴³ Auch ließ ihr Brentano als kleinen Dank eine von seiner verstorbenen Frau Sophie besorgte deutsche Übersetzung der Boccaccio-Novelle Fiametta zukommen.⁴⁴

Schließlich sei auch erwähnt, dass Auguste Pattberg zeitgleich noch an einer anderen Sammlung mitwirkte und hierzu Prosa-Beiträge beisteuerte: nämlich an der ebenfalls 1806 – 1808 erscheinenden „Wochenschrift für die Badischen Lande“, die der Heidelberger Ästhetik-Professor Aloys Schreiber (1761–1814) herausgegeben hat.⁴⁵ An diese Zeitschrift lieferte sie von ihr aufgeschriebene Sagen aus dem Neckartal und dem kleinen Odenwald. Es sind Volkssagen über die Minneburg und die Burg Stolzeneck sowie Texte über Odenwälder Sitten und Bräuche. Sie sind bei Reinhold Steig im Anhang nachzulesen.⁴⁶

4. Das strittige Lenoren-Gedicht

Auguste Pattbergs Beitrag zur Wunderhorn-Sammlung war im Wesentlichen authentische Überlieferung des Volksmundes. Wenn auch die Kritiker der Romantik wie Johann Heinrich Voß das generell in Bezug auf alle Sammler anders gesehen haben – sie sprachen in vielen Fällen von frei erdichteten Kunstliedern im nachgeahmten Volksliedton. Voß sprach sehr despektierlich sogar von „mutwilligen Fälschungen“ und „untergeschobenem Machwerk“.⁴⁷ Für die allermeisten Liedbeiträge Pattbergs darf aber das Gegenteil als erwiesen gelten. Es handelt sich tatsächlich um, wenn auch bearbeitetes, Volksgut.

Ein Gedicht, das Auguste Pattberg ebenfalls beigesteuert hat, stand indessen schon 1808 ganz besonders im Kreuzfeuer der Kritik, das Gedicht „Lenore“.⁴⁸ Es beginnt wie

folgt: „Es stehn die Stern am Himmel, / Es scheint der Mond so hell, / Die Todten reiten schnell.“ Was hat es damit auf sich?

Der heute nur noch wegen seiner Münchhausen-Erzählungen bekannte, früher aber hoch berühmte Dichter Gottfried August Bürger hatte im Jahr 1773 eine Ballade geschrieben, die den selben Titel trägt und auch von der Handlung her größtenteils identisch ist. Dieses Gedicht gilt in der Literaturwissenschaft als äußerst volkstümlich gehaltener Prototyp der deutschen Balladenkunst. Es zählt zu Bürgers größten Leistungen.⁴⁹

Die berühmte Ballade beginnt so: „Lenore fuhr ums Morgenroth / Empor aus schweren Träumen: / Bist untreu, Wilhelm, oder todt? / Wie lange willst du säumen?“ Der Kehrvers des später folgenden Geisterritts lautet ganz ähnlich wie in Pattbergs gleichnamigem Gedicht: „Der Mond scheint hell! Hurrah! Die Todten reiten schnell!“⁵⁰ Die höchst dramatische Handlung ist schnell erzählt.

Lenore ist betrübt, dass ihr geliebter Wilhelm nicht aus dem Krieg zurück gekommen ist. Wahrscheinlich ist er tot. Sie beginnt Gott zu verfluchen. Des Nachts klopft Wilhelm an ihre Tür, der verspricht, er wolle sie in seine neue Heimat mitnehmen. Sie willigt ein und jagt mit ihm in wildem Ritt durch die Landschaft. Als er sie mehrmals fragt, ob ihr nicht grause, wird ihr allmählich bewusst, dass ihr Wilhelm ein Totengeist ist. Doch es ist zu spät: Er nimmt sie mit sich ins Grab.

Bis heute ist nicht vollständig geklärt, woher die Anregung zu dieser Meisterballade kam. Wahrscheinlich handelt es sich um ein volkstümliches Spinnstubenlied, von dem Bürgers Hausmagd – laut Sekundärliteratur brachte sie ihn auf die Idee – nur noch die Verse wusste: „Graut Liebchen auch?“ sowie „Der Mond, der scheint so helle, / Die Todten reiten schnelle.“⁵¹ Erich Schmidt meint, dass Bürger ein mit plattdeutschen Versen untermischtes Märchen gehört habe.⁵² Dieses Lied oder Märchen jedenfalls gehört zu uraltem Volksgut, das überall im germanischen und gesamteuropäischen Raum verbreitet war.⁵³

Zusätzlich hat man auch eine Bekanntschaft Bürgers mit englischen Quellen festgestellt: So lassen sich in der „Lenore“ Spuren von „Sweet William’s Ghost“ aus der damals sehr bekannten Percy’schen Balladensammlung nachweisen.⁵⁴

Kommen wir wieder zurück zu Pattbergs Lenoreballade. Als Antwort auf die damals aktuelle Entstehungsdiskussion der Bürgerschen Lenore schrieb Clemens Brentano 1807 im zweiten Teil des Wunderhorns als Kommentar zur darin enthaltenen Pattbergschen Version: „Bürger hörte dieses Lied nachts in einem Nebenzimmer.“⁵⁵ Arnim und Brentano waren also der Ansicht, dass es sich hier um die volkstümliche Originalquelle der Lenore handelte, auf die der inzwischen verstorbene Bürger 1773 zurückgegriffen hätte. Man verdächtigte den berühmten Dichter demnach eines Plagiats.

Das wiederum führte zum Protest der Romantik-Gegner, allen voran Johann Heinrich Voß. Dessen Sohn schrieb 1808 in einem Brief an Johann Wolfgang von Goethe, Brentano habe sich sozusagen übertölpeln lassen und habe Gedichte, die ein Hiesiger selbst fabrizierte, als alte Volksdichtung verkauft: „Auch ist darunter das angebliche Original von Bürgers Lenore, das aber von einer Frau von Pattberg in Neckargemünd eigenhändig ist gemacht worden.“⁵⁶ Nicht genug, dass man Neckarelz mit Neckargemünd verwechselte – man warf Auguste Pattberg außerdem noch vor, dass sie ihr

Gedicht Bürger „nachgebildet“, also von ihm abgeschrieben habe.⁵⁷ Nach Voß Senior kann es sich bei der Pattberg-Ballade keineswegs um die Urschrift von Bürgers Lenore handeln: denn das Lied im Wunderhorn hielt er für modern, wohingegen Bürger auf ein altes Spinnstubenlied zurückgegriffen habe.⁵⁸ Der länger andauernde Streit um die richtige „Lenore“ konnte damals allerdings nicht entschieden werden.

Was sagt die Bürger-Forschung zu diesem Thema? Zunächst sei gesagt, dass sich nur die ältere Fachliteratur damit genauer beschäftigt hat, und dass in der heutigen Forschung andere Fragestellungen und Aspekte im Vordergrund stehen. Antworten finden wir bei Wackernagel, Thimm, Schmidt und Wurzbach. Wackernagel stört sich an dem unterschiedlichen Schluss – denn in der Pattbergschen Version reitet Lenore nicht mit – und hält es schon deshalb nicht für das ursprüngliche Gedicht.⁵⁹ Auch Thimm stößt sich an dem unterschiedlichen Schluss, räumt aber ein, es gebe in manchen Regionen auch solche Varianten.⁶⁰

Schmidt und Wurzbach schließlich halten dieses Gedicht für die künstliche Bearbeitung einer anderen, in südlichen und östlichen Gegenden Deutschlands verbreiteten Volksballade. Sie halten es also nicht für die ursprüngliche Fassung, auf die Bürger zurückgegriffen haben soll. Wurzbach wirft Pattberg vor, dass sie von der Bürgerschen Ballade stark beeinflusst worden sein soll.⁶¹

Dass es sich bei der Pattbergschen Lenoren-Variante nicht um das zugrunde liegende Original für Bürgers berühmte Ballade handeln kann, dürfte mittlerweile klar geworden sein. Das zeigt sich nicht zuletzt an dem unterschiedlichen Schluss. Anders gefragt: Hat Auguste Pattberg vielleicht das Gedicht, das sie von Bürger abgeschrieben hat, nur mit einem anderen Schluss versehen? Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Es handelt sich bei ihrer Version wohl tatsächlich um eine in manchen Gegenden Deutschlands kursierende Variante des gleichen Stoffes.⁶²

Und warum soll diese Variante der Lenore nicht im Odenwald verbreitet gewesen sein? Es wird wohl so gewesen sein, wie es bei Goedeke und Oeftering steht: dass sie nämlich das vom Volk erlauschte Lied glättete bzw. dieses hörte, aus dem Gedächtnis niederschrieb und dabei ergänzte und rundete.⁶³

Außerdem findet sich sonst nirgends in ihren eigenen Gedichten der Balladenton der Lenore wieder. Die Verse der Lenore sind dreihebzig und die Strophen dreizeilig, die Verse ihrer eigenen Gedichte hingegen in der Regel vierhebzig und die Strophen vierzeilig. Letztere haben auch eine ganz andere Sprachmelodie und vermitteln eine andere Atmosphäre. Wie Oeftering richtig feststellt, besteht ein deutlicher Unterschied zwischen ihren eigenen Produktionen und dem vom Volk Gehörten. Ob man Auguste Pattberg den echten Balladen- und Volksliedton überhaupt zutrauen kann,⁶⁴ wollen wir an anderer Stelle betrachten. Jedenfalls scheint es sich bei ihrer Lenore mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit um ein abgelaushtes und echtes Volkslied zu handeln.

5. Auguste Pattberg als eigenständige Dichterin

Auguste Pattberg hat selbst zahlreiche Gedichte verfasst, deren Charakter ein ganz anderer ist als derjenige der Volkslieder. Der Unterschied fällt dem Leser gleich ins Auge. Wir stellen uns bei folgender Betrachtung die Frage: Ist ihre eigenständige Lyrik

nur „eine in bisweilen schwachen Reimen vorgetragene Gemütsbewegung“, wie Fritz Liebig behauptet⁶⁵ oder ist sie, wie Leena Ruuskanen meint, heute zu Unrecht vergessen?⁶⁶

Pattbergs Lyrik ist in drei von 1815 bis 1820 veröffentlichten Gedichtbänden sowie über zahlreiche Zeitschriften verstreut zu finden. Manche dieser Zeitschriften sind heute nicht mehr zugänglich, auch der zweite und dritte Gedichtband sind nicht mehr greifbar.⁶⁷ Vielleicht befinden sich von letzteren einige Exemplare in Privatbesitz?

Von der Gesamtzahl aller jemals veröffentlichten Pattberg-Gedichte, die um die 80 bis 100 Titel liegen dürfte, konnte ich für meine Zwecke allerdings nur rund 40 Werke ausfindig machen. Diese finden sich in dem 1815 von ihr herausgegebenen Gedichtband „Altarstücke für den Tempel der Wohlthätigkeit“ sowie in den bei August von Schindel genannten Zeitschriften. Dies stellt zwar nur einen Teil der Pattbergschen Lyrik dar, kann aber von der Anzahl und von der Thematik her dennoch als repräsentativ gelten.

Die mir vorliegenden Werke sprechen die unterschiedlichsten Themen an: Zum Teil sind es harmlos-altbackene Jägerliedchen, zum Teil humoristische, aber auch melancholische und politisch-weltanschauliche Gedichte. Im Folgenden werde ich die von 1803 bis 1827 entstandenen Produkte nach Themenkomplexen geordnet analysieren und interpretieren.

Zuerst soll ein Gedicht, das von ihr mit „Volks-Lied“ betitelt wurde, aber alles andere als wirklich volkstümlich ist, besprochen werden. Es beginnt mit den Zeilen: „O vielgeliebte Tochter! Den Jäger laß du zieh'n, / Liebst du ihn gleich von Herzen, er wird dir doch entflieh'n.“⁶⁸ Das in sechshebigen Jamben gedichtete Werk entspricht so ganz und gar nicht dem echten Volksliedton und besteht noch dazu aus gedrechselten und verschachtelten Dialogen zwischen Mutter und Tochter. Das Gedicht handelt von der Liebe der Tochter zu einem Jäger, die den Widerspruch der Mutter erregt. Es fehlt diesem Jägerliedchen die Leichtigkeit, Naivität und Singbarkeit eines wirklichen Volksliedes. Man vergegenwärtige sich als Kontrast dazu nur die hochmusikalischen sowie leicht und natürlich dahin fließenden Gedichte des Romantikers Joseph von Eichendorff.⁶⁹ Mit Oeftering und Goecke lässt sich deshalb sagen: Pattberg beherrscht in ihrer eigenständigen Lyrik den Volksliedton nicht.⁷⁰ Das bedeutet aber auch, dass ihre Wunderhorn-Lieder im Gegensatz zu den Eigenproduktionen wirklich abgelassenes Volksgut sind.

Auguste Pattberg hat keine Wunderhorn-Lieder in ihre eigenen Gedichtbände

Abb. 4: Scherenschnitt, der die Dichterin in höherem Alter zeigt (angefertigt von Bernhard Hoffmann, dem APG Mosbach geschenkt und uns freundlicherweise überlassen von Helmut Fritz-Guischard, Elztal-Dallau)



aufgenommen und auch nicht in den entsprechenden Zeitschriften veröffentlicht. Gesah dies, weil sie sich nicht als wirkliche Verfasserin dieser Wunderhorn-Lieder betrachtete, sondern vielmehr nur als Sprachrohr des Volksmundes?⁷¹ Das ist möglich. Genauso gut möglich ist es aber auch, dass sie sich mit ihren Gedichtbänden von ihrer bloßen Sammeltätigkeit abgrenzen wollte und bestrebt war, hier als „ernst zu nehmende“ Dichterin aufzutreten. In der Tat war sie sehr ehrgeizig. Das beweisen mehrere ihrer lyrischen Werke.

Ihre harmlos-altbackenen und dennoch pathetisch vorgetragenen Jägerliedchen aus dem Jahrbuch „Sylvan“ der späten 1810er und der 1820er Jahre künden allerdings nicht von einer großen Dichterin. Als weitere Beispiele hierfür seien „Das Lob der grünen Farbe“ und „Die wilde Jagd“ genannt.⁷²

Auch ihre zwei humoristischen Gedichte sind wenig originell, die Komik ist sehr gewollt und konstruiert. Zum einen handelt es sich um den Schwank „Der Kürbis“, in welchem diese Frucht von den verwirrten Dorfbewohnern für ein Ei gehalten wird, das von Bileams Esel gelegt worden ist.⁷³ Zum anderen um „Die Eulenburg“, wo es um die Befreiung von zahlreichen schönen Jungfrauen geht, die von einem bösen Jäger in Eulen verwandelt worden sind.⁷⁴

Tiefsinniger dagegen sind ihre melancholisch-elegischen Gedichte aus der Zeit von 1803 bis etwa 1811. Sie sind sehr pessimistisch geschrieben und künden von Welt-schmerz und Todessehnsucht. Als exemplarisch für diesen Typus kann das Werk „Der Traum“ von 1806 gelten. Auguste Pattberg spricht darin von „Wunden, die schwarze Arglist schlug“ und ist über diese Falschheit sehr betrübt. Das Gedicht soll im Folgenden auszugsweise zitiert werden:

Dort unter jenem Baume / Schliefe ich am Abend ein, / Da sah mein Geist im Traume, / Bei hellem Mondenschein, / Ein schwebendes Gebilde; / Es rief mir lächelnd zu: / Vom ewigen Gefilde / Bring ich dir Trost und Ruh; // Ich bieth aus Lethens Quelle / Den Göttertrank dir dar, / Sieh! klar ist er und helle, / Wie einst dein Innres war; / Er heilt den tiefsten Kummer, / Der dir am Herzen nagt, / Bis einst nach jenem Schlummer / Ein bessres Dasein tagt.⁷⁵

Die Situation der Pattberg scheint zu dieser Zeit recht kummervoll und betrübt gewesen zu sein. Ein im Traum erscheinender Geist bietet ihr den Trank des Vergessens und somit Trost und Ruhe dar. Der Lethefluss bildet in der griechischen Mythologie die Grenze zwischen Diesseits und Jenseits. In diesem gedanklichen Vorgriff auf die ewigen Gefilde kündigt das Jenseits von einem grundsätzlich besseren Dasein. Es zeigt sich hier tatsächlich eine gewisse Todessehnsucht: das Leben im Jenseits gilt ihr als die Negation von Leid und Kummer schlechthin. Es manifestiert sich darin auch der bekannte Dreischritt vom einstmaligen Paradies eines früheren Lebens voll Freude, das durch den Verlust desselben abgelöst wird und in der Hoffnung auf die Wiedergewinnung des alten Paradieszustandes in der Ewigkeit verharrt. Dieser Dreischritt ist für die elegischen Gedichte der Romantik geradezu typisch.⁷⁶ Weiter ist anzumerken: Die starke Jenseitshoffnung von Auguste Pattberg kündigt auch von ihrem trotz aller Enttäuschung unerschütterlichen christlichen Glauben. Eine starke Bindung an den Katholizismus findet sich übrigens auch bei den Romantikern Brentano und Eichendorff.⁷⁷

Solch melancholische Weltschmerz-Gedichte stellen die größte Gruppe innerhalb der genannten Themenkomplexe in Auguste Pattbergs Werk dar. Namentlich genannt seien hier nur „Der Winter“, „Die Abgeschiedenheit“, „Die Philosophie des Lebens“, „Am Grabe meiner Mutter“, „Tröst für alle Leiden“, „An die Einsamkeit“, „Empfindungen im Herbst“ und „Der Harfner“. ⁷⁸ Titel und Motiv des letztgenannten Werkes sind offensichtlich von Johann Wolfgang Goethes „Gesänge des Harfners“ aus dem Wilhelm Meister beeinflusst. ⁷⁹

Eine Metapher für die Vergänglichkeit alles irdischen Glücks sowie der Schönheit stellen bei Pattberg auch die Blumen dar. ⁸⁰ Wie wir wissen, befand sich bei ihrem Haus in Neckarelz ein großer Blumengarten, den sie hegte und pflegte und über alles liebte. Im Gedicht „Der Garten des Lebens“ heißt es :

Im Sommer da duftet und grünet die Au', / Da blühen die Veilchen der Liebe so blau; / Doch naht sich der Herbstwind mit eilendem Schritt, / Dann nimmt er die Schönheit der Lieblichen mit. // Es schwindet die Farbe; das Blaue wird weiß; / So reift einst die glühende Liebe zu Eis; / Die Wange, die heute der Rose noch gleicht, / Wird morgen vom Hauch der Zernichtung gebleicht. ⁸¹

Das klingt schwermütig und trübsinnig. Dieser Weltschmerz, den wir in ihren Gedichten finden, ist aber nicht nur dem Geist der romantischen Epoche schlechthin verpflichtet, die in ihren literarischen Produktionen bekanntlich eine Schwäche für melancholische Empfindungen hatte, ⁸² sondern scheint vielmehr aus persönlichen Lebenserfahrungen zu resultieren. Dass ihr seelischer Schmerz zugefügt worden ist, lassen viele andere Stellen in ihrem Werk vermuten. So heißt es etwa in einer „Romanze“, wo ein Mann seine geliebte Frau verstößt und diese am Ende tot ist: „Weint, die ihr hier vorübergeht / Und lernet treuer lieben.“ ⁸³ Und in ihrem geradezu emanzipatorisch anmutenden Gedicht „Die Weiber Treue“, wo es um die tapferen Frauen von Weinsberg geht, liest man: „Denn viele Männer wissen nicht / Sich Treue zu erhalten, / Sie machen Liebe uns zur Pflicht / Indes sie selbst erkalten.“ ⁸⁴

War also die Liebe ihres Ehemannes mit der Zeit erkalte? Gab es eine Ehekrise? Hatte sie vielleicht ein emotionales Verhältnis zu einem Freund des Hauses? Und wurde sie von Letzterem vielleicht hintergangen und bitter enttäuscht? Das lässt sich angesichts fehlenden Archivmaterials allerdings nicht aufklären. Hätten wir Briefe von Auguste Pattberg aus dieser Zeit, so könnten wir darauf präziser antworten.

Ein weiterer Themenkomplex sind ihre politisch-weltanschaulichen Gedichte. Sie finden sich in dem Gedichtband „Altarstücke für den Tempel der Wohlthätigkeit“ aus dem Jahr 1815 und sind in einem sehr pathetischen Ton gehalten. Wie Goedeke und Reichwein schreiben, scheint sie hierbei auf den Pfaden Friedrich Schillers und Theodor Körners zu wandeln. ⁸⁵ Sie übernimmt von Theodor Körner, vielleicht auch von Ernst Moritz Arndt und Heinrich von Kleist vaterländisch-heroische Themen und verarbeitet diese in einem kosmopolitischen Sinn. ⁸⁶ So etwa in den Gedichten „Germania“, „Das Lied vom Rhein“ und „Empfindungen bei dem Gedichte ‚Was uns bleibt‘ von Theodor Körner“. ⁸⁷ Auguste Pattberg nämlich fühlte sich auch zur Zeit der heroisierten Befreiungskriege gegen Napoleon nicht als Nationalistin, sondern als ausgesprochene Welt-

bürgerin. In „Das Lied vom Rhein“ liest man beispielsweise vom Willkommensein auch der Franzosen und Briten und der Duldung aller Religionen.⁸⁸

In dem Gedicht „Die Freiheit“ assoziiert sie dieselbe mit dem Guten, mit der Wahrheit und dem Frieden. Sie scheint dabei nicht nur vom Freiheitsgeist Friedrich Schillers, sondern auch von der dialektischen Geschichtsphilosophie Georg Wilhelm Friedrich Hegels beeinflusst zu sein. Der Einfluss Hegelschen Denkens lässt sich an diesen Versen ablesen: „Diese Freiheit, die den Geist gefunden, / Der die Widersprüche klug vereint, / Der, obgleich er manchem Blick entschwunden, / Neu belebt in höherm Licht erscheint“.⁸⁹ Kannte sie den Philosophen aus eigener Lektüre oder hat sie nur im Gespräch von ihm erfahren? Wir können das aus Mangel an Archivmaterial nicht definitiv sagen. Es waren Gedanken, die in höheren Kreisen jedoch durchaus üblich waren.

Auffallend ist, dass sich Pattberg trotz allen Freiheitsdenkens andererseits als treue Anhängerin zu den deutschen Fürstenhäusern bekennt.⁹⁰ Das scheint sich auf den ersten Blick zu widersprechen. Wahrscheinlich schwebte ihr so etwas wie eine konstitutionelle Monarchie als Idealzustand vor.

Wir wollen uns noch kurz mit einem Werk beschäftigen, das den großen Ehrgeiz der Pattberg als Poetin bestätigt: Es nennt sich „Des Dichters Geist“. Hier sollen die Strophen 1 bis 4 zitiert werden:

Nicht der kleine Raum, wo ihm das Leben / Einst der Hauch der ew'gen Liebe gab, / Ward zum Vaterlande ihm gegeben, / Denn die Welt umkreist sein Wanderstab. // Wo er Edles, wo er Gutes findet, / Ist für Ewigkeit sein Vaterland, / Und das Reich des innern Friedens gründet / Er nur dort, wo er das Beste fand. // Alles will sein reger Geist umfassen, / Was da lebt und Herz dem Herzen gibt; / Nur das Laster will und kann er hassen, / Nicht den Schwachen, der sich ihm ergibt. // Nur dem Guten weiht er seine Lieder, / Hängt dem Bösen keinen Schleier um, / Wirft sich nicht vor Götzenbildern nieder; / Seine Brust ist sein Elysium.⁹¹

In diesem künstlerischen Credo schätzt die Dichterin Pattberg sich und ihre Geisteshaltung sehr hoch ein. Das Gedicht ist sehr ambitioniert. Ihre Ideale sind Friede, Freiheit, Weltbürgertum und vor allem Liebe und das Gute schlechthin. Dem Bösen sagt sie stolz den Kampf an. Auguste Pattberg steht hier stark unter dem Einfluss des Moralismus und des Freiheitsdenkens von Friedrich Schiller. Davon kündet nicht nur der Inhalt des Werks, sondern auch das Wort Elysium.⁹² Dass sie ihren Schiller tatsächlich gut kannte, bezeugt eine Fußnote in dem Gedicht „Germania“ sowie ein fast wörtlich entnommenes Zitat aus einem vorläufigen Entwurf, den der allzu früh verstorbene Dichterkönig mit „Von deutscher Größe“ betitelt hat.⁹³

6. Sie war vor allem Sammlerin

Im lyrischen Werk Auguste Pattbergs sind vielerlei literarische Einflüsse feststellbar: Zum einen wurde sie von den Klassikern Schiller und Goethe, womöglich auch von Kleist und dem Romantiker Arndt, zum anderen von den Romantikern Körner und in geringerem Maß auch von Novalis inspiriert.⁹⁴ Trotzdem kann Pattberg nur zum Teil als Epigone bezeichnet werden. Denn vor allem ihre melancholischen Gedichte haben auch eine eigene Aussage – wenn auch die Motive und Inhalte nicht grundsätzlich neu sind.

Pattbergs eindeutige Schwäche liegt aber im Formalen: Ihre Verse sind meist schwach und blass gereimt. Da hat Fritz Liebig durchaus Recht. Die Reimbildungen sind sehr oft trivial und abgegriffen: – „Weibchen / Täubchen, Herz / Schmerz, Thal / Strahl“.⁹⁵ Markante Wortbildungen oder gar Neologismen sind ganz selten. Die Metaphern sind wenig originell, mit einer Ausnahme: „Und es stürzt ein alter Dom zusammen, / Der die Menge nicht mehr fassen kann“.⁹⁶ Lautmalerische Elemente finden sich kaum. Der Rhythmus ist stets schwerfällig, einschläfernd und monoton. Die Gedichte enden in der Regel genau so unspektakulär und wenig expressiv wie die vorhergehenden Strophen. Ein wirklich ausdrucksvolles und prägnantes *bon mot* findet man kaum. Pattbergs rhetorische Mittel sind im Ganzen gesehen sehr begrenzt.

So kann man abschließend sagen: Als eigenständiger Dichterin ist Auguste Pattberg kein großer Wurf gelungen. Sie kann in dieser Hinsicht zu Recht als vergessen gelten. Ihre eigentliche Bedeutung hat sie nach wie vor als Sammlerin von Volksliedern für das Wunderhorn-Projekt. Ihr großes Verdienst ist es, dass sie mit dieser Tätigkeit wertvolles Volksgut vor dem Vergessen bewahrt hat. Und das sollte in der Tat nicht vergessen werden – gerade heute, wo die jüngere Generation kaum noch Volkslieder kennt. Zumindest im Odenwald und in Heidelberg sollte die Erinnerung an sie wach gehalten werden.

Anmerkungen

- 1 Willibald Reichwein: Der Baum im Odenwald, Glockenklänge aus der Heimat, 4. Jg., Nr. 1, 2. August 1953 (Stadtarchiv Eberbach, Abtlg. 26, ZSG Gloc).
- 2 Reinhold Steig: Frau Auguste Pattberg, Neue Heidelberger Jahrbücher, Jg. VI, 1896, S. 62–122; Steig konnte bei seinen Recherchen auf handschriftliche Aufzeichnungen von Frau Pattberg zurückgreifen, die er von der Enkelin Pattbergs und von Archiven in Neunkirchen, Neckarelz, dem leiningsischen Amorbach sowie aus Heidelberg und Karlsruhe erhalten hatte. Leider sind diese handschriftlichen Aufzeichnungen heute nicht mehr auffindbar. Ein Nachlass existiert nicht. Es gibt nur wenig in einzelnen Archiven verstreutes Material, auf das ich hier aber verzichtet habe. Der Aufsatz von Reinhold Steig ist auch per Internet zugänglich: http://www.google.de/auguste_pattberg/reinholdsteig – wikisource.
- 3 Zu ihrer Lebensgeschichte allgemein siehe Reinhold Steig (wie Anm. 2), S. 63–66; Willibald Reichwein (wie Anm. 1), ebd.; Gustav Heybach: Auguste Pattberg, Der Katzenbuckel, Heimatblätter für das Neckartal, den Winterhauch und den kleinen Odenwald, Nr. 9, Juni 1927 (Stadtarchiv Eberbach, Abtlg. 26, H7 Katz); August von Schindel: Auguste Pattberg geb. v. Kettner, in Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts, Bd. 2, Leipzig 1825, S. 81–83 (auch im Internet unter www.google.de. Auguste Pattberg (Schindel)); weiteres biograph. Material im Internet unter http://de.wikipedia-org./wiki/Auguste_Pattberg; und http://www.apg-mosbach.de/Auguste_Pattberg.htm.
- 4 Steig (wie Anm. 2), S. 63; Schindel (wie Anm. 3), ebd.
- 5 Liebig führt mit Recht an, dass Augustes Vater erst 1792 geadelt wurde (Fritz Liebig: Neckarelz/Diedesheim. Zwei Dörfer an dem Schicksalsweg unseres Volkes, Neckarelz/Diedesheim 1972, S. 94 u. 96). Somit war die Familie zur Zeit von Augustes Kindheit und Jugend noch nicht adelig. Dennoch erscheint die spätere Dichterin in fast allen Quellen als geb. von Kettner.
- 6 Steig (wie Anm. 2), S. 63; Reichwein (wie Anm. 1), ebd.
- 7 Heybach (wie Anm. 3), ebd.
- 8 www.google.de. Schulpflicht.
- 9 Steig (wie Anm. 2), S. 63f.
- 10 Ebd., S. 64f.
- 11 Ebd., S. 65f.; Reichwein (wie Anm. 1) ebd.

- 12 Georg Richter (Bearb.): Land der Burgen und Wälder. Mosbach und die kleine Pfalz, Karlsruhe 1960, S. 95.
- 13 Steig (wie Anm. 2), S. 66; nach Schindel (wie Anm. 3) soll es sich bei den verbleibenden sechs Kindern um vier Söhne und zwei Töchter gehandelt haben.
- 14 Vgl. die beiden Wikipedia-Artikel (wie Anm. 3); siehe auch Richter (wie Anm. 12), S. 95.
- 15 Steig (wie Anm. 2), S. 65.
- 16 Ebd., S. 66; Liebig (wie Anm. 5), S. 98.
- 17 Leena Ruuskanen: Der Heidelberger Bergfriedhof im Wandel der Zeit, Heidelberg 2008, S. 102 f.
- 18 Steig (wie Anm. 2), S. 66.
- 19 Liebig (wie Anm. 5), S. 98f.
- 20 Steig (wie Anm. 2), S. 66; Heybach (wie Anm. 3), ebd.
- 21 Ruuskanen (wie Anm. 17), ebd.; vgl. auch die beiden Wikipedia-Artikel (wie Anm. 3).
- 22 Die beiden schon genannten Wikipedia-Artikel (wie Anm. 3) sprechen von 17 Liedern, so auch Liebig (wie Anm. 5), S. 97; Goedeke dagegen berichtet nur von 16 Liedern (Karl Goedeke: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. 13, Dresden ¹⁹³⁸, S. 35–37).
- 23 Herbert Levin: Die Heidelberger Romantik, München 1922, S. 43.
- 24 Ebd., S. 40.
- 25 Hartwig Schultz (Hg.): Achim von Arnim und Clemens Brentano. Freundschaftsbriefe I, 1801 bis 1806, Frankfurt a. M. 1998, S. 292f.
- 26 Roswitha Burwick (Hg.): Achim von Arnim. Werke in sechs Bänden, Frankfurt a. M. 1992, Bd. 6, S. 191–195.
- 27 Armin Schlechter: Die Romantik in Heidelberg, Heidelberg 2007, S. 55; Theodore Ziolkowski: Heidelberger Romantik, Heidelberg 2009, S. 53.
- 28 Jürgen von Esenwein, Michael Utz: Folg' ich meinem Genius. Gedenktafeln berühmter Männer und Frauen in Heidelberg, Heidelberg 1998, S. 33–40.
- 29 Ziolkowski (wie Anm. 27), S. 87.
- 30 Levin (wie Anm. 23), S. 41.
- 31 Jürgen Behrens u.a. (Hg.): Frankfurter Brentano-Ausgabe, Stuttgart 1977, Bd. 8, S. 350; vgl. Schlechter (wie Anm. 27), S. 70.
- 32 Heybach (wie Anm. 3), ebd.
- 33 Steig (wie Anm. 2), S. 68.
- 34 Vgl. Levin (wie Anm. 23), S. 43.
- 35 Das vollständige Lied siehe Steig (wie Anm. 2), S. 108; Heinz Rölleke (Hg.): Des Knaben Wunderhorn, Teil II, Stuttgart 1976, in Frankfurter Brentano-Ausgabe, Bd. 7, S. 16f.
- 36 W. E. Oefftering: Bald gras ich am Neckar..., Die Pyramide. Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt, 18. Jg., Nr. 5, 3. Febr. 1929, S. 20; derselbe Artikel auch in Die Brücke. Monatsschrift zum Heidelberger Tageblatt, 9. Jg., Nr. 6, Oktober/November 1928.
- 37 Steig (wie Anm. 2), S. 84f.
- 38 Ebd., S. 108; Des Knaben Wunderhorn, Teil III, Stuttgart 1977, in Frankfurter Brentano-Ausgabe (wie Anm. 31), Bd. 8, S. 118f.
- 39 Reichwein (wie Anm. 1), ebd.
- 40 Schlechter (wie Anm. 27), S. 71; Universitätsbibliothek Heidelberg: Ein Knab auf schnellem Roß. Die Romantik in Heidelberg, Ausstellungskatalog, 2006, S. 55.
- 41 Ebd.
- 42 Oefftering (wie Anm. 36), ebd.; Goedeke (wie Anm. 22), S. 36.
- 43 Hartwig Schultz (wie Anm. 25), Freundschaftsbriefe II, 1807–1829, S. 475, 488f.
- 44 Steig (wie Anm. 2), S. 76.
- 45 Ebd., S. 69.
- 46 Ebd., S. 97–106.
- 47 Ein Knab auf schnellem Roß (wie Anm. 40), S. 83.
- 48 Vgl. Steig (wie Anm. 2), S. 109; Des Knaben Wunderhorn, Teil II, Frankfurter Brentano-Ausgabe (wie Anm. 31), Bd. 7, S. 19f.
- 49 Zu Bürgers Gedichten siehe Hauptwerke der deutschen Literatur. Einzeldarstellungen und Interpretationen, München 1994, Bd. 1, S. 199f.; Volker Meid: Metzler Literatur Chronik, Stuttgart ²⁰⁰⁶, S. 255.
- 50 Gedichte von Gottfried August Bürger. Neue Original-Ausgabe, Göttingen 1841, S. 55–64; die besagte Ballade ist auch per Internet zugänglich: <http://www.google.de.bürger:lenore>.

- 51 Wolfgang von Wurzbach: Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Werke, Leipzig 1900, S. 89; vgl. auch B. Thimm: Bürgers Lenore und ihr Verhältnis zur deutschen Volkssage. Deutsches Geistesleben, Jg. 1894, S. 169f.; siehe auch Wolfgang Kayser: Geschichte der deutschen Ballade, Berlin 1936, S. 89; Lore Kaim-Kloock: Gottfried August Bürger, Berlin 1963, S. 171.
- 52 Erich Schmidt: Charakteristiken, 1. Reihe, Berlin 1902, S. 209.
- 53 Ebd., S. 209–218; Albrecht Schöne: Bürgers Lenore, in Walter Müller-Seidel (Hg.): Balladenforschung, Königstein/Ts. 1980, S. 170.
- 54 Schöne (wie Anm. 53), ebd.
- 55 Frankfurter Brentano-Ausgabe (wie Anm. 31), Bd. 7, S. 19.
- 56 Steig (wie Anm. 2), S. 89f.
- 57 Ebd., S. 93.
- 58 W. E. Oeftering: Geschichte der Literatur in Baden, II. Teil, Von Hebel bis Scheffel, Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“, Nummer 44, Karlsruhe 1937, S. 109.
- 59 Wilhelm Wackernagel: Zur Erklärung und Beurtheilung von Bürgers Lenore, Basel 1835, S. 17f.
- 60 Thimm (wie Anm. 51), S. 163f.
- 61 Schmidt (wie Anm. 52), S. 211; Wurzbach (wie Anm. 51), S. 91.
- 62 Auch für Steig ist der unterschiedliche Schluss Gewähr dafür, dass Auguste Pattberg nicht von Bürger abgeschrieben hat (wie Anm. 2, S. 96).
- 63 Goedeke (wie Anm. 22), S. 36; Oeftering: Geschichte der Literatur in Baden (wie Anm. 58), S. 109.
- 64 Ebd.
- 65 Liebig (wie Anm. 5), S. 97.
- 66 Ruuskanen (wie Anm. 17), S. 103.
- 67 Die Namen der Gedichtbände und der Zeitschriften finden sich bei August von Schindel. (auch im Internet / wie Anm. 3).
- 68 Sylvan. Ein Jahrbuch für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde, Heidelberg 1824, S. 203ff.
- 69 Armin Gebhardt: Eichendorff. Der letzte Romantiker, Marburg 2003, S. 78ff.
- 70 Oeftering: Die Pyramide (wie Anm. 36), S. 20f.; Goedeke (wie Anm. 22), S. 36; ein ähnlich misslungenes Volkslied ist auch die Romanze „Der Minneberg“, in Persephone, Jahrbuch auf das Jahr 1806, S. 59ff.
- 71 Dieser Ansicht ist Reichwein (wie Anm. 1); er teilt sie mit Goedeke (wie Anm. 22), S. 36, und Oeftering, (wie Anm. 36), S. 20f.
- 72 Sylvan 1824 (wie Anm. 68), S. 205ff. u. 212.
- 73 Ebd. 1817/18, S. 205ff.
- 74 Jason. Eine Zeitschrift, hg. vom Verf. des goldenen Kalbes, Gotha 1810, S. 176f.
- 75 Amorbacher Almanach auf das Jahr 1806, S. 109ff.
- 76 Helmut Schanze (Hg.): Romantik-Handbuch, Stuttgart 2003, S. 325.
- 77 Gerhard Kaiser: Literarische Romantik, Göttingen 2010, S. 88, 93, 95.
- 78 Amorbacher Almanach (wie Anm. 75), S. 41f., 97ff., 114ff.; Taschenbuch der Grazien, Mannheim 1803, S. 136ff., 140f.; Persephone 1806 (wie Anm. 70), S. 108f., 114f.; Jason 1811 (wie Anm. 74), S. 346ff.
- 79 Johann Wolfgang Goethe: Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman, hg. von Hans-Jürgen Schings, in Sämtliche Werke, Bd. 5, München 1988; auch in den Pattbergschen Gedichten „Arion“ (Jason 1810 (wie Anm. 74), S. 43ff.) und „Das Lied vom Rhein“ (Altarstücke für den Tempel der Wohlthätigkeit, Pforzheim 1815, S. 12ff.) finden sich Anklänge an „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?“ aus Wilhelm Meister.
- 80 Blumengedichte aus späteren Jahren – allerdings mit unterschiedlicher Thematik – finden wir z.B. auch in Charis. Rheinische Morgenzeitung für gebildete Leser, Nr. 52, 30.4.1823, und Nr. 80, 5.7.1823.
- 81 Taschenbuch der Grazien, Mannheim 1807, S. 61f.
- 82 Lothar Pikulik: Romantik als Ungenügen an der Normalität, Frankfurt am Main 1979, S. 233–239.
- 83 Amorbacher Almanach (wie Anm. 75), S. 58.
- 84 Ebd., S. 34.
- 85 Goedeke (wie Anm. 22), S. 35, Reichwein (wie Anm. 1).
- 86 Sie bezieht sich expressis verbis auf das Körner-Gedicht „Was uns bleibt“ (Theodor Körners sämtliche Werke, 4. Bd., Karlsruhe 1818, S. 50ff.); Auf Arndt bezieht sie sich vielleicht in den

- Altarstücken (wie Anm. 79), S. 17ff., S. 21f. (vgl. Gedichte von Ernst Moritz Arndt. Vollständige Sammlung, Berlin 1860, S. 275f.); Auf Kleist bezieht sie sich vielleicht mit „Germania“ in den Altarstücken (wie Anm. 79), S. 9ff. (vgl. Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe, 1. Bd., München 91993, S. 25ff.).
- 87 Altarstücke (wie Anm. 79), S. 9ff., 12ff., 15f.
- 88 Ebd., S. 12ff.
- 89 Ebd., S. 8; vgl. das Kapitel über Hegel in Paul-Heinz Koesters: Deutschland deine Denker. Geschichten von Philosophen und Ideen, die unsere Welt bewegen, München 1984.
- 90 Altarstücke (wie Anm. 79), S. 14 u. 19.
- 91 Ebd., S. 3.
- 92 Vgl. Schillers „Ode an die Freude“ in Schillers Werke. Nationalausgabe, hg. von Julius Petersen u.a., 1. Bd., Gedichte, Weimar 1992, S. 169.
- 93 In „Germania“ merkt sie in einer Fußnote Schiller an (Altarstücke (wie Anm. 79), S. 9); in „Das Lied vom Rhein“ begegnen wir dem Vers „Wo der Franzose, wie der Brite“ (ebd., S. 12), was fast wörtlich aus Schillers vorläufigen Entwürfen entnommen ist (Schillers Werke (wie Anm. 92), 2. Bd., Teil 1, S. 431).
- 94 In dem Gedicht „Der Jüngling auf den Höhen“ Altarstücke (wie Anm. 79), S. 23f.) ist von einer blauen Blume die Rede, die von Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ inspiriert zu sein scheint. Sie fungiert bei Pattberg allerdings nicht als Symbol der Sehnsucht, sondern als Mittel gegen Liebesschmerz; (vgl. Novalis: Schriften, 1. Bd., hg. von Paul Kluckhohn u.a., Stuttgart 1960, S. 183–335 (Heinrich von Ofterdingen)).
- 95 Vgl. Persephone 1806 (wie Anm. 70), S. 60; Amorbacher Almanach (wie Anm. 75), S. 152.
- 96 Altarstücke (wie Anm. 79), S. 15.

Die rote Fahne auf dem Heidelberger Gewerkschaftshaus

Ein Strafverfahren gegen Nationalsozialisten zu Weimarer Zeit ✓

Vor über 79 Jahren, am 2. Mai 1933, wurden die Freien Gewerkschaften von den Nationalsozialisten zerschlagen, die Gewerkschaftshäuser besetzt, ihre Funktionäre verhaftet. Das beschlagnahmte Vermögen wurde schließlich zur Einrichtung der politisch-propagandistischen Zwecken dienenden, nur vorgeblichen Arbeitervertretung „Deutsche Arbeitsfront“ (DAF) benutzt. Die den Gewerkschaften geraubten Mittel flossen auch in die der DAF angeschlossenen nationalsozialistischen Freizeit- und Reiseorganisation KdF (Kraft durch Freude), später noch in das von der DAF errichtete Volkswagenwerk.¹

Neun Jahre zuvor in der Zeit der Weimarer Republik erstattete das Heidelberger Gewerkschaftskartell eine Anzeige, die sich in einer heute beim Generallandesarchiv Karlsruhe verwahrten Akte des Badischen Amtsgerichts Heidelberg findet.² Es geht um die Strafsache gegen den ledigen Studenten Wilhelm E., geboren 1901 in Mannheim, wohnhaft in Heidelberg, den ledigen Kaufmann Hans S., geboren 1904 in Dorndorf, wohnhaft in Jena, und den ledigen Studenten Liberatus³ B., geboren 1900 in München, später wohnhaft in Gießen.

Am Beispiel dieser in Heidelberg begangenen Tat mit politischem Hintergrund, an der „frühe“ Nationalsozialisten beteiligt waren, soll auf die Frage eingegangen werden, ob das darauf folgende Strafverfahren zuverlässig rechtsstaatlich verlief. Oder hat das Gericht versagt, agierte die hier tätig werdende Justiz politisch, war sie – wie die Beurteilung für die Weimarer Republik im Allgemeinen lautet – auf dem rechten Auge blind?

Feier der Arbeiterradfahrer-Vereine 1924

Der Fall stand im Zusammenhang mit einer Veranstaltung der organisierten Arbeiterschaft in Heidelberg, dem Fest der Arbeiterradfahrer-Vereine in Heidelberg, an Pfingsten 1924. Bekanntlich fand sich die Arbeiterschaft zur Wahrung und Pflege ihrer

geistigen und kulturellen Interessen in Arbeiterorganisationen wie Bildungs-, Turn-, Wander- und Sängervereinen zusammen, die neben den politischen und gewerkschaftlichen Organisationen für die kulturelle Ausgestaltung des eigenen Sozialmilieus sorgten. Zu den Arbeiter-Sportverbänden gehörte der Arbeiter-Radfahrerbund „Solidarität“,



Abb. 1: Das Gewerkschaftshaus „Artushof“ in den 1920er Jahren (Stadtarchiv Heidelberg)

dem 250 000 Mitglieder in 5000 Ortsgruppen angehörten. Ihm angeschlossen war ein Fahrradvertrieb „Frisch auf“ in Offenbach, herausgegeben wurde die Bundeszeitung „Der Arbeiterradfahrer“.⁴

Wie stellte sich der Fall dar? Aus einer Meldung der Heidelberger Kriminalpolizei geht hervor, dass der Arbeitersekretär im Heidelberger Gewerkschaftshaus, Albert Hofmann, am 10. Juni 1924 zur Anzeige brachte, dass in der Nacht zuvor „an einer auf dem Balkon des Gewerkschaftshauses hier angebrachten republikanischen Fahne das Tuch abgerissen und eine rote Fahne ganz entwendet worden sei“. Der Gesamtschaden betrage etwa 70 Mark. Als Täter standen der seinerzeit in der Gaisbergstraße lebende Student Wilhelm E. und der Kaufmann Hans S. aus Jena unter Diebstahlsverdacht. Der Tatort befand sich in der Rohrbacher Straße 13–15 in Heidelberg.

Wie Hofmann berichtete, waren aus Anlass des Arbeiterradfahrerfestes am Pfingstsonntag zwei Fahnen auf dem Balkon im ersten Stock des Gewerkschaftshauses angebracht worden, eine republikanische und eine rote Fahne, die am Pfingstmontag auch noch dort hingen. Tags darauf fehlten sie: „Als ich nun am Dienstag, den 10. Juni 24 vormittags in mein Büro kam und nach den Fahnen sah, entdeckte ich, dass an der republikanischen Fahne das Tuch abgerissen und die rote Fahne ganz entwendet war.“ Dabei wurden offenbar auch die auf dem Balkon befindlichen Blumen beschädigt.

Gegen 10 Uhr des Tags kam ein junger Mann, S., ins Gewerkschaftshaus und verlangte eine Unterstützung. Er teilte mit, dass man die Fahnen im Haus Gaisbergstraße 35 bei E. retten könnte; denn um 10 Uhr vormittags werde E. sie aus seiner Wohnung fortbringen. Die Stange der roten Fahne liege hinter dem Haus Gaisbergstraße 7. Arbeitersekretär Hofmann veranlasste einen Beamten, nach der Stange zu sehen, der sie am angegebenen Ort fand. Der Mann nannte seinen Namen nicht, sondern wollte um 12 Uhr wiederkommen. Er erklärte sich dazu bereit, die Verantwortlichen namhaft zu machen, „unter der Bedingung, dass er eine Geldbelohnung bekäme.“ Als S. gegen 12 Uhr kam, wurde er von einem Polizeiwachtmeister festgenommen und zur Wache am Bismarckplatz gebracht. Hofmann vermutete, dass S. selbst an dem Diebstahl beteiligt war.

Entfernung der Flaggen vom Gewerkschaftshaus

Was gaben die Beschuldigten bei der Vernehmung durch die Kriminalpolizei in der Sache an? E. sagte ausweislich des Protokolls, er gehöre „der Hitlerpartei an und als ich die Fahnen an dem Gewerkschaftshaus hier hängen sah, ärgerte ich mich darüber und ich sagte mir, diese müssen herunter geholt werden.“ Er habe sich daraufhin mit einigen weiteren Parteimitgliedern, deren Namen er nicht nennen wollte, verabredet, sich in der Nacht vom 9. auf den 10. Juni 1924 gegen halb 2 Uhr Ecke Gaisberg-/Riedstraße hier zu treffen. Hinzugekommen sei der Kaufmann S. aus Jena. „Um auf den Balkon zu kommen, machten wir an einem in der Nähe des Gewerkschaftshauses aufgestellten Gerüst eine Leiter los, stellten sie an fraglichem Balkon auf und begaben uns auf denselben, während S. unten stehen blieb und die Leiter festhielt. Da wir die republikanische Fahne nicht losbringen konnten, rissen wir an dieser das Tuch ab, während wir die rote Fahne ganz entfernen konnten. Damit entfernten wir uns dann.“

Im Haus Gaisbergstraße 7 seien sie die Treppe hinaufgegangen, hätten das Tuch der roten Fahne abgetrennt und die Stange dort liegenlassen. Daraufhin seien sie auseinander gegangen. E. gab zu, das Fahnentuch beider Fahnen in seine Wohnung mitgenommen, es aber am nächsten Tag zu einem Kameraden, „dessen Namen ich verweigere,“ gebracht zu haben, damit es bei einer eventuellen Durchsuchung bei ihm nicht gefunden werden könne. Er gab sich konspirativ, wollte unter keinen Umständen die Namen der übrigen beteiligten Personen nennen: „Ich nehme die ganze Sache auf mich und werde auch für den Schaden aufkommen.“

Der Beschuldigte S. führte aus, auch er gehöre in Jena der Hitlerpartei an. Er sei in der Nacht zum 10. Juni 1924 gegen 2 Uhr hier angekommen und habe E. besuchen wollen. Er hätte ihn dann in der Nähe des Heidelberger Hauptbahnhofs getroffen. Dieser hätte ihm von seinem Vorhaben berichtet, woraufhin sie sich durch die Ried- zur Gaisbergstraße begeben hätten. Nach kurzer Zeit seien nicht weniger als weitere „vier Personen vereinzelt“ hinzugekommen, deren Namen er aber nicht kenne. Es sei dann der Entschluss gefasst worden, die Fahnen herunterzuholen, was wie von E. beschrieben geschehen sei. Danach habe er bei E. übernachtet. Da sie am nächsten Morgen in Streit geraten seien, hätte er sich dazu „entschlossen, die Sache zu verraten.“ Der die Aussage aufnehmende Kriminalsekretär vermerkte, E. habe auf seine Veranlassung hin „das Tuch von beiden Fahnen bei seinem Kameraden wieder geholt, worauf ich es dem Arbeitersekretär Hofmann gegen angeschlossene ... Bescheinigung ausgehändigt habe.“

Aus dem Schreiben des Gewerkschaftskartells Heidelberg vom 11. Juni 1924, das bei der städtischen Staatsanwaltschaft wegen Diebstahls und Sachbeschädigung Strafantrag stellte, geht auch hervor, dass zuvor ans Gewerkschaftshaus ein Hakenkreuz geschmiert worden war, dessen Spuren noch zu sehen waren. S. habe erklärt, dass E. dies vor einiger Zeit getan habe. E. bestritt das und führte aus, das Hakenkreuz am Gewerkschaftshaus „und an den übrigen Häusern in hiesiger Stadt war schon 6 Wochen vor der Tat an dieselben gemalt“. Auch dabei sei er weder Veranlasser noch Mitbeteiligter gewesen und würde in keinem Fall Namen nennen.

Am 17. Juni 1924 wurden vom Heidelberger Amtsgericht Strafbefehle „unter dem Gesichtspunkte des groben Unfugs“ gegen E. und S. erlassen, die sich auf je 50 Goldmark beliefen, ersatzweise 5 Tage Haft. Am 22. Juli 1924 wollte E. Einspruch dagegen einlegen. Dieser wurde aber kostenpflichtig zurückgewiesen, da er am 24. Juli 1924 verspätet eingetroffen, der Befehl bereits rechtskräftig geworden war. Im Prinzip trifft das auch für den gegen S. erlassenen Strafbefehl zu. Dieser wurde aber nicht wirksam, da er nicht zugestellt werden konnte.

Die Kriminalpolizei vernahm E. am 26. August 1924 erneut in der Sache. Er sagte, er selbst sei nicht am Platz gewesen, als in der fraglichen Nacht die Fahnen heruntergeholt wurden, sondern habe sich an der Ecke Ried-/Gaisbergstraße aufgehalten. Die Fahnen seien ihm lediglich von seinen Kameraden zur Aufbewahrung zwischen 2 und 10 Uhr übergeben worden. „Morgens um 1/2 10 Uhr wurden sie von einem Kameraden, Student B., bei mir abgeholt und dieser hat sie wieder zu einem andern Kameraden geschafft, wo er sie, nachdem S. die Sache verraten hatte, auf meine Veranlassung an gleichem Tage nachmittags gegen 3 Uhr wieder abgeholt hat und ich sie der Polizei

übergeben habe. Ich stelle entschieden in Abrede, dass ich am Gewerkschaftshaus oder sonst wo eine rote Fahne oder Reichsflagge gestohlen, zerrissen oder eine Fahnenstange zerbrochen habe.“ Vielmehr hätte er seinerzeit die Sache auf sich genommen, ohne aber Veranlasser der Tat gewesen zu sein. Aus kameradschaftlichen Gründen werde er seine Kameraden nicht belasten oder deren Namen angeben. Er sei Mitglied der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, habe sich aber durch seine Mitgliedschaft nicht strafbar gemacht, da diese „und alle verwandten Einrichtungen“, die sich für den Wahlkampf in einem „völk.soz. Block gesammelt“⁵ hätten, acht bis zehn Wochen vor dem 4. Mai 1924, dem Tag der Reichstagswahl, erlaubt worden seien: „Die Vertreter von fragl. Parteien sind im Reichstag zu finden.“

Der vernehmende Kriminalsekretär schrieb, er habe herausgefunden, dass die Fahnen beim Studenten B. in der Brückenkopfstraße 11 untergebracht gewesen waren, „welcher ebenfalls Mitglied fraglicher Partei war. Ferner habe ich durch die Vernehmung des E. vernommen, dass B. anscheinend der Urheber zur fraglichen Tat gewesen ist“. Der in der Sache vernommene B. gab an, nachdem ihm Student E. erklärt habe, dass er die ganze Sache auf sich nehme, hätte er jetzt „keine Lust mehr,“ Angaben zu machen, und er verweigere jede Auskunft, da zudem „die ganze Staatsanwaltschaft hier parteipolitisch gesonnen“ sei. Er selbst „gehöre auch jetzt keiner Partei mehr an“, er werde „das rote Nest hier“ verlassen und „niemals mehr hierher zurückkehren.“ Der Polizist vermerkt, dass B. am 24. August 1924 nach Gießen verzog. „Nach Aussagen des E. ist er aus fraglicher Partei hinausgeworfen worden.“ Der Beschuldigte S. konnte nicht vernommen werden, „weil er sich nach Angaben des E. in Koblenz und zeitweise in Köln aufhalten soll und dort soll er für die Franzosen arbeiten. ... Die übrigen Täter konnten nicht ermittelt werden.“

Anklage vor dem badischen Amtsgericht Heidelberg

Gegen E., S. und B. wurde Ende 1924 vor dem badischen Amtsgericht Heidelberg Anklage erhoben, „unter der Beschuldigung, dass sie gemeinschaftlich in bewusstem und gewolltem Zusammenwirken fremde, bewegliche Sachen einem anderen in der Absicht weggenommen haben, sich dieselben rechtswidrig zuzueignen, indem sie in der Nacht vom 9./10. Juni 1924 vom Balkon des Gewerkschaftshauses in Heidelberg eine Fahne nebst Stange und von einer 2. Fahne das Fahnentuch, Gegenstände, die dem Gewerkschaftskartell Heidelberg gehörten, entwendeten, – Vergehen nach §§ 242, 47 R.Str.G.B.“ Die polizeilichen Ermittlungen kamen zu dem Ergebnis, dass S. seine Beteiligung an der Entwendung der Fahnen zugestanden habe. Nach seinen und E.s Angaben stehe fest, dass sie sich vor Begehung der Tat getroffen und deren Ausführung besprochen hätten. E. habe zwar nicht die Ausführung der Tat, aber sein Warten und die Entgegennahme der Fahnen zugegeben, womit seine Beteiligung als Mittäterschaft anzusehen sei; denn das Warten in unmittelbarer Nähe des Tatorts sei „eine den Dieben bewusste und von ihnen in Rechnung gestellte Unterstützungshandlung für die eigentliche Tat“ gewesen, und entsprechend habe E. seine Täterschaft zunächst auch zugegeben. Die Beteiligung des Angeschuldigten B. ergebe sich aus den Angaben S.s,

„wonach noch weitere Täter an dem Diebstahl beteiligt waren“ und aus der Tatsache, dass dieser die Aussage über seine Beteiligung verweigere.

Die Strafbefehle wegen groben Unfugs standen der Erhebung der öffentlichen Klage wegen Diebstahls, nach § 242 Strafgesetzbuch, nicht entgegen. Am 23. Dezember 1924 wurde gegen die drei Beschuldigten Anklage erhoben. Das Schöffengericht in Heidelberg trat in der Strafsache gegen E., S. und B. am 30. Januar 1925 zusammen. Daran beteiligt waren der Landgerichtsdirektor Dr. Weindel als Vorsitzender, Amtsrichter Frisch als zweiter Richter, Gastwirt Kögel aus Walldorf und Schreiner Hochadel aus Kirchartd als Schöffen und als Erster Staatsanwalt Dr. Bammesberger, auf den später noch einzugehen sein wird.

Im Urteil wurde für Recht erkannt, die Beschuldigten „wegen gemeinschaftlicher Sachbeschädigung“, E. unter Wegfall der 1924 wegen groben Unfugs ausgesprochenen Geldstrafe, zu Geldstrafen zu verurteilen – „und zwar E. und B. zu je 200.- RM, im Falle der Unbeibringlichkeit zu je 40 Tagen Gefängnis, und S. zu 250.- RM, im Falle der Unbeibringlichkeit zu 50 Tagen Gefängnis.“ Sie hatten zudem die Verfahrenskosten zu tragen.

In der Begründung führt das Gericht aus, dass sich der wirkliche Schaden, der dem Gewerkschaftskartell durch die Beschädigung der Fahnen (im Schätzwert von 70–100 Mark) entstand, auf 40–50 Mark belief. Unter Hinweis auf die ergangenen Strafbefehle stellt es fest, dass E. und S. bei der ersten Vernehmung angegeben hatten, die Fahnen mit anderen, ungenannten Personen heruntergeholt zu haben, „weil sie sich über sie geärgert hätten“. Nach ihren weiteren Erhebungen habe die Staatsanwaltschaft gegen die drei Personen Anklage wegen gemeinschaftlichen Diebstahls erhoben. Dazu heißt es, sie seien geständig, mit anderen nicht ermittelten Gesinnungsgenossen „vereinbart zu haben, die rote Fahne herunterzuholen. Sie seien alle 3 Mitglieder von einer politisch rechtsstehenden Organisation gewesen – E. war damals Landesführer des Landes-Verbandes-Baden des Wehrwolf[!]-Bundes Deutscher M[ä]nner und Frontkrieger und hätten an dem roten T[u]ch Ärgernis genommen.“ Er behauptete, ihr Vorhaben hätte nur der roten Fahne, nicht der schwarzrotgoldenen gegolten, die „wohl nur in der Aufregung auch abgenommen worden“ sei. Über „die schwarzrotgoldene Fahne am Gewerkschaftshaus ... habe er sich gefreut, wenn ihm selber auch die schwarzweißrote Fahne als Reichsflagge noch lieber wäre.“ Wenn er nun auch angebe, an der Entfernung der Fahnen selbst gar nicht beteiligt gewesen zu sein, sondern Ecke Ried-/Gaisbergstraße gestanden zu haben, also etwa 100 Meter vom Gewerkschaftshaus entfernt, verkennt das Gericht dabei nicht seine Absicht, „seine Kameraden zu decken.“ Er habe im Sensenried daran mitgewirkt, die rote Fahne von der Stange zu reißen und die Stange zu zerbrechen und auch die Fahnentücher an sich genommen. „Er hätte vorgehabt, die Fahnentücher in einigen Tagen – vielleicht zerrissen – an das Gewerkschaftskartell als Muster ohne Wert zurückzuschicken. Behalten wollte er die Fahnen nicht.“ Als er am nächsten Morgen S., der bei ihm übernachtet hatte, Geld verweigerte, sei dieser zum Gewerkschaftshaus gegangen und habe alles verraten.

E. selbst bezeichnete sein Handeln als Dummejungenstreich oder Studentenulk, der in Anbetracht der Folgen wohl hätte unterbleiben sollen: „Es sei ihm vor alle[m] darauf angekommen, die erstaunten Gesichter der Herren vom Gewerkschaftshaus zu sehen, wenn sie das Fehlen der roten Fahne entdeckten.“ Auch B. wollte diese „in demo-

liertem Zustande ... dem Gewerkschaftskartell wieder zugestellt“ sehen. In seiner Einlassung zu den Motiven für sein Handeln zeichnet sich B.s Gesinnung deutlicher ab, in seiner Rede erscheinen die Umriss von Weltkriegs-Niederlage und Inflation, von vorgeblichem Dolchstoß und verhasstem Versailles, aber heldenblutrot getränkt: „Er habe das Heraushän[g]en der roten Fahne für Hochverrat angesehen. Wer wie er im Feldzuge alle Verwandten und nachher sein ganzes Vermögen verloren habe, werde ein solches Zeichen des Hochverrates niemals anerkennen. Aus diesen Gründen hätte er zugestimmt, dieses das deutsche Heldenblut diskreditierende Tuch herunterzuholen.“

Demgegenüber gab S. an, E. habe den Vorschlag gemacht, nicht nur die rote, sondern beide Fahnen herunterzuholen; die Fahnen hätten sie dann vernichten wollen. Er habe beim Herabholen der Fahnen mitgewirkt. Die Tat hätte er nicht aus Gründen des Verrats angezeigt, sondern um zu sehen, ob E. alle Schuld auf sich nähme, da er den Auftrag gehabt hätte, E. auf die Probe zu stellen, ob er sich als guter Kamerad bewährte.

Das Gericht folgerte, dass „die 3 Angeklagten in bewusstem und gewollte[m] Zusammenwirken gehandelt haben, ist durch ihre eigene Darstellung erwiesen.“ Auch Wachestehen begründete Mittäterschaft.

Die Angeklagten waren des Diebstahls beschuldigt worden. Diebstahl aber vermochte das Gericht nicht nachzuweisen, denn die Absicht der Zueignung oder wirtschaftlichen Nutzung habe gefehlt: „Wer dagegen eine Sache wegnimmt, zum Zwecke sie alsbald zu zerstören, also lediglich zum Zwecke der Enteignung, nicht auch zum Zwecke der Aneignung, handelt nicht in Zueignungsabsicht.“ Ob die Absicht der Zueignung gänzlich fehlte, bleibe dahingestellt. „Was tatsächlich festgestellt ist, erfüllt den Tatbestand der gemeinschaftlichen Sachbeschädigung“. Dass die drei Angeklagten „in bewusstem und gewolltem Zusammenwirken vorsätzlich und rechtswidrig fremde Sachen beschädigt“ haben, wurde als nach den Paragraphen 303, 47 RStGB strafbares Vergehen verurteilt.

Der zur Verfolgung der Sachbeschädigung erforderliche Strafantrag war vom Geschädigten, dem Gewerkschaftskartell, am 11. Juni 1924 gestellt worden. Jedoch seien alle an einer Straftat Beteiligten zu verfolgen, auch wenn nur gegen einen die Bestrafung beantragt werde. Der angerichtete Schaden sei zwar rein sachlich betrachtet nicht besonders hoch. „Der reine Sachschaden kann aber hier nicht allein die Grundlage bilden. Es ist vielmehr zu berücksichtigen, dass sich der Angriff der Angeklagte[n] gegen die Reichsflagge richtete und auch gegen eine Fahne, die für viele Volksgenossen ein Symbol für eine Gesinnung darstellt. Deshalb konnten nur empfindliche Strafen in Frage kommen. Die Angeklagten E. und B. sind noch nicht vorbestraft; S. dagegen hat sich schon 2 Vorstrafen zugezogen“, 10 Tage Gefängnis wegen Hehlerei und eine Woche mittleren Arrests wegen unerlaubter Entfernung. Die Art der Strafen weise auf keinen guten Charakter hin. Eine Anzeige in der Absicht einer Geldbelohnung zu machen, „zeugt weiter, dass er ein moralisch minderwertiger Mensch ist“; das Gericht hält seine Erklärung der Anzeige für völlig unglaubwürdig. Bei den beiden anderen Angeklagten falle aber ihre weit bessere Vorbildung erschwerend ins Gewicht, E. sei zudem Jurist.

Das Gericht erwog Gefängnisstrafen gegen die Angeklagten, da das Strafgesetzbuch aber bei Sachbeschädigung in erster Linie Geldstrafen vorsieht und da auch bei S. in dieser Hinsicht keine Vorstrafe vorlag, entschloss es sich zu Geldstrafen. „Bestimmend für eine Geldstrafe war noch die Erwägung, dass die Tat der Angeklagten wirklich, wie E. selbst meinte, ein Dummerjungenstreich ... ist. Immerhin waren aber empfindliche Geldstrafen angemessen. S. war wegen seiner Vorstrafen und des Beweggrundes zu seiner Anzeige etwas härter als die beiden anderen zu bestrafen. Gegen E. und B. hielt man Geldstrafen von 200 M, gegen S. eine von 250 M für die richtige Sühne.“ Die ersatzweisen Gefängnisstrafen dauerten nach dem Gesetz 40 bzw. 50 Tage.⁶ Das Urteil unterzeichneten der Landgerichtsdirektor Dr. Weindel und Amtsrichter Frisch. Am 12. August 1925 bekundete übrigens Oberbürgermeister Ernst Walz Interesse in der Sache und erkundigte sich beim Heidelberger Schöffengericht, wie der „Stand der Angelegenheit“ hinsichtlich der Anzeige gegen E. und andere wegen Diebstahls sei.

In Sachen Blutorden

Es vergingen 16 Jahre, bis das Landgericht Heidelberg von dem zum Unterarzt Dr. B. aufgestiegenen, einstigen Studenten B. einen Brief erhielt. B. gehörte nun der 4./San.Ers.Abtlg. 5 der Oberen Donaubastion an und verschickte den Brief am 10. Februar 1941 aus Ulm/Donau. In dem Schreiben heißt es, er benötige zur Vervollständigung seiner Papiere vom Gericht Folgendes:

- 1) Das Urteil gegen mich (1924 oder 1925) wegen Herabholens der roten & schwarz-rotgelben Flagge vom Gewerkschaftshaus ‚Artushof‘ in Heidelberg (40 Tage Gefängnis)
- 2) eine Abschrift der Akten in dem Verfahren gegen mich 1925 wegen Führung eines verbotenen militärischen Verbandes. Beide Verhandlungen fanden statt unter dem Vorsitz des damaligen Landgerichtsdirektor[!] Weindel. Da die Sache eilt, bitte ich um möglichste Beschleunigung. Etwa entstehende Unkosten bitte ich, mir gleichzeitig mitteilen zu wollen. Beide Verfahren gingen damals gegen den cand. med. Liberatus B., Student in Heidelberg.

Unterzeichnet wurde das Schreiben mit dem „Hitlergruß“. Es verdeutlicht, dass B. seinerzeit die Strafe hatte absitzen müssen. Zum anderen wollte der frühe Nazi oder Alte Kämpfer (die schwarz-rot-goldenen Weimarer Reichsfarben wurden von diesen Republikgegnern gerne als Schwarz-Rot-Senf verhöhnt), der nicht zuletzt der Führung eines verbotenen militärischen Verbandes beschuldigt worden war, nun, zur Zeit der Vorherrschaft des Unrechtsstaats, Vorteil aus seiner Gesinnung ziehen. Seine Papiere vervollständigen wollte B. deshalb, da er sie „zur Verleihung des Blutordens“ benötigte. Der „Blutorden“ aber, auch Ehrenzeichen des 9. November 1923 genannt, war eine 1933 gestiftete Auszeichnung für die Teilnehmer am gescheiterten Putschversuch Hitlers und der NSDAP 1923 in München. 1938 wurde die Verleihung auf schwerverletzte, im Rahmen des Strebens der Partei nach der Macht zum Tod verurteilte und begnadigte oder mindestens ein Jahr im Gefängnis verbüßende Parteimitglieder ausgedehnt.⁷

Mehrheitlich parteipolitisch unbeeinflusste Verfahren

Im vorliegenden Heidelberger Fall zu Weimarer Zeit hat das Gericht nicht versagt, sondern verfuhr und urteilte rechtsstaatlich. Die hier betrachtete rechtliche Auseinandersetzung lässt aber selbstredend keine repräsentativen Schlüsse zu. Doch sie lässt

sich in die auf breiter Basis gewonnenen Erkenntnisse Michael Kißeners zur badischen Justiz und insbesondere den in Baden wirkenden Richtern einordnen. Er hält zunächst fest, dass abgesehen von nicht zur Anklageerhebung führenden Fällen „in Baden in den politisch unruhigen Jahren 1919/20, in denen es nach der von Julius Gumbel veröffentlichten Zusammenstellung in so vielen Teilen Deutschlands zu spektakulären Unrechtsurteilen über politische Gewaltverbrechen gekommen ist, keine politisch brisanten Verfahren abgewickelt wurden.“ Bei den Ermittlungen zur Aufklärung der Ermordung Matthias Erzbergers 1921 hätten sich die badischen Justizbehörden als vorbildlich erwiesen, wie auch Staatsrat Ludwig Marum (SPD) unterstrichen habe.⁸ Die badische Justiz und Rechtsprechung sei anders als die in Preußen, Bayern und einigen ostdeutschen Ländern, die wohl mit größeren Problemen behaftet seien, nicht als politisch einseitig zu qualifizieren. In Baden habe es „im Gegensatz zu der in der einschlägigen Literatur festgestellten Lage keine eindeutige politische Ablehnung der Republik durch die Richterschaft und keine durchgängige politisch einseitige Judikatur gegeben ... Zwar fanden sich auch in Baden Richter, die der Republik ablehnend oder doch wenigstens mit Vorbehalten gegenüberstanden, zwar wurden auch hier Urteile gefällt, die nicht eben geeignet waren, dem Schutz der Republik und ihrer verfassungsmäßigen Organe zu dienen – die Regel war dies aber nicht, und deshalb können solche Fälle auch nicht als repräsentativ gelten.“⁹ Kißener kommt zu dem Schluss, dass die „Masse der politischen Prozesse ... bei genauerem Studium der Akten einen parteipolitisch unbeeinflussten Umgang mit dem jeweils vorliegenden Fall, gleichsam eine ganz unspektakuläre ‚Abwicklung‘ im Rahmen der bestehenden Gesetze, wie sie zu Recht ja auch von der Justiz zu verlangen ist“, belegt. Bei vielen Urteilen aus Weimarer Zeit fand er Nachweise einer Republikbejahung der badischen Richterschaft und verweist im Hinblick auf die badische Justiz auf „tiefe Wurzeln in liberalen Rechtstraditionen“.¹⁰

Ein extremer Antisemit

Andererseits ist dazu die Aussage des in Heidelberg geborenen Juristen Hugo Marx heranzuziehen, der damals in Heidelberg und dann in Mannheim Staatsanwalt und Richter war und als Jude wie Sozialdemokrat im badischen Justizdienst eine Ausnahmestellung einnahm. Er wertete die Person des im vorliegenden Strafverfahren tätigen Ersten Staatsanwalts im Bereich der Justiz als besondere Verkörperung des Antisemitismus im Zusammenspiel mit Republikfeindlichkeit.¹¹ Dieser Person „des Ersten Staatsanwaltes Dr. Bammesberger“ galten demnach „Juden nicht als ‚Volksgenossen‘“, weshalb sie „unzulässigerweise öffentliche Ämter bekleideten“. Das Wirken dieses „extremen Antisemiten“ hatte offenbar Einfluss auf jüngere Kollegen.¹²

Heinrich Bammesberger wurde 1879 geboren und trat, nachdem er zuvor Mitglied der DVSTB und der DNVP war, 1931 der NSDAP bei. Er gehörte damit zu den zehn badischen Richtern, die dieser Partei vor 1933 beigetreten waren. Wie sechs andere Juristen dieser Gruppe war er „in der Monarchie angestellt worden, hatte ... den Krieg miterlebt und hing ..., dies zeigt die fast durchgängige vorangehende Mitgliedschaft in der DNVP, an der untergegangenen Monarchie“, in der er sozialisiert wurde. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte er sich politisch radikalisiert. Bammesberger und zwei andere

Richter hatten ihre antisemitischen Auffassungen bereits in der Mannheimer Gruppe des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes geteilt. 1930 wurde dem Justizministerium bekannt, dass auch Bammesberger „eine eigens für Beamte organisierte Hitler-versammlung besucht“ hatte – wie schon 1928 eine andere solche Versammlung – und „in engstem Kontakt mit der Parteileitung“ stand. Wohl infolge seiner völkisch-antisemitischen Auffassungen wurde er seit 1928 nicht mehr befördert.¹³ 1933 wurden ihm dafür „die angestrebte Stelle eines Oberstaatsanwalts“ und Entschädigungszahlungen zuerkannt. Zudem führte er „sein Amt wie nur wenige andere in Baden ganz im Sinne des Nationalsozialismus“. Bammesberger wurde von 1936–1938 Landgerichtspräsident in Freiburg, von 1938–1945 in Karlsruhe. Denn allmählich wurden die Leitungspositionen auch auf Landgerichtsebene mit Nationalsozialisten besetzt.¹⁴ Zur NS-Zeit wurde er zu einem der Träger des NS-Unrechtsregimes in Baden und ist der Gruppe der „alten Kämpfer aus Idealismus“, der „Nazis“ zuzurechnen, die „im Staat Adolf Hitlers einen Weg zur Wiedererlangung deutscher Größe sahen, für den sie bereit waren, sich rückhaltlos einzusetzen“. Zuvor evangelisch, erklärte er sich als NS-„gottgläubig“. „Die Bedeutung dieser rund 7,2% der badischen Richter umfassenden Gruppe für die Exekution des NS-Unrechtsstaates ist kaum zu überschätzen, weil sie es war, die die richterlichen oder staatsanwaltschaftlichen Spitzenstellungen in der badischen Justiz nach der Machtergreifung 1933 besetzte.“ Ohne sie hätte das NS-Justizsystem in Baden keinen Bestand haben können, insgesamt konnte sich das NS-Regime hier auf rund 30 Prozent der Richterschaft als Träger stützen.¹⁵

Entsprechend war es Dr. Bammesberger, der als Oberstaatsanwalt und als Leiter der Anklagebehörde beim Sondergericht für den Oberlandesgerichtsbezirk Karlsruhe in Mannheim fungierte. So wirkte er im Verfahren 7 KLs 193/35 gegen den Plankstadter katholischen Geistlichen und Mitglied des Zentrums, Franz Stattelmann, in der Sitzung vom 7. Februar 1936 mit. Dem Pfarrer wurden gemäß den Bestimmungen des „Gesetzes gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen“ („Heimtücke-gesetz“) Äußerungen während einer sonntäglichen Predigt zum Vorwurf gemacht. Dieses Gesetz diente dem NS-Regime als rechtliches Instrument, um missliebige oder kritische Aussagen strafrechtlich verfolgen und bestrafen zu können – hier zur „Abwehr des politischen Katholizismus“. Dem Pfarrer wurde zur Last gelegt, „öffentlich gehässige, hetzerische ... Äusserungen über leitende Persönlichkeiten des Staates und der NSDAP. ..., die geeignet sind, das Vertrauen des Volkes zur politischen Führung zu untergraben“ sowie „in Tateinheit hiermit als Geistlicher in einer Kirche vor Mehreren, Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung gemacht“ zu haben. Der Pfarrer, der ab Ende August 1935 bereits rund sieben Wochen im Konzentrationslager Kislau inhaftiert und in dieser Zeit zweimal vom Erzbischof von Freiburg, Dr. Conrad Gröber, besucht worden war, wurde zu einer Gefängnisstrafe von neun Monaten verurteilt. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft hatte eine noch höhere Strafe beantragt.¹⁶

Anmerkungen

- 1 Vgl. Wolfgang Benz, Hermann Graml, Hermann Weiß (Hgg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus, München 1997, S. 418f., 550f., 790.
- 2 GLAK 269/115. Vgl. zum gewerkschaftlichen demokratischen Neubeginn im Schwetzingener Bereich Horst Hembera: Gewerkschaften in Schwetzingen nach dem Zweiten Weltkrieg, in ver.di Mannheim (Hg.): Freiheit – Unterdrückung – Widerstand. Geschichte und Geschichten im Raum Schwetzingen 1848–1948, Mannheim 2005, S. 58–66; zu den Orten des Widerstands gegen den Nazismus und des gewerkschaftlichen und politischen Neubeginns in Schwetzingen vgl. Frank-Uwe Betz: Schwetzingener Stadtwanderungen. Führungen zu Leben und Leiden in der kurfürstlichen Residenz. Hg. ver.di Rhein-Neckar, Mannheim 2008, S. 24–32; vgl. zu den Verfolgungsvorgängen zur Nazizeit im Schwetzingener Bereich zusammenfassend Frank-Uwe Betz: Widerstand und Verfolgung zur NS-Zeit im Raum Schwetzingen, in Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Jg. 155, 2007, S. 467–504.
- 3 In den Gerichtsakten wird der Vorname der Person Liboratus genannt.
- 4 Vgl. Der Große Brockhaus, Erster Band, Leipzig 1928, S. 604.
- 5 Damit ist die Nationalsozialistische Freiheitspartei aus Deutschvölkischen und Nationalsozialisten gemeint, die bei den beiden Reichstagswahlen 1924 antrat, neben den reaktionären Kräften der DNVP und im Mai der Kampffront Schwarz-Weiß-Rot. Die NSDAP stand nicht zur Wahl, da sie nach dem Hitler-Putsch vom November 1923 bekanntlich vorübergehend verboten worden war. Vgl. zu den Wahlen: Der Große Brockhaus, Fünftehnter Band, Leipzig 1933, S. 543.
- 6 1929 wurden zwei NSDAP-Mitglieder wegen Beschimpfens der Reichsfahne vom Amtsgericht Mannheim zu drei Wochen Gefängnis verurteilt, oder 100 bzw. 125 RM Geldstrafe, vgl. Michael Kißener: Zwischen Diktatur und Demokratie. Badische Richter 1919–1952 (Karlsruher Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Hg. Forschungsstelle Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten der Universität Karlsruhe, Bd. 7), Konstanz 2003, S. 85.
- 7 Vgl. Benz: Enzyklopädie (wie Anm. 1), S. 399; Hilde Kammer, Elisabet Bartsch: Nationalsozialismus – Begriffe aus der Zeit der Gewaltherrschaft 1933–1945, Reinbek 1992, S. 39. Gemäß Auskunft der Deutschen Dienststelle (WAST) in Berlin überlebte B. den Zweiten Weltkrieg und lebte noch bis in die 1970er Jahre.
- 8 Kißener: Richter (wie Anm. 6), S. 82f.
- 9 Kißener: Richter (wie Anm. 6), S. 92.
- 10 Kißener: Richter (wie Anm. 6), S. 87f., 130.
- 11 Zu seiner Person die Einführung in sein Leben und Werk (neben weiteren Texten von ihm) in Norbert Giovannini, Frank Moraw (Hgg.): Erinnerungtes Leben. Autobiographische Texte zur jüdischen Geschichte Heidelbergs, Heidelberg 1998, S. 65f. Ebd. wird die „dramatischste Episode [s]einer staatsanwaltlichen Laufbahn“ geschildert, der Konflikt um die Weigerung des Physikprofessors Philipp Lenard, 1922 am Tage der Beisetzung von Walther Rathenau halbmaskt zu flaggen. Für Hinweise danke ich Norbert Giovannini und Reinhard Riese.
- 12 Udo Wennemuth: Zur Geschichte der Juden in Heidelberg in der Weimarer Republik, in Geschichte der Juden in Heidelberg (Buchreihe der Stadt Heidelberg, Bd. 6), Heidelberg 1996, S. 348–439, hier: S. 431. Bezug genommen wird dabei auf die autobiographische Schrift von Hugo Marx über den „Werdegang eines jüdischen Staatsanwalts und Richters in Baden“ aus dem Jahr 1965.
- 13 Kißener: Richter (wie Anm. 6), S. 124ff.
- 14 Kißener: Richter (wie Anm. 6), S. 151, 153.
- 15 Kißener: Richter (wie Anm. 6), S. 212, 214ff., 222.
- 16 Quellen: Bibliothèque Grand Séminaire Strasbourg, Ms. 229; GLAK 507/515–517, 480 EK 2094; vgl. auf dieser Grundlage: Frank-Uwe Betz: „Wo Braun marschiert, darf Blau nicht marschieren“. Die Geschichte des Plankstädter Pfarrers Franz Stattelmann, in „Schwetzingener Zeitung“ v. 14.2.2006, S. 11; ders.: Widerstand, (wie Anm. 2), S. 491.

Der Schmerz läßt nach, aber die Erinnerung soll bleiben ✓

In memoriam der zehn Mitglieder des Seminars für Alte Geschichte und Epigraphik, die am 23. September 1961 bei einem Flugzeugabsturz in der Nähe von Ankara ihr Leben verloren¹

Wenn ein Mensch durch einen Unfall vorzeitig aus dem Leben scheidet, ist das traurig genug. Wie soll man es nennen, wenn eine institutionell verbundene Forschergruppe auf diese Weise ausgelöscht wird? Denn die am 23. September 1961 in der Nähe von Ankara abgestürzten zehn Heidelberger Althistoriker ließen nur die Akademische Rätin, Frau Dr. Ursula Weidemann, und dies auch nur durch Zufall, im Seminar zurück. Sie und drei Examenkandidaten waren alles, was damals – wie das Heidelberger Tageblatt am 25. September 1961 meldete – von der Seminarmannschaft übrig blieb.

Ebenfalls im „Heidelberger Tageblatt“ erschien am 12. Oktober 1961 ein Nachruf auf Hans Schaefer von Walter Schmitthenner, einem seiner erfolgreichen Schüler (damals Professor in Saarbrücken, später Ordinarius in Freiburg). Schmitthenner stellt fest: „Das griechische Wort ‚historia‘ bedeutet ursprünglich ‚Erkundung durch eigene Inaugenscheinnahme‘. Wenn Hans Schaefer und seine Exkursionsgefährten am 23. September 1961 einen so furchtbaren und plötzlichen Tod fanden, mitten in dem Bestreben, den Raum der griechischen Kolonisation an der Süd- und Westküste der anatolischen Halbinsel persönlich zu erkunden, so sind sie wahrhaft als Historiker gestorben.“ Man kann vielleicht noch weiter gehen: Die Tatsache, daß nahezu das gesamte Seminar sich auf eine gemeinsame Studienreise begab, die sechs Wochen dauern sollte, zeigt doch wohl, wie sehr man sich als eine durch Ziele, Respekt und Freundschaft verbundene Forschungsgemeinschaft empfand.

Eine erste solche Reise, die bemerkenswerterweise vom Bundesinnenministerium gefördert wurde und nach Nord- und Westkleinasien führte, hatte es bereits im Frühjahr 1959 gegeben. Als die Gruppe das zweite Mal am 8. September 1961 in den östlichen Mittelmeerraum aufbrach, führte sie der Weg über Athen nach Zypern. Von dort wollte sie, wie es heißt, nach Antalya, um schließlich am 18. Oktober wiederum über Athen in die Heimat zurückzukehren. Es hätte ja nun nahegelegen, von Zypern nach Antalya mit dem Schiff zu reisen anstatt mit dem Flugzeug über den Umweg Ankara; und tatsächlich war genau dies geplant. Warum es sich nicht verwirklichen ließ, entzieht sich meiner Kenntnis, wie es ja überhaupt müßig (wenn auch unvermeidbar) erscheint, über das blinde Walten des Schicksals zu spekulieren.

Die beiden Studienreisen galten der Erforschung der griechischen Kolonisation, des griechischen Einflusses in Kleinasien und – angesichts der Teilnahme ausgewiesener Rom-Historiker wie Moreau, Teutsch und Friedenthal nicht verwunderlich – der dortigen römischen Provinzialherrschaft. In einem Rechenschaftsbericht an das Bundesinnenministerium wiesen die Heidelberger Wissenschaftler nach ihrer ersten Reise

auf ihr Interesse an der Geschichte der sog. ionischen Wanderung und der Entstehung der griechischen Stämme hin. Dies mag heute befremden, da der überwiegende Teil der Forscher die frühgriechischen sogenannten Wanderungen für ein späteres Konstrukt hält. Umso bemerkenswerter erscheint die in dem Rechenschaftsbericht formulierte Erkenntnis, „daß die Ionier ursprünglich kein Stamm waren, sondern daß das Wort eine allgemeine Bezeichnung der die Inseln und Kleinasien kolonisierenden Griechen darstellte“. Die Reise führte aber auch zu einem handgreiflichen Ertrag in Gestalt von Abklatschen von Inschriften, die teilweise noch nicht publiziert oder sogar noch nicht einmal entdeckt waren.

Als ich nach meiner Berufung 2007 zum ersten Mal das Heidelberger Seminar für Alte Geschichte und Epigraphik betrat und die sich im Flur befindliche Porträtgalerie der Verunglückten betrachtete, fühlte ich mich ergriffen. Zwar hatte ich natürlich schon vorher von dem Unglück gehört; in die überwiegend jungen, zum Teil sehr jungen Gesichter zu schauen – selbst Hans Schaefer, der mit Abstand Älteste, war erst 55 Jahre alt –, sich die vielversprechend begonnenen, jäh abgebrochenen Lebens- und Denkwege vorzustellen und sich in ihrer Nachfolge zu wissen, ließ mich und sicherlich auch manch anderen an unserem Seminar in den Jahren, die seit dem Unglück vergangen sind, einen existentiellen Ernst spüren, der sonst im Rahmen unserer Berufstätigkeit nur selten aufscheint. Da wir alle regelmäßig Exkursionen in Mittelmeerländer, gerade auch in die Türkei, unternehmen, bedarf es keines großen Einfühlungsvermögens, um sich das Ausmaß einer solchen Katastrophe zu vergegenwärtigen.

Der damalige Rektor unserer Universität Fritz Ernst evozierte bei der Abschiedsfeier im Innenhof der Universität andere Formen des Massensterbens: Die Universität Heidelberg habe, so sagte er, den Krieg wohl ohne äußere Wunden und Narben überstanden – nun habe sie ein Schlag getroffen, wie er außer in Zeiten der Pestilenz und des Krieges keiner anderen Hochschule widerfahren sei: „Auch wir sind nun gezeichnet.“ Es liegt in der Natur der Sache (und zählt ja insgesamt auch zu ihren menschenfreundlichen Aspekten), daß solche Zeichen mit der Zeit verblassen. Der Schmerz läßt nach, aber die Erinnerung soll bleiben. Daher möchten wir, die Seminarmitglieder von heute, unsere Verbundenheit mit den verunglückten Seminarmitgliedern von 1961 zum Ausdruck bringen, indem wir sie kurz einzeln vorstellen. Das kann und soll nur einleitendes Stückwerk sein, bevor Professor Christian Meier aus eigenem Erleben über „Hans Schaefer und sein Seminar“ spricht. Da Herr Meier seinen Lehrer Hans Schaefer und seinen Freund Peter Sattler eingehend würdigen wird, sparen wir diese beiden Unglücksopfer in unserer Präsentation aus.

Gleichwohl möchte ich Hans Schaefer wenigstens in seiner Bedeutung für die Geschichte unseres Seminars ganz kurz würdigen. Diese Bedeutung kann nämlich gar nicht überschätzt werden. Kraft seiner integren Persönlichkeit hat es Hans Schaefer geschafft, die durch Nationalsozialismus und Krieg beschädigten internationalen Beziehungen unseres Seminars wiederaufzubauen. Außerdem gelang es ihm, das Seminar für Alte Geschichte um einen zweiten Lehrstuhl für Römische Geschichte zu bereichern. Überdies verdankt die Papyrussammlung seinem organisatorischen Wirken ihre Entstehung als Einrichtung der Hochschule, und schließlich verwandte er eine außergewöhnliche Energie auf den Auf- und Ausbau der Seminarbibli-

othek. Wenn unser Seminar zu den am vielfältigsten ausgestatteten Arbeitsstätten für Alte Geschichte in der Bundesrepublik gehört und zahlreiche Forscher aus dem In- und Ausland anzieht, dann verdanken wir das auch heute noch maßgeblich der Aufbauarbeit von Hans Schaefer.

Ich möchte mich nun den vier jüngsten Unglücksopfern zuwenden: Sie waren alle Schüler von Hans Schaefer, und sie promovierten alle über Schaefer-Themen. Dies ist deswegen bemerkenswert, weil verschiedene Nachrufe die Freiheit betonen, in der Schaefer seine Schüler wissenschaftlich gewähren ließ – mit der Folge, daß diese (Walter Schmitthenner, Dietmar Kienast, Hans Buchheim, Christian Meier und Ursula Vogel-Weidemann) zunächst römische Themen behandelten, die Schaefers Arbeitsgebieten ferner lagen. Mit dem Flugzeugabsturz ist also eine jüngere Schüलगeneration ausgelöscht worden, die Schaefer auch thematisch folgte.

Siegfried Ries, der jüngste, stammte aus Mannheim und wurde 22 Jahre alt. Er begann 1957 in Heidelberg Jura zu studieren, brach dies aber bereits im folgenden Jahr ab, um sich für zwei Semester in Berlin, dann wieder in Heidelberg der Geschichte und klassischen Philologie zuzuwenden. Seit 1959 war er als Hilfskraft dem Seminar für Alte Geschichte verbunden. Eine Arbeit über verfassungsgeschichtliche Fragen während des peloponnesischen Krieges befand sich zum Zeitpunkt des Unglücks in den Anfängen.



Abb. 1:
Siegfried Ries (1938–1961)



Abb. 2:
Roland Maier (1936–1961)

Roland Maier starb mit 24 Jahren; er wurde in Nußloch bei Heidelberg als jüngster Sohn eines Müllermeisters geboren; zwei der drei älteren Brüder fielen im Zweiten Weltkrieg. Nach dem Abitur am Heidelberger Kurfürst-Friedrich-Gymnasium studierte er, mit einer einjährigen Unterbrechung in Freiburg, Geschichte und klassische Philologie an unserer Universität. Seit 1959 verwaltete er als wissenschaftliche Hilfskraft gewissenhaft und sachkundig, wie es heißt, die Münzsammlung des Seminars. Eine aus selbständigen Untersuchungen hervorgegangene, von Hans Schaefer mit lebhafter Teilnahme geförderte Arbeit über „Die Demokratie in Argos im VI. und V. Jahrhundert“ stand kurz vor dem Abschluß. Es ist vielleicht kein Zufall, daß das Thema wenige Jahre später von Michael Wörrle, einem Doktoranden von Schaefers Lehrer Helmut Berve in Erlangen, aufgegriffen wurde.



Abb. 3:
Gerhard Müller (1936–1961)

Gerhard Müller stammte aus Heidelberg und wurde 25 Jahre alt. Nach dem Abitur studierte er wie Ries (und übrigens auch Hans Schaefer!) erst einmal Jura in Berlin, dann in Heidelberg, bevor er mit den Fächern Geschichte, Latein und Politische Wissenschaft zur Philosophischen Fakultät übertrat. Seine Interessen galten gleichermaßen der alten wie der neueren und neuesten Geschichte, wie auch das dann doch der alten Geschichte zugehörige Thema andeutet, dessen Erforschung er begonnen hatte, nämlich das Problem des griechischen Widerstands gegen die römische Herrschaft. Wiederum ist interessant, daß dieses Thema ca. zehn Jahre später von Jürgen Deininger aufgegriffen wurde, der sich damit als Schüler des Schaefer-Schülers Walter Schmitthenner in Freiburg habilitierte. So zeigt schon die Themenwahl von Ries, Maier und Müller, welch fachlich vielversprechender Weg hier abgeschnitten wurde.

Hans Hermann Rohrbach starb mit 26 Jahren. Er wurde in Leipzig als Sohn eines niedergelassenen Arztes geboren und kam nach dem Krieg nach Heidelberg, wo er am KFG 1953 sein Abitur ablegte. Wie Ries, Maier und Müller studierte er Geschichte und klassische Philologie in Heidelberg, nicht ohne jedoch seinen Horizont durch ein jeweils einjähriges Zwischenspiel in Göttingen und Oxford zu erweitern. 1960 reichte Rohrbach seine Dissertation ein und wurde nach dem im Frühjahr 1961 abgelegten Staatsexamen zum wissenschaftlichen Assistenten ernannt. Rohrbachs Dissertation liegt in einer maschinenschriftlichen Fassung vor; sie trägt den Titel „Kolonie und Orakel. Untersuchungen zur sakralen Begründung der griechischen Kolonisation“. Rohrbach wagte sich damit auf das Feld der unmittelbaren Interessen Schaefers vor, den er gleichwohl selten und dann durchaus auch kritisch zitiert. Man möchte glauben, daß die Arbeit gerade wegen ihrer Eigenständigkeit die volle Anerkennung Schaefers fand. Jedenfalls ist sie nach wie vor lesenswert. Auf der Basis sorgfältiger philologischer Analysen relativiert Rohrbach übersteigerte Vorstellungen von der Bedeutung Delphis für die griechische Kolonisation in archaischer Zeit, etwa die Idee, daß die delphische Priesterschaft als eine Art „master mind“ hinter der Kolonisationsbewegung gestanden habe. Vielmehr sei ein Orakel Delphis als Antwort auf eine konkrete Situation zu beziehen, die als religiöses Problem verstanden wird, anders formuliert: Das Orakel gibt im Einzelfall praktischen Rat, läßt aber keine darüber hinausgehende, übergeordnete Politik erkennen – eine Ansicht, die m.E. nicht nur für Kolonisationsfragen zutrifft, sondern auch im Hinblick auf das Problem der Tyrannis oder der Konflikte mit fremden Mächten oder zwi-



Abb. 4:
Hans Hermann Rohrbach
(1935–1961)

schen griechischen Poleis. In jedem Fall führt die Fahndung nach einer konsistenten delphischen Politik in die Irre, und dies hätte Rohrbach noch besser begründen können, wenn er sich über die Bedingungen der mantischen Kommunikation Gedanken gemacht hätte. Ein solcher Ansatz wäre freilich 1960 ungewöhnlich und unerwartbar gewesen, und davon abgesehen ist Rohrbachs Ertrag anschaulich genug, wenn er die Orakel zwischen der genauen Festsetzung des Plans der Siedler und der endgültigen Gründung situiert. Dass die Orakelsprüche in der Regel gleichwohl die Initiative für die Gründung beanspruchen, betrachtet Rohrbach nicht als Fiktion, sondern als religiöse *façon de parler*: Der Gott beteiligt sich an der Gründung und übernimmt ihren Schutz; zudem legitimiert der Gott auf diese Weise die zum Teil ja gewaltsame Ansiedlung auf fremdem Boden. Rohrbach schließt mit dem Satz: „In seiner Beziehung zur Kolonisation stellt sich das Heiligtum von Delphi dar, nicht als eine einsame, das Griechentum überragende Stätte hoher sittlicher Prinzipien, sondern als eine an seiner Entwicklung teilnehmende Instanz des Sakralen. Delphi wird damit als Faktor griechischer Geschichte erst recht verständlich.“ Im Nachruf unserer Universität auf Hans Hermann Rohrbach heißt es, daß seine Arbeit „durch die auf der Exkursion gewonnene Anschauung für die Drucklegung noch eine Vertiefung erfahren“ sollte. Was wäre das für ein Buch geworden, wenn Rohrbach auch noch archäologische Forschungen berücksichtigt hätte? In jedem Fall ist es ein großer Verlust, daß diese kluge, sorgfältige und im besten Sinne nüchterne Dissertation nie im Druck erschienen ist.

Kai Trampedach

Im Jahre 1960, kurze Zeit nach der Fertigstellung der Doktorarbeit, nahm **Christoph Meinhard Bulst** eine Stelle als wissenschaftlicher Assistent in Kiel an. Solch eine akademische Position bedeutete damals einen entscheidenden Schritt in Richtung einer wissenschaftlichen Laufbahn. In meinen Heidelberger Jahren habe ich mich oft gefragt, wie die Karriere dieses jungen Mannes, dessen Foto wenige Zentimeter von meinem Arbeitszimmer entfernt hängt, hätte aussehen können, wäre er am 23. September nicht in diesem Flugzeug gewesen. Hätte er sich drei Jahre nach seiner Dissertation, so wie es die ungeschriebenen Gesetze der deutschen Altertumswissenschaft verlangen mit einem Thema aus dem Bereich der griechischen Geschichte, habilitiert, sodass er mit Anfang



Abb. 5:
Dr. Christoph Bulst
(1934–1961)

Dreißig einer der jüngsten berufenen Professoren der Alten Geschichte in der Bundesrepublik geworden wäre? Alles, was ich an diesem Tag der Erinnerung an die tragisch verunglückten Kollegen sagen kann, ist, dass alle strukturellen Voraussetzungen gegeben waren, um dieses Szenario Realität werden zu lassen: die Unterstützung der Familie, eine exzellente Ausbildung, eine solide Dissertation und die nötige Vernetzung. Christoph Meinhard Bulst wurde am 12. Juni 1934 in Göttingen geboren und wuchs in Göttingen, Berlin, Altwuhrow/Hinterpommern und Heidelberg auf. Sein Interesse an Geschichte wurde schon frühzeitig im Kreise der Familie angeregt. Der Vater

Prof. Dr. Walther Bulst war ein angesehener Philologe, dem das Seminar für Lateinische Philologie des Mittelalters und der Neuzeit der Universität Heidelberg seine Gründung verdankt. Die Einführung in die Sprache Vergils und in die Antike verdankt Bulst allerdings seiner Mutter, Dr. Marie-Luise Bulst, geb. Thiele, einer prominenten Mediävistin, die während der Wirren des Krieges, als der Besuch der Schule nicht immer möglich war, ihrem Sohn Privatunterricht in Latein erteilte. 1953 legte Christoph Bulst sein Abitur am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium in Heidelberg ab und nahm zum Sommersemester desselben Jahres das Studium an der Universität Heidelberg auf.

Er gehörte allerdings nicht zu den jungen Leuten, die schon mit 19 wissen, dass sie eines Tages eine Professur in Alter Geschichte inne haben werden. In seinem Lebenslauf, den er am 13. Februar 1953 dem Personalbogen zur Studienbewerbung beifügte, vermerkte Bulst: „Ich interessiere mich hauptsächlich für neuere Amerikanische Geschichte und die Englische Sprache“. Entsprechend war dann auch die Auswahl seiner Studienfächer: Geschichte als Haupt-, Latein und Englisch als Nebenfach. Das Feld Berufsziel der Immatrikulationsbögen lässt er mal offen, mal schreibt er „unbekannt“. Fünf Jahre später hatte sich jedoch eine ganz andere akademische persona herauskristallisiert. Sein Interesse galt jetzt, neben der Alten Geschichte, der lateinischen und alt-griechischen Sprache sowie der Archäologie. Als Berufsziel gibt Bulst voller Selbstbewusstsein „wissenschaftliche Tätigkeit“ an. Diese intellektuelle Metamorphose hat hauptsächlich Hans Schaefer bewirkt, der frühzeitig sein Talent erkannte und ihn entsprechend förderte, indem er die Aufnahme in die Studienstiftung und das Studium in Oxford ermöglichte. Neben seinem Heidelberger maître wurde die formative Zeit des jungen Wissenschaftlers Christoph Bulst von anderen zwei grand seigneurs der Altertumswissenschaften geprägt. Der eine war Alfred Heuss in Göttingen, wo Christoph Bulst für drei Semester immatrikuliert war, und der andere Sir Ronald Syme in Oxford, wo er sich von 1957 bis 1958 aufhielt. Seine intellektuelle Neugierde transzendierte jedoch bei weitem die Grenzen der Altertumswissenschaften. So besuchte er zahlreiche Vorlesungen und Seminare bei einigen der größten Denker des 20. Jahrhunderts: bei dem Philosophen Hans-Georg Gadamer, dem Kunsthistoriker Edgar Wind, einem der ersten und wichtigsten Schüler von Erwin Panofsky, und dem Neutestamentler Karl Georg Kuhn.

Sein enormer Wissensdurst hinderte ihn allerdings nicht daran, die Dissertation bereits in seinem 25. Lebensjahr abzuschließen. In seiner Doktorarbeit „Tacitus und die Provinzen. Ein Beitrag zur römischen Provinzialpolitik am Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts“ versucht Bulst, in fast post-strukturalistischer Manier, das Römische Reich ausgehend von seinen Dysfunktionalitäten zu beschreiben. Seine Fragestellungen drehen sich einerseits um die Motive des Widerstandes und die Ziele, welche die Aufständischen im Kampf gegen Rom durchzusetzen versuchten, und andererseits um die Reaktion des imperialen Roms auf diese oppositionellen Bewegungen im westlichen Teil des Imperium Romanum. Christoph Bulst gibt eine sehr differenzierte Antwort. Die einzige Gemeinsamkeit, die diese Aufstände haben, ist eine latente Unzufriedenheit der unteren Schichten mit der römischen Herrschaft. Die treibende Kraft des Widerstandes sieht er in der einheimischen Elite, die allerdings von unterschiedlichen Motivationen getrieben wird: von der Angst um den Machtverlust

der Icenii in Britannia und dem versuchten Umsturz des Tyrannen Nero durch Vindex in Gallien bis zur persönlichen Kränkung von Civilis in den germanischen Gebieten. Entsprechend erfolgte die römische Reaktion nicht nach dem gleichen Muster, sondern sie fiel je nach Kontext anders aus. Die Auswahl des Themas und die Akzentsetzung innerhalb der Arbeit zeigen Verflechtungsspuren mit der Zeit von Bulst auf. Dies wird sichtbar zum einen an der Frage nach dem Umgang einer Macht mit den Eroberten und zum anderen an einer gewissen Sensibilität, die fast die Post-Colonial Studies vorwegnimmt, für das Schicksal von Flüchtlingen. Bulst selbst musste mit seiner Mutter aus Hinterpommern flüchten und bezeichnete sich als „Ostflüchtling“. Was wichtig ist und was bleibt, ist die überzeugende Darstellung auch durch Christoph Bulst, dass die Aufstände keinen „nationalen“ Charakter hatten. Durch diese differenzierte Analyse war er einem Teil der Forschung seiner Zeit voraus.

Christoph Meinhard Bulst war ein intelligenter und überaus neugieriger junger Mann, der eine exzellente Ausbildung bei den besten Köpfen seiner Zeit genoss, und der 1961 vor einer, wie Walter Schmitthenner es vortrefflich bemerkt hat, hoffnungsvollen Laufbahn stand. Insofern war sein viel zu frühzeitiger Tod nicht nur ein schwerer Verlust für seine Familie und Freunde, sondern auch für die Gemeinschaft der Altertumswissenschaftler.

Lorand Dészpa

Martin Friedenthal wurde am 29. Januar 1926 als Sohn des Kaufmanns Wilhelm Friedenthal und der Studienrätin Fritze Friedenthal in Breslau geboren. Er besuchte in Breslau auch das Humanistische Gymnasium, allerdings nur bis zur 7. Klasse – danach wurde er als Halbjude im Zuge der antisemitischen Rassenhetze vorzeitig aus der Schule gedrängt. Friedenthal begann eine Lehre als Brauer und Mälzer, wurde aber schon bald in ein Zwangsarbeitslager in Schlesien eingewiesen. Diese deprimierenden Ereignisse zwischen Schule und Kriegsende bzw. Flucht werden von Friedenthal selbst in seinem Lebenslauf am Ende seiner Dissertation mit keinem Wort erwähnt, und so wird auch niemals ein Wort des Vorwurfs oder der Klage laut. Mehr noch – es gelingt ihm, seinen persönlichen Weg derart von diesen Ereignissen zu abstrahieren, dass er noch 1950 parallel zum Studium und mit dem – dem späteren Materialwissenschaftler eigenen – Hang zur Vollständigkeit die im Krieg angefangene Brauer-Lehre sogar mit der Gesellenprüfung abschloss.



Abb. 6:
Martin Friedenthal
(1926–1961)

Die Hochschulreife legte Friedenthal dann erst nach dem Krieg 1946 ab, und zwar im Rahmen der sogenannten Vorsemerkurse, die an der Universität Heidelberg unmittelbar nach Kriegsende für eben solche Fälle eingeführt wurden. In Heidelberg studierte er dann zunächst Geschichte, Latein und Griechisch, dann auch Archäologie, und wohl speziell für die Archäologie ging er 1949 vorübergehend für ein Semester nach Tübingen, vor allem zu Kurt Bittel. 1954 legte er schließlich die Staatsprüfung für

Geschichte, Latein und Griechisch ab. Nach diesem Studium begann er turnusgemäß seinen Vorbereitungsdienst – also das Referendariat – am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium in Heidelberg, dessen Abschlussprüfung er zwei Jahre später bestand. Aber schon parallel dazu arbeitete er immer wieder als Archäologe, etwa im Rahmen eines Projektes der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Kempten, dem römischen Cambodunum, oder sogar in der Photoabteilung des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom. Und angesichts des Abschlussdatums seiner Dissertation schon 1957 ist davon auszugehen, dass sein Lehrmeister Hans Schaefer ihn auch schon früh zu einer althistorischen Doktorarbeit anregte und die Arbeiten hierzu wohl spätestens unmittelbar nach der Assessor-Prüfung begannen.

Diese Doktorarbeit trägt den Titel „Seian – Eine Studie zur Regierung des Tiberius“. Sie liefert durch eine biographische, sich eng an den Quellen orientierende Untersuchung des Praetorianerpraefecten L. Aelius Seianus, einer der zentralen Figuren um den Kaiser, einen Beitrag zum Verständnis des Herrschaftssystems des Tiberius. Der wissenschaftliche Einfluss dieser Arbeit litt leider darunter, dass sie aufgrund der späteren beruflichen Verpflichtungen Friedenthals nie regelgerecht publiziert und verbreitet worden ist. Außerdem erschien 1975 der bis heute als Standardwerk geltende *Vestigia*-Band „L. Aelius Seianus – Untersuchungen zur Regierung des Tiberius“ von Dieter Hennig. Wie schon der Titel sind auch Ziel und Herangehensweise bei Hennig, der Friedenthal vielfach zitiert, ganz ähnlich. In den Schlussfolgerungen, und zwar ebenso in Bezug auf Seian wie auf Tiberius, unterscheiden sie sich aber durchaus. Ohne an dieser Stelle in eine wissenschaftliche Diskussion eintreten zu wollen, denke ich, dass jeder, der sich mit dem nach wie vor kontrovers diskutierten Kaisertum des Tiberius beschäftigt, nicht schlecht beraten ist, auch die akribische Arbeit von Friedenthal zu studieren. Und diese ist durchaus, auch wenn sie nicht über einen Verlag publiziert worden ist, in vielen guten Bibliotheken in Deutschland greifbar, nicht nur in Heidelberg, sondern u.a. auch in München, Bamberg, Frankfurt, Leipzig oder Kiel.

Martin Friedenthal ging nach der Promotion nicht an die Schule zurück, sondern wechselte endgültig in die provinzialrömische Archäologie. Nur 12 Tage nach dem Promotionsdatum trat er am 1. August 1957 eine Stelle als wissenschaftlicher Referent am bekannten Rheinischen Landesmuseum in Bonn an. Hier war er vom ersten Tag an eingespannt in die dokumentations- und reiseintensive Tätigkeit eines Landesarchäologen, wie seine zahllosen Kurzbeiträge in den Jahresberichten der Bonner Jahrbücher 1959 und 1960 zeigen, etwa zu den Funden in Kessenich, Duisdorf, Friesheim, Gladbach, Holzheim, Lengsdorf, Mönchengladbach, Neukirchen, Niederberg, Xanten, Zülpich, um wirklich nur einige wenige zu nennen. Darüber hinaus veröffentlichte er in den Bonner Jahrbüchern 1959 einen kurzen Aufsatz zur Gleichsetzung der heutigen Ortschaft Drüpt mit dem römischen Trepitia; seine letzte Tätigkeit war die Vertretung der Grabungsleitung in Neuss.

Seine enge Verbindung mit Heidelberg und hier besonders zu seinem Lehrer Hans Schaefer hat Martin Friedenthal nie gelockert. Fast jedes Wochenende war er am Neckar, und man spricht von ausgesprochen fröhlichen Zusammenkünften. Diese andauernde Verbindung dokumentiert sich auch an seiner Teilnahme an der Heidel-

berger Exkursion von 1961, auf der er schließlich im Alter von 35 Jahren zusammen mit Freunden und seinem Lehrer aus dem Leben gerissen wurde.

Norbert Kramer

Leo Teutsch wurde am 11. November 1929 in Berlin geboren und wuchs in Berlin, Karlsruhe und Freiburg auf. Sein Vater August Teutsch war ein auch wissenschaftlich tätiger hoher Richter, der seine Karriere als Senatspräsident am Bundessozialgericht beendete (s. Nachruf in der Juristenzeitung 1960); eine ähnliche Position hatte er auch schon in dessen Vorgängerinstitution, dem Reichsversicherungsamt, innegehabt, aus der ihn die Nazis gleich nach der Machtübernahme in einen erzwungenen Ruhestand versetzten. 1945 traute man seiner Integrität eine tragende Rolle beim Wiederaufbau der badischen Justiz zu, während Leo Teutschs Mutter, eine promovierte Studienrätin, dem ersten badischen Landtag als Abgeordnete der Liberalen angehörte. 1948 legte Leo Teutsch,



Abb. 7:
Dr. Leo Teutsch (1929–1961)

nachdem er 1944/45, offenbar im Zuge politischer Verfolgung des Vaters, eine Schriftsetzerlehre absolviert hatte, am humanistischen Berthold-Gymnasium in Freiburg das Abitur ab. Zum Wintersemester 1948/49 nahm er an der dortigen Universität das Studium der Geschichte und der Klassischen Philologie auf; 1953 wechselte er für zwei Semester an die FU Berlin. Ab 1954 arbeitete Teutsch an seiner Doktorarbeit in Freiburg bei Herbert Nesselhauf, die im Sommer 1957 angenommen wurde und 1962 unter dem Titel „Das Städtewesen in Nordafrika in der Zeit von C. Gracchus bis zum Tode des Kaisers Augustus“ bei De Gruyter erschien. Ein Kapitel daraus, eine Widerlegung der Forschungsthese von der Existenz sogenannter „Doppelgemeinden“ – Siedlungen, deren Einwohner auf zwei Rechtskörper, eine römische und eine peregrine Stadt unter verschiedenen Stadtstatuten verteilt gewesen sein sollen –, war bereits 1961 in RIDA, der „Revue Internationale des Droits de l'Antiquité“ der Universität Lüttich, erschienen.

Teutsch hat in die Arbeit über Nordafrika nach eigener Aussage zehn Jahre seines Lebens investiert; er bereiste in den 1950er Jahren Algerien und Tunesien und hat die schon damals enorme Literatur in bewunderungswürdiger, von allen Rezensenten gerühmter Gründlichkeit umfassend aufgearbeitet. Friedrich Vittinghoff, ein strenger Kritiker und genauer Kenner des Materials, sprach in seiner Rezension für den Gnomon 1968 von einem „erstaunlich gelehrten und reifen Erstlingswerk“; ähnlich äußerten sich andere Rezensenten. In methodischer Hinsicht steht die Arbeit über Nordafrika auf den Grundlagen, die Teutsch durch seinen Doktorvater Nesselhauf vermittelt wurden, der, selbst Epigraphiker mit starkem Interesse an der Verwaltungs- und Institutionengeschichte, nach Teutschens eigener Aussage das Thema der Arbeit angeregt hatte. Auch der große Epigraphiker Hans-Georg Pflaum, den Teutsch bei Studienaufenthalt in Paris kennenlernte, scheint starken Einfluß ausgeübt zu haben. Die Arbeit basiert auf einer genauen Rekonstruktion der Entstehungszeit, der Rechtsstellung und der Motive für die Gründung für alle nordafrikanischen Stadtgemeinden, die

dem Werk in der Kritik allgemein die Begrüßung als ein grundlegendes Handbuch über die Anfänge der Munizipalisierung Nordafrikas einbrachte. Teutsch blieb aber bei dem handbuchartigen Überblick nicht stehen, sondern verband ihn mit dem Anspruch, den Prozess der Urbanisierung Nordafrikas historisch zu deuten und auch in einer historischen Erzählung darzustellen. Sein Ausgangspunkt dabei war die Ablehnung der Idee einer kulturpolitisch motivierten Romanisierungspolitik durch Rom (S. IX), ein bekanntlich bis heute intensiv debattiertes Gebiet; ihm ging es dagegen darum zu zeigen, dass die Urbanisierung Nordafrikas als Folge innenpolitischer und bisweilen sicherheitspolitischer Interessen Roms bzw. einzelner römischer Akteure der späten Republik zu sehen seien. So stellte er konsequent Marius' oder Cäsars Interesse heraus, durch Gründungen oder Stadtrechtsverleihungen Gefolgschaften zu schaffen, die die Loyalität Africas im innenpolitischen Machtkampf sichern konnten; er betonte deren Absicht, Veteranen unter Umgehung des Senats jenseits römischen Hoheitsgebietes etwa in numidischen Städten ansiedeln zu können, oder arbeitete die geostrategische Bedeutung vieler Siedlungen heraus. Auch dort, wo später an Teutschens Rekonstruktionen und historischen Deutungen Kritik geübt wurde, geschah dies immer im Ton höchsten Respekts; Vittinghoff gestand ihm zu, „alle Fragen der Munizipalisierung Afrikas mit kühnem Griff und kombinatorischer Phantasie erneut in die Diskussion gebracht und manche nach unserem heutigen Wissen endgültig gelöst zu haben.“

Nach der Promotion trat Teutsch 1958 eine Stelle als Wissenschaftlicher Assistent an der Universität des Saarlandes bei Jacques Moreau an. In der Saarbrücker Zeit entstand ein 1959 in der internationalen bibliothekswissenschaftlichen Zeitschrift „Libri“ erscheinener Aufsatz über Cassiodors Vivarium-Projekt, der von der über Afrika hinausreichenden Breite seiner Interessen zeugt. Darin versuchte Teutsch aus den „Institutiones“ Cassiodors Entwurf der Klosterbibliothek von Vivarium und auf dieser Grundlage die weitergehenden Bildungsziele des Unternehmens zu rekonstruieren. 1960 folgte Teutsch Moreau nach Heidelberg, wo man ihm unter anderem die Vorbereitung der Forschungsreise übertrug, die vor 50 Jahren bei Ankara ihr Ende fand. Das Erscheinen seiner Dissertationsschrift, deren Überarbeitung zur Drucklegung er selbst offenbar noch kurz vor der Abreise zu der Exkursion abgeschlossen hat, hat Teutsch nicht mehr erlebt. Gerold Walser hat sie Anfang 1962, wenige Monate nach dem Unglück, herausgegeben – zur Erinnerung an einen, wie er in seinem Geleitwort schrieb, „bescheidenen, feinen und klugen Menschen“.

Sebastian Schmidt-Hofner

Jacques Moreau war gerade erst 43 Jahre alt geworden, als er bei dem Flugzeugabsturz vor Ankara ums Leben kam. Da ihn sein Lebensweg erst relativ spät auf eine dauerhafte Position im Wissenschaftsbetrieb geführt hat, sind alle seine wesentlichen Arbeiten innerhalb nur eines Jahrzehnts vor seinem Tod entstanden. Umso erstaunlicher ist es, was er – sowohl qualitativ als auch quantitativ – während dieser Zeit geleistet hat; und umso deutlicher tritt hervor, was von ihm noch erwartet hätte werden können, wenn ihm denn ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Er hätte dann sicherlich auch das Heidelberger Seminar viel stärker prägen können, als es ihm in seiner kurzen Amtszeit dort vergönnt war – war er doch erst 1960 einem Ruf an die Ruperta Carola

gefolgt. Dennoch lässt sich aufzeigen, dass er mit seiner Persönlichkeit und seinem wissenschaftlichen Oeuvre Wesentliches zur spezifischen Ausrichtung des erst kurz zuvor eingerichteten zweiten Lehrstuhles für Alte Geschichte an der Heidelberger Universität beigetragen hat, und dass sich von seinem Wirken ausgehend eine Kontinuitätslinie bis in die heutige Zeit nachzeichnen lässt.

Jacques Moreau wurde am 12. September 1918 im belgischen Lodelinsart bei Charlesroi als Sohn eines Lehrers geboren, und seine belgische Heimat im Grenzgebiet zwischen dem germanischen und dem romanischen Sprachraum hat ihn, den überzeugten Europäer, offenbar tief geprägt. Nach dem glänzenden Schulabschluss im Jahre 1935 nahm er sogleich ein breit angelegtes Studium der Klassischen Philologie und der Geschichte an der Université Libre von Brüssel auf, wo er vor allem von seinem Lehrer Henri Grégoire beeinflusst wurde. Den ersten Studienabschluss erwarb Moreau 1939; leider blieb seine Arbeit über die soziale Situation der Juden im hellenistischen und römischen Ägypten weitgehend ungedruckt. Moreau ist dann, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, zunächst in den Schuldienst gewechselt, in dem er – unterbrochen durch zwei Dienstzeiten bei der belgischen Armee – bis 1950 an verschiedenen Einrichtungen tätig war. Gleichzeitig hat Moreau aber in diesen auch durch die äußeren Umstände schwierigen Jahren seine wissenschaftlichen Studien weiter vorangetrieben. Im Zentrum stand dabei die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Frühen Christentums und der Zeit der Verfolgungen, ein Thema, das Moreau auch später nicht mehr losgelassen hat. Einen neuen Abschnitt für seinen



Abb. 8:
Prof. Dr. Jacques Moreau
(1918–1961)

Lebensweg bedeutete für Moreau die Berufung an die im Aufbau begriffene Universität Saarbrücken, wo er ab 1950 zunächst als Gastprofessor, dann als außerordentlicher und – nach der Verleihung des Grades eines Docteur en philosophie et lettres, welcher der deutschen Habilitation entspricht – ab 1954 als ordentlicher Professor tätig war. Er hat sich sofort mit Begeisterung in das neue Betätigungsfeld gestürzt und zahlreiche Arbeiten zur Landeskunde des Saarlandes in keltischer und römischer Zeit vorgelegt, aber auch der Universität für längere Zeit als Dekan der Philosophischen Fakultät gedient. Im Frühjahr 1960 ist Moreau einem Ruf an die Universität Heidelberg, wo er schon zuvor als Gastprofessor gewirkt hatte, gefolgt. Seine Professur, die zunächst die Bezeichnung „Römische Geschichte und Hilfswissenschaften“ trug, ist bald darauf in einen (zweiten) Lehrstuhl für Alte Geschichte umgewandelt worden. Im September 1961 ist Moreau dann mit den anderen Mitgliedern des Seminars zu der Exkursion nach Kleinasien aufgebrochen, von der er nicht mehr lebend zurückkehren sollte. In seiner belgischen Heimat, auf dem Friedhof Etterbeek bei Brüssel, hat er seine letzte Ruhestätte gefunden.

Aus dem weit ausgreifenden wissenschaftlichen Wirken von Jacques Moreau, das von der Beschäftigung mit der griechischen Klassik bis zur Wissenschaftsgeschichte

reichte, können hier nur wenige Ausschnitte vorgestellt werden. Ich möchte mich dabei auf die Felder konzentrieren, auf denen sich Moreaus Profil am klarsten abzeichnet und die – wie oben schon angesprochen – eine Linie erkennen lassen, welche die spätere Ausrichtung des Heidelberger Seminars in hohem Maße geprägt hat. Trotz der stupenden Breite seiner Interessensgebiete war Moreau in erster Linie ein römischer Historiker; und obwohl er sich auch tief in archäologische Fragestellungen eingearbeitet hat, hat er sich mit besonderer Energie dem gründlichen Studium der literarischen Quellen zugewandt, wobei ihm seine profunde philologische Ausbildung sehr zugute kam. Frucht dieser Arbeiten waren zunächst wichtige Texteditionen, so die 1961 in der Bibliotheca Teubneriana erschienene Ausgabe der Excerpta Valesiana, vor allem aber die 1954 in der Serie Sources Chrétiennes vorgelegte und mit einem umfangreichen Apparat versehene Edition der Schrift *De Mortibus Persecutorum*, die Moreau in seiner präzisen Einführung gegen frühere Zweifel in überzeugender Manier dem Lactantius zugewiesen hat. Besonders wichtig ist der zweite Band dieser Edition, der einen ausführlichen historischen Kommentar zu der Schrift enthält, welcher noch heute in weiten Teilen Gültigkeit beanspruchen kann. Gerade von den Werken des Laktanz ausgehend hat Moreau ein besonderes Interesse für die Epoche des ausgehenden 3. und frühen 4. Jahrhunderts, also für das tetrarchisch-konstantinische Zeitalter entwickelt, dem er zahlreiche Aufsätze gewidmet hat. Diese beschäftigen sich vorrangig mit Fragen der Quelleninterpretation; und hierbei sticht Moreaus Fähigkeit zu einem klaren und abgewogenen Urteil ins Auge, ohne in eine Hyperkritik zu verfallen. Auch weitere historische Fragestellungen haben ihn immer wieder angezogen, so die Christenverfolgungen, denen er eine eigene kleine Monographie gewidmet hat, oder die Religionspolitik Konstantins, welcher er sich mehrfach zugewandt hat. In dieser heute noch hoch aktuellen Frage bekundete er seine Skepsis gegenüber einer Interpretation des Konstantin als eines von tiefer religiöser Überzeugung getriebenen Menschen – er sah in ihm vielmehr den kraftvollen Politiker, der auch seine religiösen Maßnahmen nach machtpolitischen Erwägungen auszugestalten verstand. Sehr zu bedauern ist, dass eine von Moreau geplante, kommentierte Ausgabe von Eusebs *Vita Constantini* nicht mehr zur Ausführung gekommen ist.

Ein anderes Betätigungsfeld, dem sich Moreau verstärkt bereits in seiner Saarbrücker Zeit zugewandt hatte, und das er sicherlich auch in Heidelberg mit großem Gewinn beackert hätte, war die Landeskunde, und dies im breitesten Sinne, denn er hat sich intensiv auch mit der vorgeschichtlichen Entwicklung Nordwesteuropas auseinandergesetzt und eine eigene Monographie zur „Welt der Kelten“ vorgelegt. Zahlreiche kleinere Aufsätze zur Besiedlungsgeschichte des Saarlandes in römischer Zeit, aber auch zu einzelnen Denkmälern wie den Iuppitergigantensäulen zeugen von seiner großen Vertrautheit mit der Region und ihrer materiellen Kultur. Vor allem hat sich Moreau durch die Edition und Kommentierung vieler neu gefundener Inschriften hervorgetan, denn er war ein hervorragender und sehr gründlich arbeitender Epigraphiker – und dies nicht nur in heimischen Gefilden, sondern auch im nordkleinasiatischen Sinope, wo man ihm die Edition der bei den dortigen Ausgrabungen gefundenen Inschriften anvertraut hatte. Auch diese Tätigkeit hätte Moreau sicherlich mit

großem Erfolg an dem Heidelberger Institut, an dem die Auseinandersetzung mit den epigraphischen Zeugnissen der Antike seit jeher ihren festen Platz hat, fortgesetzt.

Mir selbst besonders nahe steht schließlich das Thema, das Moreau für seine Antrittsvorlesung gewählt hat, welche er am 11. Januar 1961 in Heidelberg hielt: „Krise und Verfall. Das 3. Jh. n. Chr. als historisches Problem“. Das ist nun erneut ein auch in den letzten Jahren intensiv diskutiertes Problem, zu dessen Erhellung Moreau bedeutende Überlegungen beigelegt hat. Zwar sind einige zeitbedingte Vorstellungen (etwa der Vergleich der römischen *limites* mit der – wenig effizienten – Maginot-Linie) unverkennbar, und auch bei der von Moreau prononciert vorgestellten Dominanz der Bedeutung von politisch handelnden Individuen gegenüber strukturgeschichtlichen Prozessen wird man ihm heute nur noch bedingt folgen können. Aber der Beitrag enthält eben auch wichtige Anstöße für eine Neubewertung dieser Epoche, so etwa in der Ablehnung eines unkritisch angewandten und generalisierenden Verfalls-Modells („nicht jede Krise ist gleichbedeutend mit Verfall“); oder aber durch den Hinweis darauf, dass eine einseitige Parameterfestsetzung, die die Situation der hohen Kaiserzeit zum alleinigen Maßstab erhebt, unangebracht ist. In diesen Bahnen hat sich dann die Forschung nach Moreau weiterentwickeln können, auch wenn die Debatte über den Charakter des 3. Jahrhunderts noch keineswegs abgeschlossen ist.

Noch ein letzter Punkt verdient Erwähnung, der mir beim Lesen von Moreaus Schriften aufgefallen ist: Moreau hat immer ein sehr klares Urteil vertreten und deutlich gesagt, wenn er mit einer bestimmten These nicht einverstanden war (und sich dabei im Übrigen gelegentlich auch selbst korrigiert). Dies wurde von ihm aber stets in einem höchst freundlichen und konziliananten Ton vorgebracht, der von der Achtung vor dem Werk anderer Forscher geprägt war – ein Muster dafür, wie wissenschaftliche Auseinandersetzungen auszutragen sind.

Dem Menschen Jacques Moreau konnten diese Ausführungen sicherlich nicht in vollem Umfange gerecht werden, denn hierzu fehlt mir die direkte Kenntnis seiner Persönlichkeit. Tief berührt hat mich aber die abschließende Passage des Nachrufes auf ihn, die Walter Schmitthenner verfasst hat und die ich gerne zitieren möchte, weil sie vielleicht auch als eine Mahnung in dem zunehmend hektischer werdenden Universitätsbetrieb dienen kann: „Bei alle dem war Moreau ein Mensch, der Zeit hatte. Trotz seiner außergewöhnlichen Arbeitsanspannung wirkte er gelassen und ruhig. Etwas von der kraftvollen Behäbigkeit seiner flandrischen Heimat war mit ihm anwesend“.

Christian Witschel

Christian Meier

Hans Schaefer und sein Seminar²

Der Titel meines Gedenkvortrags bezieht sich nicht nur darauf, daß Hans Schaefer mitsamt verschiedenen Angehörigen seines Seminars bei Ankara den Tod fand. Nein, dieses Seminar – diese „Pflanzstätte“, um es im ursprünglichen Wortsinn zu sagen – spielt sowohl als Institut wie als Lehrveranstaltung im Leben dieses Forschers und Lehrers eine zentrale Rolle.



Abb. 9: Marstallhof mit Weinbrennerbau, Sig.: Neg I 03145, Foto: Universitätsarchiv Heidelberg

Das Seminar lag damals im zweiten Stock des alten Weinbrennerbaus am Marstallhof. Man betrat es durch ein Vorzimmer, in dem die Aufsicht saß. Rechter Hand ging es von dort in einen langgestreckten Raum, an den Wänden natürlich überall Bücher. Links vor den sechs Fenstern je ein größerer Tisch, einer für den Assistenten, andere für Doktoranden und ihre Apparate. Eine zweite Reihe größerer Tische fand sich rechterhand. Einer davon war der Tisch Hans Schaefers (ein zweiter; denn natürlich hatte er auch einen Schreibtisch im Direktorzimmer). Auf seinem Tisch im Seminarraum stand eine Reihe von Büchern aus der Universitätsbibliothek, eine zweite auf dem Fußboden. Normalerweise lagen ein oder zwei dort auch aufgeschlagen (die liest er mit den Hühneraugen, hieß es). Und auf dem Tisch fanden sich auf und neben einer großen Schreibunterlage mehrere Häufchen kleiner, zum Teil vergilbter Zettel, DIN A7 (also 10,5 x 7,4 cm) mit (ich glaube) Steinen beschwert. Immer wieder sah man Comilitonen, denen das neu war, beeindruckt davorstehen. Vor- wie nachmittags pflegte Hans Schaefer ins Seminar zu kommen. Er war ein Teil des Seminars, das er übrigens mit aller Energie – und mit viel Geld, welches er aus den verschiedensten Quellen mit großer Findigkeit und viel Geschick heranschaffte – zur wohl besten althistorischen Bibliothek der damaligen Bundesrepublik ausbaute.

Übrigens mußten auch die Assistenten vor- und nachmittags dorthin kommen, und nicht zu spät, zumal es ja sein konnte, daß die Post einen wichtigen Antiquariatskatalog brachte oder gar daß ein Buch fehlte. Mit scharfem Auge pflegte Schaefer Lücken zu entdecken. Das durfte nicht sein! Denn alle Bücher mußten immer im Seminar griffbereit zur Verfügung stehen.

Der Weinbrennerbau hatte außer dem Haupteingang an der westlichen Seite eine zweite Haustür, die nach innen nicht verschlossen war. Wer drinnen war, konnte Tag und Nacht inklusive Sonntag heraus und konnte auch andere hereinlassen. Es war Schaefers Wunsch, daß wir in diesem Seminar zu jeder Zeit arbeiten könnten. Es konnte durchaus passieren, daß er sich auch sonntags dazugesellte.

Man arbeitete dort also bis in die Nacht. Zu meiner Zeit taten es zumal Hermann Wentker, Peter Sattler, Veit Waentig und ich. Zu Hause waren keine Bücher, nicht so ein praktischer Tisch. Im Winter wären einem Heizkosten entstanden, die man lieber sparte (mir ist dabei 1954 einmal das Wasser in der Karaffe gefroren). Gegen halb zwölf, zwölf, halb eins, eins – irgendwann – hatte erst der, dann der genug, begann

in irgendwelchen Büchern zu schmökern oder las Zeitung, und dann verließen auch die anderen ihre Plätze. Es gab im Seminar bewegliche kleine Treppengestelle, deren oberstes Brett auf eine an den Regalen in etwa 1,20 m Höhe angebrachte Kante aufgesetzt werden konnte. Irgendwie verlockten sie, sich darauf zu setzen. Der eine nahm also gern einmal hier, der andere dort Platz, und es entspannen sich quer durch den großen Raum Gespräche; oft über Politik; natürlich über alles mögliche sonst; aber eher selten geschah es, daß nicht auch über den Mann gesprochen wurde, der uns alle beschäftigte, unter Umständen ärgerte, ja quälten konnte, der uns aber auch faszinierte und den zu verstehen wir Mühe hatten: über den Chef, wie es gern hieß, bis Peter Sattler das eines Tages für unangemessen hielt. Wir sprachen dann – unter uns – von Herrn Schaefer. Natürlich hat man an ihm gezweifelt, hat Fehler, Irrtümer aufgespürt und kritisiert. Wir haben uns auch als Opposition gefühlt, aber als his majesty's most loyal opposition. Als die besseren Schaefer-Schüler. Wir hatten durchaus das Gefühl, einer Schule zuzugehören. Immer wieder stand hinter aller Kritik große Bewunderung, angefangen bei seinem Instinkt, einer Vokabel, die ihm übrigens selbst nicht fremd war bei der Beschreibung wissenschaftlicher Ansätze. „Er hat Nase“, pflegte Peter Sattler zu sagen. Wir wären für ihn durchs Feuer gegangen. Wer war dieser Mann? Ein Leben lang hat mich diese Frage beschäftigt, seit damals und dann besonders nach seinem Tode. Man kann einiges dazu sagen. Das Ganze bleibt ein Geheimnis.

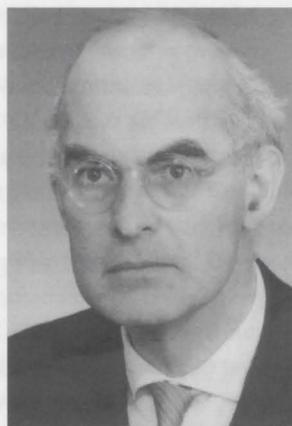


Abb. 10:
Prof. Dr. Hans Schaefer
(1906–1961)

Groß gewachsen war er, kerzengerade pflegte er zu gehen und zu stehen. War sehr gut gekleidet, eine höchst eindrucksvolle Erscheinung, großartig auch das Gesicht unter der hohen Stirn. 1906 geboren, in Breslau. Das Studium nahm er 1924 auf, in Bonn, in Rechts- und Staatswissenschaften. Hörte unter anderm Vorlesungen bei Carl Schmitt, dem er später (1958) „gern und unumwunden“ erklärte, „daß ich niemandem so viele Anregungen zu verdanken habe, wie gerade Ihnen“. Doch wechselte er bald zur Philosophischen Fakultät, um Geschichte, Klassische Philologie und Orientalistik zu studieren. Zunächst in Marburg, dann in Leipzig. Schon auf dem Gymnasium hatte er begonnen, „in der Weise des Autodidakten Sprachen des Alten Orients zu lernen“. Im Februar 1945, bei der Aufnahme in die Heidelberger Akademie, rühmte er die „geniale Erscheinung“ des großen Leipziger Orientalisten Benno Landsberger, was sich damals eigentlich nicht gehörte, denn Landsberger war Jude (P. 441 f.).

Schaefer hat die Orientalistik auch später weiter betrieben, im Seminar seines Leipziger Studienfreundes Adam Falkenstein, mit dem er in Heidelberg wieder zusammentraf. Als die neuen Funde aus Mari dort erstmals gelesen wurden und Wortschatz und Grammatik ganz im Zentrum der Aufmerksamkeit standen, habe er zur allgemeinen Überraschung den Finger darauf gelegt, wie aufregend der Inhalt war, unter anderm der vom König unterhaltene Nachrichtendienst oder das früheste Zeugnis für einen ersten – göttlich inspirierten – Propheten (18. Jh. v. Chr.).

Aber Schaefers Hauptfach sollte die Alte Geschichte werden. Seinen Doktor machte er bei dem gerade mit Anfang Dreißig nach Leipzig berufenen Helmut Berve, 1929. 1933 folgte die Habilitation, 1936 der Ruf auf ein Extraordinariat in Jena. Die Beförderung zum Ordinarius, welche die Fakultät beantragte, wurde von der Regierung, wohl aus politischen Gründen, verweigert. In den dortigen Personalakten wird verschiedentlich sein Katholizismus moniert. Es fehle ihm auch an „Einsatzbereitschaft“, womit doch wohl eine Art Resistenz bezeichnet ist. Dabei hatten die Herrschaften nicht mal bemerkt, daß er gleichzeitig, freilich unter dem Pseudonym Hans Hirt, in der katholischen Zeitschrift Hochland publizierte; einen Artikel, der keineswegs im Sinne des Regimes war; auch was die respektvolle Würdigung des jüdischen Philosophen Philo anging (P. 33 ff.). 1941 wechselte er nach Heidelberg.

Das wissenschaftliche Werk Hans Schaefers – von der Dissertation, die 1932, um ein nahezu gleich starkes zweites Kapitel erweitert, erschien, bis zum Tod, fast dreißig Jahre später – nimmt sich dem Umfang nach nicht gerade großartig aus, um so weniger, wenn man dagegenhält, was er zu sagen hatte.

Kein zweites Buch (außer der Sammlung seiner Aufsätze im Jahre 1963). Auch die Habilitationsarbeit blieb unveröffentlicht. Insgesamt 20 Aufsätze, von denen sechs die schriftliche Fassung von Vorträgen sind und vier Darstellungen für ein breiteres Publikum. 53 Rezensionen, von denen nur neun länger sind als zwei Seiten. Schließlich 62 Artikel in der Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft (P. 444).

Diese letzteren werden wenig beachtet, sind aber zum Teil wichtig, ja grundlegend. Akribisch gearbeitet, die Materie oft neu untersucht, interessante Vermutungen, jeder Aspekt berücksichtigt, gegebenenfalls unter Heranziehung neuester Inschriftenfunde und entlegener Literatur, unter Umständen durch Nachträge auf den allerneuesten Stand gebracht. Schaefer muß diese, thematisch eingegrenzten, auf das Faktische konzentrierten Aufgaben sehr geschätzt haben. Zusammengenommen ergäben diese Artikel ein Buch, das an Umfang nicht sehr weit hinter dem Aufsatzband zurückbliebe.

Höchst aufschlußreich, auch in ihrer Kürze, die Rezensionen. In zeitlicher Dimension erstrecken sich die besprochenen Bücher vom alten Orient bis zum frühen Christentum, gelegentlich bis ins moderne Völkerrecht. Politik-, Verfassungs-, Wirtschafts-, Religionsgeschichte, alles findet einen interessierten, zu viel Lob bereiten, aber auch höchst sachkundig seine Einwände vortragenden, anspruchsvollen Beurteiler, der sich übrigens nicht scheut zu erklären, wie sehr ihn (bei allen Vorbehalten) Zitate von Marx und Engels beeindruckt hätten.

Die Aufsätze, welche der Untersuchung einzelner Gegenstände dienen, sind so, wie man sich Aufsätze wünscht. Interessante Themenstellung, streng auf die Frage ausgerichtet, mit großer Umsicht angelegt, originell und zugleich diszipliniert in der Argumentation, übrigens in bester Wissenschaftsprosa abgefasst; in einem unverwechselbaren, kraftvollen, konzentrierten Stil, mögliche Zweifel mit der häufig wiederkehrenden Wendung „kein Zweifel, daß“ bannend, sehr bestimmt in der Linienführung, nicht ohne ein gewisses Pathos, das sich unter anderm in den Superlativen äußert; und immer wieder die starke Beeindruckung etwa durch den Zauber eines Phänomens bekundend. Der letzte Aufsatz, das Ideal der Stadt von 10.000 Bürgern betref-

fend, greift ein bis dato unerkanntes Problem griechischen Denkens und griechischer Zahlenbezogenheit auf und öffnet den Blick auf weite Zusammenhänge.

Wo es um die Darstellung größerer Sachverhalte für ein mehr oder weniger breites Publikum geht, ist alles gleichermaßen von Fragen geleitet. In diesen Aufsätzen wird einiges von dem entwickelt, worauf sich Schaefers Interesse vornehmlich richtete: Das Problem der griechischen Kolonisation etwa; oder die ihn seit der Dissertation beschäftigende Frage nach dem Gemeingriechischen, über die Poleis hinaus sich Erstreckenden, das er zumal im griechischen Adel und in dem in ihm, in seinen vielfältigen Übereinstimmungen sich abstützenden Recht suchte. Im Hintergrund steht die Frage nach der Eigentümlichkeit eines Volkes, das politische Einheit nur in einer Unzahl kleiner Gemeinwesen verwirklicht hat. Mehrfach nimmt er sich Athen und seine Demokratie vor (unter besonderer Betonung der Rolle des Adels in ihr). Natürlich wurde auch der erstaunliche Aufstieg Roms zum Thema. Zusätzlich der sogenannte Ritterstand, jene mächtige Schicht von reichen Landeigentümern und vor allem Pächtern öffentlicher Aufträge, die sich in Rom zwischen die sonst in der Antike dominierende Zweierheit von Adel und breiter Menge geschoben hat.

In der Antrittsrede vor der Heidelberger Akademie, die ihn gerade zu ihrem Mitglied gewählt hatte, erklärt Schaefer – er war 38 Jahre alt: „Auch habe ich den Nachweis wirklicher wissenschaftlicher Leistung noch zu erbringen“ (P. 441). Das war Ausdruck nicht nur von Bescheidenheit, sondern von einem ehrgeizigen (und aufs beste begründeten) Anspruch.

Seit damals begegnen in seinen Schriften Hinweise, wonach er ein Buch über die griechische Kolonisation vorbereite (P. 442.362,1). 1959 machte er die Sache zum Gegenstand des Vortrags auf der Jahresfeier der Universität, den zu halten er ehrenvollerweise eingeladen wurde. Aber publiziert wurde nur eben dieser Vortrag (sowie ein Aufsatz zum Sonderfall Kyrene).

Als er 1957 vor der Akademie über den römischen Ritterstand vortrug, erwähnte er, daß er seit 20 Jahren Material darüber sammle. Aber das Buch, das daraus doch wohl werden sollte, ist nicht geschrieben worden. Mehrfach hört man vom Plan einer Arbeit über Solon. Auch zum Problem der Grenze und des Territoriums der griechischen Polis habe er „Material seit langem gesammelt“. Er beabsichtige, „dieses in einer besonderen Untersuchung“ vorzulegen. Die Reihe ist damit nicht zu Ende.

Victor Ehrenberg berichtet vom Plan einer griechischen Verfassungsgeschichte. Ein Abriß der griechischen und römischen Geschichte, an dem Schaefer jahrelang gearbeitet hatte, war nach Auskunft seiner Frau „fast vollendet“. Sie hoffte, daß er publiziert werden könnte. Doch scheint sich das – ich weiß nichts Näheres – bei genauerer Prüfung als unmöglich erwiesen zu haben.

Warum ist das alles nicht fertig geworden? Ganz zu schweigen davon, daß Schaefers Schriften übersät sind mit Hinweisen, was alles an größeren Zusammenhängen noch der „genaueren“ oder „ernsthafte(n)“ Untersuchung bedürfe, öfter mit dem Beisatz, daß man sich „vorläufig“ nur auf dies und jenes stützen könne. Aufgaben über Aufgaben also, die sich der Disziplin stellten, von denen er sich verschiedene schon selbst vorgenommen hatte. Es wird über Jahrzehnte Material gesammelt

(obwohl das in der Alten Geschichte so unüberschaubar doch gar nicht ist, zumindest dort, wo es wichtig ist). Und alles ist liegen geblieben.

Waren die Ansprüche zu hoch, als daß sie so leicht hätten befriedigt werden können? Waren es zu viele, standen sie sich gegenseitig im Wege? War zumindest das so ungemein stark ausgeprägte Bewußtsein, weithin noch (!) ungesicherten Boden vor sich zu haben, hemmend für die Bewegung? So daß man so leicht gar nicht sehen konnte, wo anzufangen war, da ein Anlaß dazu sich an den andern reihte? Dabei konnte sich Schaefer in den Aufsätzen, die er dann schrieb, sehr bestimmt äußern. Vielleicht machte ihm gerade das, daß ihm daran lag, die Sache schwierig? Oder fehlte es – denn auch das kann ja mitspielen – am langen Atem, an der inneren Ruhe, an der Fähigkeit, sich gegen anderes, was andrängte, wenigstens zeitweise abzukapseln? War anderes dringender?

Nach allem, was wir erschließen können (zum Teil aus seinen eigenen Aussagen) hat Hans Schaefer die 20er Jahre, die letzten auf dem Gymnasium und die des Studiums, äußerst intensiv als eine Zeit des Aufbruchs, der Befreiung und des ganz neuen Ansatzens auf den verschiedensten Gebieten erlebt und die Impulse daraus in seiner Wissenschaft fruchtbar zu machen versucht. „Mit Wehmut“ hat er später, kurz vor seinem Tod, „jener einzigartigen Lebendigkeit“ gedacht, „die an zahlreichen deutschen Universitäten herrschte und von einer vielfältigen und fruchtbaren Initiative in den zentralen Bezirken des deutschen geistigen Lebens getragen wurde“. Der Zusammenbruch der Monarchie habe unglaubliche Kräfte freigesetzt. „In entschlossenen Geistern erwachte ... der Wille, der Katastrophe durch Erkenntnis Herr zu werden“.

Streichen wir einiges ab in Hinblick darauf, daß die Erinnerung, zumal nach der schrecklichen Zeit, welche darauf folgte, zuviel Gold auf die in Wirklichkeit doch nicht gar so „goldenen 20er“ aufgetragen haben mag, dann bleibt immer noch dies: Für einen, der jung, hochbegabt, glänzend gebildet, offen und überaus wach das Verschiedenste aufzunehmen bereit war, bot die Zeit Erschließendes, Ermutigendes genug, um ihn zu beflügeln. Übrigens muß er damals wie später die Politik lebhaft verfolgt haben, was vielleicht unerfreulich, aber für den Beobachter aufregend gewesen sein muß.

Schaefer selbst nennt unter den herausragenden Geistern der Zeit Stefan George und Ernst Troeltsch (der ihm auch später wichtig war; seine Augen leuchteten, wenn eine Examenskandidatin den kannte und er darauf zu sprechen kommen konnte). Max Weber hatte er studiert. Otto Hintze muß ihm auch damals schon vertraut gewesen sein. Mit Hans Freyer hat er gewiß in Leipzig Kontakt gehabt, vielleicht auch mit Arnold Gehlen, der sich dort 1930 habilitierte (und den er meines Wissens später nach Heidelberg zu holen suchte). Die Staatsrechtslehre der Zeit, der er „ungewöhnlichen geistigen Rang“ bescheinigt, war ihm in Carl Schmitt begegnet, aber er wird auch die Lehren Rudolf Smends, wahrscheinlich auch die Hermann Hellers aufgenommen haben. Mit Meinecke hat er sich intensiv auseinandergesetzt.

An Carl Schmitt hat Schaefer später (1958) geschrieben: „Wie Sie den naiv-unpolitischen Positivismus des 19. Jahrhunderts im Bereich von Staatsrecht und politischer Theorie überwandten, so haben Sie auch historischer Betrachtung Methoden und Möglichkeiten erschlossen, die dem Historismus ebenso zu Leibe rücken, wie Sie auch

die auf Empirie gegründete historische Arbeitsweise um eine Dimension bereichert haben“.

Das Programm, das sich im Titel von Schaefers Dissertation „Staatsform und Politik“ ausdrückt, ist sicher von Schmitt inspiriert, jenem großen Anreger, der damals die aus den tiefen Erschütterungen der Zeit sich eröffnenden Chancen immer weiter zu treibender Erkenntnis in so unglaublicher Weise wahrnahm, tief verunsichert und zugleich wagemutig, wenn nicht mutwillig. Es ergaben sich daraus seine zum Teil schneidenden, faszinierenden, aber nicht immer zu Ende gedachten Begriffe.

Alles in allem genommen, stieß sich Hans Schaefer aufgrund der vielen Fragen, das heißt Infragestellungen und das heißt auch: der Politisierungen sowie der verschiedenen aufblühenden Neuansätze der 20er Jahre ab von der „Selbstzufriedenheit“ der Wilhelminischen Ära. Er sah die Chance und wohl auch die Notwendigkeit, Neues zu suchen.

Vor diesem Hintergrund erschien auch die griechische (wie die römische) Geschichte auf bemerkenswerte Weise neu. Man hatte das „fast ausnahmslos verfolgte hermeneutische Prinzip des 19. Jahrhunderts, das die eigenen Kategorien unreflektiert in der Geschichte wiederfand“, durch eine „verfeinerte Methode zu ersetzen“. Mußte die Griechen, statt sie als wesensverwandt anzusehen, in ihrer Fremdheit aufsuchen (P. 431). Es tat sich „das Problem eigengesetzlicher Formen der griechischen Politik auf“ (SP. 176), anders gesagt: daß hier nicht nur Einzelnes, sondern das Ganze auf sehr besondere Weise ausgeprägt war.

Eben dem wollte Schaefer in seiner Dissertation beikommen. Er stellte sich die Frage, wie die sich gegeneinander abschließenden „Staaten“ des gleichen Volkes untereinander in Beziehung treten konnten. Durch Gastfreundschaft zum Beispiel, Ehrungen Fremder, aber auch durch Kampfgenossenschaften im Krieg, dann durch Bündnisse schon im Frieden etc. Andererseits war nach den grundlegenden Gemeinsamkeiten, nach der Einheit der Griechen zu fragen.

Die Untersuchung orientierte sich an einschlägigen Begriffen und Termini der Griechen des sechsten und fünften Jahrhunderts. Schaefer suchte auf diese Weise ihre, wie er es nennt, „politischen Formen“ (SP. 1 ff.), einmal spricht er auch von „Grundanschauungen“ (SP. 31), aufzuspüren. Sie waren ihrem Denken und Handeln gleichsam eingepreßt; wirkten „aus sich und ihrer Anerkennung“ (SP. 11) (auch wenn sie in der Politik jeweils verschieden beansprucht und verändert wurden). Mit „modernen Schemen“ kam man an sie nicht heran (SP. 31).

Das war ein höchst eigenständiges und originelles Unternehmen. Schaefer setzte radikal, also an den Wurzeln an. Er bewies eine ganz neue Offenheit für die Besonderheit der Griechen. Erschloß wichtige Eigenarten des Verkehrs zwischen den Poleis sowie all dessen, was die Griechen untereinander verband, so sehr sie sich zugleich gegeneinander abschlossen. Unter den glänzenden Einzelbeobachtungen mag die des späten Aufkommens der Demokratie genannt werden (SP. 105 ff), welche er im folgenden vertiefen sollte.

Ganz zentral war die Einsicht, daß sich das Politische nicht von selbst versteht, sondern eine Geschichte und eine Vorgeschichte hat. Wenn man so will, ist hier die Geschichtlichkeit des Politischen entdeckt. Erst relativ spät seien die politischen Formen

an die Stelle der zunächst vorherrschenden agonalen getreten. Da hatten Jacob Burckhardt und Nietzsche Pate gestanden. Es ging um den Geist des Wettkampfs, der die Griechen beseelte, nicht nur im Sport, sondern – zum Beispiel – auch im Krieg. Man wollte Erster sein. Gesichtspunkte wie der der Macht standen weit dahinter zurück. Ich zitiere: „Die auszeichnende Eigentümlichkeit des Agons besteht in der Unmöglichkeit, irgendein Ziel zu verfolgen, das ... über das Bestreben hinausginge, sich durch areté im Kampf hervorzutun“ (SP. 176). Ich würde vorsichtiger formulieren: Es ging mehr um Kampf als um Eroberung, mehr um Sieg als um Herrschaft.

Schaefer hatte damit – nach meinem Urteil ohne jeden Zweifel – etwas ganz Wesentliches erkannt, übrigens auch eine elementare Voraussetzung dafür, daß dieses Volk über Jahrhunderte einer höchst bewegten Geschichte hinweg in Hunderten von kleinen Poleis leben wollte und – konnte. Wenn sich dort (vor dem fünften Jahrhundert) ein stärkeres Machtstreben und vor allem, korrespondierend dazu, die Fähigkeit und der Wille irgend nachhaltig ausgeprägt hätte, das eigene Leben auf das Sichern von Macht und den Dienst an dieser Sicherung einzurichten – dann wäre das, wäre am Ende auch die griechische Demokratie nicht möglich gewesen.

Es gibt gute Gründe, Abstriche an Schaefers Rekonstruktion des Agonalen zu machen. Er selbst ist – von Einzelheiten abgesehen – später davon abgerückt. Aus einem Seminar bald nach dem Krieg wird berichtet, wie er „mit einer sonst unbekanntem Schärfe“ Studenten bitter abkanzeln konnte, wenn sie vom Agonalen sprachen. Seit fast 20 Jahren bemühe er sich, von seinen „Jugendsünden“ Abstand zu nehmen. Aber das sei wohl „für die Katz“. Aber da hatte er das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Manches an dieser Arbeit ist durchaus genial. Nur gilt dies leider auch im negativen Sinn dieses Wortes. Da ist vieles gleichsam so, wie es auf den ersten Blick erschien, hingeschrieben worden. Aber es zeigt sich darin, mit welchem Schwung, mit welcher Entdeckerfreude der 23jährige seine Erstlingsarbeit geschrieben hat.

Zwei der Rezensionen, von Victor Ehrenberg und Johannes Hasebroek, den besten Sachkennern damals, waren durchaus anerkennend und verständnisvoll. Aber sie hielten mit Kritik nicht zurück.

Hier könnte ein Schlüssel für die weitere wissenschaftliche Vita Hans Schaefers liegen. Es könnten Hans Schaefer damals die Flügel ein Stück weit beschnitten worden sein. Künftig neigte er, zumindest im Schriftlichen zu großer Vorsicht. Aber natürlich blieben die Fragen, sie vermehrten und vertieften sich. Es blieb das starke Erkenntnisstreben. Je mehr sein kritischer Sinn geschärft wurde, um so bedrängender wurde es. Ehrenberg sprach von den vielen Fragen, die er an die Vergangenheit richtete. Sie seien ihm „oft zu schweren, ja quälenden Problemen geworden“. Instinsky sprach von einer „bohrenden, ja besessenen Intensität des Suchens und Begreifenwollens“. Berve beobachtete „ein schweres Ringen, umwittert von der Gefahr, daß grundsätzliche Einsichten den Blick für die Vielfalt und Vieldeutigkeit der Erscheinungen einengten“.

Da war stets beides mit am Werk: Das Problematisieren und eben die Vorsicht. Das galt im einzelnen, aber besonders sobald größere Zusammenhänge zur Diskussion standen. Schaefer konnte ja nicht wie ein Positivist einen Stein auf oder neben den

ändern setzen. Er mußte Verschiedenstes miteinander in den Zusammenhang bringen, in dem allein es verstanden werden konnte. Und immer neu mußte erst der Grund gesichert werden.

Der erste Satz schon der Dissertation hatte gelautet: „Die vorliegende Arbeit ist hervorgewachsen aus Vorarbeiten zu einer Geschichte der persischen Griechenpolitik, vorwiegend im vierten Jahrhundert“. Darum also ging es. Sogleich aber hatte sich erwiesen, daß zunächst „gewisse Grundfragen der griechischen Politik“ geklärt werden mußten. So kam er ins fünfte, ins sechste Jahrhundert, und die Perser gerieten aus dem Blick.

Das lebhafteste Bewußtsein der Fremdheit, der so besonderen Eigenart der Griechen, die Notwendigkeit, die rechten Kategorien zu finden, um sie zu fassen, das Wesentliche zu begreifen, ohne das Einzelne aus dem Blick zu verlieren – dies und anderes führte in eine große Komplexität und brachte ihn dazu, sich seiner Gegenstände immer neu zu vergewissern, wie wenn sie ihm neu und in neuen Zusammenhängen erschienen wären.

Dabei zeichneten sich in Hans Schaefer's Aufsätzen die Konturen eines bedeutenden Werkes ab. Mit der „Einheit des griechischen Volkes“ wies er ganz wesentliche, gern übersehene Voraussetzungen der griechischen Poliswelt auf. Mit der Betrachtung der Polis war ihm deren Einbettung in gemeingriechische Zusammenhänge verknüpft, womit sich hochinteressante Durchblicke ergaben. In der Geschichte der attischen Demokratie betonte er die Bedeutung von Adligen und Adelskämpfen zwar vermutlich zu stark. Aber wie er verschiedene Eigenheiten aus der alten Zeit in der neuen nachwirken sah, das war überzeugend und trägt wesentlich zur Erkenntnis der ganzen Vielfalt und auch Widersprüchlichkeit der so weit ausladenden Epoche des fünften Jahrhunderts bei. Die, wenn man so sagen darf, „Modernität“ der attischen Demokratie stand eben in deutlichem, normalerweise viel zu wenig bedachtem Kontrast zu vielem anderen in der gleichen Zeit. Und ebenso zog Schaefer den so leicht sich einstellenden pauschalen Eindruck vom Gegensatz zwischen Griechen und Persern in Frage, indem er eindrucksvoll nachwies, wie gute Beziehungen Teile des griechischen Adels zu den Persern unterhielten. Wie bewußt ihm die Bedeutung des Orients für die griechische Geschichte war, habe ich schon erwähnt. „Die Frage nach Originalität und fremder Anregung – kein Gegensatz, sondern ein Ineinander“, heißt es einmal. Und wenn man neuerdings von der vorderasiatisch-ostmediterranen koine spricht, so finden sich schon 1958 bei Schaefer „die Verbindungen und Beziehungen zwischen den verschiedenen orientalischen Kulturprovinzen und der griechischen Welt“ deutlich herausgestrichen (P. 354). Was er für die Geschichte der Kolonisation und den Einfluß des Delphischen Orakels darauf erarbeitet hatte, wird in zwei seiner Aufsätze deutlich.

Wenn dieses Werk weithin ungeschrieben blieb, so mag das in der Tat dadurch mitbedingt gewesen sein, daß der Schwung, aus dem er „Staatsform und Politik“ konzipiert hatte, gebrochen war. Aber vielleicht mehr noch sollte man es dem ungeheuren Reichtum seiner Begabung, seiner Interessen, seiner Fragen zuschreiben. Der Weite seines Horizonts. Der Offenheit, der Bereitschaft, sich irritieren zu lassen, der Gewissenhaftigkeit. Übrigens, wie schon angedeutet, auch dem Bedürfnis, zu klaren und sehr bestimmten Aussagen zu gelangen. Halb so viel davon – und es wäre leichter

gewesen, mit diesem und jenem fertig zu werden. Dann hätte die Differenz zwischen der Arbeit und den Früchten daraus, die, wie es nun einmal ist, normalerweise Schriftform annehmen, wesentlich geringer ausfallen können.

Denn die Arbeitsleistung Hans Schaefers war ungeheuer groß. Sie lag, freilich verknüpft mit seiner überragenden Intelligenz, letztlich auch dem zugrunde, was man als seinen „Instinkt“ erfuhr. „Intuitionen“, hat Golo Mann, einmal festgestellt, „sind Früchte harter Arbeit. Sie fallen nicht vom Himmel, wie solches der Volksmund wohl glaubt“.

In dieser harten Arbeit wirkt ein ungeheurer, fast möchte man sagen, Optimismus. Der früh erfahrene und wohl nie aufgegebene Glaube an den wissenschaftlichen Fortschritt. Die vielen Feststellungen über das, was noch nicht bearbeitet sei, ruhen ja auf der Gewißheit, daß sehr viele neue Erkenntnisse durch neue Untersuchungen zu gewinnen seien. Insofern wirkten die Anfänge der Aufbruchszeit seiner Jugend letztlich ungebrochen fort. Sie waren wesentliche Triebfedern seiner Lehre.

In der Antrittsrede vor der Akademie heißt es: „Ich darf nicht verschweigen, daß die Jahre meiner Lehrtätigkeit meine Kräfte sehr stark absorbiert haben und manchen literarischen Plan in den Hintergrund haben treten lassen.“ Er habe es als seine Pflicht angesehen, „die Studenten mit gewissenhafter Strenge zu wirklicher wissenschaftlicher Arbeit ... zu erziehen“. Er war überzeugt, „daß das Streben nach Erkenntnis, daß das wirkliche Fragen und Sich-Mühen um Probleme der eigentliche Sinn der deutschen Universität sei und ihr nicht verloren gehen dürfe“ (P. 443).

Ganz sicher ist das richtig. Es war keine Ausflucht, sondern die Konsequenz des großen Pflichtbewußtseins dieses gerade auch mit sich selbst so strengen Mannes. Er hat die Lehre ungemein ernst genommen. Keineswegs unbedingt aus pädagogischer Passion. Er war auch nicht in dem Sinn akademischer Lehrer, daß er die Sachen didaktisch leicht und vereinfachend dargeboten, die Kapazität der Studenten eher zu niedrig als zu hoch veranschlagt hätte. Nein, ganz im Gegenteil! Er stellte die Sachen in all ihrer Problematik dar. Er schenkte seinen Hörern nichts – und bereicherte sie eben dadurch um so mehr; wenn sie ihm folgen konnten; und das scheinen sehr viele von ihnen vermocht zu haben. Seine Vorlesungen waren so beliebt, daß er für sie am Ende Hörsaal 13, den größten der Neuen Universität brauchte. Der Vortrag selbst war klar und nachdrücklich, immer wieder auch zu verhaltener Leidenschaft sich steigernd. Die Fragen wurden deutlich formuliert. Die Eindruckskraft war gesteigert und nuanciert durch ein Gran Unbeholfenheit.

Schaefer muß viel Zeit auf die Vorlesung verwandt haben. Wie er immer neu an seinen Erkenntnissen arbeitete, so tat er es an seinen Vorlesungen. Das eigentliche Zentrum seiner Lehrtätigkeit aber lag im Seminar. Vier große Tische waren zusammenzurücken, damit alle gleichsam um einen zusammensitzen konnten. Und dann brach man auf wie zu einem Abenteuer. Der schwierige, verehrte Professor wechselte zeitweilig in die Rolle des großen unternehmungslustigen Jungen. Vorsicht mußte zurückstehen. Die Frage wurde entwickelt, immer im Blick auf eine Sache, nicht auf eine Forschungslage. Im Gegenteil, es wurde in der Regel die Unzufriedenheit mit aller Forschung artikuliert, manches einfach vom Tisch gefegt. Wir fanden uns an einem

Anfang. Es galt eben, „alles von Neuem zu entdecken“. Und darüber entwickelte sich streckenweise eine Art Kameradschaftlichkeit.

Zwei bis drei Sitzungen lang wurden ausgewählte Quellen nach allen Seiten interpretiert. Berve, sagte Schaefer, habe seine Studenten „immer wieder angehalten, eine strenge Methode des Ausgehens von der Überlieferung mit einer wirklichen historischen Fragestellung zu verbinden“ (P. 442). Genauso tat er es. Er konnte seine Studenten geradezu quälen mit der Frage nach ihrer Fragestellung. Und es wurde hart diskutiert. Denn Schaefer legte großen Wert darauf, daß seine Doktoranden, möglichst auch die Assistenten am Seminar teilnahmen. Und die kannten sich natürlich aus. Als Walter Schmitthener nach längerem Englandaufenthalt zurückkam, war er entsetzt, wie wenig gesittet es da zuing. Aber das hat uns nicht gestört, und Schaefer hatte nichts gegen Widerspruch, auch nichts dagegen, daß er wiederholt und kräftig vorgetragen wurde. Er liebte harte, leidenschaftliche Debatten. Wir selbst waren oft nüchterner, stießen uns an manchen Vorgaben, die etwa seinem Respekt vor großen Persönlichkeiten oder vor dem Adel entsprangen. Aber er war ja selbst voller Widersprüche, hat sich auch manchen Zweifel zu eigen gemacht. So war die Auseinandersetzung höchst fruchtbar.

Wenn jüngere Studenten Fragen stellten, wurden sie dafür ausdrücklich belobigt. In diesen Seminaren war Schaefer in seinem Element. Und es gab große Szenen. Zum Beispiel wenn einige Studenten gar nicht recht spurten und er erklärte: „Kinder, ihr könnt alle nichts und ihr tut auch nichts“. Oder wenn er sich in ein großes Gemälde Caesars steigerte und am Ende mit ausgreifender Armbewegung den „Charme eines Mannes“ beschwor. Das ließ sich auch auf ihn anwenden. Einmal hinwiederum war er so verärgert, daß er das ganze Seminar (nicht nur die einzelne Sitzung) abbrach; er ließ sich dann allerdings doch bereden, es weiterzuführen.

Wie die Lehre lag ihm aber auch die Gewinnung guter Doktoranden am Herzen. Die machten ja einen ganz wesentlichen Teil seines Seminars aus. Und sie fanden sich. Und er sorgte für sie, auch finanziell, nicht nur für Stipendien, sondern auch für gelegentliche Finanzspritzen. Frühzeitig, als das noch kaum eingeführt war, schickte er den einen oder andern nach Oxford oder London. Und er holte Gelehrte wie Ronald Syme, sehr gerne aber auch Emigranten wie Victor Ehrenberg und Hans-Georg Pflaum nach Heidelberg, unter Umständen auch zu Seminaren und längeren Aufenthalten, so daß wir sie befragen konnten. Die Arbeit an den Texten wurde ergänzt durch Exkursionen, früh nach Trier, bald nach Südfrankreich, 1959 erstmals in die Türkei und nach Athen. Die Anschauung der antiken Stätten war ihm überaus wichtig, gerade im Zusammenhang der Kolonisation. Und er liebte, wenn ich das hier anfügen darf, die griechische Kunst, insbesondere die archaische, während er den „hellenistischen Dreck“ gern beiseite ließ.

Daß er darauf hinwirkte, daß die Papyrus-Sammlung der Universitätsbibliothek ausgebaut wurde (und er die Assistentenstelle besetzen konnte), gehört genauso zu seiner Seminarpolitik wie die Ergatterung einer weiteren Assistentenstelle. Als die Bundesregierung 1957 in Hinblick auf die bei der erhofften Wiedervereinigung neu zu besetzenden Universitäten im Osten pro Universität zwölf Stellen für den Nachwuchs

zur Verfügung stellte, vermochte er sich eine davon zu sichern. Bald war Heidelberg die erste deutsche Universität, in der es zwei Ordinariate für Alte Geschichte gab, was aufmerksame und intensive Fakultätspolitik voraussetzte. Unter Ausnutzung einer Vakanz wurde auch die Münzsammlung des Archäologischen Instituts dem Seminar einverleibt.

Kurz, in der Lehre lag ein ganz zentraler Teil von Schaefers Werk. Ich vermute, daß das Geheimnis der außerordentlichen Anziehungskraft und Faszination dieses Mannes eben dadurch bedingt war. Hier verströmte sich der Reichtum seiner Fragen, seiner Erkenntnisse und Vermutungen, all dessen, was sich schriftlich so leicht nicht einfangen ließ. Er war von mitreißender wissenschaftlicher Neugier.

Was konnte man bei Schaefer lernen? Die Gegenstände waren vorgegeben, die Schwerpunkte tun hier wenig zur Sache. Entscheidend waren die Weisen, es damit aufzunehmen. Unendlich vieles fiel einem zunächst bei der Interpretation von Texten erstmals auf, wenn er den Finger darauf legte. Eine ganz besondere Lehre entstand in der Entwicklung der Fragen. Zum einen ging es im Einzelfall um die Herausarbeitung all der Möglichkeiten, also die Weite des Ansatzes. Sodann um die Bereitschaft, immer neu anzusetzen, vielerlei Komplexität auszuhalten, ohne sie rasch zu reduzieren; sich also immer neu irritieren zu lassen durch mögliche andere Interpretationen. Schließlich drang Schaefer darauf, die Dinge so genau zu durchdenken, daß sich eine fruchtbare Fragestellung ergab. Und stets wußte er die Dinge in weitere Zusammenhänge zu stellen. Die Themen gewannen damit gleichsam an Format.

Sein Vorbild erzog zur Disziplin, zur Konzentration auf das Wichtige, auch zur Kürze. Er hat uns von seiner Unruhe einiges mitgeteilt. Von den Problemen, die ihn umtrieben, von manchem, was er aus Bereichen außerhalb der Alten Geschichte gelernt hatte. Vieles, was in sein schriftliches Oeuvre nicht den Weg fand, war in seiner Lehre anwesend. Und er hat uns mit seinem Optimismus, daß in der Forschung unendlich vieles noch nicht gemacht, also noch zu machen sei, angesteckt. Aber es war nicht nur Optimismus, sondern auch ein Wille, von dem er beseelt war.

Und all das – und anderes – wirkte um so nachdrücklicher dank der „Ausstrahlung seiner Persönlichkeit“, von der, wie es in einer Rezension hieß, „keiner unberührt geblieben ist, der ihn gekannt hat“. Wie er sprach, klang selbst das Gewöhnliche ungewöhnlich.

Es ist schwer zu sagen, was aus der Schaefer-Schule geworden wäre, wenn das schreckliche Unglück bei Ankara sie nicht fast völlig ausgelöscht hätte. Zumindest für einen der Toten ist offensichtlich, daß er zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Ich habe es übernommen, im Rahmen dieser Gedenkfeier auch über ihn zu sprechen und möchte das an dieser Stelle tun, bevor ich zum Schluß komme.

Peter Sattler, 1930 in Berlin geboren, wurde 1955 mit einer 456 Seiten starken Dissertation promoviert, welche fünf Jahre später stark verändert und auf 109 (allerdings dicht bedruckte) Seiten zusammengestrichen erschien. Er war inzwischen als Assistent in der Heidelberger Papyrus-Sammlung angestellt, hatte einen längeren Studienaufenthalt in London bei E. G. Turner hinter sich. Erste Editionen lagen bei seinem Tod vor. Er

erwies sich schon darin als guter Fachmann. Zur Habilitation hatte er sich die vorhellenistische Monarchie vorgenommen, ein Thema, das auch Schaefer stark interessierte.

Die Dissertation stellte eine sehr eingehende Untersuchung der Politik jener Jahre dar, in denen Augustus nach seinem Sieg im Bürgerkrieg seine Herrschaft etablierte. Sattler wollte mit den vielen Klischees, etwa dem vom Friedenskaiser aufräumen. Er wünschte (ich zitiere aus der ursprünglichen Fassung), „ein Gefühl der Fremdheit und der Distanz gegenüber diesem Mann zu wecken“: „Weil wir es für angeraten halten, daß der Betrachtende, Denkende inneren Abstand hält von den ungeheuerlichen Gewalttätigen der Erde, wie Caesar Augustus einer war, um sich die Peinlichkeit der Bewunderung ... zu ersparen. Diese Bewunderung ist peinlich, weil sie nicht reziprok ist, weil der politische Tatmensch vor keinem als vor sich und höchstens noch vor seinen gefährlichsten Gegnern echter Achtung fähig ist und den Theoretiker eher haßt und verfolgt.“

Da hatten sich die Erfahrungen mit dem jüngst vergangenen Stück deutscher Geschichte niedergeschlagen. Auch in der Rede von der „peinlichen Bewunderung“, die so mancher „Theoretiker“ dem „ungeheuerlichen Gewalttätigen“ hatte angedeihen lassen. Umgekehrt erfuhr die Gegenseite, „das andere Rom“ (wie sie in Analogie zum „anderen Deutschland“ genannt wurde) Respekt. Und mit aller Deutlichkeit wurde für die Betrachtenden, Denkenden ein Rang reklamiert, wie er normalerweise immer nur den Betrachteten, den Tätern zugesprochen wird.

Es ging darum, die Opposition aufzuwerten. Ihrer Bedeutung und ihrem Recht nach. Überliefert ist aber vornehmlich, was Augustus selber tat. Insofern mußte jeder seiner Züge (wie natürlich zugleich andere Quellen) darauf überprüft werden, ob sich daraus nicht auf Widerstände schließen läßt. Die politischen Auseinandersetzungen sollten im Mittelpunkt stehen, nicht der daraus folgende rechtliche Aufbau der Herrschaft oder gar die immer wieder behauptete gut römische Gesinnung oder die staatsmännische Leistung des Machthabers. Peter Sattler wollte die politische Anschauungsweise der „Weltleute“ des 18. Jahrhunderts, eines Abbé de Vertot, eines Montesquieu, eines Gibbon und Buchholz „in aller Bewußtheit“ zur Geltung bringen. Ein Rückgriff auf einen Kreis von Intellektuellen und Gelehrten, denen sich Sattler selbst aufs engste verbunden fühlte, an denen er sich gern orientierte. Es war ihm klar, wie wenig gesicherte Erkenntnis möglich war. Aber er wollte alles durchsehen und -prüfen und ließ der augustuskritischen Tendenz gern die Zügel schießen.

Damit erregte Sattler Anstoß, zunächst bei der Publikation selbst. Schaefer hatte für die Kommission für Alte Geschichte Gelder beschafft. Es sollte eine Schriftenreihe begründet werden, die Vestigia. Sattlers Dissertation, die er hoch schätzte, sollte Band 1 werden. Allein, in der Kommission, besonders bei Matthias Gelzer, kam er damit nicht durch. Mag sein, daß er dann selbst fand, Sattler habe es zu weit getrieben. Mag sein, daß ihm der Gedanke an seine eigene Dissertation zusetzte. Jedenfalls mußte Sattler nicht nur kürzen, sondern auch zurückrudern. Was schließlich erschien, war eine stark abgemilderte Version, immer noch ein interessantes Stück höchst umsichtiger, kenntnisreicher, bis in jede Ecke leuchtender, die verschiedensten Möglichkeiten erwägender politischer Interpretation. Man spürt den leidenschaftlichen Schachspieler, der er war. Aber auch eine gewisse Ermattung nach einem großartigen Start.

Später formte Sattler einen andern Teil der Dissertation zu einem Aufsatz um. Da hatte er größeren Abstand gewonnen. Wieder bleibt vieles, ja das meiste mangels Quellen unfaßbar. Aber er geht sehr viel souveräner damit um. Der Reiz besteht in der Besprechung der verschiedensten Argumente. Am Ende weiß man, was man alles nicht wissen kann; was ja nicht wenig ist.

In einem Brief schrieb Sattler: „Ich finde auch, daß man sich nur darum bemühen soll, ein guter Amateur zu werden. Die Zunft der Wissenschaftler läßt sowohl nach ihren Innungs- wie nach ihren Handwerksregeln auf unserem Gebiet gerade diejenigen Anschauungen nicht zu, die wirklich wesentlich sind. Diese müssen von Amateuren kommen, können nur vom Amateurstandpunkt

aus gemacht werden. Sie sind auch nicht wissenschaftlich garantierbar, sondern nur durch Einsicht, Bildung verbürgt und dadurch, daß der Urheber versichern kann, nach den seinen Äußerungen zugrundeliegenden Prinzipien gedacht und gelebt zu haben.“ Ja, es ist hier wirklich nicht nur vom Denken, sondern auch vom Leben die Rede, was für Sattlers Ernst charakteristisch war. „Für den Amateur ist nur wichtig, sich ein gutes Wissen, eine ordentliche Bildung zu verschaffen und einen kleinen Kreis Gleichgesinnter zur Diskussion zu haben. Diese drei Punkte machen die Aufgabe schwierig.“ Entweder die zunftgemäße Wissenschaft also oder das Wesentliche – da zeigt sich nicht nur die Schärfe seiner Ansprüche, sondern auch die Kompromißlosigkeit seines Denkens. Man weiß nicht, wie er sich auf die Dauer damit eingerichtet hätte.

„Die Römer und die Himmelstürmer“ heißt Peter Sattlers letzter Aufsatz; anknüpfend an das Gedicht eines Griechen, der Zeus auffordert, die Tore des Olymp zu schließen. Meer und Erde hätten die Römer schon unterworfen, bleibt nurmehr der Himmel. Was dann Anlaß ist zur Aufzählung zahlreicher verwandter Äußerungen in antiker und moderner Literatur – alles in einer stupenden Kenntnis auch entlegenster Zeugnisse bis hin zu Marx und Engels.

Peter Sattler hatte seinen Vater im Krieg verloren. Die Familie mußte aus Posen fliehen, er selbst war mit 14 Jahren notdienstverpflichtet worden, geriet kurz in Kriegsgefangenschaft und hat dann als Ältester unter mehreren Geschwistern der Mutter beistehen müssen. Er hat sehr stark Verantwortung empfunden für die Bildung der Jüngeren. Bildung aber, das hieß zunächst einmal, daß er sich selbst mit größtem Fleiß und wachsender Einsicht weithin umtat, daß er lernte (zum Beispiel viele Gedichte), daß er sich – trotz schlechter Augen – ein weit ausgreifendes Wissen aneignete. Nur eine Einzelheit dazu: Er hat uns das faszinierende Werk Ibn Chalduns nahegebracht. Er war wirklich dabei, ein großer Gelehrter zu werden, im besten Sinne des Wortes. Systematisch sah er Teile der antiken Quellen durch, weit über die Themen hinaus, die er gerade unter der Feder hatte. Schrieb längere Exzerpte in klarer Schrift in dicke Kladden. Ich besitze eine davon, wohl die letzte, sie trägt die Nummer 17 und wurde im Januar 1959 begonnen.



Abb. 11:
Dr. Peter Sattler (1930–1961)

Bei aller Jugend war er ein ernster, herber, disziplinierter Mann. Eine früh ausgeprägte kräftige Persönlichkeit. Kritisch, von aufklärerischer Ratio her seine Urteile bildend. Nicht zu Späßen aufgelegt, aber voller Witz, Ironie, auch Sarkasmus, voller Sinn für Situationskomik (und die beobachtete er gerade auch dort, wo der Bierernst der Inkompetenten aufschien; falls ihn das nicht empörte). Er war sicher der geistreichste, der begabteste und originellste unter Schaefers Schülern. Und ein wundervoller Freund.

Wenn Sattler nicht nur in der Frage, sondern auch im Urteil stark vom Erleben des NS-Regimes bestimmt war, wenn bei mir das Thema vom Untergang der Weimarer Republik angeregt war, so fragt man sich, was sich für Schaefer aus dieser Zeit an Folgerungen – aufgrund der wichtigen „Relation zwischen persönlichem Erleben und historischer Fragestellung“ (P. 435) – ergab.

Seinen eigenen Worten nach war es ein „historischer Realismus“ (P. 440.393). Die Abwendung von Klassizismus und idealisierender Betrachtungsweise. Ein schärferes, kritischeres Fragen also, Ernüchterung, Desillusionierung, auch gegenüber dem Altertum. Die – von Mommsen, aber auch von George – nahegelegte, vermutlich auch in eigenen Neigungen tief angelegte Hochschätzung großer Persönlichkeiten geriet in Zweifel, nicht freilich die des Adels. Schaefer hat ganz sicher von den Jüngeren, unter denen von vornherein sehr viel nüchterner gedacht wurde, einiges übernommen. Vielleicht gehört in diesen Zusammenhang aber auch, eine Einzelheit, das mir aus Seminaren erinnerliche auffällige Interesse an einem Mann wie Theramenes, jenem herausragenden Athener, der dahin tendierte, daß die Demokratie gemildert wurde, dann aber erleben mußte, daß die, mit denen er sich dazu zusammentat, es zu weit, schließlich bis zu einem mörderischen Gewaltregime trieben. So daß er die Fronten wechselte, zunächst mit Erfolg, zuletzt mit der Folge von Todesurteil und Hinrichtung.

Damit zum Schluß! Hans Ulrich Instinsky hat in seinem Nachruf geschrieben: „Es ist, als deute sich – bei Schaefer – ein leiser Zug von Tragik an“. Immer wieder bezeugen die Freunde, wie es schon Berve getan hatte, wie „schwierig“ er war. „Zuweilen ein schwieriger Gesprächspartner. Es konnte zu Mißverständnissen und Verstimmungen kommen“ (Schmitthenner). Ehrenberg spricht von einer „seltsam verschlossenen Natur“, Ernst Forsthoff von „hochgradiger Gehemmtheit“. Gadamer nennt ihn einen „gegen sich und andere immer strengen, immer steifen, manchmal auch harten und herrischen Mann“. Doch mag das hier beiseite bleiben. Die Problematik des Althistorikers Schaefer wurde dadurch höchstens verschärft.

Letztlich lag sie, so möchte ich behaupten, in einer großen Spannung zwischen Soll und Haben. Zwischen dem, was er – von seinen Anfängen her – für notwendig halten mußte, und dem, was er leisten konnte. Im einen wie im andern ging es um beträchtliche Summen. Um es in einem etwas allgemeineren Rahmen zu sagen: Seine ausgeprägte Bildung wurzelte noch im langen 19. Jahrhundert. So auch sein Ideal, daß man das eigene Fach umfassend zu beherrschen hatte. Andererseits war, was ihn dann vorantrieb, und zwar in einer doch wirklich ungewöhnlichen Bewußtheit, die Fülle der Fragen, die das kurze 20. Jahrhundert aufwarf; sowie die daraus erwachsenden Erkennt-

nisse; samt dem existentiellen Ernst, der dahinter stand. Vielerlei Anlaß eigentlich, über das eigene Fach hinauszugreifen. Er war, wie schon gesagt, ein ungewöhnlich aufmerksamer und kritischer Beobachter der Politik; übrigens mit einem sehr wachen, kritischen Interesse an den Problemen der deutschen Teilung; wie ihm ja auch an guten Beziehungen zur Ostberliner Wissenschaft lag. Er war aber auch ein sehr eifriger Besucher von Vorträgen aus den verschiedensten Disziplinen.

Und die Weise, in der er dies alles zusammenzubringen suchte, war die der durchaus individuellen Wissenschaft einer autonomen, auf sich gestellten Gelehrtenpersönlichkeit (nicht des Sich-Verlierens in Vernetzungen). So wie er sich gebildet hatte, stand alles, was er anpackte, in Beziehung dazu. Das war imponierend, eindrucksvoll, höchst anregend und lehrreich, aber es war auch über Gebühr anstrengend.

Was Peter Sattler dem Amateur zuweisen wollte, wollte Hans Schaefer mit gutem Grund in der Wissenschaft erreichen, in bestimmtem Ausmaß geleitet durch so etwas wie Instinkt und tiefere Einsicht.

Bald nach seinem Tod begannen, und gerade von Heidelberg aus, einige der großartigen interdisziplinären Unternehmungen der alten Bundesrepublik. Die Arbeit am großen Lexikon der Geschichtlichen Grundbegriffe, Poetik und Hermeneutik, etwas später die Arbeitsgruppe Theorie der Geschichte. Mit einem, der an allen dreien früh beteiligt war, Reinhart Koselleck, hat Schaefer sich viel und gern unterhalten. Damals begann man zu lernen, was alles die verschiedenen Fächer durch bewußte Grenzüberschreitungen gewinnen konnten. Auch Carl Schmitt hatte dergleichen ja praktiziert. Aber dazu konnte Hans Schaefer wohl für sich, wohl (in manchen Brechungen) in seiner Lehre, in Gesprächen ohnehin und natürlich immer wieder noch in Anmerkungen gelangen, aber nicht darüber hinaus. Hans Buchheim hat es vor Jahren einmal so formuliert: „Was er mit schlechtem Gewissen tat, tun wir mit gutem.“ Irgendwie bewegte er sich zwischen den Zeiten. Es ist ein ganzes Stück Wissenschaftsgeschichte an ihm zu studieren.

Es gebührt ihm von seiten all derer, die bei ihm in die Schule gehen konnten, großer Dank. Man wird es auch im Namen der andern sagen können, die mit ihm in den Tod gingen.

Anmerkung

- 1 Die vorliegenden Beiträge wurden auf einer Gedenkfeier vorgetragen, die das Seminar für Alte Geschichte und Epigraphik am 12. Oktober 2011 in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften veranstaltet hat. Wir danken der Akademie für die Überlassung der Räumlichkeiten, Christian Meier für seine spontane Bereitschaft, an der Veranstaltung mitzuwirken sowie Maiko Rotzoll für vielfältige Unterstützung. Die biographischen Angaben zu den Verunglückten stammen, sofern nicht anders vermerkt, aus den Personal- bzw. Studentenakten des Universitätsarchivs, dem wir ebenfalls für die Kooperation und Hilfsbereitschaft danken. Die Portraitaufnahmen stammen alle aus der Universität Heidelberg, Seminar für Alte Geschichte und Epigraphik.
- 2 Gekürzte Fassung. Der vollständige Text samt Anmerkungen wird im kommenden Jahr in der Zeitschrift *Klio* erscheinen. Zitate aus Schaefers Schriften: P. = Probleme der Alten Geschichte. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge, Göttingen 1963. SP. = Staatsform und Politik. Untersuchungen zur griechischen Geschichte des 6. und 5. Jahrhunderts, Leipzig 1932.

625 Jahre Universitätsarchiv Heidelberg (1388–2013)

Geschichte, Gegenwart und Perspektiven

Der Erwerb einer Kiste und deren Aufstellung in der Heiliggeist-Kapelle stehen am Anfang der Geschichte des Archivs der Universität Heidelberg. Seit dem 8. Februar 1388 konnten die grundlegenden Privilegien der 1386 gegründeten Institution an diesem sakralen Ort in „archa uniu(er)sitat(is)“ eingeschlossen werden.¹ Gemeinsam mit den Privilegien wurden auch die Gelder der Universität „sub custodia quatuor facultatum“ dort verwahrt.² Zusammen mit dem Rektor besaßen die vier Dekane der Fakultäten Schlüssel zu dieser wertvollen Archivkiste,³ was zur Folge hatte, dass entnommene Stücke bisweilen auch nach Amtswechseln in der Wohnung des jeweiligen Vorgängers verblieben und letztlich auf diese Weise der Universität verloren gehen konnten.⁴

Das mit zunehmender Verwaltungstätigkeit verbundene Anwachsen von Schriftstücken in Registratur und Archiv führte nicht nur zur Anstellung eines Syndikus am 3. Oktober 1553,⁵ sondern kurz darauf auch zur Verlagerung des Archivs,⁶ dem am 3. April 1555 die Sakristei des Augustinerklosters durch die kurfürstliche Kanzlei zugewiesen wurde – das dort lagernde Kirchenggerät wurde allerdings erst fortgeschafft, als die Universität am 8. Februar 1557 den (neuen) Kurfürsten Ottheinrich in jener Angelegenheit um eine erneute Verfügung bat, welche dieser umgehend aussprach.⁷ Getrennt hiervon befand sich in der Wohnung des Rektors neben dem in Gebrauch befindlichen Annalen- und Matrikelband eine „parua cistella uniuersitat(is)“,⁸ in der bereits abgeschlossene Annalen- und Matrikelbände sowie andere häufiger benötigte Unterlagen aufbewahrt wurden.⁹ Am 21. Dezember 1604 beschloss der Senat jedoch, die alten Annalen- und Matrikelbände dem Archiv zuzuweisen, was angesichts des für Heidelberg und seine Universität sehr wechselvollen 17. Jahrhunderts eine wahrhaft vorausschauende Maßnahme war, die entscheidend für den Erhalt der wertvollen Dokumente gewesen sein dürfte. Damit einher ging die Verlegung des gesamten Archivs in „curiam academicam“,¹⁰ was eine Konzentration von Senatsstube, Regis-

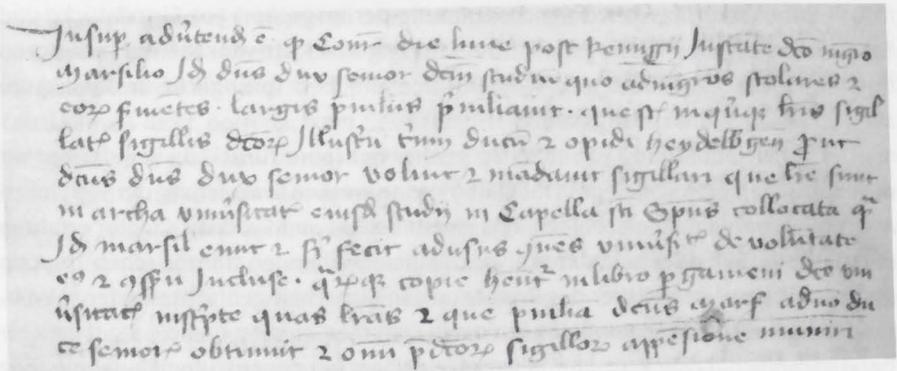


Abb. 1: 625 Jahre Universitätsarchiv Heidelberg (1388–2013), RA 653 fol. 35v: archa uniu(er)sitat(is) (Ausschnitt).

tratur und Archiv an einem Ort bedeutete.¹¹ Zugleich wurde der Syndikus zum Archivverwalter bestimmt, der zukünftig einer Entnahme von Unterlagen zustimmen musste und diese auch quittieren sollte.¹²

Der durch Verwaltungsaufgaben, Aktenführung, Registraturbetreuung und nun auch Archivleitung offenbar deutlich überforderte Syndikus¹³ sollte bald vor noch größere Herausforderungen gestellt werden, denn die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges machten nach der Wahl von Kurfürst Friedrich V. zum böhmischen König im Jahre 1619 und seiner Niederlage am Weißen Berg im Jahr darauf bekanntlich auch vor dessen Residenzstadt Heidelberg und ihrer Universität nicht halt.¹⁴ In einem Protokoll vom 5. September 1620 berichtet der damalige Syndikus Heinrich Beyer, dass die Originalurkunden, Bullen, Rentenbriefe, Verrechnungen und Akten der Universität zusammen mit dem Silbergeschirr in aufgeführte Fässer und Kisten verpackt und in einem Raum neben der Küche des Prytaneums in der Burse, „der alt carcer genannt“, gestellt worden sind.¹⁵ Zunächst war die Universität Basel als Zufluchtsort vorgesehen,¹⁶ doch als die entsprechende Anfrage des Rektors abschlägig beschieden wurde,¹⁷ evakuierte man die „Uhralten Universitet Documenta und Originalia“¹⁸ vor der Einnahme Heidelbergs durch die von Tilly befehligten Ligatruppen wohl Ende September oder Anfang Oktober 1621 nach Heilbronn, von wo sie offenbar nach Frankfurt am Main gelangten,¹⁹ bevor das Archiv durch den ehemaligen Rektor Peter von Spina 1651 in einem feierlichen Akt wieder der Universität in Heidelberg übergeben werden konnte.²⁰ Damit entging es dem Schicksal der berühmten Bibliotheca Palatina, deren Evakuierung nicht mehr zur Ausführung kam, so dass sie 1623 in 196 Kisten über die Alpen nach Rom transportiert und als gesonderter Bestand in die Vatikanische Bibliothek aufgenommen wurde.²¹

Der vergleichsweise bescheidene Umfang des lediglich in zwei Fässern und acht Kisten transportierten Universitätsarchivs dürfte neben der großen wirtschaftlichen Relevanz der Unterlagen zu seiner gelungenen Rettung beigetragen haben. Die bewegten Zeiten brachten es mit sich, dass im Rahmen der Auslagerungen gleich drei Bestandsverzeichnisse in den Jahren 1620, 1638 und 1651 angefertigt wurden.²² Aus dem Jahr 1684 stammt schließlich aus der Feder des mit der Neuordnung des Archivs beauftragten Syndikus Runckel ein Repertorium, das immerhin 46 paginierte Seiten mit 18 Rubriken umfasst, welche die Ordnung der insgesamt 303 Einzelstücke und Pakete in Schubladen wiedergeben.²³ Die ursprüngliche Kiste von 1388 war inzwischen durch mehrere Schränke ersetzt worden, in denen der ursprüngliche Bestand kaum zwei Schubladen in Beschlag nahm.²⁴

Doch die Neuordnung von 1684 lag gerade vier Jahre zurück, da ließ der Beginn des Pfälzischen Erbfolgekrieges (1688–1697) eine erneute Evakuierung der wertvollen Archivalien notwendig erscheinen. Aus einem Bericht von Syndikus Cloeter erfahren wir, dass sie 1688 oder kurz danach vor den herannahenden französischen Truppen im doppelt gewölbten Keller des Prytaneums in Sicherheit gebracht wurden.²⁵ Während bei der ersten Eroberung das Schloss in Flammen aufging und die Stadt weitgehend glimpflich davon kam, wurde ganz Heidelberg bei der erneuten Einnahme 1693 bekanntlich ein Raub der Flammen.²⁶ Die Archivalien entgingen dem Inferno, da sie zuvor durch den Theologen und späteren Rektor Johann Ludwig Fabricius zunächst

nach Hanau und anschließend nach Frankfurt am Main verbracht worden waren.²⁷ Die hastige Flucht hatte jedoch Spuren hinterlassen. Vor allem die Siegel der Archivalien waren in der Eile beschädigt, andere Schriftstücke von dem zum Schloss fliehenden Syndikus im Archivgewölbe zurückgelassen worden, das zwar selbst vom Feuer verschont blieb, doch durch von oben eingedrungenes Löschwasser letztlich kaum Schutz für zurückgelassene Papiere bieten sollte.²⁸

Als zeitweise auch Frankfurt nicht mehr als sicherer Ort für die evakuierten Archivalien erschien, wurden diese im Juni 1693 in sieben Kisten und drei kleineren Kästen verpackt zur Universität Marburg verbracht.²⁹ Dort fand sich ebenfalls Syndikus Cloeter ein, der mit Hilfe von Marburger Studenten den Inhalt der Kisten ordnete, um diese im November 1697 wieder nach Frankfurt zurückzubringen, wo die Dokumente als Belege bei den Bemühungen der dort anwesenden Heidelberger Professoren um die Bestätigung von Rechten und Besitzungen der Universität vor allem im rechtsrheinischen Gebiet dienten.³⁰

Zusammen mit der Universität kehrte das Archiv 1698 in das zerstörte Heidelberg zurück, wo sich allerdings keine sichere und dauerhafte Unterbringung finden ließ. Im Oktober 1703 wurde es im Zuge des Spanischen Erbfolgekriegs zudem erneut nach Frankfurt ausgelagert, um schließlich im März 1705 wieder nach Heidelberg zurückzukehren und bei „Wittib Leers in ein versichertes gewölb untergestellt“ zu werden.³¹ Wie schon in der Frankfurter Zeit wurden die Unterlagen dringend benötigt, um die seit Dezember 1704 durch einen Kurator betreute Reorganisation und Aktivierung der Vermögenswerte voranzutreiben. Erneut mühte man sich, das Archiv zu ordnen und fehlende Unterlagen wiederzugewinnen. Der im April 1739 auf kurfürstlichen Befehl zum Syndikus ernannte Geschichtsprofessor Benno Caspar Haurisius begann schließlich ein in fünf Abteilungen untergliedertes und durch Kurzregesten erschlossenes „Repertorium Archivi“, das jedoch 1747 unvollendet von seiner Witwe dem Senat übergeben wurde.³² Trotz der fragmentarischen Erfassung wird der beachtliche Dokumentenzuwachs deutlich, der sich aus der sorgsameren Aktenführung und nicht zuletzt aus der Einfügung von Archiven inkorporierter Klöster ergeben hat.³³ Ein Spezialrepertorium, das 1794–96 durch J. G. Loundt mit Unterstützung des Aktuars Franz Braunstein erstellt wurde, zeigt jedoch, dass dennoch wichtige Unterlagen fehlten – nicht zuletzt, weil diese bei Professoren oder Fakultäten lagen. Während noch 1798 versucht wurde, dies durch das Verbot der Ausgabe von Originalen zukünftig zu verhindern, sah man sich kurz darauf veranlasst, erneut die Auslagerung des Archivs vorzubereiten.³⁴ Dazu kam es nicht, doch nach der Besetzung Heidelbergs durch französische Truppen im Herbst 1799 und dem Übergang Heidelbergs an Baden Ende 1802³⁵ gelang es dem damaligen Syndikus von Kleudgen nur mit einiger Mühe durch eine ausgesprochen selektive Abgabe von exemplarischen Rechnungsverzeichnissen eine Anordnung vom 31. August 1804 zu umgehen, wonach alle das linksrheinische Gebiet betreffenden Akten an die französischen Behörden abzuliefern waren.³⁶ Diese Verluste hielten sich folglich in Grenzen, während andererseits ein großer Zuwachs zu verzeichnen war, indem aufgrund der Reorganisation der Universität zu Beginn des 19. Jahrhunderts³⁷ die alte Registratur durch eine neue ersetzt und dem Archiv übereignet wurde. Aus räumlichen Gründen wurden schließlich Archiv und alte Registratur 1845 in die Uni-

versitätsbibliothek überführt,³⁸ wo sie als Basis für grundlegende Quelleneditionen dienten.³⁹ Der Bearbeiter des Urkundenbuchs Winkelmann beklagte dabei jedoch „den zustand völliger unordnung“,⁴⁰ was dazu beigetragen haben mag, dass das Ministerium für Justiz, Kultus und Unterricht am 3. Dezember 1887 eine Neuorganisation des Universitätsarchivs beschloss.⁴¹ Wenige Tage später verfasste der mit dem Vorstand des Archivs betraute Bibliotheksdirektor Karl Zangemeister hierzu Vorschläge, die vom Generallandesarchiv Karlsruhe zu prüfen waren.⁴² Leider konnte auch dessen damaliger Direktor Friedrich von Weech nicht verhindern, dass die Provenienzen nicht in dem aus Archivsicht geforderten Maße beachtet wurden, so dass Rektorats-, Fakultäts- und sonstige universitäre Akten nach Sachbetreffen geordnet vermischt wurden. Dieser Umstand änderte jedoch nichts daran, dass dieses 1889 bis 1892 erstellte Repertorium für lange Zeit Bestand haben sollte.⁴³

Nach Abschluss der Neuordnung und -verzeichnung wurde schließlich am 20. November 1893 mit den „Vorschriften für die Benützung des Archivs der Universität Heidelberg“ dessen weiteres Schicksal geregelt, indem es als Depositum des Senats in der Bibliothek verblieb. Die Sekretariate hatten ihre auszusondernden Akten dorthin abzuliefern und die Rubriken der Registratur auf jene des Archivs abzustimmen.⁴⁴ Eine Ausnahmeregelung von der Amtsregistraturordnung vom 30. März 1907 grenzte das Universitätsarchiv endgültig vom Generallandesarchiv ab und ermöglichte es der Universität Heidelberg, auch die Personalakten der zu den obersten Besoldungsgruppen gehörenden Professoren im eigenen Archiv aufzubewahren und nicht nach Karlsruhe abgeben zu müssen.⁴⁵

Das Universitätsarchiv sollte bis nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in den Räumen der Universitätsbibliothek verbleiben – als Vorstände fungierten nach dem Tod von Karl Zangemeister im Jahre 1902 die nachfolgenden Bibliotheksdirektoren Jacob Wille (1902–1922, Archivleitung bis 1929), Rudolf Sillib (1929–1934) und Karl Preisendanz (1935–1945).⁴⁶ Die im Archiv eingelagerten Unterlagen überstanden die wechselhaften Weltkriegszeiten dank verschiedener Auslagerungen ohne nennenswerte Verluste.⁴⁷ Doch das Kriegsende bescherte noch einmal schmerzliche wie vermeidbare Lücken für den Überlieferungszeitraum 1870 bis 1930. So führte die aus Raumnot unterbliebene Übernahme und provisorische Unterbringung von 122 Aktenpaketen mit 900 Faszikeln und Bänden aus dem Rektorat im Keller der Neuen Universität 1945 zu deren Vernichtung durch die Besatzungsmacht – diese hatte allerdings wie auch der Senat zuvor vergeblich dazu aufgefordert, die Unterlagen aus dem Keller zu bergen.⁴⁸ Während die kriegsbedingt – vor allem nach Zwingenberg am Neckar und Heilbronn – ausgelagerten Archivalien bereits 1945/46 wohlbehalten nach Heidelberg zurückkehrten, gingen zudem in Tauberbischofsheim zwischengelagerte Akten aus Fakultäten und Rektoratsregistratur durch Plünderungen verloren.⁴⁹

Mit dem Kriegsende begann auch ein neuer organisatorischer Abschnitt für das Universitätsarchiv, welches zunächst weiterhin formal dem Bibliotheksdirektor unterstellt blieb, auch wenn es 1953 in den Südflügel der Neuen Universität verlegt wurde.⁵⁰ Die faktische Verwaltung des Archivs übernahm jedoch nun vertretungsweise Prof. Dr. Hermann Finke bis zu dessen Tode am 8. Januar 1947; noch im selben Jahr ernannte die Regierung den Historiker Prof. Dr. Walter Peter Fuchs zu seinem Nachfolger, der das

Universitätsarchiv ordnete, einer Revision unterzog und die Bestände auf Wunsch des Historischen Seminars stärker für Lehrzwecke fruchtbar machte.⁵¹ Letzterer übergab das Amt an Studienassessor Dr. Hans Krabusch, der 1952 in einem vereinfachten Verfahren durch den Rektor mit der Archivverwaltung betraut wurde.⁵² Nach seinem Ausscheiden im Jahre 1962 fungierte der im selben Jahr nach Heidelberg berufene und zuvor als Städtischer Archivdirektor in Lübeck tätige Prof. Dr. Ahasver von Brandt für gut 12 Jahre als Senatsbeauftragter für das Universitätsarchiv.⁵³ Bereits zwei Jahre nach seiner Beauftragung erhielt das zwischenzeitlich durch Hilfskräfte betreute Archiv 1964 mit dem zuvor an den Stadtarchiven Sindelfingen und Tübingen tätigen Dr. Hermann Weisert seinen ersten hauptamtlichen Archivar.⁵⁴ Ihm folgte 1989 für eine kurze Zeit Dr. Klaus Graf im Amt, abgelöst durch eine kommissarische Leitung des Historikers Prof. Dr. Eike Wolgast bis zur Ernennung von Dr. Christian Renger im September 1991.⁵⁵ Dessen plötzliches Ableben im April 1995 fiel in die Planungen des letzten größeren Einschnitts in der Geschichte des Universitätsarchivs. So war es nach einer erneuten kommissarischen Leitungsphase durch Prof. Wolgast schließlich an seinem Nachfolger Prof. Dr. Werner Moritz, der vom 1. April 1996 bis zum 30. September 2010 mit der Archivdirektion betraut war, den noch von Renger initiierten Umzug des Universitätsarchivs an seinen heutigen Standort in der Akademiestraße 4–8 im Winter 1998/99 durchzuführen.⁵⁶ Das zuvor von der Heidelberger Volksbank genutzte Gebäude bietet nicht nur statisch und klimatisch gute Voraussetzungen für die Magazinierung in den Kellergeschossen, sondern durch deren räumliche Nähe zum Erdgeschoss-Ensemble mit Lesesaal, Büros sowie Bearbeitungs- und Digitalisierungsräumen eine sehr geeignete Einheit für einen modernen dienstleistungsorientierten Archivbetrieb.⁵⁷ Nur wenige Meter entfernt liegt zudem das umfangreiche alte Magazin in den Kellern mit Tresorräumen der einstigen Zweigstelle der Bezirkssparkasse am Friedrich-Ebert-Platz 2. Dort war das Universitätsarchiv seit 1971/72 untergebracht, nachdem die Räumlichkeiten in der Neuen Universität trotz weiterer Außenmagazine in der Sandgasse 11 und im Anbau der Alten Universität zu eng geworden waren.⁵⁸

Inzwischen sind die Bestände des Universitätsarchivs auf annähernd 4.400 laufende Meter Archivmaterial aus 625 Jahren Geschichte der Universität Heidelberg angewachsen. Die oftmals besitzgeschichtliche Aspekte betreffenden 1.800 Urkunden reichen dabei bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zurück. Mit 15 Matrikelbänden aus den Jahren 1386 bis 1662 und 1704 bis 1920 verfügt es zudem über eine beachtliche und vergleichsweise geschlossene Namenüberlieferung, die zusammen mit den bis in das 16. Jahrhundert zurückreichenden Personalakten und dem 1880 einsetzenden Studentenaktenbestand eine intensive Beschäftigung mit den an der Universität tätigen Personen erlaubt. Neben aktuellen Planungen zu einer Matrikeldatenbank⁵⁹ gibt es dabei vor allem mit dem Heidelberger Gelehrtenlexikon ein traditionsreiches noch laufendes Projekt, das anlässlich des 600-jährigen Universitätsjubiläums ins Leben gerufen wurde, um ein mehrbändiges biografisches Verzeichnis aller Professoren von 1386 bis 1986 zu erstellen.⁶⁰ Jubiläen stellen nicht nur immer eine willkommene Gelegenheit dar, bestimmte Aspekte der Universitätsgeschichte aufzuarbeiten, sondern werden wie zuletzt bei der 625-Jahrfeier bisweilen selbst zum Gegenstand der Forschung.⁶¹ Hierbei konnte man sich nicht zuletzt auf einen reichen Bildbestand



Abb. 2: Heutiger Lesesaal des Universitätsarchivs in der Akademiestr. 4.

im Universitätsarchiv stützen, der über rund 14.000 Bilder verfügt, die Jubiläumsfeierlichkeiten, Persönlichkeiten und Gebäude der Universität, aber bspw. auch den universitären Lehrbetrieb im Hörsaal und am Patienten zeigen.⁶² Die zum großen Teil bereits digitalisierten Bilder werden seit Ende 2011 in die Heidelberger Bilddatenbank HeidICON eingearbeitet, um eine weltweite Recherchierbarkeit zu ermöglichen. Eine verbesserte Recherchierbarkeit des gesamten Bestandes soll zudem durch die 2012 erfolgende Migration der in vielen verschiedenartigen Findbuchdateien vorliegenden Verzeichnungsdaten in die moderne Archivsoftware ACTApro erreicht werden. Angesichts der Herausforderungen im digitalen Zeitalter wurden auch die Kontakte zum Universitätsrechenzentrum (URZ) intensiviert und mehrere Kooperationsfelder vereinbart.⁶³ Zugleich öffnet sich das Archiv weiter durch Führungen, Weiterbildungen und Seminare sowie nicht zuletzt durch gemeinsam mit dem Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg veranstaltete Abendvorträge der universitären und weiteren Öffentlichkeit, die durch eine neu gestaltete Homepage eingehend über das Universitätsarchiv informiert wird.⁶⁴ Regulär findet der Kontakt zur Öffentlichkeit im Rahmen der (2011 erweiterten) Öffnungszeiten statt, wobei insgesamt jährlich bis zu 1.000 Benutzer/innen und über 2.000 zugesandte Anfragen aus aller Welt zu verzeichnen sind.

Anmerkungen

- 1 Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), RA 653, fol. 35v und 41r.
- 2 UAH RA 653, fol. 50v; vgl. (noch mit den alten Archivsignaturen) Hans Krabusch: Das Archiv der Universität Heidelberg. Geschichte und Bedeutung, in Ruperto Carola. Sonderband, hg. von Gerhard Hinz, Heidelberg 1961, S. 82–111, hier S. 84 [zuvor erschienen in Heidelberg Jahrbücher 3/1959, S. 15–47]; Hermann Weisert: Zeittafel zur Geschichte der Universität Heidelberg, Heidelberg 1986, S. 2.
- 3 UAH RA 664, fol. 16r.
- 4 Vgl. Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 84.
- 5 UAH RA 659, fol. 151v.
- 6 Vgl. zuletzt mit einer Karte zu den wechselnden Standorten des Universitätsarchivs Werner Moritz: Das Universitätsarchiv, in Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg, hg. von Peter Meusburger, Thomas Schuch, Knittlingen 2011, S. 240–241, hier S. 241.
- 7 UAH RA 659, fol. 254r und 257r.
- 8 UAH RA 659, fol. 278v.
- 9 Vgl. Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 89.

- 10 UAH RA 676, fol. 2v.
- 11 Vgl. Hermann Brunn: Wirtschaftsgeschichte der Universität Heidelberg von 1558 bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, Diss. Heidelberg 1950, S. 44; Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 89.
- 12 UAH RA 676, fol. 3r.
- 13 Eduard Winkelmann (Hg.): Urkundenbuch (UB) der Universität Heidelberg, 2 Bände, Heidelberg 1886, hier II, Nrr. 982, 1472, 1485, 1505.
- 14 Vgl. als Überblick Andreas Cser: Kleine Geschichte der Stadt und Universität Heidelberg, Karlsruhe 2007, S. 67ff.; Eike Wolgast: Die Universität Heidelberg 1386–1986, Berlin/Heidelberg/New York/London/Paris/Tokyo 1986, S. 51ff.
- 15 UAH RA 681, fol. 98rf.; Winkelmann: UB Universität Heidelberg (wie Anm. 13), II, Nr. 1527.
- 16 UAH RA 681, fol. 119v, 129v, 130v.
- 17 Vgl. Alexander Persijn: Pfälzische Studenten und ihre Ausweichuniversitäten während des Dreißigjährigen Krieges, Diss. Mainz 1959, S. 127f., Anhang 1 und 2.
- 18 Ebd., S. 127, Anhang 1.
- 19 Vgl. Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 90f. und die Karte zu den kriegsbedingten Auslagerungen des Universitätsarchivs bei Maïke Rotzoll: Seuchen und Kriege in der frühen Geschichte der Heidelberger Universität, in Wissenschaftsatlas (wie Anm. 6), S. 52–53, hier S. 53.
- 20 Winkelmann: UB Universität Heidelberg (wie Anm. 13), II, Nr. 1608; zu Peter von Spina (dem Jüngeren) vgl. Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1386–1651, Berlin / Heidelberg 2002, S. 510f.
- 21 Die 1816 nach Heidelberg zurückgekehrten 848 deutschsprachigen Palatina-Handschriften sind seit 2009 digitalisiert im Internet abrufbar: <http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/palatina.html>; vgl. <http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/geschichte.html> und Bibliotheca Palatina. Katalog zur Ausstellung vom 8. Juli bis 2. November 1986 in der Heiliggeistkirche Heidelberg, hg. von Elmar Mittler, 2 Bände, Heidelberg 1986.
- 22 UAH RA 681, fol. 98r-106v (1620); RA 300, fol. 16–19 (1638), fol. 20r-21v, 27r-v (1651).
- 23 GLA 205/23; vgl. Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 94f.
- 24 Vgl. Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 95.
- 25 UAH RA 302; vgl. Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 96 und mit einer Karte Gerhard Merkel: Der universitäre Grundbesitz in der Stadt bis Ende des 17. Jahrhunderts, in Wissenschaftsatlas (wie Anm. 6), S. 48–49.
- 26 Vgl. Wolgast: Die Universität (wie Anm. 14), S. 64.
- 27 UAH RA 303, fol. 36r.
- 28 Vgl. Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 96.
- 29 UAH RA 303, fol. 32r-37v.
- 30 Vgl. Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 96f. mit Anm. 73.
- 31 UAH RA 303 (fol. 48r), 308 und 987.
- 32 UAH RA 972, 974, 975; vgl. zu Haurisius auch Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1652–1802, Berlin/Heidelberg 1991, S. 56f.
- 33 Vgl. Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 100.
- 34 UAH RA 967 und 983; vgl. Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 100f.
- 35 Vgl. Cser: Kleine Geschichte (wie Anm. 14), S. 153ff.; Wolgast: Die Universität (wie Anm. 14), S. 83ff.
- 36 UAH RA 984.
- 37 UAH RA 242 und 243 (13. Organisationsedikt über die Organisation der gemeinen und wissenschaftlichen Anstalten, insbesondere der Universität Heidelberg vom 13. Mai 1803, Organisationsreskript für die Universität Heidelberg vom 25. April 1804, landesherrliche Verkündigung über die Organisation der Universität Heidelberg vom 17. September 1804).
- 38 UAH K-la 111/36.
- 39 Winkelmann: UB Universität Heidelberg (wie Anm. 13); August Thorbecke (Bearb.): Statuten und Reformationen der Universität Heidelberg vom 16. bis 18. Jahrhundert, Leipzig 1891; Gustav Toepke (Hg.): Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386 bis 1662. Erster Teil von 1386 bis 1553, Heidelberg 1884; Zweiter Teil von 1554 bis 1662, Heidelberg 1886; Dritter Teil: I. Personenregister. II. Ortsregister. III. Sach- und Wörterregister, Heidelberg 1893; Vierter Teil von 1704 bis 1807, Heidelberg 1903; Paul Hintzelmann (Hg.): Die Matrikel der Universität Heidelberg. Siebenter Teil enthaltend die Register zu Teil IV bis VI 1704–1870, Heidel-

- berg 1916. Diese und weitere wichtige Quelleneditionen zur Geschichte der Universität Heidelberg wie z.B. die in den Jahren 1986–2003 von Jürgen Miethke und Heiner Lutzmann erstellte Edition der Rektorbücher 1386–1451 finden sich auch als Digitalisate im Internet unter der URL <http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/quellenuihd.html>.
- 40 Winkelmann: UB Universität Heidelberg (wie Anm. 13), I, S. IX.
- 41 UAH K-Ib 301/1.
- 42 UAH K-Ib 301/1 und RA 989.
- 43 Vgl. Hermann Weisert: Das Universitätsarchiv Heidelberg und seine Bestände, in Ruperto Carola 25, Heft 52, 1973, S. 21–25, hier S. 22.
- 44 UAH RA 989.
- 45 UAH RA 989; vgl. Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 104.
- 46 Vgl. Werner Moritz: Das Archiv der Universität Heidelberg, in HJG 2, 1997, S. 243–246, hier 245.
- 47 UAH K-Ib 306/1,2; vgl. Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 107.
- 48 UAH K-Ib 306/1 und 322/4.
- 49 Vgl. Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 106f. mit Anm. 117 und 119.
- 50 UAH K-Ib 211/1; vgl. Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 107, Anm. 120.
- 51 UAH PA 401.
- 52 UAH K-Ib 102/2, S. 5; vgl. auch Krabusch: Das Archiv (wie Anm. 2), S. 107; Moritz: Das Archiv (wie Anm. 48), S. 245.
- 53 UAH X ZSB 35 (Personal- und Vorlesungsverzeichnis SS 1963, SS 1974, WS 1974/75); UAH PA 2606; UAH B-II 212/3 mit Belegen, dass Prof. von Brandt als einziger Heidelberger Historiker mit archivalischer Vorbildung 1970 als Senatsbeauftragter für das Universitätsarchiv wiedergewählt und anders als noch im Personal- und Vorlesungsverzeichnis WS 1974/75 (S. 152) angekündigt nach seiner Emeritierung 1974 nicht mehr in dieser Funktion tätig sein wollte – dieses Amt sei aus seiner Sicht ohnehin mittlerweile obsolet, da „das Archiv nunmehr seit Jahren von einem hauptamtlich angestellten Beamten der höheren Archivlaufbahn geleitet wird“.
- 54 UAH PA 6290.
- 55 UAH K-Ib 31/3 und 102/3.
- 56 UAH K-Ib 31/3 und 214/1.
- 57 Vgl. Werner Moritz: Aufgaben und Perspektiven des Archivs an einer alten Universität – Das Beispiel Heidelberg, in Zur Lage der Universitätsarchive in Deutschland (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg 37), hg. von Nils Brübach, Karl Murk, Marburg 2003, S. 73–83, hier S. 77ff.
- 58 UAH Rep. 72/37–38; B-II 2c1; K-Ib 102/2 und 213/3–4. Die Planungen zur Übersiedlung begannen bereits 1968, die Einweihung fand am 24. März 1972 statt.
- 59 Vgl. Ingo Runde: Prototyp einer Web-Datenbank mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Universitätsmatrikeln, in XXIV ICOS International Congress of Onomastic Sciences, Barcelona 5.–9.9.2011 [im Druck]. Für den Zeitraum von 1386 bis zum Übergang der Universität Heidelberg an Baden sind hierbei über 42.000 Matrikeleinträge zu erfassen. Bei der über diesen Datenbankzeitraum hinausgehenden Digitalisierung der 4.650 Matrikel-Originalseiten von 1386–1870 ist eine Kooperation mit dem Digitalisierungszentrum der Universitätsbibliothek vereinbart.
- 60 Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932, Berlin/Heidelberg u.a. 1986 [2. Aufl. in Vorbereitung]; dies.: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1652–1802 (wie Anm. 32); dies.: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1386–1651 (wie Anm. 20); dies.: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1933–1986, Berlin/Heidelberg 2009. Vgl. Christian Hoffarth: Archiv und Gelehrtenlexikon der 625 Jahre alten Heidelberger Universität, in Archiv für Familiengeschichtsforschung 14, 4/2010, S. 143–145.
- 61 Frank Engehausen, Werner Moritz unter Mitarbeit von Gabriel Meyer (Hg.): Die Jubiläen der Universität Heidelberg 1587–1986 (= Schriften Archiv und Museum der Universität Heidelberg 18), Heidelberg/Ubstadt-Weiher u.a. 2010.
- 62 <http://www.uni-heidelberg.de/uniarchiv/bestaende/ba.html>.
- 63 Vgl. Claudia Duwe: Spagat zwischen gestern und heute – Paradigmenwechsel im Archiv der Universität Heidelberg, in UPDATE 06/2011, S. 7 (http://129.206.13.133/URZupdate_06p7.pdf).
- 64 <http://www.uni-heidelberg.de/uniarchiv/>

Das Deutsche Tuberkulose-Museum im Rohrbacher Schlösschen ✓

Am 1. Dezember 2011 wurde das Deutsche Tuberkulose-Museum im Rohrbacher Schlösschen feierlich eröffnet, an einem Ort, der für dieses Projekt prädestiniert ist. Das Schlösschen war die Keimzelle des Tuberkulosekrankenhauses Rohrbach und der jetzigen Thoraxklinik Heidelberg. In seinen Räumen wurden seit 1920 tuberkulosekranke Kriegsheimkehrer betreut, sodass das Tuberkulosemuseum gleichsam als Fortsetzung einer Tradition verstanden werden kann.

Die Materialien des Museums stammen vorwiegend aus dem 2010 von Fulda nach Heidelberg verlegten Deutschen Tuberkulose-Archiv, ergänzt durch Objekte der Thoraxklinik Heidelberg. Ausschlaggebend für diesen Ortswechsel waren zwei Gründe: Zum einen waren die Bestände des Archivs, das 1996 von dem Fuldaer Pneumologen Dr. Robert Kropp gegründet wurde, so weit angewachsen, dass die dortigen beengten Räumlichkeiten eine ansprechende Präsentation nicht mehr zuließen. Zum anderen wurde die Anbindung an eine Universität angestrebt, um eine wechselseitige wissenschaftliche Nutzung zu ermöglichen, von der bisher nur eingeschränkt Gebrauch gemacht wurde.

Ziel des Museums

Die Tuberkulose ist eine den Menschen seit Jahrtausenden begleitende, vorwiegend die Lunge betreffende Infektionskrankheit, die häufig in der Form einer Seuche auftritt. Im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts war sie die dritthäufigste Todesursache in Deutschland. 1909 war die Tuberkulose in Preußen bei 100 Sterbefällen bei 40 % der Männer und 44 % der Frauen im Alter von 20-30 Jahren Todesursache. Über die folgenden Jahrzehnte gingen dann die Erkrankungszahlen stetig zurück, sodass die Tuberkulose, die noch vor 100 Jahren als gefürchtete Erkrankung das öffentliche Bewusstsein besetzte, bei uns aktuell selten geworden ist.

Im krassen Gegensatz dazu stehen die Zahlen in Afrika und Asien. In der Südafrikanischen Union lag 2010 die Zahl der Neuerkrankungen bei 900/100 000 Einwohnern, in Deutschland wurde 2010 diese Zahl im Vergleich mit 5,4/100 000 berechnet. Weltweit wurden 2010 1,9 Mio. Tuberkulose-Todesfälle gemeldet – zu über 80 % aus Ländern der Dritten Welt.

Ziel des Museums ist es daher, das Wissen um die großen wissenschaftlichen, ärztlichen und sozialen Leistungen zu erhalten, die in Deutschland im Kampf gegen die Erkrankung erbracht wurden. Ebenso ist es Anliegen zu vermitteln, dass die bei uns fast vergessene Erkrankung global betrachtet unbesiegt ist und folglich die WHO ihrer Bekämpfung höchste Priorität zuordnet.

Raumfolge, Themen und Materialien des Museums

Die Präsentation des Tuberkulosemuseums umfasst vier Räume des Schlösschens. Der im Rahmen der Führung zuerst betretene Raum vermittelt in Grafiken und Postern die epidemiologischen Daten der Tuberkulose gestern und heute. Während in Deutschland die hohen Erkrankungszahlen von der Wende zum 20. Jahrhundert stetig bis zu dem jetzigen historischen Tief abgefallen sind, bestürzen die aktuell hohen Zahlen in den Ländern der Dritten Welt, den die Tuberkulose fördernden Einfluss von Armut und HIV-Infektion unterstreichend. Zudem ist in diesen Ländern – Indien, GUS – die Resistenzentwicklung der Tuberkelbakterien gegenüber einer medikamentösen Therapie alarmierend.

Beeindruckend sind die Bilder zum Themenkreis „soziales Elend“ als Risikofaktor einer Tuberkulose: beengte, dunkle und feuchte Wohnverhältnisse in Berliner Hinterhöfen – heute Slums in Mumbai und Lagos –, Unterernährung, Alkoholsucht, Drogenabhängigkeit und HIV-Infektion. Im Bereich der Kunst wurden diese Aspekte allerdings teilweise ästhetisiert. Ausgestellte Plakate und Schriften aus der Opernwelt und Belletristik belegen dies.

Es folgen Darstellungen zu Robert Koch, dem Entdecker des Tuberkulosebakteriums, und Conrad Röntgen, der durch seine Entdeckung der X-Strahlen ebenso die Möglichkeiten der Tuberkulosedagnostik erweiterte. Ein originäres Mikroskop aus dem Koch'schen Berliner Institut steht neben einem modernen Mikroskop, mit dem Tuberkelbakterien in einem Sputumausstrich demonstriert werden. Kochs epochemachender Vortrag vor der Berliner Physiologischen Gesellschaft 1882 liegt im Original aus, ebenso Bilder seiner Kulturen und Färbungen. Die Heroisierung seiner Person spiegeln Filmplakate, Siegelmarken und Medaillen.

Bilder aus dem Pariser Hôpital Tenon zeigen die erste Anwendung der Röntgenstrahlen in der Tuberkulosedagnostik 1896. Mehrere Röntgenschirmbild-Betrachtungsgeräte sind aufgestellt zur Sichtung von Lungen-Kleinbildern, die aus Reihenuntersuchungen ab den 1930er-Jahren stammen.

Es schließen sich historische Darstellungen an, die Infektionswege und Symptomatik der Tuberkulose veranschaulichen. Breit werden die verschiedenen Formen der Lungentuberkulose dargestellt, erklärt an Röntgenbildern, Computertomografien und Lungenpräparaten.

Themen des folgenden Raums sind Behandlungsmethoden vor der chemotherapeutischen Ära: die Kollapstherapie der Lungentuberkulose und die Helio-(Sonnen-)Therapie extrapulmonaler Tuberkulosen.

Das am häufigsten eingesetzte Verfahren der Kollapstherapie war die Anlage eines Pneumothorax. Das Behandlungsprinzip wird an Schautafeln verständlich gemacht, das Vorgehen wird mit verschiedenen originären Pneumothoraxgeräten und einer speziellen Kippliege nachgestellt.

„Hingucker“ sind zahlreiche Moulagen – lebensstreu nachgebildete Wachs- und Gipsmodelle von Halslymphknoten- und Hauttuberkulosen, Skelett- und Gelenktuberkulosen wie auch der Darmtuberkulose (Abb. 1). Verschiedene Erscheinungen der Gesichtstuberkulose oder die vielfältigen Komplikationen einer Wirbelsäulentuber-

kulose werden gezeigt. In diesem Zusammenhang wird auch auf den Erreger der Rindertuberkulose eingegangen, der früher häufig durch verseuchte Milch diese Tuberkuloseformen verursachte. Therapeutisch stand die Heliotherapie im Vordergrund, ergänzt durch chirurgische Maßnahmen. Im Schweizer Hochgebirge entstanden Sanatorien, die mit dieser Therapie beeindruckende Heilungen von Haut-, Lymphknoten- und Skelettuberkulosen erzielten, wie aus Bilderfolgen hervorgeht. Mit speziell hergestellten Lampen, so mit der ausgestellten Sollux-Lampe der Firma Heraeus, war ein gleicher Effekt zu erzielen.

Im anschließenden Raum wird zuerst auf die Heilstättenbehandlung eingegangen. Ausgehend von den Pionieren Hermann Brehmer und Peter Dettweiler, die um 1860 die hygienisch-diätetische Methode und die Freiluftliegekur einführten, wird die am Ende des 19. Jahrhunderts breit einsetzende „Heilstättenbewegung“ in all ihren Facetten dargestellt. Neben den „Zauberberg“-Sanatorien für die besitzende Klasse wurden, dem Aufruf zur sozialen Verantwortung folgend, zahlreiche sogenannte Volksheilstätten für die Arbeiterschaft errichtet. Aus erhaltenen Hausordnungen wird der starr reglementierte Tagesablauf aus stundenlanger Liegekur und mästender Essensaufnahme ersichtlich. Die Einrichtungen der Heilstätten – Liegehallen, Aufenthaltsräume, Speisesäle, sanitäre Einrichtungen – entsprachen dem damaligen modernsten Standard, wie es historische Aufnahmen aus unserer Region vermitteln. Blickfang ist ein Poster nach einem historischen Glasdia. In Lebensgröße sind Patientinnen zur Liegekur hintereinander aufgereiht, durch eine davor aufgestellte originäre Heilstättenliege wird der Betrachter selbst in die Szene einbezogen (Abb. 2). Typische Utensilien wie Spucknapfe, darunter die Ikone „Blauer Heinrich“, die „Stumme Schwester“, ein nur vom Arzt ablesbares Fieberthermometer, und Medikamentenschachteln vom Ende der 1940er-Jahre mit den ersten Antituberkulotika illustrieren ebenfalls den Patientenalltag.



Abb. 1: Bilder und Moulagen extrapulmonaler Tuberkulosen; Koch'sches Mikroskop; Exkurs zur Rindertuberkulose

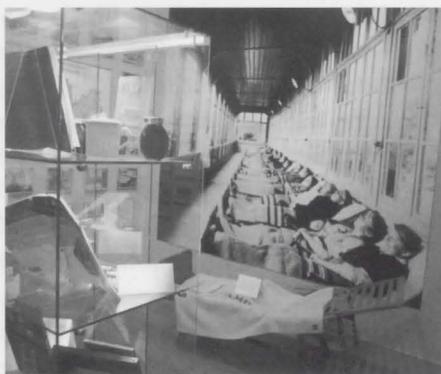


Abb. 2: Blick in eine Vitrine mit Objekten aus Heilstätten; Großposter einer Liegehalle, davor eine Original-Liege

Die von den Gesundheitsämtern eingerichteten Tuberkulosefürsorgestellen betreuten vorwiegend Patienten nach ihrer Entlassung aus der Heilstätte. Bilderfolgen aus der ersten deutschen, 1899 in Halle/Saale gegründeten Tuberkulosefürsorgestelle geben einen Einblick in deren vielfältige Aufgaben.

Eine wesentliche Stütze in der Tuberkulosebekämpfung war ebenso die Volksaufklärung, der ein hoher Wert beigemessen wurde. Die Gebote auf Plakaten und Hinweistafeln reichen von „Nicht auf den Boden spucken“ über Vorgaben zur Gestaltung der Wohnräume bis zu fragwürdigen Eingriffen in die Privatsphäre durch Vorschriften bei Eheschließungen.

Poster zur Tuberkuloseschutzimpfung, zur Entwicklung einer wirksamen Chemotherapie und Darstellungen der Tuberkulose in der Bildenden Kunst beschließen diesen Raum.

Der letzte Raum im Ablauf der Führung ist der Repräsentations- und Arbeitsraum des Deutschen Tuberkulose-Archivs. In ihm befinden sich 2000 Bände des über 6000 Monographien und Periodika umfassenden Archivs. Schwerpunkt der Bibliothek ist die Zeit von 1850 bis 1950. Von den Besuchern stets mit großer Anteilnahme aufgenommen wird der Inhalt ausgelegter Akten der Gesundheitsämter Dresden und München aus den Jahren 1920 bis 1950. Sie schildern Leid und Not der Kranken. Wiederholte Heilstättenaufenthalte und Behandlungsversuche, die letztlich den fatalen Ausgang nicht aufhalten konnten, langjährige Trennung von Kindern und Eltern, Kampf um Lebens- und Sachmittel, Wohnungsnot, verweigerte Eherelaubnisbescheinigung und berufliche Ausgrenzung geben einen erschütternden Einblick in den Krankenalltag. Schriftlich fixierte Interviews, die mit „Zeitzeugen“, ehemaligen Patienten der 1940er- und 1950er-Jahre, aktuell aufgenommen wurden, machen nochmals eine Erkrankung gegenwärtig, die alle Lebensbereiche durchdrang und oft als existentielle Krise empfunden wurde. Das Gleiche spricht aus den nachlesbaren Aufzeichnungen bekannter Tuberkulosekranker früherer Zeiten, wie z. B. Matthias Claudius, Carl Maria von Weber und Klabund.

Träger des Tuberkulose-Archivs und Museums ist der Förderverein Deutsches Tuberkulose-Archiv mit Sitz in Fulda.

Führungen durch das Tuberkulose-Museum werden von Prof. Dr. W. Ebert und Prof. Dr. V. Schulz übernommen und finden auf Anfrage statt.

Der Eintritt ist frei.

Zur Anmeldung wenden Sie sich bitte an:

Kirsten.Gerlach@thoraxklinik-heidelberg.de

Tel.: 06221-396-2101

Fax: 06221-396-2102

Zur Digitalisierung der Lorsch Handschriften ✓

Am 10. Juli 2012 wurde bei Sotheby's in London ein einzelnes Pergamentblatt aus einer Handschrift, geschrieben um 800 n. Chr. in der Reichsabtei St. Nazarius zu Lorsch, für rund 120.000 Euro (93.650 GBP) ersteigert.¹ Die heute weit verstreute Bibliothek dieses Klosters gehörte zu den kostbarsten Bücherschätzen der karolingischen Epoche. Wer sich für die Heidelberger (Vor-)Geschichte interessiert, weiß, dass die 764 gestiftete Abtei mit ihren beiden Niederlassungen auf dem Heiligenberg und ihren ausgedehnten Besitzungen auch südlich des Neckars eine wichtige Rolle gespielt hat.

Was aber wissen wir über die Lorsch Klosterbibliothek?² Baulich ist die Bibliothek längst verloren; sie mag ihren Standort im Winkel von Nordquerhaus und Chor eingenommen haben, wie es der im St. Gallener Klosterplan postulierte benediktinische Idealfall vorsieht. Der Lorsch Bibliotheksbestand ist seit 2012 fast vollständig digital erschlossen. Dieses Digitalisierungsprojekt wurde von der (für Lorsch zuständigen) Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen finanziert, von der Heidelberger Universitätsbibliothek angestoßen und in Zusammenarbeit mit der UNESCO-Welterbestätte Kloster Lorsch organisiert.³ Angestrebt wird bis 2014 die vollständige Abbildung und Kommentierung der ermittelbar in Lorsch geschriebenen und/oder aufbewahrten Codices und Handschriftenfragmente. Das sind nach heutigem Kenntnisstand circa 330 Handschriften. Insgesamt verteilt sich das Material auf nicht weniger als 68 in- und ausländische Bibliotheken und Archive. Im Team der Heidelberger Universitätsbibliothek sind die Kunsthistorikerin Alexandra Büttner für die Projektkoordination und der Mittelalteiner Michael Kautz für die wissenschaftliche Bearbeitung zuständig.

Die Zusammenstellung des zu bearbeitenden Bestandes erfolgte im Wesentlichen auf paläographischem Wege. Die maßgebliche Vorarbeit hat Bernhard Bischoff geleistet, der drei für das karolingische Skriptorium spezifische Schreibstile unterscheidet und ein übersichtliches Verzeichnis der von ihm identifizierten Lorsch Handschriften mit ihren heutigen Aufbewahrungsorten erstellte.⁴ Eine beträchtliche Zahl der bekannten Handschriften lässt sich in den vier Katalogen der Lorsch Bibliothek aus ihrer Blütezeit im 9. Jahrhundert nachweisen, die Angelika Häse in ihrer Heidelberger mittellateinischen Dissertation ediert und kommentiert hat.⁵ Der Handschriftenbestand wurde im 9. Jahrhundert angelegt, bis in frühsalische Zeit in Maßen erweitert, aber später nicht mehr wesentlich erneuert.

Erst im Überblick, den die komplette digitale Erfassung wenn nicht ermöglicht, so doch wesentlich erleichtert, öffnet sich ein geistiger Horizont, werden theologische Richtungen und intellektuelle Ambitionen erkennbar. Im äußeren Zuschnitt ähnelt der Lorsch Bestand anderen zeitgenössischen Klosterbibliotheken.⁶ Es gab aber zwei lokale Schwerpunkte, die patristische Abteilung mit ihrer ungewöhnlich reichhaltigen Auswahl augustinischer Schriften und die althristliche Dichtung.⁷

Zu Beginn der Neuzeit rückten die Klosterbibliotheken ins Blickfeld der Humanisten. Dort fanden sie die Textzeugen für ihre Ausgaben lateinischer Klassiker. Vergil,

Ovid, Cicero, Seneca, ja sogar die Komödiendichter Terenz und Juvenal waren u.a. in Lorsch vertreten. Der erste Heidelberger Gelehrte, der die Lorsch Klosterbibliothek nachweislich benutzt hat, war der pfalzgräfliche Hofkaplan Matthias Widman von Kemnat (gest. 1476), der sich ab 1465 nach lateinischen Klassikern umschaute.⁸

Ein humanistisch so umfassend gebildeter Mann wie Kurfürst Ottheinrich (reg. 1556–1559) hat kurz vor der Aufhebung des Klosters im Jahre 1557 rund 130 Handschriften aus dem inzwischen bereits stark dezimierten Lorsch Bestand seiner eigenen Bibliothek einverleibt. Nach Walter Berschins Urteil bildeten die übernommenen Lorsch Handschriften „den wertvollsten Teil der Sammlung“.⁹ Ottheinrich scheint ein Bibliophiler gewesen zu sein, der eher aus Gefallen an aufwendig gestalteten und altehrwürdigen Handschriften, denn aus eigenem literarischem Interesse heraus eine riesige Bibliothek aufbaute, die er noch zu Lebzeiten dem akademischen Lehrbetrieb zur Verfügung stellte.¹⁰ Ottheinrichs Privatbibliothek wurde 1553, seine Schlossbibliothek 1556 in der Heidelberger Heiliggeistkirche 'öffentlich' zugänglich aufgestellt. Es war dieser Teil der Lorsch Handschriften, der 1623 kriegsbedingt nach Rom in die Bibliotheca Apostolica Vaticana entführt wurde, wo er gefährliche Zeitläufe nicht nur des 17. Jahrhunderts unversehrt überdauert hat.¹¹

In der virtuellen Bibliothek sind die Handschriften nach ihren Aufbewahrungsorten angeordnet. Während am linken Rand eine inhaltliche Übersicht erscheint, lassen sich Seiten und Einbände einzeln aufrufen oder in eine Übersicht stellen, scrollen und in veränderbaren Ausschnitten anzeigen. Jede abgebildete Handschrift wird durch einen digitalen wissenschaftlichen Kommentar erschlossen. In konstruktiven Anmerkungen zum Zustand, Inhalt, Layout und Schriftbild einer Handschrift findet sich ein spezialisiertes, bibliographisch fundiertes Wissen akribisch und doch übersichtlich zusammengetragen. Hinweise auf Provenienzen, etwa Vermerke, Einbände, Stempel, aufgeklebte Zettel, erlauben Rückschlüsse auf die noch zu schreibende jüngere Geschichte der Lorsch Bibliotheksbestände und verraten einiges über das sich wandelnde antiquarische Interesse an mittelalterlichen Handschriften. Eine differenzierte Auswahl von Suchfunktionen ermöglicht ein gezieltes Recherchieren.

Eine eigene Übersicht ist der bildlichen Ausstattung dieser Handschriften, ihren Initialen, Federzeichnungen und Miniaturen, gewidmet. Hier sind zweifellos reizvolle Entdeckungen zu machen, aber die kunstgeschichtliche Ausbeute des Lorsch Bestandes bleibt überschaubar. Der Bildschmuck des aus dieser Gruppe herausragenden Lorsch Evangeliars stammt aus der Hofschule Karls des Großen.¹²

Der Gewinn, den die mediävistische Forschung allein aus der Verknüpfung von Literaturgeschichte und Überlieferung zieht, ist mit Händen zu greifen: Schon die materielle Ausstattung des einzelnen Codex, die äußere Anlage des Textes und seine Schriftqualität, Marginalien und andere Gebrauchsspuren sind authentischere Aussagen über die Literatur einer Epoche, als Texteditionen es jemals sein könnten.

Der Laie, der sich in dieser virtuellen Bibliothek umschaut und in einzelnen Handschriften zu blättern beginnt, erhält einen adäquaten Eindruck von der Tiefe dieser Sammlung. Die Aura des Originals vermag das Digitalisat freilich nicht zu ersetzen. Ob die Technik der Digitalisierung die visuelle Rezeption mittelalterlicher Handschriften verändern wird, bleibt abzuwarten.

Anmerkungen

- 1 Auktion: The History of Script. Sixty Important Manuscript Leaves from the Schøyen Collection, Lot 29, URL: www.Sothebys.com/en/auctions/results.html (Download 19. Juli 2012). Freundlicher Hinweis von Herrn Dr. Tino Licht, Universität Heidelberg. Wenn dieser Artikel erscheint, wird die Verwaltung der Schlösser und Gärten Hessen als neue Eigentümerin ihre Erwerbung offiziell vorgestellt haben.
- 2 Zur Lorschener Bibliotheksgeschichte einführung Aris, Marc-Aeilko, Abschnitt: Bibliotheksgeschichte (im Kapitel: Lorsch), in *Die Benediktinischen Mönchs- und Nonnenklöster in Hessen* (Germania Benedictina, Bd. 7: Hessen), München 2004, S. 811–821.
URL: www.bibliotheca-laureshamensis-digital.de (Download zuletzt 21. Juli 2012).
- 4 Bernhard Bischoff: *Die Abtei Lorsch im Spiegel ihrer Handschriften*, 2., erw. Auflage, Lorsch 1989, zur Schriftbestimmung S. 29–61; Verzeichnis Lorschener Handschriften mit heutigem Aufbewahrungsort, Datierung, Schrift- und Bibliotheksheimat S. 101–136.
- 5 Angelika Häse: *Mittelalterliche Bücherverzeichnisse aus Kloster Lorsch*. Einleitung, Edition und Kommentar, zugleich Diss. phil. Univ. Heidelberg 2000 (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, hg. v. Michael Knoche, Bd. 42), Wiesbaden 2002.
- 6 Zum Folgenden Friedrich Knöpp: *Die Bibliothek der Reichsabtei Lorsch*. Ein Beitrag zu ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung, in *Beiträge zur Geschichte des Klosters Lorsch*, hg. vom Heimat- u. Kulturverein Lorsch (Geschichtsblätter für den Kreis Bergstraße, Sonderbd. 4), 2., verb. Aufl., Heppenheim a. d. Bergstraße 1980, S. 227–252 (Vortrag am 22. April 1965 vor dem Friedberger Geschichtsverein).
- 7 Bischoff (wie Anm. 4), S. 78.
- 8 Nach Knöpp (wie Anm. 6), S. 228 (mit Schreibweise Mathias) und Bischoff (wie Anm. 4), S. 71. Beide Autoren sprechen Widman als Professor für Rhetorik an; als Professor oder Magister ist er nicht aufgeführt bei Dagmar Drüll: *Heidelberger Gelehrtenlexikon*, Bd. 1: 1386–1651, Heidelberg, Berlin, New York 2002.
- 9 Walter Berschin: *Die Palatina in der Vaticana*. Eine deutsche Bibliothek in Rom, Stuttgart u. Zürich 1992, S. 86.
- 10 Renate Klauer: *Der Freund und Sammler von Büchern*, in *Ottotheinrich, Gedenkschrift zur vierhundertjährigen Wiederkehr seiner Kurfürstenzeit in der Pfalz (1556–1559)*, hg. von Georg Poensgen (Sonderdruck der Ruperto Carola), Heidelberg 1959, S. 118–140.
- 11 *Ausst.-Kat. Bibliotheca Palatina*, Universität Heidelberg in Zusammenarbeit mit der Bibliotheca Apostolica Vaticana, 8. Juli bis 2. Nov. 1986 (Heiliggeistkirche), hg. von Elmar Mittler, Textbd. S. 114–126, Bildbd. Tff. 70–93.
- 12 *Ausst.-Kat. Bibliotheca Palatina*, C. 4, Textbd. S. 118–122, Bildbd. Tff. 75–80.

Rezensionen

Jürgen Udolph: Heidelberg – ein Heidelbeerberg? in Albrecht Greule (Hg.): Der Südwesten im Spiegel der Namen. Gedenkschrift für Lutz Reichardt (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde B 184), Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 2011, 25,00 Euro, S. 35–51

Der Heidelberger Gemeinderat lehnte in seiner Sitzung vom 25. Juli 2012 unter Punkt „49 öffentlich“ die Unterstützung des Vorhabens eines engagierten Bürgers ab, am Königstuhl einen Lehrpfad zum Thema „Heidelbeeren“ anzulegen. Der Antragsteller beharrte nicht auf einer Ableitung des Stadtnamens von der kleinen Waldfrucht, verwies aber auf die lange Deutungstradition. In der Argumentation dagegen spielten mögliche Kosten und die fehlende bürgerschaftliche Unterstützung eine Rolle. Der angezeigte Aufsatz kam auch vor, gab aber keinesfalls den Ausschlag. Ob überhaupt am Königstuhl Blaubeeren wachsen, wurde im Zuge dieser Beratung nicht geklärt. Nach meiner Beobachtung gibt es im Felsenmeer am Nordhang des Königstuhls einzelne Heidelbeerstauden, von denen ich lediglich gehört habe, dass sie mitunter tragen. Ein ortstypisches Gewächs ist die Heidelbeere – heute jedenfalls – nicht.

Diese Fragestellung ist seit Jürgen Udolphs Arbeit zum Namen Heidelberg gegenstandslos geworden. An einem für jede breite Wahrnehmung eher verborgenen Ort, nämlich in einer Gedenkschrift für Lutz Reichardt (1934–2009), Bibliothekar an der Universitätsbibliothek Stuttgart und „Promotor der Erforschung und lexikographischen Erschließung der Ortsnamen in Baden-Württemberg“ (S. VII), hat Jürgen Udolph die „Problematik des Ortsnamens ‚Heidelberg‘“ (S. 35), wenn auch nicht definitiv gelöst, so doch entscheidend vorgeklärt. Udolph ist ein renommierter Namensforscher, war 2000–2008 Professor für Onomastik an der Universität Leipzig, ist in den Medien präsent und wurde vielfach ausgezeichnet.

Das Thema „Heidelberg“ hatte für Udolph die Vorgeschichte, dass der Sprachwissenschaftler Wilfried Seibicke – auch er starb 2009 – im Wintersemester 1988/89 in einem Oberseminar am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg eine Hausarbeit zum Thema „Der Name ‚Heidelberg‘“ vergeben hatte. Sabine Gräbner, die Autorin, hat freilich ihre Ergebnisse nie veröffentlicht, ihre Arbeit zirkulierte nur als Manuskript in der Wissenschaftsgemeinde. Aus Udolphs Referat geht hervor, dass Gräbner entscheidende sprachhistorische Argumente gegen die Herleitung des Siedlungsnamens von der Heidelbeere bzw. von den mundartlichen Varianten dazu vorgetragen hat.

Udolphs Beweisführung ist schlüssig. Er beginnt mit einer Zusammenstellung der bisherigen Literatur, insbesondere der Arbeiten von Herbert Derwein und Ernst Christmann, und aller Flur-, Orts- und Gewässernamen im sprachlichen Umfeld von „Heidel...“. Er widerlegt eine Herleitung aus „Heidel“ als einem mundartlichen Ausdruck für die Waldbeere und tritt der von Derwein und Christmann hochgehaltenen Klammerform „Heidel(beer)berg“ entgegen. Er zitiert Gräbners Seminararbeit: „Es heißt ‚Stachelbeerkuchen‘ und nicht ‚Stachelkuchen‘, ‚Erdbeermarmelade‘ statt ‚Erdmarmelade‘ ..., ‚Brombeergelee‘ statt ‚Bromgelee‘ und auch in Verbindungen mit ‚Heidelbeere‘ bleibt das Element ‚-beere-‘ als identifizierender Bestandteil des Wortes erhalten. Im Alt- oder Mittelhochdeutschen sind solche Kombinationen noch seltener, Verkürzungen sind nicht überliefert“ (S. 48). Lediglich die rezente Apfel(saft)schorle, die weder Sabine Gräbner noch Jürgen Udolph eingefallen ist, könnte diesen Befund entkräften. Hier formuliert Udolph sein Urteil sehr scharf: „Die vielfach – auch von mir früher – angenommene Klammerform [hält] einer kritischen Prüfung nicht stand“ (S. 47).

Udolph macht es insgesamt spannender, als es erforderlich wäre. Er benutzt die Frage, woher das „l“ im Namen Heidelberg kommt, als Leitfrage, um nach der Zurückweisung von Deutungen in Richtung „Hedde“ (Ziege), „Heiden“, „Heidilo“ auf die „Heide“ zu kommen im Sinne von „unbebautes Land“ (S. 40). Für einen Wandel aus einem – konstruierten –, „Heidenberg“ in ein „Heidel-

berg“ kann Udolph am Schluss Jakob Grimms Grammatik von 1826 anführen: Eschelbach und Fichtelgebirge sind Beispiele für den Ersatz eines „n“ durch ein „l“ (S. 49). Auf dieser Basis kommt Udolph am Schluss zu einem eher vorsichtig formulierten Urteil: „Ich möchte ... meinen, dass im Fall des Ortsnamens ‚Heidelberg‘ mehr für eine Ableitung von der ‚Heide‘ und weniger für eine Herleitung von der ‚Heidelbeere‘ spricht“ (S. 51).

Hansjörg Probst hat 2010 in seinem „Mannheimer Flurnamenlexikon“ betont, dass der Name „Heidelberg“ ein Burgennamen ist. Der historische Hintergrund ist, dass Pfalzgraf Konrad, Barbarossas Halbbruder, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts von seinem Aufenthaltsschwerpunkt am Mittelrhein aus am Neckar eine Burg errichtete, an deren Fuß eine gleichnamige Siedlung entstand. Über die Existenz dieser Burg sind wir neben der Archäologie durch die Heiligenlegende Eberhard von Kumbds unterrichtet, die zwar erst im beginnenden 13. Jahrhundert aufgeschrieben wurde, aber unstreitig von den beiden letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts handelt und die Burg Heidelberg nennt. Nach derzeitigem archäologischen Kenntnisstand handelt es sich dabei um die Obere Burg, gelegen auf dem Kleinen Gaisberg, heute nur als „Molkenkur“ bekannt. Udolph dagegen geht von der Annahme aus, das gesamte Königstuhlmassiv sei der eigentliche „Heidelberg“, von dem die Siedlung ihren Namen habe (S. 37). Diese topografischen Differenzen sind nicht unbeachtlich, wichtiger aber noch ist die Feststellung, dass Burgennamen Kunstnamen sind, also nicht einem allmählichen Gebrauch entspringen, sondern – vielleicht nach Vorberatung – von einem Burgherrn festgesetzt werden.

Mit drei mitgeteilten Beobachtungen kommt Udolph dem Thema „Kunstname“ nahe: „Heidelberg“ ist als „süddeutscher Siedlungsname erst recht spät bezeugt“ (S. 35) und korrespondiert nicht mit den „Flurnamen der Umgebung“ (Sabine Gräbner, S. 48). Besonders aufschlussreich ist die Kartierung des Familiennamens „Heidelberg“, der am unteren Neckar nahezu fehlt, am Niederrhein sehr oft, am Mittelrhein immerhin mehrfach auftritt, sowohl seit dem 16. Jahrhundert als auch in der Gegenwart (S. 45). In heuristischer Schnelle ließe sich die These aufstellen, die Ministerialen des Staufers Konrad hätten sich einen Namen für die neue Burg am Neckar ausgedacht, den sie aus ihrer rheinischen Umgebung kannten und der ihrem Herrn gefallen könnte. Die Burgnamen des Mittelalters sind nicht selten nahe an romantischen Konnotationen: Heidelberg – eine Burg in der Einsamkeit des unbebauten Landes. Vielleicht aber gab es auch den Sinn, eine Distanz zu dem Dorf des Wormser Bischofs um die Peterskirche zu formulieren resp. vorzutäuschen.

Als Forschungsperspektive bleiben zwei Fragen: Gibt es bei den zahllosen „Heidelbergern“ irgendwo in Deutschland weitere Situationen, die auf einen Burgnamen verweisen? Lassen sich aus der Frühgeschichte der Pfalzgrafschaft und aus dem Umfeld Konrads von Staufen regionale Wurzeln der Namensgebung „Heidelberg“ erkennen?

Jürgen Udolph spricht einleitend davon, die Klärung der Herkunft des Namens Heidelberg sei „ein schweres Stück Arbeit“ (S. 35). Nach diesem Aufsatz sind alle weiteren Arbeiten ein erhebliches Stück leichter geworden.

Hans-Martin Mumm

Peter Meusburger, Thomas Schuch (Hgg.): Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg. Im Auftrag des Rektors Prof. Dr. Bernhard Eitel, Verlag Bibliotheca Palatina, Knittlingen 2011, 388 S., 129,00 Euro

Einen wahrhaft beeindruckenden Band hat die Universität Heidelberg anlässlich ihres 625-jährigen Gründungsjubiläums herausgebracht. Das Atlas-Großformat und sein – tatsächliches und inhaltliches – Gewicht nötigen dem Leser allen Respekt ab und verlangen eine feste Unterlage bei der Lektüre. Schon auf den ersten Blick besticht das Werk durch seine vorzügliche graphische Gestaltung und seine hohe Anschaulichkeit. Text, Karten (ca. 250), Abbildungen und Bilder (ca. 630) sind thematisch sorgfältig aufeinander abgestimmt. Gegliedert in über 110 Einzelthemen bietet der Atlas schier unerschöpfliches Material zur Geschichte und Gegenwart unserer Universität. Der Nutzen als Nachschlagewerk wird leider dadurch erheblich gemindert, dass jegliches

Register fehlt. Ein Namens-, evtl. auch ein Schlagwortregister zu erstellen, sollte im Zeitalter digitaler Textverarbeitung kein zu großer Aufwand sein und würde die gezielte Suche nach Personen und Institutionen sehr erleichtern. Warum wurde für das diesjährige Jubiläum die Atlas-Form gewählt? Zum einen ist die monumentale sechsbändige Festschrift „Semper apertus“ von 1986 als Standardwerk nicht überholt, zum anderen lässt sich auf diese Weise die räumliche Komponente der Wissenschaftsentwicklung und die internationale Vernetzung der Universität gut darstellen. Dass im Jubiläumsjahr ein Vertreter der Geographie das Amt des Rektors bekleidet und seinem Fachkollegen Peter Meusburger die Herausgeberschaft übertragen hat, scheint da nur folgerichtig.

Nach einem einleitenden Kapitel über den methodischen Ansatz einer „Geographie des Wissens“ beschäftigt sich Meusburger in einem längeren Aufsatz mit „Stadt und Universität Heidelberg – eine wechselhafte 625-jährige Beziehung“. Der Text wird durch Bilder und Karten anschaulich illustriert, löst allerdings den zweiten Teil des Titels nicht ganz ein. In eher paralleler Darstellung erzählt der Verfasser die Geschichte von Stadt und Hochschule. Eine echte Verknüpfung ist selten zu finden (Heidelberg-Mythos, Konfliktstoffe in der Gegenwart); ein Vergleich zwischen Einwohner- und Studentenzahl oder die Wechselwirkung von Stadterweiterung und Universitätsbauten fehlen. Im Literaturverzeichnis sind mehrfach ältere überholte Titel aufgeführt; man vermisst manche neuere Veröffentlichung des Heidelberger Geschichtsvereins und seiner Autoren, was einmal mehr beweist, wie schwierig der Brückenschlag von der Universität zur Lokal- und Regionalgeschichtsschreibung immer noch ist.

Der Hauptteil gliedert sich in drei große Themenblöcke: Der erste über „Die Universität Heidelberg 1386 bis 1945“ enthält Beiträge zur Geschichte, der zweite über „Das wissenschaftliche Profil der Universität seit 1945“ behandelt die Fakultäten, wissenschaftlichen Einrichtungen, Professoren und Studenten; der dritte über „Räumliche Verflechtungen des Wissenschaftsstandorts Heidelberg“ nimmt außeruniversitäre Forschungseinrichtungen sowie internationale und regionale Beziehungen der Hochschule in den Blick. Dabei ist nicht die Form einer fortlaufenden Darstellung gewählt. Die Besonderheit des Werkes macht es vielmehr aus, dass sich der Leser je nach Interesse in eines der 113 Themen vertiefen kann, die von insgesamt 136 Autoren erarbeitet wurden. Jeder Beitrag ist nach dem Doppelseiten-Prinzip aufgebaut und umfasst zwei oder vier Seiten. Jeweils die zweite und vierte enthält Karten und Grafiken; zahlreiche Bilder dienen der Veranschaulichung des Themas. Dieses Darstellungsprinzip geht letzten Endes auf den „dtv-Atlas Weltgeschichte“ aus den 1960er Jahren zurück – inzwischen ein Klassiker, dessen Grundprinzip der Verlag auf viele Wissensgebiete übertragen hat, wobei verstärkt Schaubilder und Diagramme neben Karten eingesetzt werden.

Im Unterschied dazu nimmt die vorliegende Publikation die Bezeichnung „Atlas“ wörtlicher. Dem Forschungsansatz des Herausgebers folgend, veranschaulichen die Autoren in Kooperation mit dem Leipziger Leibniz-Institut für Länderkunde jedes Einzelthema mit mindestens einer, meist mehreren Karten. Bei dieser Bevorzugung von „Raum, Interaktion, Kommunikation“ treten andere Kategorien der Wissenschaftsentwicklung zwangsläufig zurück: Zeit, Fortschritt, Organisation und Struktur der Wissenschaft, Person und Biographie. Mehrfach nimmt eine großformatige Karte fast die ganze Seite ein und bildet Teile der Erde (Antarktis, Grönland) ab, zu denen wirklich keine wissenschaftlichen Beziehungen bestehen (z.B. S. 158, 169). Solche Karten sind überdimensioniert und aufwändig gestaltet, ohne dem Leser einen Zuwachs an Information zu bieten (z.B. S. 85, 121). Auf vielen Karten sind die zahlenmäßigen Veränderungen nicht numerisch eingetragen, sodass sie der Leser mühsam an Stab- und Kreisdiagrammen „nachmessen“ muss (z.B. S. 45, 85). Eine nicht maßstabsgerechte Skizze und klare quantitative Angaben wären verständlicher.

Dessen ungeachtet bietet das Werk eine solche Fülle verschiedenster Themen und Informationen, dass sie in einer Rezension nicht annähernd gewürdigt werden können. Unternehmen wir eine Entdeckungsreise, die zwangsläufig subjektiv und unvollständig bleibt! Die Art der Besetzung des Rektorenamtes seit der Hochschulgründung und die Herkunft der Rektoren seit 1863 beschreiben Dagmar Drüll, Manfred Zimmermann und Daniel Hesse (S. 246–249) anschaulich und einprägsam.

Mit Stadtansichten, Karten und Grafiken stellt Gerhard Merkel die kurpfälzischen Besitzungen der Universität und die Universitätsgebäude vor 1800 (S. 46–51) dar. Die bauliche Ausbreitung der Universität von der Altstadt bis ins Neuenheimer Feld lässt sich in den Beiträgen von Maike Rotzoll (Hospitäler, S. 54f.; Anatomie, S. 102f.), Philipp Osten (Kliniken ab 1803, S. 104–107), Peter Leins und Claudia Erbar (Botanischer Garten, S. 236–239), Nicolai Freiwald (Neuenheimer Feld, S. 330f.), Rolf Stroux (Bauliche Entwicklung und Planung, S. 332–335) und Michael Hesse (Kunsthistorisch bedeutsame Gebäude, S. 336–339) nachvollziehen. Der Frage, wo Studenten und Professoren bis 1800 wohnten, geht Marco Neumaier (S. 70–75) anhand von aufschlussreichem Kartenmaterial nach. Die Herausgeber Peter Meusburger und Thomas Schuch untersuchen Herkunft und Karriere der Professoren (S. 78–81, 262–265), wobei die kartographische Aufbereitung nicht immer überzeugend gelungen ist. Bedarf es zweier Karten (S. 80), um nachzuweisen, dass Extraordinarien fast ausschließlich in Heidelberg habilitiert wurden, wo doch zumeist mit diesem Titel verdiente Privatdozenten gewürdigt wurden? Die Entwicklung der Studentenschaft in den letzten beiden Jahrhunderten wird an verschiedenen Stellen (S. 82–85, 120f., 258–261) beschrieben und statistisch ausgewertet. Auffallend großen Raum nehmen die ausländischen Studierenden ein (S. 296–309). Eine detaillierte nach Studienfächern gegliederte Analyse der seit 1970 gewaltig wachsenden Studentenzahlen fehlt allerdings.

Der wissenschaftliche Fortschritt und die Aufspaltung der Disziplinen wird in mehreren Beiträgen gut beschrieben, so der Aufschwung der Naturwissenschaften unter dem „Dreigestirn“ Bunsen, Kirchhoff und Helmholtz (Wolfgang U. Eckart, Klaus Hübner, Christine Nawa, S. 96–99) sowie die Ausdifferenzierung der Chemie (Rolf Gleiter, Klaus Maas, S. 100–103) und der Geisteswissenschaften (Eike Wolgast, S. 108–111). In dem letzten Beitrag sind positiv hervorzuheben die Übersicht über die Dozentenhierarchie und die Grafiken zur Spezialisierung der philologischen Fächer, Lehrstühle und Seminare. Hier zeigt sich, dass sich wissenschaftliche Entwicklung, Spezialisierung und Netzwerke besser in einfallsreichen Schaubildern als im Medium der Karte darstellen lassen. Anschließend untersuchen M. Rainer Lepsius, Alfred Demm und Wolfgang U. Eckart die intellektuellen Kreise in Heidelberg seit 1900 (S. 112–119). Generell scheinen im Atlas die Geisteswissenschaften hinter Medizin und Naturwissenschaften etwas zurückzustehen; der Leser vermisst beispielsweise die Würdigung von Hegel, Gundolf und Gadamer.

Hervorragende Beispiele, wie sich Text, Karte und Biographie zu einer mehrdimensionalen Information verbinden lassen, sind die Beiträge zu Luthers Disputation 1518 (Regina Baar-Cantoni, S. 56–59), zum Heidelberger Katechismus von 1563 (Armin Kohnle, Eike Wolgast, S. 58f.) und – bisher wenig bekannt – die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte 1829 (Patrick Heinstejn, S. 92–95). Aus der gut erforschten Zeit von 1933 bis 1945 werden folgende Themen ausgewählt (S. 132–143): Wolfgang U. Eckart über die Medizin, Werner Moritz über die Aberkennung von Doktorgraden sowie über Zwangsarbeit, Dorothee Mußnug über die Entlassung und Verfolgung von Dozenten, schließlich Theodor Scharnholz über die Wiedereröffnung der Universität 1945. Der Sinn allerdings, auf einer ganzseitigen Karte von Manhattan die Wohnungen der 28 Spender für den Bau der „Neuen Universität“ 1931 einzutragen (Jana Freihöfer, S. 130f.), erschließt sich dem Rezensenten nicht.

Die zweite Hälfte des Bandes über Fakultäten, Forschungseinrichtungen und internationale Kontakte der Universität lässt die Vielfalt wissenschaftlichen Forschens deutlich werden und gewährt dem Leser – auch durch charakteristische Abbildungen – Einblicke in die Ergebnisse wissenschaftlichen Arbeitens in Instituten, Kliniken und Sammlungen. Es wird das Bestreben deutlich, den Rang unserer Universität (Exzellenzinitiative, Sonderforschungsbereiche, Drittmittelmaßnahmen) und ihre internationale Verflechtung hervorzuheben. Für nahezu alle Institutionen wird diese weltweite Kooperation im Zeitalter der Globalisierung veranschaulicht, so z. B. der Zugriff des Auslands auf die Dateien der UB (S. 207) oder in umgekehrter Richtung der Informationsfluss aus vielen Observatorien der Welt zum Zentrum für Astronomie (S. 216).

Dass das Prinzip der Vernetzung innerhalb des Werkes nicht durch ein Register umgesetzt wird, vermisst der Benutzer umso mehr. Trotz mancher Einschränkungen im Detail nimmt der

Wissenschaftsatlas einen bedeutsamen Platz in der universitäts- und stadtgeschichtlichen Literatur ein. Vom Jubiläumsband „Semper apertus“ unterscheidet er sich durch die Analyse langfristiger, quantifizierbarer Entwicklungen und die Anschaulichkeit in Bild, Karte und Grafik. Dem Leser steht ein Fundus zur Verfügung, aus dem er sich kleine thematische Einheiten herausuchen kann, ohne sich in einer weiten „Bleiwüste“ zu verlieren.

Reinhard Riese

Helmut Schwier (Hg.): Begegnungen, Vertreibungen, Kriege. Gedenkbuch zur Geschichte der Universität Heidelberg, Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2011, 124 S., 16,00 Euro

Die Universitätskapelle, eine der südlichen Seitenkapellen der Heidelberger Peterskirche, erinnert an Angehörige der Universität und ihre Schicksale. Die drei Fenster wurden – wie weitere Kirchenfenster im Langhaus – von dem bedeutenden Glasbildner Johannes Schreiter 2005/06 zu den Themen „Begegnung“, „Vertreibung und Verfolgung“ sowie „Auferstehung“ gestaltet. Das jüngste Fenster an der Westseite der Kapelle stellt dar, wie „Begegnungen“ in „Vertreibungen“ umschlagen können, und ist auf dem Buchumschlag abgebildet. Diese Beziehung zu einem künstlerisch gestalteten Gedenkraum und der eher ungewöhnliche Titel wecken das Interesse des Lesers an der Publikation, die als Beitrag der Evangelischen Universitätsgemeinde Heidelberg zum Universitätsjubiläum erschienen ist. Das Buch wurde von dem Universitätsprediger Helmut Schwier herausgegeben und von der Kunsthistorikerin Anneliese Seeliger-Zeiss, den Theologen Adolf Martin Ritter, Gottfried Seebaß (gest. 2008) und Gerd Theißen sowie dem Historiker Eike Wolgast erarbeitet.

Der Text ist in vier Kapitel gegliedert: Geschichte der Universität, Begegnungen, Vertreibungen, Kriege. Das erste Kapitel bietet einen Abriss über die Geschichte der Ruperto Carola; das letzte lässt deutlich werden, wie vielen Kriegen und existentiellen Bedrohungen die Universität Heidelberg in 600 Jahren ausgesetzt war. Den inhaltlichen Kern bilden die beiden mittleren Kapitel. Das intellektuelle Leben einer Universität ist von Dialog, Gespräch, Kontroverse und wissenschaftlicher Auseinandersetzung geprägt, von „Begegnungen“ der an ihr tätigen Menschen. In einem weiten thematischen Bogen werden in knappen Einzelartikeln vorgestellt u. a. die philosophisch-theologische Kontroverse um die „via moderna“ und „via antiqua“ in den Jahrzehnten nach der Universitätsgründung, die große Bedeutung Heidelbergs in der Zeit des Humanismus und der Reformation, der Romantikerstreit zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die liberalen Stimmen von 1848, die Zusammenarbeit der Naturwissenschaftler nach 1850 bis hin zu den Gesprächskreisen der vorletzten Jahrhundertwende wie dem Eranos-Kreis und dem Max-Weber-Kreis. Damit bricht dieser lesenswerte Überblick über eine fünf Jahrhundert andauernde Diskussionskultur abrupt ab, wie wenn es seitdem keine intellektuellen „Begegnungen“ gegeben hätte. Das würde dem „lebendigen Geist“ unserer Universität ein trauriges Zeugnis ausstellen! Alfred Weber und sein Schülerkreis, das Institut für Sozial- und Staatswissenschaften, die Blütezeit der Juristischen und Medizinischen Fakultät in den 1920er Jahren, die tief greifenden Meinungsunterschiede bei der Wiedereröffnung der Universität 1945/46, die turbulenten Jahre 1968–1973 – ohne Zweifel Themen, die gut erforscht sind und eine Erwähnung verdient hätten!

Den Tiefpunkten der Universitätsgeschichte, dem Ausschluss bedeutender Gelehrter von der wissenschaftlichen Arbeit an der Universität, ist das Kapitel „Vertreibungen“ gewidmet. Im Unterschied zu anderen Publikationen beschränkt es sich nicht auf das 20. Jahrhundert. Die Schicksale der vertriebenen Dozenten werden in Kurzbiographien gewürdigt. Vertreibung stand schon am Beginn der Universitätsgeschichte, als die Universität den Grundbesitz der 1390 vertriebenen Juden erhielt. Wenige Jahre später musste Hieronymus von Prag Heidelberg nach nur einmonatiger Lehrtätigkeit verlassen, weil er die Lehre John Wyclifs vertrat. Wie Johannes Hus endete er in Konstanz auf dem Scheiterhaufen. Im 16. und 17. Jahrhundert wurden – vielfach kaum bekannte

– Professoren Opfer des mehrfachen Konfessionswechsels in der Pfalz. Im 19. Jahrhundert führten liberale Gesinnung und Kritik am monarchischen Obrigkeitsstaat mehrfach zur Entlassung von Dozenten. Die Zeit der „Demagogenverfolgung“ nach dem Wiener Kongress bleibt im Buch leider unerwähnt. So fehlen beispielsweise der Philosoph Jakob Friedrich Fries und der Jurist Christoph Martin, die 1816 massivem politischem Druck weichen und Heidelberg Richtung Jena verlassen mussten. Für die Zeit nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 findet der Leser die Namen so bekannter Dozenten wie Karl Hagen, Gottfried Gervinus und Kuno Fischer, die Opfer der politischen Reaktion wurden. Wegen ihrer politischen und weltanschaulichen Überzeugung wurde ihnen die Venia Legendi aberkannt.

Für die Weimarer Republik werden die Pazifisten Günther Dehn und Emil Julius Gumbel erwähnt. Die Berufung des Theologen Dehn scheiterte 1931 an dem massiven Druck der nationalistisch gesinnten Studentenschaft. Dem Nationalökonom Gumbel, der durch seine Äußerungen über den Ersten Weltkrieg öffentliche Empörung ausgelöst hatte, wurde 1932 die Lehrbefugnis entzogen. Nationales Denken stand auch für liberale Professoren höher als die Meinungsfreiheit. Als erstes „Vertreibungsoffer“ des 20. Jahrhunderts hätte auch Gumbel eine Kurzbiographie verdient.

Einen traurigen Höhepunkt erreichten die Vertreibungen in der Zeit des NS-Regimes. Aus den Darstellungen von Dorothee Mußgnug sowie von Norbert Giovannini, Claudia Rink und Frank Moraw sind die Namen und Schicksale der vertriebenen Dozenten bekannt; dennoch lässt die Lektüre der biographischen Einträge den Leser nicht unberührt. Welche Einzelschicksale und persönliche Katastrophen verbergen sich in den überaus nüchtern formulierten Kurzbiographien! Welchen menschlichen und intellektuellen Verlust erlitt die Universität in den 1930er Jahren, in denen mehr als ein Drittel der Ordinarien und über ein Viertel der habilitierten Dozenten aus dem Amt gejagt wurden! Das Gedenken an sie wird durch ausgewählte Bildporträts vertieft, was man sich auch in den vorangegangenen Abschnitten gewünscht hätte. Großen Wert legen die Verfasser auf die Feststellung, ob die überlebenden Wissenschaftler nach 1945 wieder Kontakt zu ihrer ehemaligen Wirkungsstätte gesucht haben – ob also eine „Versöhnung“ erreicht wurde. In manchen Fällen (z. B. Gertrud von Ubisch) kam es jahrelang nicht zu Rehabilitierung und Wiedergutmachung. Lag die Schuld dafür immer bei den gesetzlichen Bestimmungen und den Staatsbehörden, wie es der Text suggeriert, oder nicht auch an dem fehlenden Willen der Universität? Hier ist die Darstellung sehr zögerlich und bleibt hinter dem unumstrittenen Forschungsstand zurück.

Mit dem Gedenkbuch liegt die dritte Publikation zum 625-jährigen Universitätsjubiläum vor – nach der Analyse der Erinnerungskultur in den vergangenen Jubiläen (vgl. HJG Jg. 16, 2012, S. 263–266) und dem geographisch-quantitativ ausgerichteten Wissenschaftsatlas (vgl. die Rezension in diesem Jahrbuch). Das schmale, bewusst schlicht gestaltete Gedenkbuch legt einen personengeschichtlich-biographischen Akzent auf die Licht- und Schattenseiten der Universitätsgeschichte. Es bietet grundrissartige Informationen und regt zugleich zum Nachdenken an.

Reinhard Riese

Heiko P. Wacker: Das Heidelberger Schloss. Burg, Residenz, Denkmal, hg. vom Stadtarchiv Heidelberg, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2012, 304 S., 24,80 Euro

Adolph Oechelhäuser verfasste in seiner Zeit als Heidelberger Professor 1891 ein Standardwerk: Das Heidelberger Schloss. Bau- und kunstgeschichtlicher Führer, mit 168 Seiten. Zu seinen Lebzeiten erschienen fünf weitere, stets neu überarbeitete Auflagen: ²1902 war er Professor am Karlsruher Polytechnikum, ³1913 hatte er bereits den Adelstitel, und in seinem Todesjahr 1923 folgte die sechste Auflage mit 202 Seiten. Postum erschienen ⁷1955 und ⁸1986 weitere überarbeitete oder ergänzte Ausgaben.

Im Grundsatz hätte 2012 eine neunte Oechelhäuser-Auflage erscheinen können. In den letzten 30 Jahren ist allerdings die Literatur zum Heidelberger Schloss erheblich angewachsen, dank archäologischer und bauhistorischer Untersuchungen, dank Neubewertung älterer Befunde und

dank einer einstweilen ausgestandenen Debatte um die Rekonstruktion des Hortus Palatinus. Der Historiker Heiko P. Wacker hat es sich daher zum Ziel gesetzt, die Baugeschichte des Heidelberger Schlosses neu aufzuarbeiten.

Herausgekommen ist eine umfängliche Dissertation (Das Heidelberger Schloss als befestigte Residenz, 2010) mit fast 400 Seiten und das hier angezeigte Buch, dessen Volumen knapp einem Drittel der ursprünglichen Arbeit entspricht. Der von den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg geförderte, vom Stadtarchiv Heidelberg herausgegebene und von Oberbürgermeister Dr. Eckart Würzner bevorwortete Band ist auf den ersten Blick ansprechend: flüssig geschrieben, reich und didaktisch bebildert und nachvollziehbar gegliedert.

Bei fortschreitender Lektüre fällt freilich auf, dass Wacker bei strittigen Sachverhalten kaum je unterschiedliche Auffassungen referiert, diskutiert und abwägt, sondern sich schnell für nur eine Deutung entscheidet: Heidelberg „dürfte in den 1170er und 1180er Jahren begründet worden sein“ (S. 16): Hier wären Passagen zu erwarten, die sich mit den Umständen einer Stadtgründung unterhalb einer Burg und mit den archäologischen Funden im Universitätsinnenhof befassen. S. 48f. wird diese Ausgrabung zwar genannt, der entscheidende Stadtmauerbefund aber übergangen.

Die „Zerstörungen [im Bereich des Ludwigsbaus], die wohl mit der Belagerung durch König Albrecht I. im Jahr 1301 in Verbindung stehen“ (S. 18), stehen im Gegensatz zur schriftlichen Überlieferung (Ottokars österreichische Reimchronik); auch hier wäre eine kritische Abwägung zwischen Schriftquelle und archäologischem Befund angebracht gewesen. Auch die These von der „dritten Heidelberger Burg“ neben der Molkenkur (S. 49) wäre zu diskutieren gewesen (oder besser ganz ausgeblendet worden).

Ludwig V. war ohne Zweifel der bedeutendste Schlossbauherr: Bibliotheksbau, Torturm, Dicker Turm, Stückgarten und vieles mehr gehen auf ihn zurück. Wacker beurteilt Ludwig als „anachronistische[n]“ (S. 72) oder auch „gotischen“ (S. 118) Bauherrn. Auch hier fehlt es an Vergleichen und an Diskussion. Ludwig V. hatte den Landshuter Erbfolgekrieg als Erfahrungshintergrund, aber noch aktueller den Sickingenfeldzug 1523 und den Aufstand von 1525 im Kopf und gestaltete das Heidelberger Schloss aufgrund dieser Erfahrungen. Er war als Bauherr kein Avantgardist, aber durchaus auf der Höhe seiner Zeit.

Mehr als ein stichprobenartiger Blick in die eigentliche Dissertation ist in diesem Zusammenhang nicht möglich. Das Kapitel zum Dreißigjährigen Krieg (in dem mir vorliegenden Ausdruck S. 174–195, im Buch S. 156–178) zeichnet ein übersichtliches Bild der verschiedenen Abschnitte der kriegerischen Ereignisse und der Fortifizierung. Anhand der Fußnoten ist aber zu erkennen, dass Wacker durchweg lediglich die allgemeine Literatur zum Dreißigjährigen Krieg, vermutlich anhand der Ortsregister, ausgewertet hat. Es ist erstaunlich, wie weit ein derartiges Verfahren trägt, aber Details zu Heidelberg sind so eher rar und jedenfalls nicht neu entdeckt. Zu vermissen sind die eigentlichen Quellen: der Bericht des Heidelberger Stadtkommandanten van der Merven („Relatio Historica Posthuma Obsidionis Heidelbergensis“ 1622) und die Quellenzusammenstellungen von Hermann Wirth im „Archiv“ 2, 1869; ebenso zu vermissen ist die Studie von Franz Maier über die „Unterpfalz im Dreißigjährigen Krieg“ (1990).

Dort, wo die Sekundärliteratur schweigt, wird es für Wacker mitunter schwierig. Zu dem Vorwerk Trutzbaier östlich des Trutzkaisers am Gaisberghang heißt es: „In der Architektur soll er dem Trutzkaiser ähnlich gewesen sein“, eine Beweisführung nach dem Hörensagen ohne weitere Quellenangabe (Diss. S. 183). Dabei liegt die Quelle auf der Hand: Merian hat zwei Jahrzehnte nach den Ereignissen eine neue Ansicht von Heidelberg veröffentlicht, in der er die Ereignisse von 1622 darstellt. Da Merian Heidelberg vor dem Krieg verlassen hatte und nie wieder in der Stadt war, hat er den ihm unbekannteren Trutzbaier einfach als verkleinerte Kopie des Trutzkaisers in seinen neuen Stich hineingesetzt. Wie das Vorwerk tatsächlich aussah, ist eine ungelöste Frage. Ein Blick in van der Mervens Relatio hätte ein Stück näher zu ihrer Beantwortung geführt, zu klären wäre aber auch, welche Rekonstruktionen Arbeitsdienst und Hitlerjugend dort in den Jahren ab 1933 vorgenommen haben.

Zurück zum Buch, ohne die Dissertation ganz zu verlassen. Heiko P. Wacker hat sich in eine umfangreiche Materie eingeleitet, den Stoff verständlich gegliedert und sich gewissermaßen den Jargon der Geschichtsschreibung angeeignet. Dass einige Quellen nicht ausgewertet sind und dass es an Abwägung und Diskussion konträrer Positionen fehlt, ist an vielen Stellen ärgerlich. Wirklich schwer zu ertragen ist allerdings der Mangel an allgemeiner historischer Bildung. Dieser Mangel fällt in der Dissertation weniger auf, wohl dank der fachlichen Betreuung. Diese Betreuung fehlte dann offenbar bei der Umarbeitung zu dem vorliegenden Buch. Anders sind die folgend genannten groben Irrtümer nicht zu erklären: Ruprecht I. wurde in Neustadt, und nicht „als erster Kurfürst in Heidelberg“ bestattet (S. 62); Friedrich II. feierte 1556 auf dem Totenbett die Eucharistie mit Brot und Laienkelch, also in beiderlei Gestalt, die nicht mit „(Wasser und Wein)“ zu erklären ist (S. 113); Ottheinrich war als Pfalzgraf geboren, konnte also schwerlich die „Erlangung der Pfalzgrafenwürde“ anstreben (S. 119); im Wappen Karls II. ist kein Reichsapfel (gegen Bildlegende S. 190), denn das Reichsvikariat war 1648 an Bayern gekommen. Diese Schnitzer sind durchweg erst bei der Umarbeitung von der Dissertation zu dem vorliegenden Band entstanden. Nur die angestrebte „Pfalzgrafenwürde“ (gemeint ist die Kurfürstenwürde) findet sich bereits in der Dissertation (S. 115).

Als Witz gemeint ist vermutlich die Aufnahme der Stalin-Biografie des Doktorvaters Heinz-Dietrich Löwe in das Literaturverzeichnis (S. XL der Diss., S. 294 des Buchs). Der Rezensent hätte über diesen Scherz gerne mitgelacht, wenn er es nicht vorziehen würde, auf die neunte Auflage des Oechelhäuserbuchs zu warten.

Hans-Martin Mumm

Regina Baar-Cantoni: Religionspolitik Friedrichs II. von der Pfalz im Spannungsfeld von Reichs- und Landespolitik (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 188), W. Kohlhammer, Stuttgart 2011, 430 S., 34,00 Euro

Am 6. Januar 1550 führten die Schüler des Antonius Schorus, Leiter des Pädagogiums zu Heidelberg, ebendort die Komödie „Eusebia“ auf. Eusebia, die personifizierte wahre Religion, wird von Gott auf die Erde geschickt und sucht die Menschen für sich zu gewinnen. Die Kirche verweigert sich ihr. Und auch der Fürst des Stückes weist sie von sich, wobei er seine Entscheidung aus Sorge vor Nachteilen für sich und sein Territorium trifft; entschieden vertretene Religiosität ist ihm fremd. Allein die einfachen Menschen nehmen Eusebia freundlich auf.

Dass das Stück auf die Reformation anspiele, entging den Zeitgenossen freilich nicht. Und der gedankliche Schritt, in der Figur des zögernden Fürsten den Kurfürsten Friedrich II. zu erblicken, war mehr als offensichtlich. Dieser schrieb wenige Wochen später an Kaiser Karl V.: „Kondens auch noch anders nit erachten, dan es merertails mir als der oberkeit dieses orts in contemptum und zuwider beschehen sei.“ (S. 249f.)

So verwundert es wenig, dass Friedrich II. in der kurpfälzischen Erinnerung und in der Historiographie bis zur Gegenwart als „unentschlossen“ und „opferscheu“ in der Durchsetzung der Reformation in seinem Territorium galt. Friedrichs letzter Biograph Hans Rott konstatierte daher 1904, dass das „neue Zeitalter[s] der religiösen Erhebung“ erst nach dem Tod des „schwachen Greises“ unter seinem Neffen Ottheinrich in der Kurpfalz anbrach (zur Forschungslage vgl. in der hier rezensierten Arbeit S. 5–11).

In ihrer 2010 angenommenen Heidelberger Dissertation, die 2011 mit dem Baden-Württembergischen Geschichtspreis ausgezeichnet wurde, gelingt es Regina Baar-Cantoni, dieses Bild nicht nur zurechtzurücken, indem sie die Handlungsspielräume Friedrichs II. in Territorium und Reich auslotet, sondern vor allem die Maximen seiner Politik freizulegen: die Wahrung von Frieden und Ordnung im eigenen Territorium wie auch im Reich. Ihre Ergebnisse, die aus einer sorgsam Archivrecherche resultieren, zeigen uns den Kurfürsten als einen umsichtig planenden Politiker, der es in einer bewegten Epoche versteht, die Interessen von Familie und Territorium zu bewahren,

die Stellung der Kurpfalz im Reichsverband nicht zu gefährden sowie als Kurfürst Verantwortung für den Frieden im Reich wahrzunehmen. Vor diesem Hintergrund ist seine vermeintlich laue Religionspolitik dann nicht auf Unentschlossenheit zurückzuführen, sondern muss als ein pragmatisches, Extreme vermeidendes und nach Ausgleich strebendes Agieren beschrieben werden.

Die Geschichte der Reformation in der Kurpfalz an der Person Friedrichs II. aufzuhängen, erweist sich als einleuchtender Zugang: Sein politisches Wirken als Regent in der Oberpfalz (1518–1544) und als Kurfürst (1544–1556) fällt mit entscheidenden Wegmarken der Reformation vom ersten Auftreten Martin Luthers (1517) bis zum Augsburger Religionsfrieden (1555) zusammen. Zugleich integriert Friedrich II. in seiner Person nicht nur die unterschiedlichen religiösen und sozialen Gruppen seines Territoriums, sondern stellt auch die Verbindung zur Reichsebene her. Durch den Fokus auf die Religionsfrage im Rahmen der Reichs- und Landespolitik darf der Leser jedoch, wie die Verfasserin vermerkt, keine alle Lebensbereiche umfassende Biographie des Kurfürsten erwarten (S. 1–11).

Den ersten Abschnitt ihrer chronologisch jeweils nacheinander die Territorial- und Reichspolitik untersuchenden Arbeit widmet Regina Baar-Cantoni der Regentschaft Friedrichs in der Oberpfalz. Bereits dort zeichnete sich die Maxime ab, die Religionsfrage der Friedenswahrung unterzuordnen. Diese Ausgleichspolitik setzte Friedrich auch nach seinem Amtsantritt als Kurfürst 1544 fort. Schon sein älterer Bruder Ludwig V. hatte in der Hoffnung auf ein Konzil die theologischen Kernfragen ausgespart und agierte in Religionssachen eher passiv, so dass sich in der unteren Pfalz verschiedene reformatorische Strömungen etablieren konnten. Die ersten Schritte in Richtung Reformation lassen sich für den Jahreswechsel 1545/1546 ausmachen. Sehr überzeugend arbeitet Baar-Cantoni heraus, dass die Gründe für dieses Vorgehen wohl nicht allein in einem Gesinnungswandel des Kurfürsten zu suchen sind, über dessen Religiosität ohnehin nur wenige Zeugnisse vorliegen. Vielmehr klinge auch hier das Leitmotiv der Friedenswahrung an. Zur Einordnung dieser Maßnahmen – und dies macht den großen Wert der Arbeit aus – bedarf es der Einordnung in den landes- wie reichspolitischen Rahmen. So fand Friedrich II. einerseits ein Territorium vor, in dem reformatorische Bewegungen bereits fest Fuß gefasst hatten. Aufschlussreich für die konfessionelle Situation ist eine von der Verfasserin erarbeitete Übersicht, worin sie Belege für reformatorische Aktivitäten (Prediger, Einsetzung evangelischer Pfarrer) nach Pfarreien in bisher einmaliger Dichte zusammenträgt (Anhang 1). Zudem hingen weite Teile des kurfürstlichen Rates sowie Friedrichs Umgebung – sein seit 1544 in Heidelberg residierender Neffe Ottheinrich oder seine Gemahlin – der neuen Lehre an. Die Interessen dieser Gruppen galt es zu bedienen. Andererseits bedurfte er weiterhin des Rückhalts beim Kaiser. Bayern forderte nach wie vor die Kurwürde ein, und Friedrich versuchte seit seiner Verheiratung mit der Habsburgerin Dorothea von Dänemark seine daraus abgeleiteten Ansprüche auf die nordischen Königreiche durchzusetzen. Hierzu näherte er sich in der Hoffnung auf Verbündete mit seinen religionspolitischen Neuerungen dem Schmalkaldischen Bund an. Da er dennoch ein klares Bekenntnis verweigerte, blieb die Kurpfalz im Schmalkaldischen Krieg vor Verwüstungen verschont. Die Niederlage der evangelischen Reichsstände im Krieg gegen den Kaiser bedeutete dann auch einen vorläufigen Stopp weiterer reformatorischer Maßnahmen sowie die Einführung des Interims in der Kurpfalz. Von einer konsequenten Umsetzung sah Friedrich in Rücksicht auf die faktischen konfessionellen Verhältnisse allerdings ab. Weiterhin begünstigte er zumeist in Einzelentscheidungen die reformatorische Bewegung in der Kurpfalz, vermied aber den offenen Bruch mit den Altgläubigen. Wenn die Autorin dies mit Friedrichs „Respekt vor der individuellen Gewissensentscheidung“ erklärt, was auf ein „friedliches Nebeneinander der Konfessionen“ hinführen soll (S. 329f.), mag dies anachronistisch-idealisiert erscheinen. Doch kann sie dieses Urteil – wie auch andere – stets aus den Quellen belegen. Erst nach der Verabschiedung des Augsburger Religionsfriedens 1555 scheint Friedrich II. die Einführung der Reformation in der Kurpfalz systematisch nach württembergischem Vorbild vorbereitet zu haben. Zu einer rigiden Umsetzung des ihm nach dem Reichstag zustehenden ius reformandi kam es allerdings nicht – altgläubige Untertanen wurden weiterhin geduldet.

Viel Zeit blieb ihm hierzu aber nicht: Am 26. Februar 1556 starb Friedrich und sein Neffe Ottheinrich folgte ihm als Kurfürst nach. Er ist es, den das kollektive Gedächtnis bis heute als den Reformator der Kurpfalz bewahrt. Dieses Bild rückt Baar-Cantoni zurecht und konstatiert: „Der lange, vielschichtige Prozess des Konfessionswechsels hatte unter seinem Vorgänger Friedrich schon längst begonnen. Eher könnte man Ottheinrich als den Vollender der pfälzischen Reformation bezeichnen und das religionspolitische Wirken beider Kurfürsten als Kontinuum auffassen.“ (S. 342).

Vor dem Hintergrund von Baar-Cantonis exzellenten Rechercheleistungen ist es umso bedauerlicher, dass sie ihre Ergebnisse nur marginal in den weiteren Kontext der Reformationsgeschichte stellt. So hätte man sich an einigen Stellen einen vergleichenden Blick auf andere Territorien gewünscht, etwa bezüglich der Frage, inwiefern Friedrichs Politik der Friedenswahrung auch von anderen Fürsten dieser Zeit über eine rigide Religionspolitik gestellt wurde. Wenn zur Situation 1546 festgestellt wird, dass die Kurpfalz „im Grunde noch immer im Zustand der Vorreformation“ verharrte (S. 198), dann setzt dies ein bestimmtes Verständnis dessen voraus, was unter Reformation und Konfession zu verstehen ist. (Besonders virulent ist die Zuordnungsfrage in der tabellarischen Übersicht zu den Besetzungen der Pfarrstellen in der Unteren Pfalz, 1517–1556, Anhang 1, S. 347–353.) Zwar ist sich die Autorin durchaus bewusst, dass für die Frühphase der Reformation eher mit „konfessionellen Spielarten“ zu rechnen ist (S. 347), doch scheinen ihre Zuordnungen allzu oft auf eine eindeutige Dichotomie hinauszulaufen. Einige klärende Worte zur Positionierung im Forschungsdiskurs zur Konfessionalisierung wären hier sicherlich hilfreich gewesen.

Insgesamt aber gelingt es Baar-Cantoni, nicht nur die großen Entwicklungslinien der kurpfälzischen Reformationsgeschichte neu zu akzentuieren, sondern auch viele bisher nur wenig bekannte Details freizulegen. Damit darf ihr Buch, das sich überdies durch eine gut lesbare Sprache und eine für Biographien wohlthuende Distanz zum Helden der Erzählung auszeichnet, schon jetzt als ein Standardwerk zur kirchlichen Landesgeschichte der Kurpfalz gelten.

Andreas Schmidt

Joseph Görres: Schriftproben von Peter Hammer (Joseph Görres). Faksimile des Erstdrucks [1808], herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Roland Reuß und Caroline Socha, mit einer Bemerkung zu Schriftproben und Blindtexten von Erik Spiekermann, Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2011, 72 S., 16,00 Euro

Schwerpunkt der Arbeiten des Heidelberger Literaturwissenschaftlers Roland Reuß sind Textkritik und Edition; zu seinen bekanntesten Publikationen, in Zusammenarbeit mit Peter Staengle, gehören die Kafka-Ausgabe (1995ff.) und die Kleist-Ausgabe (1988ff.). Das Besondere der vorliegenden Edition liegt in der fotografischen Wiedergabe der vorgestellten Schriftstücke: grau sich abhebend vom weißen Seitenhintergrund, Einrisse, Knicke und Eselsohren eingeschlossen. Entsprechend ist die Paginierung die der Vorlage: Sie beginnt mit „2“, also auf der zweiten Seite des „Ersten Buchs“, in dem „Französische Schriften“ vorgestellt werden. Für einen „Prologus“ hat Görres die „Nompaille Romain“ gewählt. Ein „Zweytes Buch“ (S. 16–24) gilt „Deutschen Schriften“, d.h. Fraktur-Varianten wie Grobe Cicero, Kleine Cicero, Garmond usw. Erschienen sind die „Schriftproben“ 1808 bei Mohr und Zimmer in Heidelberg unter dem gängigen Verleger-Pseudonym Peter Hammer. Doch wusste man nicht nur in Heidelberg schon bald, wer sich dahinter verbarg.

Der Text beginnt kämpferisch: „Knabe hast du die Bälge gezogen? Ich will orgeln ein Lied von Liebe, von teutscher Kraft, von Sehnsucht und Biedersinn.“ Und weiter, in der zweiten Spalte: „Böse Zeit, schlimme Zeit! Es droht das neue Gestirn mit der Keule den teutschen Auerochsen zu erschlagen“. Im zeitlichen Kontext verweist das „neue Gestirn“ zweifellos auf Napoleon, als sein Gegenüber erscheint „jenes schachernde Volk, das die Ehre der Nation auf dem literarischen Trödelmarkt vergauert.“

Aus den weiteren Verfalls- und Zerstörungsbildern ergibt sich die anklagende Frage: „Wer hat euch das doch gethan, wer hat euch im Schläfe Sehne nach Sehne entspannt, daß ihr zusammenstürztet wie ein dunstig Gespenst, nachdem euch ein Lanzenstoß nur getroffen.“ Auf die Kaskade von Dekadenz- und Untergangsbildern folgen II. ein „Tarantultanz“ (S. 9), III. „Weltgeschichte“, IV. „Tintenfische“ (mit allerlei lakonischen Betrachtungen wie der über die titelgebende Spezies: „wie sehen die Fische so dumm, wenn's auf einmal finster wird rund um sie her“) oder der Bemerkung über die „Teutschen“: „Alles lassen sie sich gutmüthig gefallen, versiegt ihnen der Nectar nur nicht“ (S. 11).

Einige Zwischenüberschriften seien zitiert, um anzudeuten, wie es weiter geht: „V. Allraunen“, VI. „Schlaraffenland“, VII. „Kurzer Process“, VIII. „Caryatiden“ (12f.). Das „Erste Buch“ endet mit einem in „Gros Parangon Romain“ gesetzten lakonischen Spruch: „Hat die Natur zu Knechten sie geboren, – sind sie ihr entlaufen und haben sich für Hochwohlgebornen ausgegeben, koemmt die Zeit und stellt Alles wieder an seinen Ort; hat die Zeit sehr wohl daran gethan!“

Das „Zweyte Buch“ über „Deutsche Schriften“ beginnt mit einer Spottkaskade über das neue „Geschrille von Teutschheit und teutscher Nation Art und Kunst und Geschick ... hätten wir doch zum mindesten nur auch teutschen Sarcasm“, gefolgt von Anspielungen auf die Topographie („So schön ordinär in der Mitte“), von Rezepturen für eine „Stunde der neuen Geburt“ (S. 19), von Sternenfahrten, Gespenstern verschiedenster Art, allerlei Schabernak entlang der französischen Tonleiter (do re mi ...).

Ein „tollgewordener Epilogus“ in der nur mit einer Lupe lesbaren „Nompareille“ wartet mit „Feuerspringbrunnen“ auf, „dann können die Mädchen sich das Feuer im Eimer holen“, sowie mit einem weiteren ingeniosen Vorschlag: „Hat der Vesuvius die Pantoffeln des verspeisten Philosophen wieder von sich gebrochen, o du verflucht Leckermaul! sind die Philosophensohlen zu schlecht, dann friß Kronen, die werden dir besser bekommen“ (S. 23). Die nächste und letzte Seite schließlich präsentiert die sozialpädagogische Maßnahme „Alle Tollhäuser sollen aufgeschlossen werden, es ist lauter Neid von dem Bettelvolk, daß es die Reichsten einsperrt.“ Am Ende schließlich steht (ganz so wie es in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts Mode war) eine Bemerkung des Setzers: er wolle noch ergänzen – welch spielerisch leichte Selbstironie des Verfassers: „Gegenwärtige Zeilen sind aus einer Petit auf Garmond-Kegel gesetzt.“

„Der Komet“, die achtseitige Einführung von Roland Reuß in die „Schriftproben“, und der Stellenkommentar von Caroline Socha erhellen einiges; vieles bleibt, Görres' Intention entsprechend, dennoch dunkel, soll wohl auch der Zensur wegen dunkel bleiben. Zurecht weist Reuß darauf hin, dass es sich bei Görres' Text um eines der kühnsten Sprachexperimente des 19. Jahrhunderts handelt, das in manchem sogar schon auf James Joyce vorausweist.

Interessant sind die abgedruckten Reaktionen der Zeitgenossen. So bezeichnete Clemens Brentano in einem Brief an Achim von Arnim Görres' Epilog als „das klarste und schönste von Görres waß ich kenne, wie er drinne so fein auf den alten Voß anspielt, und auf mich und auf den Schelling und wieder auf den Epilogus“ (S. 54). Weniger angetan war Goethe: „Übrigens giebt es noch immer Menschen genug die dergleichen Dinge anstauen und verehren, weil das Publicum es jedem Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will“ (S. 56f.). Im „Morgenblatt für Gebildete Stände“ vom 4. Juli 1808 ist von „erleuchtetem Wahnsinn“ die Rede (S. 58), und ganz besonders gewarnt wird vor den möglichen Folgen, die „dergleichen quersinnige Mißgeburten auf die Bildung junger Studirenden üben“ (S. 61) könnten.

Die „Jenaer Allgemeine Literaturzeitung“ hingegen erinnert höchst feinsinnig an Shakespeare: So „möchten wir schier auf die Stimme eines tückischen Dämons hören, der uns ins Ohr bläst, diese Schriftproben seyen weniger der Schriften als des Textes wegen abgedruckt, und das ganze eine Art Mausfalle, wie Hamlet das Stück nennt, das er vor seinem Oheim aufführen lässt ... Wir schliessen diesen Bericht mit den Worten des Weltklugen Polonius: Ist diess schon Tollheit, hat es doch Methode.“ (S. 62f.)

Karin Buselmeier

Das schmale, mit zahlreichen Schwarz-Weiß-Fotografien bebilderte Buch ist eine recht knappe, unterhaltsam geschriebene Einführung in den Tabakanbau und seine Geschichte. Dabei beschränkt sich der Journalist Franz A. Bankuti exemplarisch auf wenige Orte der rechtsrheinischen Kurpfalz bzw. Nordbadens, da „die Situation für die Familien der Tabakbauern überall die gleiche [war]“ und, wie er recherchiert hätte, „Gemeinden und Unternehmen leicht austauschbar waren, was die Arbeitssituation und die jeweiligen Probleme anbetrifft“ (S. 7f.). Falls der Autor etwas Regionales zum Besten gibt, kommt es überwiegend aus Hockenheim, aus dessen Tabakmuseum nicht wenige Fotos stammen. Dies widerspricht dem Vorwort, in dem er ankündigt, dass auf Hockenheim nur „ein kleiner Schwerpunkt“ (S. 7) läge. Allein schon wegen der Bebilderung wäre für diese Publikation der Titel „Tabak in Hockenheim und Umgebung“ passender gewesen.

Der Text ist in 29 teils recht unsystematische Abschnitte unterteilt, die luftig gesetzt an Thementafeln einer Museumsausstellung erinnern. Bankuti möchte, wie er im Vorwort auf S. 8 schreibt, „ein bisschen über regionale Geschichte in Sachen Tabakanbau informieren“, „ein wenig Entwicklungsgeschichte der Fabrikarbeit am Beispiel der Zigarrenfabriken darstellen“ und „letztlich einen Einblick in die soziale Geschichte der Menschen und ihren Umgang mit dem Tabak in den vergangenen fünf Jahrhunderten geben“.

Das erste Drittel des Buches gibt tatsächlich einen Überblick zur Geschichte des Tabaks und seiner Verarbeitung – von Kautabak und Pfeife bis zu Zigarre und Zigarette. Wir erfahren, dass Rauchen von Anfang an als Medizin, aber auch als Laster und Brandgefahr galt, und daher immer wieder, je nach Vorlieben der Regierenden, unter Strafe stand. So ließ König Jakob I. von England angeblich Männern, die beim Rauchen erwischt wurden, den Bart scheren und der russische Zar Michael hartnäckigen Rauchern die Nase aufschlitzen. Im Osmanischen Reich stand sogar zeitweise die Todesstrafe auf Tabakgenuss. Andererseits profitierten die Herrschenden schon früh von den Nikotinsüchtigen, nämlich durch die Tabaksteuer, die z. B. Richelieu 1629 in Frankreich einführte. In der öffentlichen Diskussion war man wie heute gespalten, so lobten viele Literaten wie Schiller „die Freuden des Rauchens“, Goethe fand es indes „abscheulich“ (S. 31).

Obwohl der Chemiker Karl Ludwig Reimann und der Mediziner Christian Wilhelm Posselt in Heidelberg Nikotin als starkes Nervengift entdeckten, konnten sie im 19. Jahrhundert den Aufschwung der Zigarre nicht bremsen, der zum Bau zahlreicher Zigarrenfabriken führte. Vor allem in Kriegszeiten florierte der Tabakgenuss, der Ende des 19. Jahrhunderts zum Siegeszug der Zigarette führte. „Man raucht Zigaretten, weil man nervös ist; man ist nervös, weil man raucht“ (S. 27), zitiert der Autor einen Satz von 1911, leider ohne Quellenachweis wie bei allen kursiv gesetzten Zitaten. Erst ab den 1930er-Jahren trat zunehmend die Gesundheitsgefährdung durch das Rauchen als negativer Aspekt in den Vordergrund. Auf S. 35 kommt Bankuti auf den „Tabakanbau in der Kurpfalz und Baden“ in dem auch so betitelten Abschnitt zu sprechen, was verwirrt, denn die rechtsrheinische Kurpfalz gehörte ja seit 1803 zu Baden. Bankuti definiert an keiner Stelle des Buches die Begriffe „Kurpfalz“ oder „Baden“, was natürlich zu Unklarheiten führt. Er unterhält lieber mit Anekdoten und Hockenheimer Tabakgeschichte. Kein Wort davon, dass es sehr wahrscheinlich hugenottische Flüchtlinge aus Frankreich waren, die Tabaksaatgut in die Kurpfalz brachten und dort auch erstmals Tabak anbauten. Der Leser muss sich damit zufriedengeben, dass „Einzelheiten vom Beginn des Tabakanbaus in der Region Badens und der Kurpfalz kaum zu finden sind“ (S. 36).

Schon zwei Seiten weiter ist in den nächsten Abschnitten wieder allgemein vom Tabakanbau die Rede („Viel Ertrag auf kleiner Fläche“), die kurpfälzische bzw. badische Geschichte wird dabei nur bruchstückhaft berücksichtigt. So stellt Bankuti ohne Quellenangabe fest, dass wohl 1728 in Hockenheim offiziell mit dem Tabakanbau begonnen wurde. Weiter erfahren wir, dass es heute nur noch 600 Familien in Baden-Württemberg gibt, die Tabak anbauen (S. 43) und dass der Tabakanbau massiv durch die EU subventioniert wird (S. 48). Interessant wäre hier ein Vergleich der einzelnen Regionen in Baden gewesen.

Dann taucht auf S. 49 zum zweiten Mal der Hockenheimer Phillip Schwab (zwei Zeilen später „Schab“ genannt) als Tabakexperte auf; die kurze zweiseitige Beschreibung bleibt aber viel zu allgemein, um daraus Schlüsse für den Tabakanbau in der Kurpfalz zu ziehen.

Der nächste Abschnitt auf S. 52 rückt in wenigen Zeilen Mannheim in den Mittelpunkt, wo 1802 Freiherr von Bilderbeck die erste Fabrik eröffnete, die ausschließlich Zigarren produzierte. Mannheim war „zum wichtigsten Umschlagplatz für Tabak in Süddeutschland geworden“, da die ertragreichen Anbaugelände quasi um die Ecke lagen. Die Zigarrenindustrie fand vor allem auf dem Land billige Arbeitskräfte. So entstand, wie Bankuti – ohne Datum (1852, A. d. R.) und Angabe des Fabrikanten – knapp vermerkt, die erste ländliche Zigarrenfabrik in Sandhausen, wenn auch der Hauptsitz der Fabriken weiterhin in den großen Städten lag. Im 19. Jahrhundert entwickelt sich die Zigarrenproduktion zum wichtigsten Industriezweig Badens: 1861 gab es in Baden über 170 Zigarrenfabriken, 1913 sind es „843 Zigarrenfabriken mit über 40.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern“ (S. 54). Dass sich die Anbaugelände und Zigarrenfabriken in Baden zwar vor allem um Heidelberg und Mannheim, aber auch um Karlsruhe, auf die Ortenau und das Markgräfler Land konzentrierten, erwähnt der Autor in diesem Zusammenhang nicht.

In den Zigarrenfabriken waren seit Ende des 19. Jahrhundert überwiegend Frauen tätig, auf deren harte Arbeitsbedingungen Bankuti neben der Kinderarbeit auf S. 56ff. eingeht, ohne konkrete Beispiele aus der Region zu nennen.

Auf S. 64 schließlich kommt er auf die Zigarrenfabriken in Hockenheim zurück, von denen die erste 1860 gegründet wurde – mit Filialen in Kirrlach und Rheinhausen. Als erfolgreiche Tabakfabrik nennt er die jüdische Firma „Isaak Hockenheimer & Söhne“, die in den 1930er-Jahren von der Schwetzingener Firma Neuhaus übernommen wurde, ohne dass wir erfahren, ob dies z. B. mit den Zwangsenteignungen der NS-Zeit in Zusammenhang stand.

Nach einem halbseitigen Abschnitt zur Verbesserung der sozialen Situation durch die Genossenschaften geht es mit der bedeutenden Zigarrenfabrik von Caspar August Neuhaus in Schwetzingen weiter, die zahlreiche Filialen hatte. Noch bis Anfang der 1980er-Jahre wurden dort Zigarren produziert – trotz der großen Konkurrenz der Zigaretten seit den 1930er-Jahren. Im Schnelldurchgang folgen noch einige Seiten über die Namensherkunft und Zusammensetzung einer Zigarre und die „optische Feinarbeit zum Schluss“ (S. 75). „Zu guter Letzt“ wird auf drei Seiten „Die gute alte Zeit. Und die Zeit überhaupt“ pseudophilosophisch beleuchtet.

Das zweiseitige Literaturverzeichnis ist nachlässig zusammengestellt, bei mehreren Werken fehlt das Erscheinungsjahr, so bei „Die Entwicklung der Zigarrenindustrie in Nordbaden“ von Bernhard Römpert, oder der Erscheinungsort – und bei dem wichtigen Aufsatz von Clemens Zimmermann („Lage, dörflicher Kontext und Mentalität nordbadischer Tabakarbeiter 1880 bis 1930“) u. a. die Seitenangaben. Offensichtlich ist dies dem Lektorat entgangen.

Auf einen genauen Bildnachweis, der sich nur manchmal durch die Bildlegenden erschließt, wurde verzichtet. Bei einigen Fotos bleibt unklar, welche Tabakfabrik (S. 57) oder welche Tabakscheune (S. 10) sie zeigen. Ärgerlich ist auch, dass die meisten historischen Fotos ohne Datierung blieben. Unter dem Inhaltsverzeichnis auf S. 6 erwähnt der Autor beiläufig, dass einige Fotos (z. B. auf S. 23) erst kurz vor Drucklegung bei der Entrümpelung eines Hauses entdeckt wurden und wohl aus dem „Bildarchiv über die Fabriken der jüdischen Familie Baehr“ stammen. Hier hätte man gerne mehr gewusst.

Carola Hoécker

Maxi Marianne Fricke: 175 Jahre Dr. Heinrich Klose – Freimaurer und Bauherr des alten Englischen Viertels in Heidelberg-Neuenheim – in drei Teilen, Selbstverlag Heidelberg 2011, 168 S., 20,00 Euro (zu beziehen über Buchhandlung Himmelheber, Theaterstr. 18)

Die Autorin legt eine interessante Untersuchung über die Aktivitäten des Philologen Dr. Heinrich Klose als Bauherr im damals noch selbstständigen Neuenheim vor. Sie beschreibt die Villen der Mönchhofstraße 11, 13, 15, 12–14, 28 und der Erwin-Rohde-Straße 2, 4, 6 und 8 sowie die

Gebäude in der Weberstraße 6, 8, 12 und 14, der Lutherstraße 69 und der Roonstraße 1 mit Hinterhaus. Diese Bauherrentätigkeit umspannte einen großen Teil des Lebensweges des Inhabers und Direktors des damaligen Neuenheim-College und späteren Diplomaten Dr. Heinrich Klose, der vom 29. September 1836 bis zum 2. Juni 1909 reichte.

Wenn man sich vor Augen hält, dass der genannte Bauherr an fünfzehn Villen in fünf benachbarten Straßen (Lutherstraße und Roonstraße waren damals noch Teil der Handschuhheimer Landstraße) als Auftraggeber oder Bauherr beteiligt war, würde man nach heutigen Kategorien davon sprechen, dass er ein Investor oder Generalunternehmer gewesen war. Das Interesse an seiner Person in Form der Schrift „175 Jahre Dr. Heinrich Klose – Freimaurer und Bauherr des alten Englischen Viertels in Heidelberg-Neuenheim“ rührt nicht in erster Linie von seiner Bautätigkeit oder seiner pädagogischen Pionierleistung her, sondern hat einen persönlichen Bezug. Das Interesse der Autorin an der Person des Dr. Klose ist angeregt durch das noble Anwesen Mönchhofstraße 12–14, in dem in den Jahren nach 1945 das astronomische Rechen-Institut der Universität untergebracht war. Langjähriger Direktor des Instituts war ihr Vater gewesen, der mit seiner Familie in der Villa seine Dienstwohnung hatte.

Nach meinem Eindruck hat sich die Verfasserin der Schrift zunächst aus der familiären Veranlassung für die beschriebenen Villen interessiert, ohne dass sie das ausdrücklich erwähnt. Die von ihr beschriebenen Gebäude sind teilweise exemplarisch stilistisch miteinander verwandt (z. B. Mönchhofstraße 12–14 und 15, Weberstraße 6 und 8). In jedem Fall sind sie herrschaftlich und variantenreich und überwiegend äußerlich bis heute erhalten. Die Beschäftigung der Autorin mit den Gebäuden hatte rückblickend eindeutig das Ergebnis, dass in diesen Häusern ab der Mitte des 19. Jahrhunderts das englisch geführte Neuenheim-College (für Jungen) untergebracht war und dass Dr. Klose mit Familie in einem dieser Häuser wohnte und für die Ausweitung des Internatsbereichs sorgte. Diese Erkenntnis hat das Interesse der Autorin nach anderen „Beschulungsstätten“ für junge englische Zöglinge und für Pensionate für Mädchen in Heidelberg geweckt. Die Mädchenpensionate werden in der Schrift ebenfalls erwähnt.

Der Schulbetrieb im Neuenheim-Internat mag für die schöngestigen und naturwissenschaftlichen Fächer genauso gewesen sein wie an deutschen Schulen. Das Ungewohnte für den Internatsbetrieb lag in der aktiven Betätigung der englischen Schüler in den Sportarten des Ruderns und des Fußballs. In den Jahresberichten der Internatszöglinge stellen diese sich gern gleichsam als „Exoten“ dar.

Die Schrift kommt dann mit dem Kapitel „Die Engländer in Heidelberg“ an ihr Ende mit der deutlichen Botschaft an die Leserinnen und Leser, dass aus dem Englischen Königshaus immer wieder Angehörige zum Studium der deutschen Sprache nach Heidelberg gekommen sind, eine Beobachtung, über die selten berichtet wird und von der ich bisher allein bei Alexander von Bernus in „Das Wachsen am Wunder“ gelesen hatte. Er hatte erwähnt, dass sich der spätere englische König Georg V. für ein halbes Jahr im Hause des Anglisten Professor Dr. Ihne in der Neuenheimer Landstraße 38 aufgehalten hatte.

Die Darstellung von M. M. Fricke bietet neben dem Loblied auf das Villenquartier im Bereich der Mönchhofstraße und der angrenzenden Straßen eine Fundgrube von Anregungen für die Beschäftigung mit Heidelberg unter dem Gesichtspunkt der gesamten Fortschrittsentwicklung an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert. Sie ist ferner ein Beispiel der unverstellten Beschreibung der Lebensform in der Stadt Heidelberg mit der Ausstrahlung auf die Neuenheimer Seite. So ist aus dem damaligen Internat das Heidelberg College hervorgegangen. Heute sind mit dem Englischen Institut, dem Sankt Raphael-Gymnasium, der Elisabeth-von-Thadden-Schule und weiteren Privatschulen weitgefächerte Bildungsinstitute hinzugekommen.

Dietrich Bahls

Stefan Mörz: A Short History of The English Church Heidelberg. (Llux Agentur und Verlag e.K.). Ludwigshafen, Heidelberg 2011, 82 S., broschiert, 8,00 Euro

Wie kommt ein Ludwigshafener Archivar dazu, eine Geschichte der englischen Kirche in Heidelberg auf Englisch zu schreiben? Am Anfang seines Buches erklärt er es selbst: Als Pfarrersohn war ihm der „Anglican way“ schon seit Kindheit vertraut gewesen. Später geriet der studierte Anglist zufällig in einen englischen Gottesdienst in der Heidelberger Providenzkirche und besucht seitdem immer wieder einmal die englische Gemeinde. Anlässlich des 40. Jahrestages ihrer Wiederbegegründung bat man ihn, eine Chronik zu verfassen. Dabei konnte er sich wesentlich auf Vorarbeiten von Dr. Rosemary Selle aus dem Jahr 1991 und anderer Gemeindemitglieder stützen. Die Protokolle und Kirchenbücher aus der Zeit vor 1914 waren durch einen Brand im Senior House des „Heidelberg College“ in der Neuenheimer Landstraße 24, dem Wohnsitz des Gemeindevorstehers Arthur Bovill Catty, verlorengegangen. Glücklicherweise fand ein Gemeindemitglied in der Rhodes House Library, Oxford, Dokumente, die diesen Verlust wenigstens teilweise kompensieren konnten.

Der schmale Band, der nicht nur die Geschichte der englischen Gemeinde, sondern nebenher auch manch interessantes Detail deutsch-englischer Beziehungen in Erinnerung ruft, bietet im ersten von vier Abschnitten eine kurze Übersicht über die allgemeine Entwicklung und über die Geschichte der Berührungsmomente zwischen Heidelberg und England in den Jahren 1613 bis 1835.

Den Anfang einer ersten „organisierten“ englischen Gemeinde in Heidelberg setzt der Autor mit der Hochzeit von Pfalzgraf Friedrich V. und Elizabeth Stuart, Tochter des König James I. von England, im Jahre 1613. Sechs Jahre lang soll es im Heidelberger Schloß von Engländern gewimmelt haben: „... there are, indeed, still Heidelberg families who trace their history back to those who came here in 1613.“ (S. 6, darüber wüßte man gerne mehr). In der Schloßkapelle predigte 1619 der metaphysische Dichter und anglikanische Priester John Donne vor dem jungen kurfürstlichen Paar über „das Sterben“. Die Solidarität der Calvinisten untereinander zeigte sich bald darauf im Dreißigjährigen Krieg, als eine in England durchgeführte Kollekte die unglaubliche Summe von 100.000 Gulden für die protestantische Kirche der Pfalz und die Heidelberger Universität erbracht haben soll. Das Geld konnte dem gedachten Zweck nicht zugeführt werden, weil inzwischen katholische Truppen das Territorium zurückerobert hatten.

In Teil zwei des vorliegenden Bandes erfahren wir etwas über die konkreten Anfänge der Heidelberger englischen Kirche, „born of the romantic age“, zwischen 1835 und 1914. Die Deutschen hatten rasch das enorme wirtschaftliche Potential des nun einsetzenden britischen Tourismus erfaßt, „a fact that also strongly influenced the fate of the future English Church in Heidelberg“ (S. 13). Hier zitiert der Autor Aussprüche britischer Reisender über unsere Stadt, die sonst wohl nicht leicht zugänglich wären, so das schmeichelnde Wort des romanschreibenden Politikers Benjamin Disraeli: „Heidelberg is in truth a place of surpassing loveliness; where all the romantic wilderness of German scenery is blended with the soft beauty of the Italian“ (S. 14).

Das Adreßbuch für 1844 weist bereits 34 britische Heidelberger auf, darunter Percy Pickford, Sohn des Fabrikanten William M. Pickford aus Manchester, welcher hier eine Deutsche geheiratet hatte und 1811 sein Haus vor dem Karlstor errichten ließ. Andere bekannte Namen aus jener Zeit sind der von John Benjamin Graham im (damals noch selbständigen) Handschuhsheim und der des schottischen Kaufmanns James Mitchell, der 1818 Gebäude und Garten der ehemaligen „Staatswirtschafts Hohen Schule“ in der Hauptstraße kaufte und bewohnte. Auch der Prince of Wales, nachmaliger König Edward VII., „was sent to the banks of the Neckar for a first meeting with his bride, Princess Alexandra of Denmark“ (S. 15). Dennoch wurde die erste englische Gemeinde nicht in Heidelberg, sondern (im Jahre 1829) in Mannheim gegründet. Die barocke Stadt am Rhein bot den Vorteil, daß die Kosten von Lebenshaltung und Ausbildung der Kinder niedriger waren als in Großbritannien, vielleicht auch als in Heidelberg. 1835 begann dann in unserer Stadt der regelmäßige Gottesdienst nach anglikanischem Ritus. Sommers sollen sich hier etwa 60 Familien aufgehalten haben, verstärkt durch viele Kurzzeitbesucher, die die Kirche füllten.

Der Autor schildert nun die Entwicklung der Räumlichkeiten, in denen die englische Gemeinde auch heute noch (oder wieder) ihre Gottesdienste feiert. Im Zuge der Rekatholisierung war 1724 in der Plöck, Ecke Schießtorstraße, die Kirche des Dominikanerinnen-Klosters errichtet worden. Das 1732 geweihte Kloster wurde 1802 wieder aufgelöst, das Gebäude war damit frei. Die nach Osten ausgerichtete Klosterkirche ragte, wie eine Skizze zeigt, in die Schießtorstraße hinein und verengte diese. Man riß sie 1857 ab und machte den Schulraum des Klosters zur englischen Kirche. Das heißt, das Gotteshaus wurde um 90 Grad gedreht. Das Gebäude gehörte nun der Stadt, die es an die Gemeinde vermietete. Der Eingang war in der Plöck, bis die Kirche 1962 einen neuen Zugang von der Schießtorstraße her erhielt.

Bald reichten im Sommer die 220 (S. 27), 300 (S. 28) oder 265 (S. 31) Sitzplätze in der Kirche nicht aus. Im Winter war sie zu kalt und im Sommer zu warm, der Verkehrslärm (im Jahre 1870) störte den Gottesdienst. Eine neue, größere Kirche sollte gebaut werden. Die Anglikaner rechneten auf Unterstützung durch die Stadt. Diese sollte den Bauplatz zur Verfügung stellen, da ja eine größere Kirche auch mehr Touristen aus Amerika und Großbritannien anziehen würde. Die Kriege der 1860er Jahre brachten allerdings einen Rückgang der britischen Residenten („who after all had come to enjoy life ...“) auch in Heidelberg. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 war dann keine Rede mehr von einem Kirchenneubau: „the heyday of the English colony in Heidelberg was past“ (S. 28). Die Aristokraten und „Gentlemen“ hatten den romantischen Rhein gegen die Riviera eingetauscht. Jetzt kamen eher Angehörige der gehobenen Mittelklasse und ehemalige Kolonialoffiziere nach Heidelberg, die die Einkommenssteuer und die Lebenshaltungskosten in ihrer Heimat umgehen wollten („... there were no poor people and workers among the English congregation“ S. 31). Dennoch, die Zahl der Familien, die ständig in Heidelberg lebten, nahm kontinuierlich ab. Kompensiert wurde dies allenfalls durch die englischen Privatschulen in Neuenheim, deren Schülerzahl seit den 1860er Jahren anstieg. Sie waren mit den Namen von Heinrich Klose, Thomas (nicht „Theodore“) Gaspey und Frederic Armitage verbunden. Nachdem 1887 Albert Holzberg (nicht „Herzberg“), Walter Lawrence und A. B. Catty das „Heidelberg College“ gründeten, bat Armitage die Stadt um Überlassung der St. Anna-Kirche in der Plöck als „college-chapel“ für das „Neuenheim College“. Von nun an gab es sogar zwei englische Gemeinden in Heidelberg. Die Schulen brachten die bislang unbekannteren Sportarten Rugby, Tennis und Rudern nach Heidelberg. Diese zählten zu den wenigen Gelegenheiten, bei denen Deutsche und Engländer ihre Freizeit gemeinsam verbrachten: „The Germans much appreciated the English way of life as practised around the tennis-court when, at five o'clock, maids with white aprons served tea and sandwiches on silver trays.“

Doch auch die bisherige Hauptattraktion für Amerikaner und Briten, die Universität, konnte den „downward trend of the English community in general“ nicht aufhalten. Die Zahl der englischsprachigen Studenten fiel lange vor dem Ersten Weltkrieg dramatisch ab. Zwischen 1900 und 1910 verlor die britische Kolonie die Hälfte ihrer Mitglieder. Grund, so der Autor, sei „probably the lack of industrial and commercial enterprises in Heidelberg“ sowie der „rather conservative and un-industrial character of Heidelberg“, und nicht zuletzt „the steep rise in the prices for many everyday commodities“ (S. 36). 1911 zählte die Heidelberger Gemeinde nur noch sechs Familien und wenige Einzelpersonen – „religion was not as important to Edwardian Britons as it had been to the Mid-Victorians“ (S. 37). Die britischen Einwohner und Besucher Heidelbergs um 1900, anders als in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, „did not much mingle with the Heidelberg German academic or bourgeois elite ...“ (S. 41).

Doch noch 1913, als Briten und Deutsche gemeinsam den 300. Jahrestag des Einzugs von Elizabeth Stuart in Heidelberg feierten, wurde der „Geist der Einheit“ zwischen den „cousin empires“ und die Blutsbande zwischen beiden Völkern beschworen. Selbst nach dem Attentat von Sarajewo fand noch eine Regatta auf dem Neckar statt, bei der die englischen Ruderer Zweite wurden. Mit der Kriegserklärung Großbritanniens an das Deutsche Reich zweieinhalb Wochen später wurden die Briten über Nacht zu „feindlichen Ausländern“, ihre Gottesdienste im öffentlichen Raum nicht mehr möglich. Das Kirchengebäude funktionierte man zum Nähsaal der Höheren

Töchterschule um. Am 23. November 1914, mitten im Krieg, kehrten die restlichen Gemeindeglieder mit ihrem Pfarrer in die Heimat zurück, das „Feindesvermögen“ wurde konfisziert. Für etwa 60 Jahre hatte die Gemeinde aufgehört zu existieren. In der „früheren englischen Kirche“ trafen sich Lutheraner, Freireligiöse und andere Gruppen, heimkehrende Soldaten ruinierten 1918 die Orgel. Seit 1936, als die Mauer in der Heiliggeistkirche fiel, dient das jetzt „Erlöserkirche“ genannte Gotteshaus den Alt-Katholiken. Einrichtungsgegenstände wie Gestühl, Orgelprospekt, Altar und Kruzifix fanden ihren Weg von der Heiliggeistkirche in die Plöck.

Erst an Ostern 1971 konnte auf Grund einer Initiative dreier Frauen und des Entgegenkommens des altkatholischen Pfarrers wieder ein englischer Gottesdienst in Heidelberg seit 1914 stattfinden. Das Militär, die Ansiedlung der britischen Firma ICI in der Nähe und Großbritanniens Beitritt zur EWG führten zu einem raschen Ansteigen der Zahl der Briten, die in und um Heidelberg wohnten. Seit 1973 finden nun in der Erlöserkirche wieder jeden Sonntag anglikanische Gottesdienste statt. David Stonebanks war als hauptamtlicher Pfarrer auch für die Gemeinden in Stuttgart und Straßburg zuständig. Seit 1980 hat die Heidelberger Gemeinde keinen festen Pfarrer mehr. Den Gottesdienst übernehmen (vor allem weibliche) Laien, viele „locum chaplains“, seit den 1990er Jahren auch ordinierte Frauen. Die Finanzierung regelt der 1973 gegründete „Verein Freunde und Förderer der Englischen Kirche Heidelberg e. V.“ Das allgemeine Desinteresse an Kirche wirkt sich auch hier aus: „Most British expats nowadays will not be interested in any church whatsoever“ (S. 62). 1971 hatte die Gemeinde „as a collection of students, refugees and white four-child families“ (S. 64) neu begonnen. Heute kommen Mitglieder aus allen fünf Kontinenten mit vielen jungen Familien und einigen alten Leuten aus einem Umkreis von 60 Kilometern nach Heidelberg zum Gottesdienst zusammen.

Warum das Buch auf Englisch erschien, ist trotz der Ausführungen in der Einleitung nicht deutlich geworden. Eine Durchsicht des Manuskripts vor Drucklegung durch Muttersprachler hätte dem Werk gut getan, ihm und seinen Leserinnen wären mancherlei Germanismen, grammatikalische Unebenheiten und präziöse Wendungen erspart geblieben. Dennoch ist es es wert gelesen zu werden.

Hansjoachim Räther

Sabine Arndt: Das Schlosshotel Heidelberg – Eine Laudatio auf ein Hotel. Eigenverlag, www.enjoyyourfamily.de, Heidelberg 2011, 120 S., 39,90 Euro; **Hanna Wölki: Heidelberg Hotels im späten 19. Jahrhundert. Schloss-Hotel und Hotel Bellevue.** Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg – Sonderveröffentlichung, Verlag Regionalkultur Heidelberg, Ubstadt-Weiher u.a. 2012, 76 S., 14,90 Euro

Nachdem 2008 das Buch „Heidelberger Hotels“, eine Art Bilderbuch von Christoph Ahlemann, erschienen ist, das sich fast allen Heidelberger Hotels seit dem Mittelalter widmet, liegen mit den beiden Büchern von Sabine Arndt und Hanna Wölki zwei weitere Werke zu diesem Thema vor. Sie beschäftigen sich jedoch ausschließlich mit zwei ehemaligen Heidelberger Hotels und untersuchen deren Geschichte en Detail.

Die beiden 2011 und 2012 erschienen Bücher unterscheiden sich grundlegend voneinander, ergänzen sich jedoch auf wunderbare Weise. Beide beschäftigen sie sich mit dem ehemaligen Schlosshotel und Hanna Wölki zusätzlich mit dem einst benachbarten nicht mehr vorhandenen Gebäude des Hotels Bellevue. Während sich die Kunsthistorikerin Hanna Wölki wissenschaftlich mit den beiden Hotels auseinandersetzt und uns die Baugeschichte der beiden Häuser in ihrer hier überarbeiteten Magisterarbeit vorgelegt hat, nähert sich die Fotografin Sabine Arndt vor allem visuell dem Objekt ihrer „Herzensangelegenheit“, wie es auf ihrer Website heißt. Gegenseitig haben sich die beiden Autorinnen auch mit Bildmaterial unterstützt.

Die Fotografin zeigt in ihrem Buch mit stimmungsvollen Bildern abblätternen Putz und verblichene Farben an Wänden, Türen und Fenstern, zerstörte Fensterscheiben, mit Graffiti besprühte Wände, vergessene Möbelstücke, abgesprungene Kacheln, Blecharmaturen aus den 1960ern

neben einst hochwertigen Armaturen aus der Entstehungszeit, historische Tapetenreste, Tür- und Fenstergriffe, Porzellanstecker und Bodenfliesen, verwaiste Flure und Zimmer, lichtdurchflutet mit dem berausenden Fernblick, aufgenommen 2008 kurz vor dem Abbruch des ehemaligen Schlosshotels. Poetische Bilder, die eine Ästhetik der Schübigkeit vermitteln. Neben den Fotografien finden sich Postkarten aus besseren Hoteltagen, Abbildungen aus Touristenführern sowie Preisliste und Menükarte. Sehr eindrücklich zeigt sich der Charme der 50er Jahre in einem Hotelprospekt aus dieser Zeit neben den zum Fototermin noch vorhandenen Spuren dieser einstigen Bar, die man in ein Hotelkino umwandeln konnte. Anhand eines im vorderen Buchdeckel eingeklebten Grundrisses des Erdgeschosses, in dem die Zimmer durchnummeriert sind, kann man die Fotografien den jeweiligen Räumen zu ordnen.

Die Bilder werden begleitet von einem Text über die Geschichte des Hauses, von seinen Anfängen 1873 bis zu seinem Abriss 2009 und seinem Neubau 2011. Allerdings ist er keine Erläuterung zu den Abbildungen. Man möchte sagen, die Bilder sind hinterlegt mit Text(ur), manchmal bleibt der Blick hängen an glanzvollen Namen (Königen und Scheichs, Erich Maria Remarque, Gustav Stresemann, Cecil Blount DeMille) oder Daten, aber man möchte sich nicht wirklich festlesen, da die Bilder einen gefangen nehmen. Der schwungvoll geschriebene Text fließt dahin ohne Absätze oder Überschriften. Fetthervorgehobene Zahlen und Namen sowie die „Kleine(n) Geschichte(n) oder Anekdote(n) am Rande“ lassen zwar eine Chronologie und Geschichte(n) erkennen, sind aber nicht wirkliche Unterbrechungen oder Auflockerungen des Schreibflusses. So stehen all die gelebten Zeiten des Hauses, die turbulenten wie die ruhigen, gleichberechtigt nebeneinander. Im Mittelpunkt des Buches stehen ihre Bilder, mit unverkennbar künstlerischem Anspruch, mit ästhetischem Gespür zusammengestellt, die Liebe zum Detail ist unübersehbar. Sie repräsentieren den Hauch vergangener, glanzvoller, aber auch studentischer Zeiten – äußerst stimmungsvolle Bilder eines heruntergekommenen Hauses. Das Buch lädt zum Blättern, Schauen und Verweilen ein.

Hanna Wölkis Buch ist streng wissenschaftlich in acht Kapiteln aufgebaut. Nach der Einleitung widmet sie sich in einem einführenden Teil der „Entwicklung und Charakteristika von Hotels im späten 19. Jahrhundert“ im Allgemeinen und dem Hotelwesen in Heidelberg im Speziellen. Wobei die Autorin einen Bogen schlägt vom Mittelalter bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Mit dem Aufkommen des Tourismus im 19. Jahrhundert, bedingt durch den Ausbau der Eisenbahnlinie und der Dampfschiffahrt auf dem Rhein, stieg in Heidelberg die Bettenzahl zwischen 1840 und 1865 sprunghaft an. Während sich in diesen Jahren die „Passantenhotels“ um den Bahnhof herum ansiedelten, die auf raschen Gästewechsel ausgelegt waren, sollten nach dem Deutsch-Französischen Krieg mit „Familienhotels“, wie dem Grand Hotel und Schlosshotel, fernab des Bahnhoftrubels, wieder Gäste angesprochen werden, die länger in Heidelberg bleiben wollten und die Stadt aufgrund ihrer Schönheit und der Erholung wegen besuchten.

So prägt das Gebäude, im ehemaligen kurfürstlichen Fasanengarten zwischen 1873 und 1875 erbaut, oberhalb der Scheffelterrasse unmittelbar an den Schlossgarten angrenzend, bis heute das Stadtbild. Längst kein Hotel mehr, so hat sich jedoch der Name „Schlosshotel“ bis heute erhalten. Unübersehbar über Heidelberg thronend war es von Anfang an Stein des Anstoßes, „das ungeliebte Kind von Heidelberg“, wie es Sabine Arndt formuliert, das bis heute als Fremdkörper empfunden wird. Anders sahen das von jeher all die Bewohner des Schlosshotels, ob Hotelgäste oder Studenten. Sie kamen aus aller Welt und ließen sich von der Magie dieses Hauses verzaubern.

Diese Merkmale hatte es gemeinsam mit dem in nächster Nachbarschaft erbauten Bellevue. 1886 als Sanatorium zur Behandlung von Fettsüchtigen errichtet, wurde das Bellevue jedoch aus finanziellen Gründen bereits 1890 in ein Hotel umgewandelt. Weil dadurch nun Gäste im Schlosshotel ausblieben, machte man 1893 eine Heilanstalt für Nervenranke daraus. Weitere Nutzungswechsel des Bellevue folgten. 1919 brannte es schließlich nieder und wurde abgebrochen.

Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf der „Baugeschichte und Gestalt“ des jeweiligen Hotels. Hier skizziert Hanna Wölki in jeweils einem Kapitel das Schicksal der Häuser anhand zahlreicher historischer Dokumente, Pläne, Fotografien und Illustrationen und beschreibt detailliert die

Außen- wie Innenansichten mit sicher benutztem Fachvokabular von der Planung (Bellevue) über die verschiedenen Bau- und Renovierungsphasen bis hin zu den letzten Veränderungen zu Beginn der 20er Jahre (Schlosshotel). Während der Architekt vom Bellevue bekannt ist (Johannes Andreas Simon Ravenstein), bleibt diese Frage für das Schlosshotel bis heute ungeklärt, auch ist dessen genaues Erbauungsdatum nicht wirklich gesichert. Mithilfe des Heidelberger Adressbuchs, das sich mal wieder als wahre Fundgrube erwies, konnte die Autorin dies jedoch auf einen engen Zeitraum einkreisen. Die Bauherren sind Heinrich Albert und Rudolf Krauß, für das Bellevue waren beide zusammen verantwortlich.

In einem weiteren Kapitel befasst sich die Autorin mit der Zeit von der Umgestaltung des Schlosshotels durch Franz Sales Kuhn in den zwanziger Jahren bis zur aktuellen Erneuerung durch die Architekten Kessler De Jonge in jüngster Zeit. Unter Franz Sales Kuhn wurde das Hotel „purifiziert“, eine Terrasse überbaut und Veranden angebracht. Seit 1940 diente es zunächst als Hotelfachschule, im Krieg als Lazarett, danach wurde es von den Amerikanern beschlagnahmt, 1956 wieder als Hotel eröffnet und nach dessen erneuter Schließung 1964 von 1965 bis 2001 als Internationales Studienzentrum genutzt. Die letzten Jahre stand es leer und war somit auch dem weiteren Verfall preisgegeben. Unter den Architekten Kessler De Jonge wurde es 2008 abgerissen, in abgewandelter Form rekonstruiert und um ein weiteres Vollgeschoss anstelle des Mezzanins aufgestockt. Bei der Farbgebung orientierte man sich wieder am Original. Mark Twain hat es schon als „sehr weiß“ beschrieben.

In Kapitel 6 stellt Hanna Wölki dem Leser die im Hotel weilende europäische Prominenz der Jahrhundertwende und des 20. Jahrhunderts vor. So erfahren wir aus Cosima Wagners Tagebuch, dass die Familie Wagner auf der Rückreise von London durch die Krankheit des Sohnes Siegfried zu einem Zwangsurlaub in Heidelberg genötigt wurde. Zwölf Tage quartierte sich die Familie daher im Juli 1877 im Schlosshotel ein. Eine kleine Uraufführung von Wagners Parsifal im engsten Freundeskreis fand deshalb hier statt. Der aus Mannheim stammende Hotelbesitzer Albert übernahm später auch die Gaststätte des Bayreuther Festspielhauses. Mark Twain schwärmte von dem einzigartigen Blick und von den „am Haus aufgehängten Vogelkäfigen“, den Erkern, die vor jedem Zimmer angebracht waren.

Kaiserinnen, Königinnen, Könige, Erzherzoginnen, Scheichs, berühmte Literaten, Komponisten, Dirigenten und Politiker konnten sich ebenso wenig dem atemberaubenden Blick in die Ferne entziehen, wie die Studenten, die es seit 1965 bewohnten.

Das Buch schließt mit einer kunsthistorischen Einordnung der beiden Hotels und einem ausführlichen Anhang mit Quellen- und Literaturverzeichnis.

Mit den beiden Büchern, der Magisterarbeit und dem Bildband, sind somit der noch zu schreibenden Heidelberger Hotelgeschichte, wie Hans-Martin Mumm in seiner Rezension (HJG 13) von Ahlemanns Buch feststellt, zwei weitere Puzzlesteine hinzugefügt worden.

Claudia Rink

Marco Birn: Bildung und Gleichberechtigung. Die Anfänge des Frauenstudiums an der Universität Heidelberg (1869–1918). Kurpfälzischer Verlag Heidelberg 2012, 192 Seiten, 18,80 Euro

Im April 2012 stellte Marco Birn im gut besuchten Universitätsarchiv seine Monographie über die Anfänge des Frauenstudiums in Heidelberg der Öffentlichkeit vor. Sie ist zugleich die Magisterarbeit des Autors und wurde vom Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg gefördert; eine Ausstellung im Archiv begleitete die Veröffentlichung.

In vier Kapiteln beschreibt der Autor die Anfänge des Frauenstudiums in Heidelberg, beginnend mit der Gasthörerin Sofja Kovalevskaja 1869 bis hin zu den Immatrikulationszahlen der Studentinnen des Jahres 1918 (497 eingeschriebene Studentinnen bzw. 17,7% der gesamten Studentenschaft).

Im ersten Abschnitt rekapituliert Marco Birn den Forschungsstand zur Ausgangssituation im 19. Jahrhundert. Ideologische Grundlagen wie das dualistische Geschlechterkonstrukt, pseudo-wissenschaftliche Nachweise über die mangelnde intellektuelle Leistungsfähigkeit der Frau bis hin zum Fehlen von Bildungseinrichtungen, die Frauen zum Abitur und damit zur notwendigen Voraussetzung für ein Hochschulstudium führten, schufen eine Gemengelage, die es Frauen praktisch unmöglich machte, ein Hochschulstudium zu absolvieren.

Während die Frauenbewegung vehement für die Zulassung der Frauen zum Hochschulstudium kämpfte, wurde die Universität Heidelberg selbst quasi zum Schauplatz des Pro und Contra im Kleinen. Nach einer liberalen Phase beginnend mit dem Antrag Sofja Kovalevskajas 1869 kam es 1873 durch einen Senatsbeschluss zunächst zu einem rigorosen Ausschluss weiterer Gasthörerinnen. Erst als die naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät 1891 intervenierte und zudem durch das badische Kultusministerium unterstützt wurde, konnten in den 1890er Jahren wieder vermehrt Frauen als Gasthörerinnen verzeichnet werden. 1894 setzte die gleiche Fakultät – wieder mit Unterstützung des Kultusministeriums – ebenfalls die Möglichkeit zur Promotion für Frauen durch.

Parallel zur spürbaren Öffnung der Heidelberger Universität gegenüber dem Frauenstudium schuf die Frauenbewegung Fakten, indem sie Mädchen und jungen Frauen die Möglichkeit verschaffte, das Abitur abzulegen. In Baden wurde die Einrichtung des Karlsruher Mädchengymnasiums wegweisend. Nachdem die ersten Schülerinnen das Abitur abgelegt hatten, blieb das Kultusministerium bei seiner fortschrittlichen Politik und ließ Frauen an den badischen Universitäten Heidelberg und Freiburg zur ordentlichen Immatrikulation zu. Eine Zäsur in der Geschichte der Frauenbildung.

Marco Birn untersucht im zweiten und dritten Kapitel seiner Arbeit die quantitative Entwicklung des Frauenstudiums in Heidelberg unter den neuen Bedingungen. Er stützt sich auf umfangreiches Datenmaterial des Universitätsarchivs, deren elektronische Erfassung der frühere Direktor Prof. Dr. Werner Moritz initiierte. Demnach blieb in den ersten Jahren bis zum Sommersemester 1904 die Anzahl der Studentinnen durchaus überschaubar. Dies erlaubt es Birn, eine ganze Reihe der ersten Studentinnen einzeln vorzustellen. Die Zeit ist geprägt durch die parallel anwesenden Gasthörerinnen und ordentlich immatrikulierten Studentinnen. Statistische Auswertungen z.B. zu Alter, Herkunft, Vorbildung und Fächerwahl trifft Birn sinnvoller Weise für diesen Zeitraum also nur mit besonderer Vorsicht.

Mit dem Wintersemester 1904/1905 besuchten erstmals mehr ordentlich immatrikulierte Frauen die Universität Heidelberg als Gasthörerinnen. 1908 fiel auch die einschränkende Bestimmung, dass Frauen nur „versuchs- und probeweise“ zu immatrikulieren seien. Studierende Frauen waren zu einer Selbstverständlichkeit geworden – wenn auch immer noch in geringerer Anzahl als Männer: Trotz kontinuierlichen Anwachsens der Immatrikulationen erreichte der Studentinnenanteil 1918 in Heidelberg 17,7%. Dennoch erlaubt die Datenbasis Birn, nun valide und differenzierte Auswertungen über die Heidelberger Studentinnen zu treffen. Mit zahlreichen Grafiken veranschaulicht der Autor seine Ergebnisse. Neben dem kontinuierlichen prozentualen Anstieg des Frauenstudiums analysiert er Fächerwahl, geografische Herkunft, Religionszugehörigkeit, soziale Herkunft und Alter. Den größten Raum nimmt die Darstellung der Studentinnen und ihrer Studiensituation innerhalb ihrer Fakultäten ein. Die statistischen Angaben ergänzt Birn durch zeitgenössische Zitate von Studentinnen und Dozenten, so dass ein recht lebendiges und zugleich differenziertes Bild der Studiensituation in den Anfängen des Frauenstudiums entsteht. Leider finden sich hier gelegentlich Ungenauigkeiten in der Darstellung, die ein falsches Bild suggerieren. Weder war Camilla Jellinek Juristin im eigentlichen Sinne (sie hörte wohl einige Vorlesungen in Jura, war Vorsitzende der Heidelberger Rechtsschutzstelle für Frauen und erhielt 1930 die Ehrendoktorwürde der juristischen Fakultät) noch war Lili Wachenheim 1918 die erste bei der BASF angestellte Chemikerin (dieses Prädikat verdient Marie Baum, 1899 in Zürich promovierte Chemikerin, die 1899 bis 1902 in der Patentabteilung der BASF arbeitete).

Im vierten Kapitel umreißt der Autor die Lebenssituation der frühen Heidelberger Studentinnen. Die sozialgeschichtlich orientierte Darstellung bildet einen lebhaften Gegenpol zur natürlicherweise trockenen Kost statistischer Auswertungen. Basierend auf autobiografischen Quellen werden die oftmals schwierigen Lebensbedingungen, mit denen die ersten Studentinnen zu kämpfen hatten, sehr eindrücklich geschildert. So z.B., wenn es um Wohnungsfragen oder den Lebensunterhalt, aber auch um die Anerkennung der Studentinnen in einer Männerdomäne und die Zweiflung ihrer intellektuellen Fähigkeiten geht.

Interessant ist auch die Frage nach der Selbstorganisation der ersten Studentinnen in Vereinen, der der Autor nachgeht. Eine erste Organisationsstruktur bildete sich bereits im Wintersemester 1902/1903. Diese blieb aber in der ersten Zeit ein loser studentischer Zusammenschluss, denn der Antrag auf Anerkennung eines Vereins wurde von der Universität aufgrund der großen Zahl von Mitgliedern, die „nur“ Gasthörerinnen waren, abgelehnt. Hier kommt zum Tragen, dass es zunächst parallel zu den ersten rite, also ordentlich immatrikulierten Studentinnen viele Gasthörerinnen gab und somit eine Diskrepanz zwischen zahlenmäßiger Präsenz und differierendem Status zu überbrücken war. So nachvollziehbar die Begründung der Universität ist, ging es selbstverständlich um mehr als die bloße formale Anerkennung eines Studentinnenvereins. Ziel der Studentinnen war die Anerkennung als vollwertige Mitglieder der Universität, die politische Teilhabe in den Gremien der Universität und damit die unterschiedslose Integration in die Universität.

Marianne Weber war die Bedeutung der Organisation der neuen Studentinnen durchaus bewusst. Bekannt ist ihr enttäushtes Verhältnis zu den ersten Studentinnen, die wohl die Früchte des Kampfes der Frauenbewegung um verbesserte Bildung ernteten, aber zunächst nicht bereit waren, sich in den bewährten Strukturen der Frauenbewegung zu engagieren. Der Versuch, die ersten Studentinnen in den Verein Frauenbildung-Frauenstudium zu integrieren, scheiterte gründlich. Einige Jahre später jedoch beantragten die Studentinnen auch die Aufnahme in den Dachverband der Frauenbewegung Bund Deutscher Frauenvereine (BDF).

Während dem Autor mit der Thematik Marianne Weber und dem Verhältnis der ersten Studentinnen zur Frauenbewegung ein Brückenschlag zur Heidelberg-Forschung gelingt, bleiben weitere Konnotationen leider unbeachtet. Obwohl sozialgeschichtlich orientiert, zieht er zum Beispiel nicht die Ergebnisse Hans-Martin Mumms über die Pension Friedau in der Gaisbergstraße zu Rate, in der 40% der studierenden Pensionsgäste Frauen waren (vgl. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2011). Ebenso fehlt der Rekurs auf die Frauengeschichtsforschung seit den 1980er Jahren. Hier wurden ohne die heutigen Möglichkeiten der elektronischen Datenverarbeitung und ohne die Wertschätzung dieser Thematik bereits beachtliche Ergebnisse publiziert. Exemplarisch seien Heidi Lauterer-Pirner und Margret Schepers-S.-W., Margret Schuchard oder Gerlinde Horsch genannt.

Inhaltlich wäre ein Ausblick über Baden und das Jahr 1918 hinaus wünschenswert. Eckdaten zur Zulassung von Frauen zum Hochschulstudium im übrigen Deutschen Reich und im Ausland wären aufschlussreich, um die badischen Bedingungen auch in einen größeren Kontext einordnen zu können. Die Darstellung des Siegeszugs des Frauenstudiums im gewählten Zeitrahmen von 1869–1918 ist schlüssig. Jedoch zeigt eine Betrachtung der ersten Nachkriegsjahre nach dem Ersten Weltkrieg, dass es sich nicht um ein Kontinuum stetig zunehmender Anerkennung handelte. Nach 1918 kam es zu einem tiefgreifenden Roll-back, das alle Ressentiments gegen das Frauenstudium wieder aufleben ließ. In den Nachkriegsjahren mussten Frauen im Zulassungsantrag einen „berechtigten Grund“ für ihren Studienwunsch in Heidelberg nachweisen. Ansonsten blieben die Studienplätze vorrangig den heimkehrenden Soldaten vorbehalten.

Die Stärke der Monographie liegt in der detaillierten Auswertung der Datenbasis des Universitätsarchivs. Damit leistet sie einen wichtigen Beitrag zur Erforschung von Stadt und Universität Heidelberg. Durch die Verknüpfung mit Zitaten aus den Autobiographien der frühen Studentinnen erreicht der Autor ein hohes Maß an Lebendigkeit in der Darstellung.

Petra Nellen

Susan Richter, Armin Schlechter (Hgg.): Zwischen allen Welten. Die Lebenserinnerungen der ersten Heidelberger Professorin Gerta von Ubisch, Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2011, 387 Seiten, 29,90 Euro

In der jahrhundertelangen Geschichte der Universität Heidelberg nimmt die Genetikerin Gerta von Ubisch eine herausragende Stellung ein: Als erste Frau in Baden habilitierte sie sich 1923 an der Ruperto Carola und wirkte hier als erste Professorin von 1929 bis 1933. Mit dem sorgfältig editierten Band „Zwischen allen Welten“ haben die beiden Herausgeber Susan Richter und Armin Schlechter unter Mitarbeit von Sebastian Meurer und Michael Roth eine sehr lesenswerte kommentierte Autobiografie Gerta von Ubichs vorgelegt. Anlässlich des 625-jährigen Jubiläums der Universität Heidelberg im Festjahr 2010/11 konnte der Band dank der Unterstützung durch den Rektor der Universität Heidelberg, die Stadt-Heidelberg-Stiftung und die Sparkasse Heidelberg erscheinen. Die Idee zu einer kritischen Edition geht auf Vorarbeiten einer studentischen Projektgruppe unter Leitung von Susan Richter zurück, die sich 2008 mit den akademischen Karrieren der ersten Frauen an der Ruperto Carola befassten. Dabei waren die Studierenden auch auf die in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Heidelberg aufbewahrten „Lebenserinnerungen“ Gerta von Ubichs gestoßen. Im Zuge ihres Antrags auf finanzielle Entschädigung für das in der NS-Zeit erlittene Leid entstanden 1955 die detaillierten Aufzeichnungen von der Kindheit bis in die Gegenwart. Im Mittelpunkt stehen dabei ihr Beruf und ihre Berufung, auf ihr Privatleben geht die Autorin hingegen kaum ein.

Das ansprechend gestaltete und sehr gut lektorierte Buch ist in vier große Teile gegliedert. In einem einleitenden Kommentar werden ausführlich die Entstehung und das Ziel der Edition dargelegt. Die nachfolgenden „Lebenserinnerungen“ Gerta von Ubichs beschreiben den Zeitraum von 1882 bis 1955 und umfassen – inklusive eines von Susan Richter verfassten Epilogs und eines tabellarischen Lebenslaufs – 198 Seiten. In fünf Aufsätzen werden anschließend auf 115 Seiten bedeutsame Kontexte der Autobiografie erläutert und kommentiert. Dadurch können die Ausführungen Gerta von Ubichs besser in relevante Zusammenhänge eingeordnet werden. Für die Autoren erwies sich dabei die von Gerta von Ubichs jüngerem Bruder Leopold zwischen 1940 und 1955 verfasste Familienchronik als hilfreiche zusätzliche Quelle. In den Aufsätzen ist auch bisher unbeachtete Literatur aus Südamerika mitberücksichtigt worden. Zu einem besseren Verständnis von Leben und Werk Gerta von Ubichs trägt zudem der Anhang bei. Hier finden sich unter anderem Stammtafeln ihrer Vorfahren, ein vollständiges Publikationsverzeichnis der Autorin sowie ein Personen- und Ortsregister, das zusätzlich die für ein besseres Verständnis wichtigen biografischen Informationen zu den erwähnten Personen enthält. 19 Abbildungen – darunter Farbfotos und zahlreiche bislang unbekannte Aufnahmen – runden die Edition ab und illustrieren den Weggang der Autorin sowie ihr persönliches und berufliches Umfeld.

Gerta von Ubisch wurde 1882 als drittes Kind des preußischen Offiziers Edgar Eduard von Ubisch-Cholewa und seiner aus der jüdischen Kaufmannsfamilie Goldschmidt stammenden Ehefrau Anna in Metz geboren und evangelisch getauft. Vor der Hochzeit war die Mutter zum evangelischen Glauben konvertiert. Als erstes weibliches Mitglied ihrer dem gehobenen Mittelstand angehörenden Familie studierte Gerta von Ubisch ab 1904 Physik; erst wenige Jahre zuvor waren Frauen erstmals zum Studium an deutschen Universitäten zugelassen worden (vgl. die Besprechung von Petra Nellen zu „Bildung und Gleichberechtigung“ von Marco Birn in diesem Band). Nach einem Semester an der Universität Heidelberg setzte sie ihr Studium in Freiburg, später in Berlin und Straßburg fort. An der dortigen Universität wurde sie im Jahr 1911 promoviert. Danach wechselte Gerta von Ubisch zur Botanik, die sie während der Promotionsphase bereits als Nebenfach belegt hatte. Während des Ersten Weltkriegs war sie unter anderem als Assistentin am Kaiser-Wilhelm-Institut in Münster, später in Berlin wissenschaftlich tätig.

1921 kam sie als Assistentin an das Botanische Institut der Universität Heidelberg. Der Institutsdirektor Professor Ludwig Jost überredete sie, sich zu habilitieren. Im Anschluss an ihre Habilitation im Bereich Pflanzengenetik erhielt Gerta von Ubisch 1923 einen Lehrauftrag für Ver-

erbungslehre, 1929 erhielt sie die Stellung einer außerordentlichen Professorin. Eine ordentliche Professur blieb ihr in der damals von Männern dominierten akademischen Welt verwehrt – ungeachtet ihrer zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen und einer internationalen Reputation. Gerta von Ubisch bezeichnete in ihren „Lebenserinnerungen“ die „nächsten Jahre“ nach der Habilitation als „die schönsten meines Lebens, trotzdem ich unendlich viel zu tun hatte und kaum zur Besinnung kam“ (S. 79). Die Machtübernahme der Nationalsozialisten bedeutete für Gerta von Ubisch eine entscheidende Zäsur.

Sie wurde im April 1933 beurlaubt, da sie gemäß der NS-Rassenideologie „Halbjüdin“ war. Obwohl die Beurlaubung im September 1933 endgültig ausgesetzt und die Lehrbefugnis wieder erteilt wurde, kam es zu einer Kündigung des Assistentenverhältnisses. Gerta von Ubisch verzichtete wegen des anhaltenden Boykotts ihrer Veranstaltungen durch nationalsozialistische Studenten auf eine Wiederaufnahme ihrer Lehrtätigkeit und ließ sich 1934 auf eigenen Antrag für ein Jahr beurlauben. Nach Forschungsaufenthalten in Utrecht und Zürich erhielt sie einen Ruf an das renommierte Institut Butantan in Sao Paulo, wo sie von 1935 bis 1938 die Abteilung für Vererbungslehre leitete. Auf die Zeit als Abteilungsleiterin an einem Institut in Rio de Janeiro 1939/40 folgten entbehrungsreiche Jahre unter schwierigsten Lebensbedingungen und ohne feste Beschäftigung. Gerta von Ubisch zog deshalb 1946 zu ihrem Bruder Leopold und dessen Familie nach Norwegen. Aufgrund familiärer Differenzen und auf Drängen ihres Bruders kehrte sie 1952 – widerwillig und praktisch mittellos – nach fast 20-jährigem Exil nach Heidelberg zurück. Die folgenden Jahre waren für Gerta von Ubisch geprägt von mühevollen juristischen Auseinandersetzungen um eine finanzielle Entschädigung, die ihr schließlich 1956 in Form eines Ruhegehalts einer „Diätendozentin“ gewährt wurde. Gerta von Ubisch verbrachte – vereinsamt und gesundheitlich erheblich angeschlagen – ihre letzten Lebensjahre in Heidelberg, wo sie am 31. März 1965 im Alter von 82 Jahren verstarb.

Armin Schlechter analysiert in seinem Aufsatz „Autobiografie und Exil – Gerta von Ubisch im Spiegel ihrer Lebenserinnerungen“ präzise das Selbstbild der Wissenschaftlerin, die sich als Frau und als „Nichtvolljüdin“ diskriminiert sah (S. 204). Zu einer stärkeren Hinwendung zum Judentum kam es nach 1933 allerdings nicht. Er sieht den Wunsch nach einer retrospektiven Sinnggebung für das eigene Leben und das Bemühen „Lehren aus verschiedenen Epochen der deutschen und auch der brasilianischen Geschichte ... zu ziehen“ (S. 223) als Motive für das Verfassen der Autobiografie.

In seinem Beitrag „Offiziere, Kaufleute und Professoren – Gerta von Ubisch und ihre Familie“ zeichnet Michael Roth ein sehr anschauliches Portrait der adlig-jüdischen Familie mit polnisch-litauischen Wurzeln. Dabei wird deutlich, dass – neben der jüdischen Abstammung – auch der „nicht einfache Charakter“ (S. 250) der Protagonistin, deren „Leben und Denken ... sehr stark von ihrer familiären Herkunft geprägt war“ (S. 248), eine Professur verhinderte.

Sebastian Meurer erläutert in seinem Artikel „Gerade die Begabungen, die für viele Hochschulberufe nötig sind, besitzen die Juden als Rasse im höchsten Maße.“ – Gerta von Ubisch im Kontext von Genetik und Eugenik in Deutschland“ prägnant die Kontinuität im Denken der Autorin hinsichtlich der Eugenik. Der Autor deutet das in den „Lebenserinnerungen“ erkennbare Beharren auf früheren Überzeugungen als Strategie, um „ein Infragestellen des für Ubichs Identität zentralen Selbstverständnisses als einer integren Wissenschaftlerin zu vermeiden“ (S. 269).

Susan Richter stellt in ihrem Aufsatz „Und hat bereits eine glänzende wissenschaftliche Laufbahn in Deutschland hinter sich“ – Die Exilzeit der Genetikerin Gerta von Ubisch in Brasilien“ eindrucksvoll die damaligen politischen Verhältnisse sowie das zeitgenössische Bild Brasiliens in Deutschland dar und vergleicht sie mit den Impressionen der Autorin. Gerta von Ubisch wahrte während ihres elfjährigen Aufenthalts in Südamerika stets „Distanz zur brasilianischen Kultur und zu den Brasilianern“ (S. 297). Susan Richter kommt am Ende zu dem treffenden Urteil, dass Brasilien für Gerta von Ubisch zwar „die einzig greifbare Alternative zum NS-Regime in Deutschland darstellte“, ihr „jedoch keine Kontinuität oder echte Perspektive“ (S. 299) bot. Angesichts ihrer nur kurzen wissenschaftlichen Tätigkeit hat Gerta von Ubisch „im Gegensatz zu vielen Kollegen aus ihren Fachbereichen in Brasilien kaum Spuren hinterlassen“ (S. 299).

In einem abschließenden Beitrag erläutert Uwe Pirl aus juristischer Perspektive das Entschädigungsverfahren der Autorin und ordnet es in den Kontext der damaligen Rechtslage ein. Anhand der Entschädigungsakte Gerta von Ubischs ergibt sich für Pirl, „dass sich die Universität Heidelberg in beispielhafter Weise für die Gewährung einer Entschädigung stark gemacht hat“ (S. 315) – entgegen der anderslautenden Darstellung der Autorin. Nach einer Gesetzesnovelle und einem erneuten Entschädigungsantrag im Jahr 1956 bestätigte das Landesamt für Wiedergutmachung in seinem Bescheid „einen Kausalzusammenhang zwischen den erlittenen Verfolgungsmaßnahmen und der Auswanderung Gerta von Ubischs“ (S. 312) und gewährte ihr rückwirkend ab 1954 ein Ruhegehalt. Damit wurde in ihrem Fall „diese Aufgabe [Entschädigung für erlittenes spezifisch nationalsozialistisches Unrecht] ... – wenn auch spät – korrekt erfüllt“ (S. 315).

Den Herausgebern und Autoren ist es dank akribischer Recherchearbeiten und Wahrung einer kritischen Distanz gelungen, eine – im Vergleich zu früheren Publikationen – objektivere Sicht auf die „Lebenserinnerungen“ und damit auf das Leben und Werk Gerta von Ubischs schlüssig zu vermitteln. Dies ist insbesondere darauf zurückzuführen, dass sie sich quellenkritisch mit dem legitimatorischen Charakter der Aufzeichnungen auseinandersetzten. Die nunmehr für Forschung und Lehre verfügbare Quellenedition ist für zahlreiche Forschungsfragen, etwa zur Rolle der Universitäten in der Weimarer Republik und in der NS-Zeit, zur damaligen Situation von Frauen im akademischen Bereich und zum brasilianischen Exil überaus bedeutsam. Dank der kommentierenden Einordnung in vergleichende und größere Kontexte ist „Zwischen allen Welten“ auch für eine historisch interessierte Öffentlichkeit ein sehr lesenswertes Buch.

Jürgen Zieher

Marcus Popplow: Felix Wankel. Mehr als ein Erfinderleben, Sutton-Verlag, Erfurt 2011, 159 S., 15,95 Euro

In den 1960er und 1970er machte der nach seinem Erfinder benannte „Wankelmotor“ nicht nur in der automobilen Fachwelt Furore. Der im „NSU Spider“, vor allem aber im legendären „Ro 80“ eingesetzte Kreiskolbenmotor erschien zeitweilig als zukunftsweisende Alternative zum herkömmlichen Hubkolbenmotor. Diesem ist er in technologischer Hinsicht vor allem dadurch überlegen, dass er ausschließlich über rotierende Teile verfügt, während in einem herkömmlichen Motor die Auf- und Ab-Bewegung des Kolbens erst mittels Pleuelstange und Kurbelwelle in eine Drehbewegung umgesetzt werden muss. Außerdem entfallen beim Rotationskolbenmotor die Ein- und Auslassventile samt Steuerung.

Felix Wankel (1909–1988) verbrachte seine Jugend und die ersten Jahre seiner Tätigkeit als Erfinder in Heidelberg, auch im Alter lebte er zeitweilig in der Stadt. Die Biographie von Marcus Popplow geht ausführlich auf diese Lebensphasen ein, das Buch ist daher nicht nur unter technikhistorischen Aspekten von Interesse. Als Quellengrundlage dient dem Autor der umfangreiche Nachlass Felix Wankels, der im Technoseum in Mannheim überliefert ist. Als besonders ergiebig erwiesen sich dabei die Tagebücher des Erfinders. Leider verzichtet Popplow jedoch auf den konkreten Nachweis der Quellen, vermutlich weil das Konzept des Verlags keine Fußnoten, sondern nur „Anmerkungen zum Forschungsstand“ vorsah. Dies ist, um es vorwegzunehmen, das einzige Manko des Bandes.

Felix Wankel kam 1915 im Alter von 13 Jahren nach Heidelberg, nachdem sein Vater im Ersten Weltkrieg gefallen war. Zusammen mit seiner Mutter wohnte er zunächst in einer Villa in Neuenheim, ab 1921 im „Haus Gervinus“ am Philosophenweg. Auf Grund einer ausgeprägten Schwäche in Mathematik scheiterte seine schulische Laufbahn sowohl in Heidelberg als auch an einem Reformgymnasium in Weinheim, das er 1921 ohne Abschluss verließ. Seine Neigung galt der Technik, schon früh experimentierte er in der Wohnung seiner Mutter mit Scheinwerfern, später diente der Heizungskeller im Haus Gervinus ihm und seinen Freunden als Werkstatt. In Heidelberg entwickelte Wankel auch sein lebenslanges Interesse für den Bootsbau, das erstmals

in einem selbstgebauten, auf dem Neckar eingesetzten Paddelboot aus Metall zum Ausdruck kam und 1944 zur Zusammenarbeit mit der SS bei der Entwicklung von Gleitflächenbooten führte.

Wankel engagierte sich auch politisch und schloss sich der radikalen bündischen Jugend an. Im Heidelberger Stadtwald veranstaltete er Wehrsportübungen mit Gleichgesinnten, bei denen vom ihm entwickelte „Lichtgewehre“ zum Einsatz kamen. Er zählte zu den ersten, die in Heidelberg das Hakenkreuz trugen, auch sein Boot war damit beflaggt. 1921 wurde er Mitglied im antisemitischen „Deutschvölkischen Schutz- und Trutz-Bund“ und ein Jahr später trat er der NSDAP bei.

Ab 1921 absolvierte Wankel mehr der Form halber eine Lehre im Verlag C. Winter, wo er meist in Lager beschäftigt wurde. Dank eines Vorgesetzten mit deutschnationaler Einstellung konnte er sich auch während der Lehrzeit ausgiebig seinen politischen und seinen technischen Interessen widmen. 1924 musste Wankels Mutter ihr Domizil in Heidelberg aufgeben und zu Verwandten nach Lahr ziehen, da sie durch die Inflation ihr Vermögen eingebüßt hatte. Wankel blieb zunächst in Heidelberg zurück, die Mutter zahlte ihm noch eine Zeit lang die Miete für ein einfaches Zimmer. Seine technischen Versuche konnte er in der Hinterhof-Werkstatt eines Freundes in der Kleinschmidtstraße fortsetzen, hier entstand in den folgenden Jahren der von ihm entworfene dreirädrige Kleinwagen „Teufelskäfer“. 1926 gab er die Beschäftigung bei Winter auf und konzentrierte sich ganz auf die Arbeit in der Werkstatt, wobei die Motorentechnik in den Mittelpunkt seines Interesses rückte.

Mangels Abitur und Studium war es für Wankel aussichtslos, eine klassische Karriere in der Industrie anzustreben. Es blieb nur die Tätigkeit des freien Erfinders, wobei er jedoch auf Industriekontakte und finanzielle Förderung angewiesen war. Zudem fehlte dem Autodidakten Wankel der in den Ingenieurwissenschaften dominierende mathematisch-theoretische Zugang zur Lösung technischer Probleme. Stattdessen führte er zeit seines Lebens aufwändige, systematische Versuchsreihen durch und war mit dieser im Grunde vorwissenschaftlichen Trial-and-Error-Methode durchaus erfolgreich.

In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre wurde die Arbeit in der Heidelberger Hinterhofwerkstatt zusehends professioneller und allmählich stellten sich erste Erfolge ein, vor allem bei der Konstruktion von Drehschiebersteuerungen für Motoren. In den 1930er Jahren erhielt Wankel dann dank seiner Beziehungen zur NSDAP Forschungs- und Entwicklungsaufträge der Rüstungsindustrie, die ihm schließlich ein eigenes Forschungsinstitut in Lindau finanzierte. Eine zentrale Rolle als Türöffner spielte dabei Hitlers Wirtschaftsberater Wilhelm Keppler, der an einem Unternehmen in Eberbach beteiligt war und auf Wankels politische Aktivitäten, vor allem aber auf sein Talent als Techniker und Erfinder aufmerksam geworden war. Auch ein Konflikt mit dem badischen Gauleiter Robert Wagner, der ihn 1933 vorübergehend in Lahr inhaftieren ließ, konnte Wankels Karriere im „Dritten Reich“ nicht aufhalten. Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs arbeitete er in Lindau an als kriegswichtig angesehenen und entsprechend geförderten Projekten in der Motorentechnik und im Bootsbau.

Wankel zweite Karriere begann in den 1950er Jahren als es ihm gelang, einen funktionsfähigen Rotationskolbenmotor zu konstruieren, der dann von NSU in Neckarsulm zur Serienreife weiterentwickelt wurde. Auch in der Zusammenarbeit mit der Automobilindustrie nahm Wankel die Rolle des unabhängigen Erfinders ein, durch den Verkauf von Lizenzen wurde er vermögend und konnte so ein neues Institut in Lindau finanzieren.

1972 erwarb Wankel eine Villa oberhalb des Hauses Gervinus und wurde in den folgenden Jahren wieder in Heidelberg heimisch. Erneut betätigte er sich politisch, insbesondere kritisierte die Veränderung des Stadtbildes durch die Altstadtanierung und andere Baumaßnahmen. Sein erklärter Gegner war dabei OB Reinhold Zundel, dessen Gegenkandidaten er in den Wahlkämpfen von 1977 und 1984 jeweils finanziell unterstützte.

Poppow liefert mit seiner Wankel-Biographie ein gelungenes Porträt einer schillernden Persönlichkeit. Dabei ist es sein besonderes Verdienst, dass er sich nicht auf die technikhistorische Perspektive beschränkt, sondern explizit auch die politischen Voraussetzungen von Wankels

erstaunlicher Karriere und dessen Verstrickung in den Nationalsozialismus in den Blick nimmt. Am Beispiel Wankels wird erneut deutlich, dass die Arbeit eines Erfinders oder Ingenieurs, der sich auf die Bedingungen des NS-Regimes einließ, nie „unpolitisch“ sein konnte.

Martin Krauß

Erlebte Geschichte erzählt 2005 – 2010. Michael Buselmeier im Gespräch mit Heinz Markmann u.a., hg. von der Stadt Heidelberg, Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 2011, 336 S., 29,50 Euro

Eine beliebte Veranstaltungsreihe – manche sprachen schon früh vom „Kultwert“ der Reihe (Norbert Giovannini) – ist zu Ende gegangen. Am 13. Juni 2010 fand die letzte Veranstaltung aus der Reihe „Erlebte Geschichte erzählt, Michael Buselmeier im Gespräch mit ...“ im Spiegelzelt auf dem Universitätsplatz statt. Seit 1994 hatte es diese Gesprächsveranstaltungen gegeben; zunächst im Prinz Carl, später in der Stadtbücherei und einmal im Jahr im Spiegelzelt während der Literaturtage.

Die Reihe ist zu Ende, aber in vier Bänden sind die Gespräche – in überarbeiteter Form und leicht gekürzt – dokumentiert. Wie schon bei den früheren, hat auch beim letzten Band, der 2011 erschienen ist, das Kulturamt der Stadt bei der Fertigung der Druckvorlage mitgearbeitet. Jedem Beitrag ist ein Foto des Gesprächspartners vorangestellt, und ebenso hilfreich für neugierige Leser sind die kurzen biographischen Angaben am Ende des Bandes. Mit einem Gruß- und Dankeswort des Oberbürgermeisters versehen, erhält das Buch fast einen offiziellen Rahmen.

Der vierte Band enthält 23 Gespräche, die Michael Buselmeier zwischen 2005 und 2010 mit seinen Gästen, „namhaften Persönlichkeiten aus Kultur, Wissenschaft und Politik“, geführt hat. Er nennt sie auch Zeitzeugen. Aber die Fragen Buselmeiers stellen das persönliche Erleben seiner Gesprächspartner in den Mittelpunkt, weniger die Zeitläufe. Fragen nach Herkunft, Ausbildung, Beruf oder wissenschaftlicher Karriere bilden den Schwerpunkt der Gespräche. Buselmeier ist der neugierige – aber nicht unwissende – Fragende, immer interessiert, manchmal eher skeptisch (gegenüber der Kunsttheorie Wassili Lepantos); er lässt sich auch gerne belehren, wenn der Gesprächspartner ein so prominenter Vertreter seines Fachs ist wie der Ägyptologe Jan Assmann. Und er vergisst nie, besonders die ehemaligen KFG-Schüler, nach der Schulkarriere zu fragen. Den meisten Hörern und Lesern dürften seine eigenen, von ihm häufig geäußerten, negativen Erfahrungen an dieser Bildungsanstalt sicher bekannt sein.

Wie schon bei der letzten Staffel der Gesprächsrunde sind die meisten Gäste Buselmeiers inzwischen kaum älter als er. Eine Ausnahme sind Robert Häusser, Heinz Markmann und Erwin Poell, die als Kinder und Jugendliche noch die NS-Zeit und in der unmittelbaren Nachkriegszeit die entscheidenden Jahre ihrer Ausbildung erlebt haben. Diese verlief teilweise sehr ungewöhnlich: eine fehlende gültige Promotionsordnung und ein sehr unkonventioneller Professor erlaubten es Heinz Markmann, das Gutachten zu seiner Doktorarbeit selbst zu schreiben. Erwin Poell, der inzwischen ein sehr erfolgreiches Berufsleben als Grafiker, Designer, Art Director und Buchgestalter hinter sich hat, konnte an der Stuttgarter Kunstakademie studieren ohne die übliche Aufnahmeprüfung. Und Robert Häusser schuftete nach Kriegsdienst und Gefangenschaft zunächst als Bauer in der Landwirtschaft seiner Eltern in der SBZ, bevor er 1952 seiner eigentlichen Berufung als Fotograf nachgehen konnte. Mit vielen Preisen und Ehrungen wurde sein Lebenswerk inzwischen ausgezeichnet. In seinen Bildern sieht er selbst die Spuren seines Lebens. Obwohl er sich „eigentlich fotografisch nur für die kleinen Leute“ interessiert, hat er viele prominente Zeitgenossen abgelichtet, und manche seiner Fotos sind offenbar so poetisch, dass sie Schriftsteller dazu anregen können, Gedichte zu verfassen.

Bauen in Heidelberg und in Deutschland ist ein Thema bei den Gesprächen mit den Architekten Bert Burger und Hans Peter Stichs, sowie dem Projektentwickler Roland Ernst. Die Aufzählung der modernen Gebäude, die in Heidelberg auf deren Initiative und mit ihrer Mitarbeit bisher

gebaut wurden oder auch noch gebaut werden könnten, ist beeindruckend. Dankbar muss man aber auch sein für das, was verhindert wurde. Es ist gruselig zu lesen, dass es Mitte der 60er Jahre den Plan gab, die Ladenburger Altstadt „quasi plattzumachen“. Denkmalschutzvorschriften gab es noch nicht. Glücklicherweise setzten sich zwei Studenten (Burger und sein Freund Borkowski) mit ihrem Vorschlag der Sanierung und Erhaltung durch, er wurde ausgeführt und erhielt Modellcharakter. Davon konnte schließlich auch die Heidelberger Altstadtsanierung profitieren.

Die Zeit des Umbruchs in der deutschen Nachkriegsgesellschaft Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre war auch die Zeit, in der der Heidelberger Kunstverein sich veränderte. Zum 100-jährigen Jubiläum im Jahr 1969 bereitete Jens Christian Jensen, der ehrenamtliche Leiter des Kunstvereins, eine Ausstellung vor, die den meisten Mitgliedern als modern galt, es aber nach der Ansicht anderer keineswegs war. So kam es zur Gegenausstellung „Intermedia 69“, die von Jochen Goetze und Klaus Staack initiiert und organisiert wurde. Jochen Goetze spricht von einer dreitägigen „Happening-Fluxus-Performance Veranstaltung“. Auch wenn nicht alles so lief, wie es geplant war (es gab Absagen von bekannten Künstlern und die Verhüllung des Amerikahauses durch Christo gelang nur sehr mangelhaft), muss es ein riesiger Spaß gewesen sein. 1970 bekam der Kunstverein auch seinen ersten hauptamtlichen Direktor, Hans Gercke. Die großartige, überaus erfolgreiche Ausstellung „Blau – Farbe der Ferne“ im Jahr 1990 kann man als Höhepunkt seiner Arbeit ansehen.

Sozusagen ein Heimspiel für Buselmeier sind seine Gespräche mit den Schriftstellerkollegen Wilhelm Genazino und Johann Lippet. Die Suche nach originellen Motiven und die Verwandlung biografischer Fakten in Literatur sind ihr Thema.

Eine Gruppe von Wissenschaftlern, die entweder als Studenten oder als Lehrer (oder durch beides) mit der Heidelberger Universität verbunden sind, hat Michael Buselmeier natürlich auch zu Gast.

Bleiben die Gespräche mit Peter Staengle, Arnold Rothe, Reinhard Düchting, Jan Assmann und Klaus von Beyme eher im fachlichen Bereich des jeweiligen Wissenschaftlers, so sprechen Hartmut Soell und Bernhard Vogel auch über ihre Zeit als Politiker, als Bundestagsabgeordneter bzw. als zweimaliger Ministerpräsident. Kurt Brenner, seit 1969 Leiter des Heidelberg-Hauses in Montpellier, betreibt praktische Kulturpolitik im Süden Frankreichs, auch mit unkonventionellen Mitteln, z.B. mit dem „Deutschmobil“, das die Verbreitung der deutschen Sprache an französischen Schulen erfolgreich fördert.

Über Theater spricht (und schreibt) Michael Buselmeier gerne. Mit Dorothea Paschen verbindet ihn die Erinnerung an die gemeinsame Zeit bei Frau Haller, die beide sehr schätzten. Hansgünther Heyme, der Regisseur vieler spektakulärer Inszenierungen an verschiedenen deutschen Bühnen, erläutert, warum er sich nach so vielen Erfolgen die Intendanz in Ludwigshafen am Theater im Pfalzbau „noch antut“. Er sieht die Situation in Ludwigshafen (ein Theater ohne festes Ensemble) als besondere Herausforderung und glaubt, dass die Situation und seine Arbeit dort Modellcharakter haben kann für andere Städte, denen in Zukunft das Geld für ein eigenes Theater fehlen wird.

Musikkultur in Heidelberg ist vielfältig. Aber ohne Peter Schumann wäre sie ärmer. Fast 30 Jahre war er Organist an der Heiligeistkirche. Und danach als „freier Arbeiter“, wie er sich nennt, ist er Heidelberg und der näheren Umgebung mit seinen zahlreichen Konzerten treu geblieben. Viele Konzertbesucher danken es ihm.

In der bisherigen Form werden also keine weiteren öffentlichen Begegnungen Michael Buselmeiers mit interessanten Persönlichkeiten, die Heidelberg nahe stehen, stattfinden. Die Veranstaltungsreihe ist abgeschlossen. Es ist gut, dass es die vier Bände gibt, damit sie nicht vergessen wird.

Ingrid Moraw

Christmut Präger: Kunst auf dem Campus: Kunst am Bau der Universität Heidelberg nach 1945, hg. von Athenaeum. Dietrich Götze Stiftung für Kultur und Wissenschaft. Akademische Verlagsgesellschaft AKA GmbH, Heidelberg 2011, 208 S., 68,00 Euro

Seit 1955 fließt in Baden-Württemberg ein Anteil der Bausumme großer öffentlicher Bauvorhaben in künstlerische Gestaltungsmaßnahmen, in „Kunst am Bau“. Im Zuge der Baumaßnahmen der Universität Heidelberg entstanden nach 1945 87 Werke von 84 Künstlerinnen und Künstlern – zumeist Skulpturen, die mit der sie umgebenden Architektur korrespondieren und innerhalb der Gebäude oder im öffentlichen Raum über den gesamten Campus verteilt sind. Die Athenaeum Stiftung hat aus Anlass der 625-Jahrfeier der Universität eine Dokumentation dieser Kunstwerke ermöglicht.

Entstanden ist ein eindrucksvoller Bildband mit informativen und gut lesbaren Texten des Heidelberger Kunsthistorikers Christmut Präger, konzeptionell unterstützt vom Leiter des Universitätsbauamtes Rolf Stroux. Die Dokumentation gliedert sich nach Standorten, ausgehend von der Altstadt, den Kliniken im Neuenheimer Feld bis hin zum Skulpturenpark der Orthopädischen Klinik in Schlierbach.

Das von Thomas Hoch ansprechend gestaltete Buch macht beim Durchblättern und Schmökern sehr viel Freude. Altbekanntes wird in neues Licht gesetzt, alte Sehgewohnheiten aufgebrochen. Wie oft war ich in der Triplex-Mensa ... Über die Deckengestaltung von Alfonso Hüppi habe ich in all den Jahren nie nachgedacht. Man stößt auf Überraschungen wie einen Guss Henry Moores „Mutter und Kind“ aus dem Jahr 1960, der heute den Vorplatz des Zentrums für Kinder- und Jugendmedizin Angelika-Lautenschläger-Klinik ziert. Ja, man lässt sich bisweilen auch gerne provozieren, zum Beispiel von Wilhelm Loths „Figur 1/62 – erregte Figur“ (1962) am DKFZ, eine Liegende, deren Kopf der Abstraktion zum Opfer gefallen scheint. Der Band regt dazu an, Prägers Empfehlung unverzüglich zu folgen: „Alle diese Arbeiten können erst durch die persönliche Inaugenscheinnahme ihre Wirkkraft voll entfalten.“ (S. 11). Dies gilt insbesondere für die Werke junger zeitgenössischer Künstlerinnen und Künstler, die in den Kliniken im Neuenheimer Feld verborgen liegen. So mutet beispielsweise die Krehl-Klinik geradezu wie eine Galerie für zeitgenössische Kunst an.

Man hätte sich alternativ zur Struktur des Bandes nach Standorten eine chronologische Gliederung vorstellen können, die die historische Entwicklung von „Kunst am Bau“ vor Augen führt. Die staatliche Förderung von „Kunst am Bau“ ist keineswegs eine Erscheinung der Nachkriegszeit nach 1945: In Deutschland hat Kunst am Bau als staatliche Maßnahme eine Geschichte, deren Anfänge bis in die Weimarer Republik zurückreichen. Die erste für das gesamte Deutsche Reich gültige Regelung erließ Goebbels im Mai 1934: Einen bestimmten prozentualen Anteil an den Hochbaukosten musste die Bauverwaltung für Aufträge an Künstler und Kunsthandwerker verwenden. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Verordnung in beiden deutschen Staaten wieder aufgegriffen. Unter dem Titel „Zeit des Unheils“ erwähnt Präger Bauschmuck aus der Zeit des Nationalsozialismus, angefangen vom martialischen Adler, der von 1936 bis 1945 Karl Albikers Athena als Portalfigur der Neuen Universität verdrängte, bis hin zu Erwin Spulers Majolika Wanderschmuck „Junge Männer beim Ringkampf“ von 1936, der auch heute noch in der Chirurgischen Klinik zu sehen ist.

Das erste Kunstwerk der Dokumentation datiert mit Bernhard Heiligers „Große vegetative Skulptur“ auf das Jahr 1960. Warum also der zeitliche Einschnitt 1945? Nach 1945 wurden „neue Wege“, so Präger, beschritten, indem man die Kunst von ihren politischen Botschaften befreien wollte und sich neue Formen der Zusammenarbeit zwischen Bauherr, Architekt und Künstler ergaben.

Dies trifft ohne Zweifel zu, doch sollte damit nicht der Anspruch erhoben werden, dass „diese Schöpfungen einen wahren Kosmos der Kunst“ bildeten (S. 11). Längst haben sich neue künstlerische Aktionsformen durchgesetzt, die nicht an vorgegebene Räumlichkeiten gebunden sind. Viele Künstlerinnen und Künstler, die im öffentlichen Raum agieren, greifen mit temporären

Kunstprojekten in soziale Gefüge ein, sie wollen Sichtweisen verändern, sie wollen intervenieren. Diese Künstlerinnen und Künstler sind weit davon entfernt, Neubauten und öffentliche Räume mit bleibenden Kunstobjekten als Dekor oder Denkmal zu bereichern.

Julia Scialpi

Der ehemalige Harmonie-Garten und die Theaterstraße in Heidelberg, hg. von Bürger für Heidelberg e.V. Kurpfälzischer Verlag Heidelberg 2011, 48 Seiten, 3,00 Euro

Der Verein Bürger für Heidelberg hat anlässlich der Diskussionen um die Neugestaltung des Areals von Theaterstraße und ehemaligem Harmoniegarten eine engagierte Broschüre mit historischem Schwerpunkt herausgegeben. Die reich bebilderte Schrift beabsichtigt nicht die Präsentation neuer Forschungsergebnisse, sondern will auf der Grundlage historischer Befunde informieren und einen Beitrag zur aktuellen stadtpolitischen Diskussion um die Gestaltung der historischen Altstadt leisten.

In einem ersten Teil werden stadt- und baugeschichtliche Aspekte beginnend mit der Vertreibung der Juden 1390 aus Heidelberg und der Anlage der Vorstadt präsentiert. Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf der Gründung der Harmonie-Gesellschaft mit Sitz im ehemaligen Wormser Hof und dem Neubau des Harmoniegebäudes. In diesem Zusammenhang entstand auch der Harmonie-Garten, der heute stadtplanerisch im Zentrum des Geschehens steht.

Da dieser Bereich nicht getrennt von den Planungen für die Theaterstraße betrachtet werden kann, wird in einem zweiten Teil auch dieser Abschnitt inhaltlich berücksichtigt. Der Schwerpunkt liegt hier vor allem bei historischen Persönlichkeiten, die – insbesondere im 19. Jahrhundert – in der Theaterstraße wohnten.

Der dritte inhaltliche Schwerpunkt liegt auf den Planungen und städtebaulichen Initiativen seit den 1970er Jahren. Im Zuge der Altstadtsanierung sollte diese vom fließenden und ruhenden Autoverkehr befreit werden, um die Lebensqualität zu verbessern. Neue Aktualität hat das Thema durch zwei Ereignisse gewonnen: die voraussichtliche Schließung des Kinos Harmonie-Lux und die damit verbundenen Pläne für ein Einkaufszentrum inmitten der Altstadt sowie die Theatersanierung und die Diskussion um die Neugestaltung des Areals in seiner unmittelbaren Umgebung.

In diese Diskussion schaltet sich der Verein Bürger für Heidelberg – nicht nur – mit der vorliegenden Schrift engagiert ein. Dabei wird die frühere Harmoniegesellschaft zum Dreh- und Angelpunkt der Argumentation. Diese wurde 1832 gegründet und reiht sich in die Entstehung der bürgerlichen Lesegesellschaften des Vormärz nahtlos ein. In Heidelberg entstand zunächst die Museumsgesellschaft, dann aber auch die Harmoniegesellschaft. Diese verstand sich als nicht ganz so exklusiv; hier wurden vor allem Kaufleute, Handwerker, Beamte, aber auch Tagelöhner Mitglied. Hier wurde bürgerliche Geselligkeit gepflegt, sie war ein Ort der Information, der Bildung, der Kultur und der Politik. Vor allem während der badischen Revolution bot sie den Liberalen ein Diskussionsforum. Sie war „Treffpunkt und Informationsbörse für jedermann“.

Im Engagement des Vereins Bürger für Heidelberg mit der Forderung nach einer Gestaltung des Raumes als Begegnungsort für Heidelberger und Besucher, und zwar ohne kommerzielle Nutzung, verbinden sich aktuelle Gestaltungswünsche mit der Rückbesinnung auf die historischen Wurzeln. Hier formiert sich eine gedachte Kontinuität von der bürgerlichen Geselligkeit der Harmonie-Gesellschaft hin zu konsumzwang-freien Lebensräumen in der heutigen Altstadt. Zumindest mit der im Gemeinderat beschlossenen Interimslösung zur Gestaltung des Platzes ist dies zunächst mehr oder weniger gelungen. Die Broschüre ist ein Dokument des Versuchs, diskursiv den verantwortlichen Umgang mit dem historischen Erbe und eine neue Lebensqualität miteinander zu vereinbaren.

Petra Nellen

Lesen Sie weiter:

»Reihe P« ist eine neue Bibliothek der Modernen Poesie, in der die weltweit wichtigsten Stimmen der zeitgenössischen Lyrik dem deutschen Leser in beispielhaften Nachdichtungen präsentiert werden. Herausgeber sind Joachim Sartorius, Hans Thill und Ernest Wichner.

Bisher sind erschienen:

Juri Andruchowytch

Werwolf Sutra

Aus dem Ukrainischen von Stefaniya Ptashnyk

Constantin Virgil Bănescu

Der Hund, die Frau und die Liebäugler

Aus dem Rumänischen von Oskar Pastior

Igor Bulatovsky

Längs und Quer

Aus dem Russischen von Elke Erb, Daniel Jurjew,
Gregor Laschen und Olga Martynova

Zvonko Maković

lügen. warum nicht?

Aus dem Kroatischen von Alida Bremer

Christopher Middleton

Im geheimen Haus

Aus dem Englischen von Ernest Wichner

Bernard Noël

Körperextrakte

Aus dem Französischen von Angela Sanmann

Tom Raworth

Logbuch

Aus dem Englischen von Ulf Stolterfoht

Tracy K. Smith

Leben auf dem Mars

Aus dem Englischen von Astrid Kaminski

Alle Titel
€ 17,90
96 Seiten

Pulitzer-
Preis
2012



Wunderhorn

Bitte fordern Sie unser Verlagsverzeichnis an:
Verlag Das Wunderhorn,
Rohrbacher Straße 18, 69115 Heidelberg
info@wunderhorn.de www.wunderhorn.de

Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte

Reise- und Kunstführer, Bildbände

- Gisela Atteln, Helmuth Bischoff: Rhein-Neckar. Dumont Reise-Taschenbuch, Ostfildern 2011
- Andrew Cowin: Der Heidelberger Studentenkarzer. Hg. Universität Heidelberg: Rektor und Universitätsmuseum, Neustadt / Wstr. 2011
- Hans Gercke: Kirchen in Heidelberg (Schnell, Große Kunstführer 258), Regensburg 2011
- Götz Gußmann, Annette Wacker-Gußmann: Bildschöner Neckar. Ein Bilderbuch, Stuttgart, Steinbronnen 2011
- Merian Heidelberg, Jg. 2011, H. 3, Hamburg 2011
- Christmut Präger: Kunst auf dem Campus: Kunst am Bau der Universität Heidelberg nach 1945, Heidelberg 2011
- Anneliese Seeliger-Zeiss: Evang. Providenzkirche Heidelberg (Schnell, Kunstführer Nr. 1673), Regensburg 2011
- Wolfgang Wiese, Karin Stober: Schloss Heidelberg. Hg. Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, 3. überarb. Aufl. München 2011

Selbständige Veröffentlichungen 2011

- Heinrich Ammerer: Am Anfang war die Perversion. Richard von Krafft-Ebing: Psychiater und Pionier der modernen Sexualkunde, Wien u.a. 2011
- Sabine Arndt: Das Schlosshotel – Eine Laudatio auf ein Hotel, Heidelberg 2011
- Regina Baar-Cantoni: Religionspolitik Friedrich II. von der Pfalz im Spannungsfeld von Reichs- und Landespolitik (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 188), Stuttgart 2011
- Franz A. Bankuti: Tabak in der Kurpfalz. Tabakanbau und Zigarrenindustrie, Ubstadt-Weiher u.a. 2011
- Cordia Baumann, Sebastian Gehrig, Nicolas Büchse (Hgg.): Linksalternatives Milieu und Neue Soziale Bewegungen in den 1970er Jahren (Akademiekonferenzen Bd. 5), Heidelberg 2011
- Ernst Wolfgang Becker: Theodor Heuss – Bürger im Zeitalter der Extreme, Stuttgart 2011
- Günther Bolich, Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Hgg.): Literaturregion Oberrhein bis Bodensee. Orte, Personen, Schauplätze. Im Auftrag von ADAC, Literarischer Gesellschaft und Museum für Literatur am Oberrhein Karlsruhe, Halle (Saale) 2011
- Annette Borchardt-Wenzel: Kleine Geschichte Badens, Regensburg 2011
- Bürger für Heidelberg e.V. (Hg.): Der ehemalige Harmonie-Garten und die Theaterstraße in Heidelberg, Heidelberg 2011
- Christusgemeinde (Evangelische Bezirkskirche Heidelberg) (Hg.): Eine Orgel im Wandel der Zeit. Festschrift zur Wiedereinweihung der Walcker-Orgel in der Heidelberger Christuskirche, Ubstadt-Weiher u.a. 2011
- Eberhard Demm, Jaroslaw Suchoples (Hgg.): Akademische Lebenswelten. Habitus und Sozialprofil von Gelehrten im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2011
- Horst Eichler: Heidelberger Erdgeschichte. Geologische Umgebungskarte mit Erläuterungen (Geo-Naturpark Bergstraße-Odenwald), Heidelberg 2011
- Susanne Fiek, Yvonne Schwegler: Mit ganz viel Herz – Geschichten und Anekdoten aus Heidelberg, Gudensberg-Gleichen 2011

- Maxi Marianne Fricke: 175 Jahre Dr. Heinrich Klose – Freimaurer und Bauherr des alten Englischen Viertels in Heidelberg-Neuenheim. Gedenkschrift zum 175. Geburtstag von Dr. Heinrich Klose am 29. September 2011, Heidelberg 2011
- Annemarie Gethmann-Siefert, Bernadette Collenberg-Plotnikov, Elisabeth Weisser-Lohmann (Hgg.): Die Sammlung Boisserée. Von privater Kunstbegeisterung zur kulturellen Akzeptation der Kunst (Kunst als Kulturgut. Bd. 1), München 2011
- Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten. Hg. vom Förderkreis Begegnung, Heidelberg 2011
- Dietrich Harth: Die Heidelberger Bücherverbrennung des Jahres 1933. Geschichte und Gedenken (Heidelberger Perspektiven 1), Heidelberg 2011
- Christian Hattenhauer, Klaus-Peter Schroeder (Hgg.): 200 Jahre Badisches Landrecht von 1809/1810. Jubiläumssymposium des Instituts für geschichtliche Rechtswissenschaft der Ruprecht-Karls-Universität und der Heidelberger Rechtshistorischen Gesellschaft vom 23. bis 26. September 2009 (Rechtshistorische Reihe. Bd. 415), Frankfurt a. M. u.a. 2011
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 16, 2012, Heidelberg 2011 (HJG Jg. 16, 2012)
- Thomas Kampen: Sinologie im 20. Jahrhundert: Heidelberg – Deutschland – International, Heidelberg 2011
- Martin Krauß, Ulrich Nieß (Hgg.): Stadt, Land, Heimat. Beiträge zur Geschichte der Metropolregion Rhein-Neckar im Industriezeitalter, Ubstadt-Weiher u.a. 2011
- Wilhelm Kühlmann (Hg.): Julius Wilhelm Zingref und der Heidelberger Späthumanismus. Zur Blüte- und Kampfzeit der calvinistischen Kurpfalz, Ubstadt-Weiher u.a. 2011
- Dietrich Lemke: Im Himmel über Heidelberg. 40 Jahre Max-Planck-Institut für Astronomie in Heidelberg (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Max-Planck-Gesellschaft. 21), Berlin 2011
- Peter Meusburger, Thomas Schuch (Hgg.): Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg. Im Auftrag des Rektors Prof. Dr. Bernhard Eitel, Knittlingen 2011
- Stefan Mörz: A Short History of The English Church Heidelberg, Ludwigshafen, Heidelberg 2011
- Christine Nawa: Robert Wilhelm Bunsen und sein Heidelberger Laboratorium (Historische Stätten der Chemie. Hg. Gesellschaft Deutscher Chemiker), Frankfurt/M 2011
- Hans Neuenfels: Das Bastardbuch. Autobiographische Stationen, München 2011
- Harald Pfeiffer: „Ich hab’ mein Herz in Heidelberg verloren...“. Kleine Heidelberger Musikgeschichte, Leipzig 2011
- Marcus Popplow: Felix Wankel. Mehr als ein Erfinderleben, Erfurt 2011
- Susan Richter, Armin Schlechter (Hgg.): Zwischen allen Welten. Die Lebenserinnerungen der ersten Heidelberger Professorin Gerta von Ubisch, Stuttgart 2011
- Lawrence A. Scaff: Max Weber in America, Princeton, Oxford 2011
- Anna Schiener: Kleine Geschichte der Oberpfalz, Regensburg 2011
- Hannelore Schlaffer: Die intellektuelle Ehe. Der Plan vom Leben als Paar, München 2011
- Ulrike Schofer, Kathrin Pfister (Hgg.): Das Heidelberger Arznei Buch des Christoph Wirsung. Naturheilkunde in der Frühen Neuzeit, Knittlingen 2011
- Werner Schroeter, Claudia Lenssen: Tage im Dämmer, Nächte im Rausch. Autobiographie, Berlin 2011
- Helmut Schwier (Hg.): Begegnungen, Vertreibungen, Kriege. Gedenkbuch zur Geschichte der Universität Heidelberg, Heidelberg 2011
- Gerhard Schwinge: Albert Ludwig Grimm (1786–1872). Student in Heidelberg, Schulmann und Schriftsteller in Weinheim, Parlamentarier in Karlsruhe und Bürgermeister in Weinheim, aktiver Ruheständler in Baden-Baden. Eine Biographie in ihrem zeitgeschichtlichen Rahmen, Ubstadt-Weiher u.a. 2011

- Stadt Heidelberg (Hg.): Erlebte Geschichte erzählt 2005–2010. Michael Buselmeier im Gespräch mit ..., Heidelberg 2011
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2011, Heidelberg 2011 (Jb Hhm 2011)
- Harald Stockert: „... viele adeliche Häuser“. Stadtsitze, Landschlösser und adlige Lebenswelten in Mannheim und der Kurpfalz (Beiträge zur Mannheimer Architektur- und Baugeschichte. Bd. 7), Mannheim 2011
- Reinhard Störzner, Wolfgang Herbst, Jörg-Uwe Finze (Hgg.): 350 Jahre Providenzkirche. Festschrift zum Jubiläum 2011. Im Auftrag des Ältestenkreises der Altstadtgemeinde Heiliggeist-Providenz, Heidelberg 2011
- Fritz Sturm: 200 Jahre Badisches Landrecht (Schriftenreihe des Rechtshistorischen Museums. H. 23), Karlsruhe 2011
- Karin Tebben (Hg.): Vor allen Dingen bitte ich, mich doch ja nicht zu vergessen. Briefe der Sammlung Prinzhorn. Eine Ausstellung des Germanistischen Seminars der Universität Heidelberg 19. Juni bis 24. Juli 2011, Peterskirche Heidelberg, Heidelberg 2011
- Theater & Orchester Heidelberg (Hg.): Sehnsucht 05/11, Heidelberg 2011
- Universität Heidelberg. Der Rektor (Hg.): Dem lebendigen Geist. Festschrift zur Wiedereröffnung der Neuen Universität, Heidelberg 2011
- Universitätsmuseum Heidelberg, Matthias Untermann (Hgg.): Ausgezeichnet. Heidelberg und seine Nobelpreisträger. Begleitheft zur Ausstellung im Universitätsmuseum Heidelberg, 22. Juni bis 29. Oktober 2011, Heidelberg 2011
- Wolfram Wette: Karl Jäger. Mörder der litauischen Juden. Mit einem Vorwort von Ralph Giordano, Frankfurt a. M. 2011

Aufsätze und selbständige Veröffentlichungen (nach Epochen geordnet)

Vor- und Frühgeschichte, Archäologie

- Carsten Casselmann, Martin Straßburger: „Das haben wir eingenommen, ...“. Der „Tilly-Fund“ und Spuren der Belagerungen Heidelbergs im 17. Jahrhundert, in *Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege*. Jg. 40, 2011, H. 2, S. 74–78
- Horst Eichler: Heidelberger Erdgeschichte. Geologische Umgebungskarte mit Erläuterungen (Geo-Naturpark Bergstraße-Odenwald), Heidelberg 2011
- Jochen Goetze: Archäologische Funde 2008/09. Zeitschriftenschau, in *HJG* Jg. 16, 2012, S. 255–259
- Andreas Hensen: *Violatio sepulcri* – Grabfrevel im Spiegel archäologischer und schriftlicher Quellen, in Marcus Reuter, Romina Schiavone (Hgg.): *Gefährliches Pflaster. Kriminalität im Römischen Reich* (Xantener Berichte. Bd. 21), S. 163–170

12. – 18. Jahrhundert

- Regina Baar-Cantoni: Religionspolitik Friedrich II. von der Pfalz im Spannungsfeld von Reichs- und Landespolitik (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 188), Stuttgart 2011
- Rainer Bunz: Kurfürst Karl Ludwig, Prinz Rupert und die Herren Leslie von Langenzell. Ein vergessenes Kapitel britisch-kurpfälzischer Beziehungen im 17. Jahrhundert, in *ZGO* Bd. 159, 2011, S. 355–387
- Joachim Dahlhaus: Der Adler im Schild. Unbeachtete Urkunden des rheinischen Pfalzgrafen Konrad und anderer deutscher Fürsten (1160–1215), in *ZGO* Bd. 159, 2011, S. 101–130

- Wolfgang Herbst: Die Providenzkirche zwischen Himmel und Erde, in Reinhard Störzner, Wolfgang Herbst, Jörg-Uwe Finze (Hgg.): 350 Jahre Providenzkirche. Festschrift zum Jubiläum 2011. Im Auftrag des Ältestenkreises der Altstadtgemeinde Heiliggeist-Providenz, Heidelberg 2011, S. 77–82
- Wilhelm Kreuzt: Die Kurpfalz zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, in Wilhelm Kühlmann (Hg.): Julius Wilhelm Zinzgref und der Heidelberger Späthumanismus. Zur Blüte- und Kampfzeit der calvinistischen Kurpfalz, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 71–84
- Ulrich Kronauer: Dulden oder anerkennen? Aspekte der Toleranz, in Reinhard Störzner, Wolfgang Herbst, Jörg-Uwe Finze (Hgg.): 350 Jahre Providenzkirche. Festschrift zum Jubiläum 2011. Im Auftrag des Ältestenkreises der Altstadtgemeinde Heiliggeist-Providenz, Heidelberg 2011, S. 99–103
- Wilhelm Kühlmann (Hg.): Julius Wilhelm Zinzgref und der Heidelberger Späthumanismus. Zur Blüte- und Kampfzeit der calvinistischen Kurpfalz, Ubstadt-Weiher u.a. 2011
- Rüdiger Lenz: Wilhelm von Habern – Burgherr und hoher pfälzischer Beamter, in Unser Land 2012, Heidelberg 2011, S. 49–53
- Hans-Martin Mumm: Die Heidelberg-Skizze im Nachlass Domenico Martinellis, in HJG Jg. 16, 2012, S. 179–187
- Hans-Martin Mumm: Der Name der Heiliggeistkirche. Versuch einer historischen Deutung, in HJG Jg. 16, 2012, S. 11–44
- Dorothee Mussnug: Kurpfälzische Normen zu Armut und Fürsorge im 16. Jahrhundert, in Konrad Krimm, Dorothee Mussnug, Theodor Strohm: Armut und Fürsorge in der frühen Neuzeit (Oberrheinische Studien. Bd. 29), Ostfildern 2011, S. 69–92
- Michael Roth: Dominus Providebit – Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, in Reinhard Störzner, Wolfgang Herbst, Jörg-Uwe Finze (Hgg.): 350 Jahre Providenzkirche. Festschrift zum Jubiläum 2011. Im Auftrag des Ältestenkreises der Altstadtgemeinde Heiliggeist-Providenz, Heidelberg 2011, S. 91–97
- Michael Roth: „Ihr Churfl. Durchl. haben Ihre Mildigkeit zu diesem Kirchenbaw erwiesen.“ Kurfürst Karl Ludwig und die Providenzkirche in Heidelberg, in HJG Jg. 16, 2012, S. 63–88
- Claudia Schmid: Der Kurpfälzer Reformator Paul Fagius und seine Zeit, in Badische Heimat Jg. 91, 2011, H. 1, S. 109–114
- Franz Schmidt: „weil kuchen und keller die herrn reich und arm machen“. Nahrungsmittelversorgung und Nahrungsmittelkonsum am Heidelberger Hof Kurfürst Karl Ludwigs, in ZGO Bd. 159, 2011, S. 389–424
- Ulrike Schofer, Kathrin Pfister (Hgg.): Das Heidelberger Artzney Buch des Christoph Wirsung. Naturheilkunde in der Frühen Neuzeit, Knittlingen 2011
- Wolfgang Schröck-Schmidt, Carola Kupfer: (K)eine Frage des Standes. Das „gemeine Secret“ und andere immobile Toilettenanlagen in Klöstern, Burgen und Schlössern, in Wolfgang Wiese, Wolfgang Schröck-Schmidt (Hgg.): Das Stille Örtchen. Tabu und Reinlichkeit bey Hofe. Hg. von den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg, Berlin, München 2011, S. 30–39
- Robert Seidel: Ein deutscher Horaz – Heidelberg. Johannes Adams Parodiae Horatianae (1611), in Andreas Heil, Matthias Korn, Jochen Sauer (Hgg.): Noctes Sinenses. FS Fritz-Heiner-Mutschler, Heidelberg 2011, S. 120–128
- Harald Stockert: „... viele adeliche Häuser“. Stadtsitze, Landschlösser und adlige Lebenswelten in Mannheim und der Kurpfalz (Beiträge zur Mannheimer Architektur- und Baugeschichte. Bd. 7), Mannheim 2011
- Alexander Wiesneth: Das Dachwerk der Providenzkirche, in Reinhard Störzner, Wolfgang Herbst, Jörg-Uwe Finze (Hgg.): 350 Jahre Providenzkirche. Festschrift zum Jubiläum 2011. Im Auftrag des Ältestenkreises der Altstadtgemeinde Heiliggeist-Providenz, Heidelberg 2011, S. 137–147
- Peter Zimmer, Claus D. Hillebrand: Ein Westfale als kurpfälzischer Kanzler: Justus Reuber (1542–1607), in HJG Jg. 16, 2012, S. 47–60

18. und 19. Jahrhundert

- Annemarie Gethmann-Siefert: Goethe und das „Geschmäckerpfaffentum“, in Annemarie Gethmann-Siefert, Bernadette Collenberg-Plotnikov, Elisabeth Weisser-Lohmann (Hgg.): Die Sammlung Boisserée. Von privater Kunstbegeisterung zur kulturellen Akzeptation der Kunst (Kunst als Kulturgut. Bd. 1), München 2011, S. 340–354
- Annemarie Gethmann-Siefert, Bernadette Collenberg-Plotnikov, Elisabeth Weisser-Lohmann (Hgg.): Die Sammlung Boisserée. Von privater Kunstbegeisterung zur kulturellen Akzeptation der Kunst (Kunst als Kulturgut. Bd. 1), München 2011
- Christian Hattenhauer, Klaus-Peter Schroeder (Hgg.): 200 Jahre Badisches Landrecht von 1809/1810. Jubiläumssymposium des Instituts für geschichtliche Rechtswissenschaft der Ruprecht-Karls-Universität und der Heidelberger Rechtshistorischen Gesellschaft vom 23. bis 26. September 2009 (Rechtshistorische Reihe. Bd. 415), Frankfurt a. M. u.a. 2011
- Hans Hattenhauer: A.F.J. Thibaut (1772–1840) und das Badische Landrecht, in Christian Hattenhauer, Klaus-Peter Schroeder (Hgg.): 200 Jahre Badisches Landrecht von 1809/1810. Jubiläumssymposium des Instituts für geschichtliche Rechtswissenschaft der Ruprecht-Karls-Universität und der Heidelberger Rechtshistorischen Gesellschaft vom 23. bis 26. September 2009 (Rechtshistorische Reihe. Bd. 415), Frankfurt a. M. u.a. 2011, S. 51–69
- Peter Koppenhöfer: „Den Gatten zum Bruder, die Gattin zur Schwester des Geliebten machen.“ Der Anwalt Hans Lorenz Kückler und seine erste Frau, die Schriftstellerin Marie Luise Vogt, in HJG Jg. 16, 2012, S. 201–227
- Marcel Krings: Hegelsches System und badische Revolution. Eine unbekannte Heidelberger Vorlesungsmitschrift Joseph Victor von Scheffels aus dem Nachlass herausgegeben und eingeleitet, in ZGO Bd. 159, 2011, S. 477–498
- Marianne Küffner: Zum Briefwechsel Boisserée und Cotta, in Annemarie Gethmann-Siefert, Bernadette Collenberg-Plotnikov, Elisabeth Weisser-Lohmann (Hgg.): Die Sammlung Boisserée. Von privater Kunstbegeisterung zur kulturellen Akzeptation der Kunst (Kunst als Kulturgut. Bd. 1), München 2011, S. 85–102
- Leonhard Müller: Von der Selbstbehauptung Badens. Zur Außenpolitik Karl Friedrichs zwischen 1789 und 1811, in Badische Heimat Jg. 91, 2011, H. 2, S. 211–219
- Klaus-Peter Schroeder: Karl Salomo Zachariae von Lingenthal (1761–1843) – Lehrer des französischen Rechts an der Ruperto Carola, in Christian Hattenhauer, Klaus-Peter Schroeder (Hgg.): 200 Jahre Badisches Landrecht von 1809/1810. Jubiläumssymposium des Instituts für geschichtliche Rechtswissenschaft der Ruprecht-Karls-Universität und der Heidelberger Rechtshistorischen Gesellschaft vom 23. bis 26. September 2009 (Rechtshistorische Reihe. Bd. 415), Frankfurt a. M. u.a. 2011, S. 201–216
- Gerhard Schwinge: Albert Ludwig Grimm (1786–1872). Student in Heidelberg, Schulmann und Schriftsteller in Weinheim, Parlamentarier in Karlsruhe und Bürgermeister in Weinheim, aktiver Ruheständler in Baden-Baden. Eine Biographie in ihrem zeitgeschichtlichen Rahmen, Ubstadt-Weiher u.a. 2011
- Peter Seng: Aus dem Werk des Zeichners Philibert de Gaimberg (1832–1895), in HJG Jg. 16, 2012, S. 241–247
- Werner K. Sensbach: Thomas Jeffersons Rheinreise 1788, in Badische Heimat Jg. 91, 2011, H.1, S. 34–49
- Friedrich Strack: Die Sammlung Boisserée in Heidelberg. Künstleratelier und Bildungsanstalt, in Annemarie Gethmann-Siefert, Bernadette Collenberg-Plotnikov, Elisabeth Weisser-Lohmann (Hgg.): Die Sammlung Boisserée. Von privater Kunstbegeisterung zur kulturellen Akzeptation der Kunst (Kunst als Kulturgut. Bd. 1), München 2011, S. 165–182
- Joachim Vette: Gemeindegesang in der Badischen Landeskirche im 19. Jahrhundert. „Dann wird schon ein ehrenhaftes Werk zustande gebracht werden, welches der Zeit Trotz bietet“, in Christusgemeinde (Evangelische Bezirkskirche Heidelberg) (Hg.): Eine Orgel im Wandel der Zeit. Festschrift zur Wiedereinweihung der Walcker-Orgel in der Heidelberger Christuskirche, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 68–77

- Sigrid Wechsler: Die Restauratoren und das Restaurieren der Sammlung Boisserée, in Annemarie Gethmann-Siefert, Bernadette Collenberg-Plotnikov, Elisabeth Weisser-Lohmann (Hgg.): Die Sammlung Boisserée. Von privater Kunstbegeisterung zur kulturellen Akzeptation der Kunst (Kunst als Kulturgut. Bd. 1), München 2011, S. 263–279
- Hans-J. Weitz: Die Sammlung Boisserée in den Tagebüchern des Sulpiz, in Annemarie Gethmann-Siefert, Bernadette Collenberg-Plotnikov, Elisabeth Weisser-Lohmann (Hgg.): Die Sammlung Boisserée. Von privater Kunstbegeisterung zur kulturellen Akzeptation der Kunst (Kunst als Kulturgut. Bd. 1), München 2011, S. 61–84
- Lothar Wieser: Die „künftige Armee der radikalen Parthei“? – Badische Turner in Vormärz und Revolution von 1848/49, in Martin Furtwängler, Christiane Pfanz-Sponagel, Martin Ehlers (Hgg.): Nicht nur Sieg und Niederlage. Sport im deutschen Südwesten im 19. und 20. Jahrhundert (Oberrheinische Studien. Bd. 28), Ostfildern 2011, S. 123–154

19. und 20. Jahrhundert

- Heinrich Ammerer: Am Anfang war die Perversion. Richard von Krafft-Ebing: Psychiater und Pionier der modernen Sexualkunde, Wien u.a. 2011
- Claudia Baer-Schneider: Ortstermin „Posselts-Lust“. Aussichtsturm im Heidelberger Stadtwald, in Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege, Jg. 40, 2011, H. 3, S. 174f.
- Alexandra Becker: Max Reger und Heidelberg, in Christugemeinde (Evangelische Bezirksgemeinde Heidelberg) (Hg.): Eine Orgel im Wandel der Zeit. Festschrift zur Wiedereinweihung der Walcker-Orgel in der Heidelberger Christuskirche, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 129–135
- Ernst Wolfgang Becker: Theodor Heuss – Bürger im Zeitalter der Extreme, Stuttgart 2011
- Marco Birn, Werner Moritz: Karriere in der Heimat. Heidelberger Professoren und ihre regionale Bindung im 19. Jahrhundert, in Martin Krauß, Ulrich Nieß (Hgg.): Stadt, Land, Heimat. Beiträge zur Geschichte der Metropolregion Rhein-Neckar im Industriezeitalter, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 215–238
- Dietmar Cramer: Entstehung der Zementindustrie zwischen Rhein und Neckar. Arbeitsbedingungen und Herkunft der Zementarbeiter in Heidelberg und Leimen, in Martin Krauß, Ulrich Nieß (Hgg.): Stadt, Land, Heimat. Beiträge zur Geschichte der Metropolregion Rhein-Neckar im Industriezeitalter, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 167–189
- Eberhard Demm: Alfred Weber (1868–1958): Machtkapital, Netzwerke und Lebensstil, in Eberhard Demm, Jaroslaw Suchoples (Hgg.): Akademische Lebenswelten. Habitus und Sozialprofil von Gelehrten im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2011, S. 105–152
- Eberhard Demm, Jaroslaw Suchoples (Hgg.): Akademische Lebenswelten. Habitus und Sozialprofil von Gelehrten im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2011
- Maxi Marianne Fricke: 175 Jahre Dr. Heinrich Klose – Freimaurer und Bauherr des alten Englischen Viertels in Heidelberg-Neuenheim. Gedenkschrift zum 175. Geburtstag von Dr. Heinrich Klose am 29. September 2011, Heidelberg 2011
- Anja Gillen: Klein-Paris, ein pfälzisches Chicago und eine bürgerliche Wissenschaftsstadt. Beobachtungen zur Industriegeschichte der drei Oberzentren der Metropolregion Rhein-Neckar zwischen 1871 und 1930, in Martin Krauß, Ulrich Nieß (Hgg.): Stadt, Land, Heimat. Beiträge zur Geschichte der Metropolregion Rhein-Neckar im Industriezeitalter, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 112–142
- Dietrich Harth: Die Heidelberger Bücherverbrennung des Jahres 1933. Geschichte und Gedenken (Heidelberger Perspektiven 1), Heidelberg 2011
- Patrick Heinsteins: Klassikrezeption im romantischen Milieu: Schiller und Heidelberg (Teil III). Zwischen 1848er Revolution und Kaiserreich, in HJG Jg. 16, 2012, S. 91–112
- Wolfgang Herbst: Die Orgel der Providenzkirche, in Reinhard Störzner, Wolfgang Herbst, Jörg-Uwe Finze (Hgg.): 350 Jahre Providenzkirche. Festschrift zum Jubiläum 2011. Im Auftrag des Ältestenkreises der Altstadtgemeinde Heiliggeist-Providenz, Heidelberg 2011, S. 133–135

- Martin Kares: Das doppelte Lottchen: Die Walcker-Orgeln der evangelischen Stadtkirchen Essen-Werden (1900) und der Christuskirche Heidelberg (1903) im Vergleich, in Christusgemeinde (Evangelische Bezirkskirche Heidelberg) (Hg.): Eine Orgel im Wandel der Zeit. Festschrift zur Wiedereinweihung der Walcker-Orgel in der Heidelberger Christuskirche, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 143–150
- Ewald Keßler: Sühne für die Schuld Europas: Die Ehrenpromotion von James Pennington 1849, in HJG Jg. 16, 2012, S. 229–240
- Bruno König: Die „Odenwälderbahn“ Heidelberg–Mosbach, in Unser Land 2012, Heidelberg 2011, S. 85f.
- Martin Krauß: Wachstum und Verflechtung – Aspekte der demographischen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung im Rhein-Neckar-Raum (1870–1970), in Martin Krauß, Ulrich Nieß (Hgg.): Stadt, Land, Heimat. Beiträge zur Geschichte der Metropolregion Rhein-Neckar im Industriezeitalter, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 11–24
- Martin Krauß, Ulrich Nieß (Hgg.): Stadt, Land, Heimat. Beiträge zur Geschichte der Metropolregion Rhein-Neckar im Industriezeitalter, Ubstadt-Weiher u.a. 2011
- Jörg Kreuzt: „Die Fahne der Republik ist Schwarz-Rot-Gold“. Die Anfänge des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold in der Rhein-Neckar-Region (1924–1927), in Martin Krauß, Ulrich Nieß (Hgg.): Stadt, Land, Heimat. Beiträge zur Geschichte der Metropolregion Rhein-Neckar im Industriezeitalter, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 239–268
- Eric J. Lehn: Der Bürgermeister-Doppelmord von Heidelberg-Schlierbach, in Unser Land 2012, Heidelberg 2011, S. 197–202
- Florian Meinel: Die Heidelberger Sesection. Ernst Forsthoff und die „Ebracher Ferienseminare“, in Zeitschrift für Ideengeschichte. H. 5/2, 2011, S. 89–108
- Bärbel Meurer: Marianne Weber (1870–1954) und ihr Traum von der gelehrten Welt, in Eberhard Demm, Jaroslaw Suchoples (Hg.): Akademische Lebenswelten. Habitus und Sozialprofil von Gelehrten im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2011, S. 81–104
- Peter Meusburger, Thomas Schuch: Karrieren, soziale Herkunft und soziale Mobilität der Heidelberger Professoren 1803–1932, in Eberhard Demm, Jaroslaw Suchoples (Hg.): Akademische Lebenswelten. Habitus und Sozialprofil von Gelehrten im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2011, S. 217–249
- Thomas Meyer: Sinn der Geschichte. Gottfried Salomon-Delatours Gedenkrede über Ernst Troeltsch in Heidelberg am 24.1.1963, in Journal for the history of modern theology. Zeitschrift für neuere Theologiegeschichte. Vol. 18, 2011, H. 1, S. 71–101
- Frank Moraw: „Die Juden werden abgeholt.“ Die erste große Deportation aus dem deutschen Südwesten am 22. Oktober 1940. Täter, Opfer und Zuschauer in Heidelberg, in HJG Jg. 16, 2012, S. 157–166
- Christine Nawa: Robert Wilhelm Bunsen und sein Heidelberger Laboratorium (Historische Stätten der Chemie. Hg. Gesellschaft Deutscher Chemiker), Frankfurt/M 2011
- Karl Heinz Naser: Binnenwanderung, Binnen- und Außensiedlung, Mobilität im Neckar-Odenwald-Kreis, in Martin Krauß, Ulrich Nieß (Hgg.): Stadt, Land, Heimat. Beiträge zur Geschichte der Metropolregion Rhein-Neckar im Industriezeitalter, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 25–42
- Karl Heinz Naser: Die Mobilität im Neckar-Odenwald-Kreis. Abwanderungen, Zuzüge und Pendlerströme, in Unser Land 2012, Heidelberg 2011, S. 87–89
- Thomas Neureither: Die Feder. Erster Teil aus den Handschuhsheimer Füllhaltergeschichten, in Jb Hhm 2011, S. 68–75
- Christmut Präger: Die Fuchssche Waggonfabrik in Heidelberg, ihre Arbeiter und deren Wanderungen zwischen 1872 und 1927, in Martin Krauß, Ulrich Nieß (Hgg.): Stadt, Land, Heimat. Beiträge zur Geschichte der Metropolregion Rhein-Neckar im Industriezeitalter, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 143–165
- Folker Reichert: Hans Bettmanns Freitod und das Ende der deutsch-jüdischen Symbiose, in ZGO Bd. 159, 2011, S. 531–553

- Susan Richter, Armin Schlechter (Hgg.): Zwischen allen Welten. Die Lebenserinnerungen der ersten Heidelberger Professorin Gerta von Ubisch, Stuttgart 2011
- Reinhard Riese: Erich Kauffmann-Bühler (1899–1967). Eine biographische Studie, in HJG Jg. 16, 2012, S. 123–155
- Adolf Martin Ritter: Die Feier der Kirchenrenovation 1885 im Zeichen von Union und zu Ende gehendem landesherrlichen Kirchenregiment, in Reinhard Störzner, Wolfgang Herbst, Jörg-Uwe Finze (Hgg.): 350 Jahre Providenzkirche. Festschrift zum Jubiläum 2011. Im Auftrag des Ältestenkreises der Altstadtgemeinde Heiliggeist-Providenz, Heidelberg 2011, S. 105–111
- Maike Rotzoll: Soziale Psychiatrie. Einblicke in die Heil- und Pflgeanstalt Wiesloch im Kontext der Modernisierungsbestrebungen der Psychiatrie bis 1933, in ZGO Bd. 159, 2011, S. 439–463
- Maike Rotzoll, Volker Roelcke, Gerrit Hohendorf: Tödliche Forschung an Kindern. Carl Schneiders „Forschungsabteilung“ an der Heidelberger Psychiatrischen Universitätsklinik 1943/44, in HJG Jg. 16, 2012, S. 113–122
- Maike Rotzoll, Klaus Wiedemann: Die „badische Judendeportation“ und das Schicksal von Maximilian und Zilla Neu, in HJG Jg. 16, 2012, S. 249–254
- Martin Sander: Max Reger und die Walcker-Orgel, in Christusgemeinde (Evangelische Bezirks-gemeinde Heidelberg) (Hg.): Eine Orgel im Wandel der Zeit. Festschrift zur Wiedereinweihung der Walcker-Orgel in der Heidelberger Christuskirche, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 123–128
- Lawrence A. Scaff: Max Weber in America, Princeton, Oxford 2011
- Hannelore Schläffer: Die intellektuelle Ehe. Der Plan vom Leben als Paar, München 2011
- Klaus-Peter Schroeder: „Rechtliche Volkskunde“ an der Universität Heidelberg während der Weimarer Republik und im Dritten Reich, in Signa Iuris Bd. 7, 2011, S. 9–23
- Julia Scialpi: „Aus dem Bücher-Saal in Dämonen-Weiten“. Der Schriftsteller Alfred Mombert und die Geschichte seiner Bibliothek 1940 bis 1950, in Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch Bd. 29, 2011, S. 69–80
- Fritz Sturm: 200 Jahre Badisches Landrecht (Schriftenreihe des Rechtshistorischen Museums. H. 23), Karlsruhe 2011
- Karin Tebben (Hg.): Vor allen Dingen bitte ich, mich doch ja nicht zu vergessen. Briefe der Sammlung Prinzhorn. Eine Ausstellung des Germanistischen Seminars der Universität Heidelberg 19. Juni bis 24. Juli 2011, Peterskirche Heidelberg, Heidelberg 2011
- Angela Weirich, Georg F. Hoffmann: Erich von Baeyer (1909–1990). Medizinstudent in der Weimarer Republik und Porträtzeichner von Professoren der Heidelberger Universität, in HJG Jg. 16, 2012, S. 167–178

20. und 21. Jahrhundert

- Cordia Baumann, Sebastian Gehrig, Nicolas Büchse (Hgg.): Linksalternatives Milieu und Neue Soziale Bewegungen in den 1970er Jahren (Akademiekonferenzen Bd. 5), Heidelberg 2011
- Jürgen Berger: Der große Kommunikator Peter Spuhler, in Theater heute. Jg. 52, 2011, H. 8/9, S. 69–71
- Jürgen Brose: Wegbereiter des christlich-jüdischen Dialogs. Zur Enthüllung der Gedenktafel für Ehrenbürger und Prälat Hermann Maas, in Jb Hhm 2011, S. 19–21
- Jan Eike Dunkhase: Gelehrtendämmerung. Werner Conzes Abschied von der Universität, in Eberhard Demm, Jaroslaw Suchoples (Hgg.): Akademische Lebenswelten. Habitus und Sozialprofil von Gelehrten im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2011, S. 189–198
- Konstantin von Freytag Lorighoven: Der universitäre Erziehungsauftrag im Collegium Academicum: Annahme und Abwehr fremder Reformideen an der Universität Heidelberg 1945, in Christoph Jamme, Asta von Schröder (Hgg.): Einsamkeit und Freiheit. Zum Bildungsauftrag der Universität im 21. Jahrhundert, München 2011, S. 83–101
- Hans Gercke: Ein Platz für Menschen. Dani Karavans Projekt einer Neugestaltung des Heidelberger Universitätsplatzes, in HJG Jg. 16, 2012, S. 189–199

- Norbert Giovannini: Herr und Frau Courage. Über die pädagogische Bedeutung „kleiner Gesten“ und solidarischen Handelns und ein Rückblick auf Zivilcourage im Umgang mit verfolgten Heidelberger Juden, in Gerd-Bodo von Carlsburg, Karl-Heinz Dammer, Helmut Wehr (Hgg.): Hätte ich doch nicht weggeschaut... Zivilcourage heute, Augsburg 2011, S. 31–45
- Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945. Biographisches Lexikon mit Texten. Hg. vom Förderkreis Begegnung, Heidelberg 2011
- Ernst Gund: Die Geuder-AG – eine Erfolgsgeschichte aus Handschuhsheim, in Jb Hhm 2011, S. 25–28
- Thomas Kampen: Sinologie im 20. Jahrhundert: Heidelberg – Deutschland – International, Heidelberg 2011
- Markus Lenter: Restaurierung 2010–2011: Die Arbeit der Orgelbauer, in Christusgemeinde (Evangelische Bezirkskirche Heidelberg) (Hg.): Eine Orgel im Wandel der Zeit. Festschrift zur Wiedereinweihung der Walcker-Orgel in der Heidelberger Christuskirche, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 43–53
- Gerhard Luchterhand: Zur Geschichte der Walcker-Orgel in der Heidelberger Christuskirche, in Christusgemeinde (Evangelische Bezirkskirche Heidelberg) (Hg.): Eine Orgel im Wandel der Zeit. Festschrift zur Wiedereinweihung der Walcker-Orgel in der Heidelberger Christuskirche, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 9–42
- Gerhard Luchterhand: Orgelmusik und Orgelkonzerte an der Walcker-Orgel der Christuskirche, in Christusgemeinde (Evangelische Bezirkskirche Heidelberg) (Hg.): Eine Orgel im Wandel der Zeit. Festschrift zur Wiedereinweihung der Walcker-Orgel in der Heidelberger Christuskirche, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 54–62
- Hans Neuenfels: Das Bastardebuch. Autobiographische Stationen, München 2011
- Hans Neuenfels: Heidelberg 1968 oder Die Entdeckung der Jugend, in Theater heute. Jg. 52, 2011, H. 8/9, S. 48–59
- Marcus Popplow: Felix Wankel. Mehr als ein Erfinderleben, Erfurt 2011
- Werner Schroeter, Claudia Lensen: Tage im Dämmer, Nächte im Rausch. Autobiographie, Berlin 2011
- Hartmut Soell: Als junger Historiker an der Universität Heidelberg in der Zeit der Studentenbewegung, in Eberhard Demm, Jaroslaw Suchoples (Hgg.): Akademische Lebenswelten. Habitus und Sozialprofil von Gelehrten im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2011, S. 175–188
- Stadt Heidelberg (Hg.): Erlebte Geschichte erzählt 2005–2010. Michael Buselmeier im Gespräch mit ..., Heidelberg 2011
- Theater & Orchester Heidelberg (Hg.): Sehnsucht 05/11, Heidelberg 2011
- Universität Heidelberg. Der Rektor (Hg.): Dem lebendigen Geist. Festschrift zur Wiedereröffnung der Neuen Universität, Heidelberg 2011
- Universitätsmuseum Heidelberg, Matthias Untermann (Hgg.): Ausgezeichnet. Heidelberg und seine Nobelpreisträger. Begleitheft zur Ausstellung im Universitätsmuseum Heidelberg, 22. Juni bis 29. Oktober 2011, Heidelberg 2011
- Wolfram Wette: Karl Jäger. Mörder der litauischen Juden. Mit einem Vorwort von Ralph Giordano, Frankfurt a. M. 2011
- Viktor Wurm: 80 Jahre Rassegeflügelzucht in Handschuhsheim, in Jb Hhm 2011, S. 15–21

Zu mehreren Zeitabschnitten

- Sabine Arndt: Das Schlosshotel – Eine Laudatio auf ein Hotel, Heidelberg 2011
- Günter Augspurger: Stift Neuburg und die Maler des 20. Jahrhunderts, in Jb Hhm 2011, S. 99–104
- Franz A. Bankuti: Tabak in der Kurpfalz. Tabakanbau und Zigarrenindustrie, Ubstadt-Weiher u.a. 2011

- Alfred Bechtel: Handschuhsheimer Familien Schlicksupp. 1. Fortsetzung, in Jb Hhm 2011, S. 41–49
- Alfred Bechtel, Ludwig Haßlinger: Handschuhsheimer Mühlen im Siebenmühlental, in Jb Hhm 2011, S. 51–55
- Günther Bolich, Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Hgg.): Literaturregion Oberrhein bis Bodensee. Orte, Personen, Schauplätze. Im Auftrag von ADAC, Literarischer Gesellschaft und Museum für Literatur am Oberrhein Karlsruhe, Halle (Saale) 2011
- Annette Borchardt-Wenzel: Kleine Geschichte Badens, Regensburg 2011
- Bürger für Heidelberg e.V. (Hg.): Der ehemalige Harmonie-Garten und die Theaterstraße in Heidelberg, Heidelberg 2011
- Christusgemeinde (Evangelische Bezirkskirche Heidelberg) (Hg.): Eine Orgel im Wandel der Zeit. Festschrift zur Wiedereinweihung der Walcker-Orgel in der Heidelberger Christuskirche, Ubstadt-Weiher u.a. 2011
- Susanne Fiek, Yvonne Schwegler: Mit ganz viel Herz – Geschichten und Anekdoten aus Heidelberg, Gudensberg-Gleichen 2011
- Jörg-Uwe Finze: Die Geschichte des Herrengartens, in Reinhard Störzner, Wolfgang Herbst, Jörg-Uwe Finze (Hgg.): 350 Jahre Providenzkirche. Festschrift zum Jubiläum 2011. Im Auftrag des Ältestenkreises der Altstadtgemeinde Heiliggeist-Providenz, Heidelberg 2011, S. 83–89
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 16, 2012, Heidelberg 2011 (HJG Jg. 16, 2012)
- Wolfgang Herbst: Die Pfarrer der Providenzkirche, in Reinhard Störzner, Wolfgang Herbst, Jörg-Uwe Finze (Hgg.): 350 Jahre Providenzkirche. Festschrift zum Jubiläum 2011. Im Auftrag des Ältestenkreises der Altstadtgemeinde Heiliggeist-Providenz, Heidelberg 2011, S. 112f.
- Eugen Holl: Das Wappen Handschuhsheims, in Jb Hhm 2011, S. 63
- Eugen Holl, Hans Heilberger: Die Tiefburg in Handschuhsheim und das Freiadlige Gut, in Jb Hhm 2011, S. 11–13
- Martin Kares: Aufstieg und Niedergang der Orgelbauerfamilie Walcker am Beispiel erhaltener Orgeln in der Evangelischen Landeskirche in Baden, in Christusgemeinde (Evangelische Bezirkskirche Heidelberg) (Hg.): Eine Orgel im Wandel der Zeit. Festschrift zur Wiedereinweihung der Walcker-Orgel in der Heidelberger Christuskirche, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 136–142
- Hartmut Knittel: Organisierte Mobilität per Schiene und Fahrplan – Vom Vorort- und Nahverkehr zur S-Bahn in der Metropolregion Rhein-Neckar, in Martin Krauß, Ulrich Nieß (Hgg.): Stadt, Land, Heimat. Beiträge zur Geschichte der Metropolregion Rhein-Neckar im Industriezeitalter, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 309–329
- Dietrich Lemke: Im Himmel über Heidelberg. 40 Jahre Max-Planck-Institut für Astronomie in Heidelberg (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Max-Planck-Gesellschaft. 21), Berlin 2011
- Gerhard Luchterhand: Die Expressivorgel und ihre Musik, in Christusgemeinde (Evangelische Bezirkskirche Heidelberg) (Hg.): Eine Orgel im Wandel der Zeit. Festschrift zur Wiedereinweihung der Walcker-Orgel in der Heidelberger Christuskirche, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 78–122
- Peter Meusburger: Stadt und Universität Heidelberg – eine wechselhafte 625-jährige Beziehung, in Peter Meusburger, Thomas Schuch (Hgg.): Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg. Im Auftrag des Rektors Prof. Dr. Bernhard Eitel, Knittlingen 2011, S. 18–35
- Peter Meusburger, Thomas Schuch (Hgg.): Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg. Im Auftrag des Rektors Prof. Dr. Bernhard Eitel, Knittlingen 2011
- Stefan Mörz: A Short History of The English Church Heidelberg, Ludwigshafen, Heidelberg 2011
- Harald Pfeiffer: „Ich hab’ mein Herz in Heidelberg verloren...“. Kleine Heidelberger Musikgeschichte, Leipzig 2011
- Anna Schiener: Kleine Geschichte der Oberpfalz, Regensburg 2011

- Helmut Schwier (Hg.): Begegnungen, Vertreibungen, Kriege. Gedenkbuch zur Geschichte der Universität Heidelberg, Heidelberg 2011
- Anneliese Seliger-Zeiss: Geschichte und Gestalt der Providenzkirche Heidelberg, in Reinhard Störzner, Wolfgang Herbst, Jörg-Uwe Finze (Hgg.): 350 Jahre Providenzkirche. Festschrift zum Jubiläum 2011. Im Auftrag des Ältestenkreises der Altstadtgemeinde Heiliggeist-Providenz, Heidelberg 2011, S. 15–76, 148f.
- Hanspeter Sigmann, Susanne Lowien: Die Organisten an der Heidelberger Christuskirche, in Christuskirche (Evangelische Bezirkskirche Heidelberg) (Hg.): Eine Orgel im Wandel der Zeit. Festschrift zur Wiedereinweihung der Walcker-Orgel in der Heidelberger Christuskirche, Ubstadt-Weiher u.a. 2011, S. 63–67
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2011, Heidelberg 2011 (Jb Hhm 2011)
- Reinhard Störzner, Wolfgang Herbst, Jörg-Uwe Finze (Hgg.): 350 Jahre Providenzkirche. Festschrift zum Jubiläum 2011. Im Auftrag des Ältestenkreises der Altstadtgemeinde Heiliggeist-Providenz, Heidelberg 2011
- Jürgen Udolph: Heidelberg – ein Heidebeerberg?, in Albrecht Greule, Stefan Hackl (Hgg.): Der Südwesten im Spiegel der Namen. Gedenkschrift für Lutz Reichardt (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 184), Stuttgart 2011, S. 35–51

Zusammenstellung: Reinhard Riese

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

- Dr. Dietrich Bahls, geb. 1938, Rechtsanwalt, Stadtführer. Friedrichstraße 11, 69117 Heidelberg (p/d)
- Frank-Uwe Betz, geb. 1967, Dipl. Pol., Veröffentlichungen zur NS-Geschichte der Region. Kurpfalzring 54, 68723 Schwetzingen (p)
- Karin Buselmeier, Professorin i. R. für Ästhetik und Kommunikation an der Fachhochschule Frankfurt am Main, Fachbereich Soziale Arbeit. Kühler Grund 58, 69126 Heidelberg (p)
- Dr. Lorand Dészpa, wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Alte Geschichte und Epigraphik der Universität Heidelberg. Marstallhof 4, 69117 Heidelberg (d)
- Prof. Dr. rer. nat. Werner Ebert, geb. 1939, ehemaliger Leiter der Abteilung Klinische Chemie und Mikrobiologie der Thoraxklinik Heidelberg. Kontakt über: Kirsten.Gerlach@thoraxklinik-heidelberg.de (d)
- Dr. Jochen Goetze, geb. 1937, Historiker. Untere Neckarstraße 62, 69117 Heidelberg (p)
- Dr. Carola Hoecker, geb. 1967, freiberufliche Historikerin. Römerstraße 49, 69115 Heidelberg, buch-museum@web.de (d)
- Dr. Norbert Kramer, wissenschaftlicher Angestellter am Seminar für Alte Geschichte und Epigraphik der Universität Heidelberg. Marstallhof 4, 69117 Heidelberg (d)
- Dr. Martin Krauß, geb. 1960, Leiter des Unternehmensarchivs der Bilfinger SE in Mannheim, Vorstandsmitglied des Heidelberger Geschichtsvereins. Viernheimer Weg 18, 69123 Heidelberg (p)
- Dr. Enno Krüger, Kunsthistoriker, Lehrer in der Erwachsenenbildung. Obere Neckarstraße 16, 69117 Heidelberg, kruenn@web.de (p)
- Prof. Dr. Christian Meier, emeritierter Professor für Alte Geschichte an der LMU München. J.-M.-Fischer Str. 14, 82069 Hohenschäftlarn (p)
- Ingrid Moraw, Lehrerin für Geschichte, Politik und Deutsch i.R. Robert-Stolz-Weg 8, 69181 Leimen (p)
- Hans-Martin Mumm, geb. 1948, Theologe und Maschinenschlosser, Leiter des Kulturstadtsamts der Stadt Heidelberg, Vorsitzender des Heidelberger Geschichtsvereins. Haspelgasse 12, 69117 Heidelberg (d), Kaiserstraße 10, 69115 Heidelberg (p)
- Petra Nellen, geb. 1963, Historikerin, Projektleiterin in der Abteilung Wissenschaftliche Weiterbildung der Universität Heidelberg. Rastatter Straße 4a, 69126 Heidelberg (p)
- Dr. Christmut Präger, geb. in Lörrach/Baden, Kunsthistoriker; Schwerpunkt: Kunst von ca. 1780 bis zur zeitgenössischen Kunst, chris.praeger@web.de (p)
- Hansjoachim Räther, geb. 1949, Historiker, Vorstandsmitglied und Geschäftsführer des Heidelberger Geschichtsvereins, Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt Handschuhsheim. Klingenteichstraße 6, 69117 Heidelberg (p)
- Dr. Reinhard Riese, geb. 1944, Lehrer für Geschichte, Latein und Politik i.R. Rohrbacher Straße 159, 69126 Heidelberg (p)
- Claudia Rink, M.A., Kunsthistorikerin, Stadtführerin, 2. Vorsitzende des Heidelberger Geschichtsvereins. Turnerstraße 141, 69126 Heidelberg, morlock.rink@arcor.de (p).
- Dr. med. Maike Rotzoll, geb. 1964, Fachärztin für Psychiatrie (1991–2001 Psychiatrische Universitätsklinik Heidelberg) und Medizinhistorikerin (seit 2005 Institut für Geschichte und Ethik der Medizin Heidelberg), Mitglied im Vorstand des hgV, maike.rotzoll@histmed.uni-heidelberg.de
- Dr. phil. Ingo Runde, geb. 1970, Leiter des Universitätsarchivs Heidelberg. Akademiestraße 4–8, 69117 Heidelberg (d)

- Andreas Schmidt, geb. 1983, stellvertretender Geschäftsführer des Instituts für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde (FPI); Forschungsschwerpunkte u. a. zur Kirchen- und Landesgeschichte. Grabengasse 3–5, 69117 Heidelberg, andreas.schmidt@zegk.uni-heidelberg.de (d)
- Dr. Sebastian Schmidt-Hofner, wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Alte Geschichte und Epigraphik der Universität Heidelberg. Marstallhof 4, 69117 Heidelberg (d)
- Prof. Dr. med. Volker Schulz, geb. 1938, ehemaliger Chefarzt der Abteilung Pneumologie der Thoraxklinik Heidelberg. Kontakt über: Kirsten.Gerlach@thoraxklinik-heidelberg.de (d)
- Dr. theol. Gerhard Schwinge, geb. 1934, Vikar u. Pfarrer in der Ev.-luth. Kirche in Oldenburg und Militärpfarrer in Jever u. Varel, Kirchenbibliotheksdirektor in Baden, 1993 Promotion an der Universität Mainz über Jung-Stilling. Schillerstraße 2, 76448 Durmersheim, dr.gerhardschwinge@web.de (p)
- Dr. Julia Scialpi, geb. 1974, freiberufliche Historikerin. Schillerstraße 30, 69115 Heidelberg, julia@scialpi.de, www.scialpi.de (d)
- Prof. Dr. Kai Trampedach, Professor für Alte Geschichte (Schwerpunkt griechische Geschichte) an der Universität Heidelberg. Seminar für Alte Geschichte und Epigraphik, Marstallhof 4, 69117 Heidelberg (d)
- Dr. Ulrich Wagner, geb. 1948, Ltd. Archivdirektor am Stadtarchiv Würzburg, Forschungsschwerpunkte Landesgeschichte, Stadtgeschichte und Geschichte des Deutschen Ordens. Unterer Dallenbergweg 36A, 97082 Würzburg (p), Neubaustraße 12, 97070 Würzburg (d), ulrich.wagner@stadt.wuerzburg.de (d)
- Dr. Sean Ward, geb. 1963, freier Autor. Arkansas (USA), sean@seanward.com (p)
- Dr. Klaus Winkler, geb. 1943, Maschinenschlosser, Ingenieur und Physiker, freiberuflicher Musikforscher mit Schwerpunkt Heidelberger Hofkapelle, Mitbegründer und Leiter des Heidelberger Ensembles für Alte Musik „I Ciarlatani“. Grazert 13, 69412 Eberbach, winkler.ciarlatani@web.de (p)
- Prof. Dr. Christian Witschel, Professor für Alte Geschichte (Schwerpunkt römische Geschichte) an der Universität Heidelberg. Seminar für Alte Geschichte und Epigraphik, Marstallhof 4, 69117 Heidelberg (d)
- Dr. Jürgen Zieher, geb. 1969, Historiker. Fahrbachweg 7, 69126 Heidelberg, Juergen.Zieher@t-online.de (p)
- Peter Zimmer, Historiker. Feudenheimer Str. 16, 69123 Heidelberg (p)

Über den Heidelberger Geschichtsverein

Der Heidelberger Geschichtsverein e.V. wurde 1993 gegründet. Er sieht es als seine Aufgabe an, die Erforschung und Darstellung der Geschichte der Stadt Heidelberg und ihrer Ortsteile sowie der Vor- und Frühgeschichte auf ihrer Gemarkung zu fördern, das öffentliche Interesse an der Orts- und Regionalgeschichte zu wecken und interessierten Bürgerinnen und Bürgern sowie den Mitgliedern des Vereins ein Forum im Sinne der Vereinszwecke zu bieten.

Der Verein veranstaltet Vorträge, Führungen und Exkursionen. Er gibt seit 1996 „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ heraus, das im Buchhandel erhältlich ist; den Mitgliedern geht jeweils ein Belegexemplar zu. Daneben erscheinen in unregelmäßigen Abständen Ausstellungskataloge und andere Veröffentlichungen.

Der Geschichtsverein sucht den Kontakt zu historischen und kulturellen Vereinigungen und Einrichtungen in der Region. Er ist als gemeinnützig anerkannt. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 30,00 Euro. Das Beitrittsformular kann beim Vorstand angefordert werden und findet sich auch auf der Internetseite www.haidelberg.de.

Vorstand:

Hans-Martin Mumm, Claudia Rink;
Dr. Martin Krauß; Dr. Maike Rotzoll; Hansjoachim Räther

Kontakt:

Vereinsadresse: Heidelberger Geschichtsverein
c/o Hans-Martin Mumm
Kaiserstraße 10
69115 Heidelberg
E-Mail: hansjoachimR@t-online
Internet: www.haidelberg.de

Jahrbuch:

Anfragen und Zusendungen an die Jahrbuchredaktion bitte über die Vereinsadressen. Die früheren Ausgaben von „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ sind – mit Ausnahme der Jahrgänge 1 und 8 – lieferbar. Jeder Band kostet 18,00 Euro.

hgv HEIDELBERGER
GESCHICHTSVEREIN E.V.





KURPFÄLZISCHER VERLAG

Marco Birn

Bildung und Gleichberechtigung

Die Anfänge des Frauenstudiums
an der
Universität Heidelberg



Kurpfälzischer Verlag · Heidelberg

**Bildung und
Gleichberechtigung**

144 Jahre

Frauen an der
Universität Heidelberg

23 x 16 cm, 192 Seiten, 42 Abb.

ISBN 978-3-924566-46-3

Ladenpreis 18,80 Euro



**Kleines Buch —
Große Wirkung**

450 Jahre

Heidelberger Katechismus

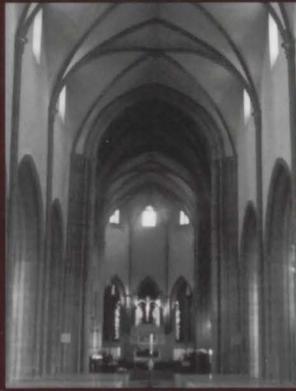
21 x 15 cm, 28 Seiten, 11 Abb.

ISBN 978-3-924566-50-0

Ladenpreis 4,95 Euro

www.Kurpfaelzischer-Verlag.de

206. m. Sch. Hf. 48



KURPFÄLZISCHER VERLAG

ISBN 978-3-924566-48-7
ISSN 1432-6116